A. 8, 239

Baron

Carl Claus von der Decken's

Reisen in Ost-Afrika

in den Jahren 1859 bis 1865.

Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden,

Fürstin Adelheid von Pless.

Erzählender Theil.

Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von C. Heyn, E. Heyn, O. Sundblad und Anderen, und Karten von B. Hassenstein.

Zweiter Band.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1871.

H. 8. 259

Baron

Carl Claus von der Decken's

Reiſen in Oſt-Afrika

in den Jahren 1862 bis 1865.

Nebſt Darſtellung von **R. Brenner's** und **Th. Kinzelbach's** Reiſen
zur Feſtſtellung des Schickſals der Verſchollenen,
1866 und 1867.

Bearbeitet

von

Otto Kerſten,
früherem Mitgliede der von der Decken'ſchen Expedition.

Neue Reiſen im Inneren und an der Küſte. Die oſtafrikaniſche Inſelwelt (Madagaskar, Seſchellen, Réunion, Noſſibé und Komoren). **Reiſen in den Ländern der Galla und Somali.**

Erläutert durch 15 Tafeln, 16 eingedruckte Holzſchnitte und 8 Karten.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'ſche Verlagshandlung.
1871.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau

Kronprinzessin Victoria von Preussen

Princeß Royal von Großbritannien und Irland

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Vorwort zu Band II.

Das Erſcheinen dieſes zweiten Bandes, mit welchem der erzählende Theil des v. d. Decken'ſchen Reiſewerkes abſchließt, hat ſich über Erwarten lange verzögert, weil Richard Brenner, welcher die letzten Abſchnitte urſprünglich bearbeiten wollte, durch andere Unternehmungen hieran verhindert wurde. Erſt gegen Ende vorigen Jahres ſtellte ſich Dieſes als gewiß heraus, und nun erſt konnte ich daran gehen, das Angefangene ſelbſt zu vollenden. Ich unterzog mich dieſer Arbeit nicht ohne Widerſtreben, da ich die nördlichen Gebiete Oſtafrikas, welche es zu ſchildern galt, nicht ſelbſt kennen gelernt habe. Aus dieſem Grunde darf ich wol bei den „Reiſen in den Ländern der Galla und Somali" auf ganz beſondere Nachſicht rechnen; ich habe allerdings keine Mühe geſcheut, um aus dem mannigfachen, ungeordneten und zum Theil ſich widerſprechenden Materiale ein klares Bild von Verhältniſſen und Bewohnern jener noch ſo wenig bekannten Gebiete zu geben, doch alles Dies kann, wie ich nur zu gut fühle, den Mangel eigener Anſchauung nicht erſetzen.

Auch für den Zeichner der Karten, Herrn B. Haſſenſtein in Gotha, war aus oben angeführtem Grund ein bedeutender Verzug erwachſen, indem derſelbe erſt lange nach Zeichnung der zur erſten Abtheilung gehörigen Blätter zum Abſchluß der vier letzten gehen konnte, zu welchen früher Herr R. Brenner ſeine Hilfe durch Mittheilung ſeiner werthvollen Reiſereſultate zugeſagt hatte. Andererſeits war in den letzten Monaten das Intereſſe der Welt von den großen, vor unſeren Augen ſich vollziehenden Begebenheiten ſo völlig in Anſpruch genommen, daß ſolcher Aufſchub nicht allzuviel zu bedeuten hat, möglich ſogar, daß er von Nutzen für das Schickſal des Buches geweſen.

Vorliegender Band enthält weniger Abbildungen als der erſte, dafür aber eine weit größere Anzahl von Karten. Durch dieſe iſt nun im Ganzen auf zehn Blättern die Oſtküſte Afrikas von 10° ſüdl. bis 4° nördl. Breite,

zumeiſt im Maßſtabe von 1:300,000 bis 1:1,000,000 zur Darſtellung gekommen, desgleichen das Innere an drei verſchiedenen Stellen, und von den Inſeln: Angaſija, Moali, Noſſibé, Madagaskar und Réunion, und dieſe Kartenbilder werden ergänzt durch Profile und zahlreiche Kartons. Eine elfte Karte, im Maßſtabe von 1 : 7,500000, vom Tanganikaſee bis zu den Seſchellen und von 8° Nord bis 23° Süd reichend, gibt eine Ueberſicht aller Routen von der Deckens und ſeiner Begleiter, ſowie der Hauptergebniſſe aller bis zur Mitte dieſes Jahres auf dem intereſſanten Gebiete gemachten Reiſen oder Erkundigungen, wie die von Livingſtone, Krapf, Speke, Guillain, Léon des Avanchers, Mauch u. A.

Ganz beſondere Sorgfalt habe ich auf das alphabetiſche Regiſter für den geſammten erzählenden Theil verwendet, da ich aus Erfahrung weiß, wie ſehr die Brauchbarkeit eines Buches dieſer Art durch ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erhöht wird. Etwaige Ungenauigkeiten deſſelben wolle man bei meiner jetzigen Entfernung vom Druckorte zu Gute halten.

Auch bei der Bearbeitung dieſes Bandes bin ich von Freunden ſowie von den Vorſtänden der Königl. Bibliotheken von Leipzig und Berlin bereitwilligſt unterſtützt worden; ihnen Allen, namentlich aber Herrn Konſul Dr. G. Wetzſtein, welcher die im Nachtrage gegebenen Ueberſetzungen arabiſcher Briefe in liebenswürdigſter Weiſe fertigte, den herzlichſten Dank für ihre Güte!

Der an verſchiedenen Stellen des Reiſewerkes zum Ausdrucke gekommene Wunſch, „daß ſoviel Opfer ſeitens des Reiſenden und ſeiner Begleiter und ſeitens ſeiner Familie nicht vergebens gebracht ſein mögen“, begleite das Buch in die Weite! Möge beſonders auch bei der Neugeſtaltung Deutſchlands das Ziel, nach welchem von der Decken ſtrebte, nicht aus den Augen gelaſſen werden!

Jeruſalem, im December 1870.

Otto Kerſten.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Viertes Buch. Neue Reisen im Inneren und an der Küste.

Zwanzigster Abschnitt.

Nach dem Eisenlande Usanga.

	Seite
Erster Brief eines jungen Afrikareisenden	3
Ankunft in Mombas. — Häusliche Einrichtung und Lebensweise	5
Stand und Gang der Reiseangelegenheit	8
Letzte Tage in Mombas	9
Wo die Nachtlager aufgeschlagen wurden	10
Ankunft und Aufenthalt in Wanga	11
Wanderung bis Mbaramu	12
Mehrtägiger Mangel. — Der Elephantenjäger Mfuskuma und die Seinigen	13
Erlebnisse in Pare und Kisuani	14
Wie wir die Wasserlöcher trafen	15
Mundvorrath für die Reise	16
Irrwege nach Usanga am Ugonogebirge. — Die Eingeborenen und ihr Herrscher	17
Besteigung eines Ugonoberges	18
Gewinnung und Verarbeitung des Eisenerzes	19

Einundzwanzigster Abschnitt.

Im Lande der Masai.

Aelteste Sagen der Masai und Wakuafi	22
Lebensweise der Masai	23
Glaube an das Wirken der Gottheit	25
Lager am See Jipe. — Von Bienen angefallen	26
Fahrt über den See	27
Nächtliche Geschäfte. — Wanderungen im Sumpfe	28
Mfuskuma verläßt uns. — Nochmals im Sumpfdickicht. — Jagd auf Elephanten	29
Durch die Ebene bis an den Rufufluß	30
Tropischer Sternenhimmel. — Schwieriger Flußübergang. — Die ersten Masai	31
Veränderung des Lagerplatzes	32
Die Eingeborenen im Verkehre mit uns; Aeußeres, Tracht und Schmuckgegenstände	33
Büffeljagd	34
Arbeitstheilung. — Strafgericht an drei Dieben	35
Verhandlungen mit den Aeltesten von Aruscha	36
Endliche Entscheidung	37

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Besteigung des Kilimandscharo.

Zwei Nashörner auf zwei Schuß erlegt	38
Am Fuße des Kilimandscharo	39
Verhandlungen mit den Wadschagga	40
Erste Unterredung mit Sultahn Saïa	41
Die Töchter des Landes. — Ein Heirathsantrag	42
Auszug mit Hindernissen	43
Wie die Suaheli das Wegweiseramt versehen. — Empfang in Moschi	45
Korallis Leiden. — Der Manki Kimandara und seine Mutter Madjake	46
Kriegstanz. — Noch eine Heirathsgeschichte	48
Endliches Gelingen; Aufbruch bei Mondschein	49
Erste Nacht auf dem Berge. — Pflanzenwuchs beim Weitermarsche	50
Aufsteigen bis zur Montblanc-Höhe. — Warum wir hier umkehrten	51
Wieder in dem vorigen Nachtlager. — Verlaufen durch Schuld der Führer	52
Ein Ueberfall im Walde. — Baumfarne und wilde Bananen	53
Willkommen im Lager. — Kimandaras Geschenk. — Rückblick auf die Besteigung	54
Nutzen der Besteigung hoher Berge	55

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Abschied vom Suaheli-Binnenlande.

Letztes Schauri mit Kimandara	57
Aufbruch. — Lager am Südostende des Jipe; Jagdvergnügen, Vermessung des Sees	58

Seite

Zweites Lager am See. — Wie man Schildkröten tödtet 59
Zwei Tagemärsche ohne Waſſer. — Ein Mann verloren! — Am Buragebirge 60
An den Ndarabergen: Lebensmittelnoth; Wirkung des Aberglaubens 62
Weihnachtsfeſt in Kiriama 64
Ankunft und Aufenthalt in Mombas. — Wieder in Sanſibar 65

Vierundzwanzigſter Abſchnitt.

Wanderungen und Jagden an der Küſte.

Sichtbarkeit des Kilimandſcharo von der Küſte aus. — Der franzöſ. Reiſende Grandidier . 66
Fahrt nach Wanga. — Huldvolle Herablaſſung den Eingeborenen gegenüber 67
Harte Arbeit auf dem Kilulubügel. — Verkehr mit den Wadigo 68
Traurige Geſchichte zweier Ginſterkatzen . . . 69
Lager auf dem Jomboberge 70
Ein Steppenbrand. — Abſchied von Wanga. — Ein Wink für ſpätere Reiſende 71
Leiden und Freuden des Buſchlebens 72

Seite

Ein Morgen auf dem Kinganiſluſſe. — Flußpferdjagd mit Büchſe, Degen, Netz und Kanone . 73
Erlebniſſe unſerer Nachfolger. — Werth eines Menſchenlebens. — Verwundbarkeit des Flußpferdes 76
Deckens frühere Jagd bei Magagoui — Das Flußpferd in Oſt-Afrika, ſeine Geſtalt und Lebensweiſe 77
Ertrag der Flußpferdjagd 78

Fünfundzwanzigſter Abſchnitt.

Ein Wort über die Nerdthiere des Binnenlandes und der Küſte.

Vorherrſchen der Geradflügler. — Termiten . 80
Die Kakerlaken und ihre Laſter. — Abenteuerliche Formen der Geradflügler 81
Artverhältniſſe der Käfer; ihre häufigſten Gattungen 82
Die Honigbiene. — Stechende Immen. — Schmetterlinge und Fliegen 83
Wie man ſich gegen „Moskitos“ ſchützt. — Mannigfaltigkeit der Schnabelkerfe 84
Sonderbare Formen, Lebensweiſe ꝛc. der Spinnen 85
Holzböcke oder Zecken. — Prachtvolle Pflanzenmilbe 86

Fünftes Buch. Die oſtafrikaniſche Inſelwelt.

Sechsundzwanzigſter Abſchnitt.

Madagaskar.

Die Gruppe der oſtafrikaniſchen Inſeln. — Madagaskar, ein mangelhaft bekanntes Land 89
Schätze der drei Naturreiche 90
Eigenthümlichkeiten der Flora und Fauna . . 91
Urſprung der Bevölkerung. — Kämpfe der Sakalaven und Hova 93
Verſuche europäiſcher Mächte, ſich auf Madagaskar feſtzuſetzen. — König Radama I. . 95
Blutherrſchaft der Königin Ranavaluna. — Kronprinz Rakoto 97
Rakoto als Radama II. — Baron v. d. Decken in Minterano. — Boote der Eingeborenen . 99
Lage der Stadt. — Einwohner 100
Die Königin Narwa von Menabé 101
Nächtlicher Tanz der Frauen. — Verkehr mit den Bewohnern; ihre Sittlichkeit 102
Staatsverhältniſſe, Glauben ꝛc. der Madagaſſen. — Nach den Quellen des Fluſſes 103
Fahrt nach Kanatzi. — Im Ebenholzwalde . 104
Jagdausbeute. — Rückreiſe nach Minterano . 105

Beleidigte Ehemänner. — Die „Etincelle“ und ihr Auftrag 106
Ausflug ſüdwärts auf dem franzöſ. Kriegsſchiffe 107
Stürmiſche Rückfahrt nach Sanſibar 109

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

Die Seſchellen.

Willkommene Reiſegelegenheit 111
Der Pleiad. — Leben an Bord 112
Ankunft in Port Viktoria. — Die Gruppe der Seſchellen und ihre Geſchichte 113
Unſer Haus. — Preiſe der Lebensmittel . . 114
Verheerungen des Orkans vom Oktober 1862 . 115
Pflanzenwelt am Strand und in der Höhe . 116
Bambus, das zierlichſte der Gewächſe. — Die Deſtillirpflanze 117
Die Wunderpalme der Seſchellen 118
Rieſenſchildkröten und andere Kriechthiere. — Springende und kletternde Fiſche 119
Das wandelnde Blatt. — Fang der Muſchelthiere 120
Geſellſchaftliche Studien 121
Dampfverbindung. — Letzte Tage auf Mahe . 122

Achtundzwanzigster Abschnitt.

St. Denis, Hauptstadt von Bourbon.

Seite

An Bord des Postdampfers. — Fahrpreise und Gegenleistungen 125
Eine Kunstreise um die Welt 126
Ankunft in Port Louis 127
Düsterer Anblick von Bourbon oder Réunion . 128
Eine entmutigende Nachricht. — Freundliche Aufnahme in der Evêché 129
Korallis Tod und Begräbniß. — St. Denis im Vergleiche zu europäischen Städten . . 130
Unterrichtswesen 131
Wohlthätigkeitsanstalten. — Wirksamkeit der Jesuiten 133

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Rundreise auf der Insel Réunion.

Wie man Landkarten lesen muß 135
Die zwei Brennpunkte der Insel. — Hochebenen, Kesselthäler und Ravinen 136
Bootfahrt nach Possession 137
Verwüstungen durch Ras de marée. — Stare als Retter der Kolonie 138
St. Paul, die zweite Hauptstadt der Insel. — Wie man hier Kunststraßen baut 139
Fröhliche Gesellschaft in St. Dominique — St. Louis 140
Die Rivière de St. Etienne. — Herrn Deshayes' Zuckersiederei 141
St. Pierre und seine Hafenbauten 142
Ein Festessen auf Réunion 143
Im Gebiete des Vulkans. — Ein Ausbruch des Feuerspeiers 144
Großartige Anstrengungen für Brücken- und Wegebau. — Der feuchteste Landstrich . . 146
Das Johannesfest in Bras-Panon. — Eine Vanillenpflanzung 147
Zurück nach St. Denis 148

Dreißigster Abschnitt.

Salazie und der Piton des Neiges.

Bis St. André 149
Die Straße nach dem Herzen der Insel. — Hellbourg 150
Kaffeepflanzungen. — Im Badeorte 151
Der Brunnen von Salazie. — Erschließung des Inneren und Entdeckung der Quelle . . . 152
Aufbruch nach dem Piton des Neiges. — In Flußbetten bergaufwärts 153
Beschwerden und Gefahren des Weiterwegs. — Die Caverne des Musards 154
Die „kleinen Kreolen" und ihre Geschicklichkeiten 155
Wärme und Witterung in der Höhe 156
Ein Vollkreis-Regenbogen. — Spärlicher Pflanzenwuchs. — Ausblühungen von Eis . 157

Seite

Großartige Ausschau. — Das Felsgerüst der Insel 158
Trockenheit und Verdunstungskälte. — Höhlenbildung in der Lava 159
Bodenbeschaffenheit, Pflanzen und Thiere der Höhe. — Der Gürtel der Farne und Bambuse 160
Wieder im Badeort. — Weg nach der versteinernden Quelle 161
Ursprung und Beschaffenheit des Wassers. — Andere warme Quellen der Insel 162
Rückreise nach St. Denis 163

Einunddreißigster Abschnitt.

Ueber die Berge nach Cilaos.

Ein kühner Plan 164
Trauriger Triumph. — Zweiter Aufstieg . . 165
Noch eine Nacht in der Caverne du Four. — Halsbrechende Wege. — Der eßbare Palmiste rouge 166
Wieder glücklich unter Dach und Fach. — Im Naturbad zu Cilaos 167
Entwickelungsgeschichte von Cilaos. — Mafatte, die Schwefelquelle von Reunion 168
Wilde Schönheit des Weges nach St. Louis . 169
Nach St. Paul. — Ein spaßhafter Zwischenfall bei Tische 170
Die Aussätzigen der Léproserie und ihre Pfleger. — Prächtige Aussicht auf St. Denis. — Wieder in der Evêché 171

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Der Vulkan auf Réunion.

Neueste Nachrichten aus Madagaskar . . . 172
Nach St. Benoît. — Ein „Citoyen" 173
Grenze des Zuckerrohrbaues. — Die Plaine des Palmistes 174
Verlaufen. — Der Arzt und Bürgermeister der Ebene 175
Wanderungen durch Haus und Feld 176
Père Serfanous und seine Amtführung . . . 177
Die Musterwirthschaft in der kleinen Ebene. — Aufstieg nach der Plaine des Cafres . . . 178
Das Bett des Bras de Ponteau. — Die Wunder des Hochlandes 179
Am Rande des ersten Enclos. — Nachtlager in der Caverne des Lataniers 180
Mein Reisegefährte Fantaisie. — Am erloschenen Krater 181
Der neue Feuerherd. — Bodenlose Löcher. — 182
Zurück nach der Höhle. — Man legt die Maske ab 183
Fantaisie auf dem Heimwege. — Die Post verpaßt! 184
Trennung in Frieden. — Unerwartete Reisegelegenheit 185

Digitized by Google

Dreiunddreißigster Abſchnitt.

Abſchied von den Maskarenen.

Seite

Die Getreuen Speke's auf dem Dampfer . . 186
Bourbon ſonſt und jetzt 188
Was dem Lande noth thut 189
Verhältniß der Kolonie zu Frankreich. — Beziehungen zu Madagaskar und Mauritius . 190
Verſchiedene Arten von Kolonien 191
Nutzen überſeeiſcher Beſitzungen für Deutſchland 192
Inwiefern ſich Oſtafrika für deutſche Siedelungsverſuche eignet 193

Vierunddreißigster Abſchnitt.

Noſſibé.

Mein Reiſeplan 197
Verzögerte Küſtenfahrt. — Bana Ali und ſeine Suria 198
Ein Sturm und ſeine Folgen 199
Schurkerei des Schiffers 200
Troſtloſe Lage und unerwartete Rettung . . 201
Im Café Reybaud zu Hellville 202
Verhör bei dem Kommandanten 203
Verrottete Zuſtände in der Kolonie 204
Noſſibé, ein Stück Madagaskar 205
Das Chamäleon 206
Die Bevölkerung. — Geſchichte der franzöſiſchen Niederlaſſung 207
Die Hauptſtadt Hellville 208
Mein Wirth und ſeine Familie 209
Ambanurú, der Markt von Noſſibé. — Vergebliche Bemühungen um ein Fahrzeug . . 210
Photographiren und andere Arbeiten 211
Müſſiggang zehrt. — Ausflug nach den Kraterſeen 212
Herr Brune-Martin und ſeine Zuckerſiederei . 213
Tane Latſak oder das zerfallene Land . . . 214
Sakalaviſches Familienleben. — Rückkehr . . 215
Ein Helfer in der Noth. — Enttäuſchungen. — Dr. Moneſtier 216

Fünfunddreißigster Abſchnitt.

Annäherung an das Ziel.

Unverhoffte Hilfe 218
Abreiſe von Noſſibé. — Der Hafenplatz Mirunſanga auf Madagaskar 219
Feierlicher Beſuch des Statthalters. — Ein Ball im Fort Andufa 220
Photographiſche Erfahrungen. — Der gelehrte Scherif von Mirunſanga. — Wieder vor Mayotte 221
Nochmals vorbeigefahren. — Ein ſonderbares Geſpann 222
Aufnahme beim Sultahn von Moali. Geſchichte des Herrſcherſtammes 223
Stadt und Inſel 225
Ein Fieberanfall. — Ausflug nach Nimmaſchua, dem ſüdlichen Hafen 226
Abſchied von Moali 227

Sechsunddreißigster Abſchnitt.

Groß-Komoro und ſein Feuerberg.

Am Ziele. — Anblick der Stadt Kitanda Mdjini 228
Meine Wohnung. Die erſten Angaſijaner . . 229
Ein Gang durch die Stadt. Begegnungen mit Sultahn Mſafum 230
Der Scherif Seid Abubakari 231
Sprache, Abſtammung und Sinnesart der Bewohner von Komoro 232
Körperkraft und Sittlichkeit 234
Eine volkswirthſchaftliche Strafpredigt . . . 235
Beſuch beim Sultahn Muniemkä in Mroni . 236
In Mſafums Stadt auf dem Berge 237
Fahrt längs der Weſtküſte von Angaſija. — Tanihuli, die nördlichſte Stadt der Inſel . . 238
Rückwärts zu Land und Waſſer 239
Aufbruch nach dem Vulkan. — Ali Madjimbas ſchwarze Stadt 240
Nachtlager in einem alten Krater. Die oberſte Lava-Ebene 241
Rückkehr nach Kitanda 242
Das letzte Ueberlaufen des „feurigen Kochtopfes". — Wirkungen der unterirdiſchen Kräfte . . 243

Siebenunddreißigster Abſchnitt.

Ende der Irrfahrt.

Gefangenſchaft und Erlöſung 244
Drei Tage im Dorfe Mnaſi an dem Ruvumafluſſe 248
Mängel der oſtafrikaniſchen Küſtenkarten . . 248
Fahrt nach Maſia. — Lage der Inſel Schole 249
Thiere auf Schole. — Erzeugniſſe und Handel der Inſel 250
Der Statthalter Naſſer ben Salem. — Ueber die Lagune nach Maſia 251
Eine ſonderbare Zuckermühle. — Arabiſche Gaſtfreundſchaft 252
Heimfahrt nach Sanſibar 253
Rückblick 254

Sechſtes Buch. Reiſen in den Ländern der Galla und Somali.

Achtunddreißigſter Abſchnitt.

Vorbereitungen.

Seite

Bemühungen wegen eines Flußdampfers . . 257
Die neuen Reiſegefährten 258
Unterſtützung ſeitens der Regierungen . . . 259
Die Dampfſchaluppe Paſſepartout. — Fahrt nach Sanſibar auf verſchiedenen Wegen . . 260
Erſte Einrichtung. — Aufbau des Welf unter allſeitiger Hilfe 262

Neununddreißigſter Abſchnitt.

Die Flüſſe der Formoſabai.

Mit dem Paſſepartout an Bord des „Loiret" . 264
Die Barre des Oſſinſſes 265
Stromaufwärts, bis der Paſſepartout ſeinem Namen Schande macht 266
Aufenthalt in Kau; Stadt und Umgegend, Bewohner, Erzeugniſſe ꝛc. 267
Die ſchlimme Stelle wird diesmal glücklich überwunden 269
Entdeckung des Belondſomi-Kanals zwiſchen Oſi und Dana. — Rückfahrt. — Die Mündung des Danafluſſes entdeckt. — Was man von beiden Flüſſen weiß 270
Tſcharra und die Wapokomo. — Würdigung der Formoſabai 271
Heimkehr nach Sanſibar 272

Vierzigſter Abſchnitt.

Fahrt nach Norden.

Alles zur Reiſe klar 273
Wie ſich der Welf in See bewährt. — Die Witu-Inſeln 274
Beſuch in der Stadt Lamu 276
Fahrt nach der Inſel Tula. — Der Sultahn Auweſi ben Hammadi. — Die Küſte der fünfhundert Inſeln 277
Der Wabuſchi oder Duenfordfluß 279
Unterſuchung des Tulafluſſes; Jagd am Endpunkte der Fahrt 280
Der Schambafluß als Salzwaſſerader entlarvt 281
Ein Ausflug zu „Vergnügen und Erholung" . 283
Möglichkeit einer Ausbeutung der hohen Jagd an dieſer Küſte 285

Einundvierzigſter Abſchnitt.

Tage des Unglücks.

Die Lyra verläßt die Expedition. — Ein verhängnißvoller Ausflug 286
Die Cholera an Bord 288
Nach Kiama und Kap Biſſel 289
Der Welf ſtrandet in Refuge Corner. — Eine Sklavenkarawane unterwegs 291
Einfahrt in den Djubafluß 292
Der Tod in den Reihen der Europäer, der Paſſepartout verloren! 293

Zweiunddvierzigſter Abſchnitt.

An der Mündung des Djuba-Fluſſes.

Erſte Erlebniſſe in Jumbo 294
Lager am rechten Ufer. — Die Stadt und ihre Bewohner 296
Weberei und Honiggewinnung 297
Vermeſſung der Flußmündung 298
Die Inſelſtadt Dſchungoni und Herr Arc Angelo. — Schwierigkeiten, einen Dolmetſcher und Führer zu erlangen 299
Auweſi entlaſſen, Abdio den Nur als Abani in Dienſt genommen 300

Dreiunddvierzigſter Abſchnitt.

Stromaufwärts.

Freuden und Leiden der Flußfahrt 301
Uferlandſchaften. — Die Sklavenkolonie Hindi 302
Manamſunde und die Waſeguadörfer . . . 303
Die Wabnni, ihre Niederlaſſungen und ihre Sitten 304
Gezwungener Halt bei Wegere 305
Die während der Reiſe beobachteten Thiere: das Geierperlhuhn 306
Antilopen, Raubwild ꝛc.; ein Menſchaffe . . 308
Das Krokodil 309
Verirrung zweier Neulinge 311
Böſe Stellen im Fahrwaſſer. — Die Ufer verändern ſich 314
Ankunft in der Somaliſtadt Bardera . . . 315

Vierunddvierzigſter Abſchnitt.

Bardera und die Somali.

Die Stadt Bardera 316
Ein Blick auf die Vergangenheit 317
Tracht und Sitten der Bewohner 318
Abſtammung der Somali 319
Ihr Charakter durch Beiſpiele belegt 321
Körperbeſchaffenheit 324
Was man von ihrer Lebensweiſe kennt . . . 325
Deckens Beſuch in Bardera 330
Ein drohendes Zerwürfniß 331
Ausgleich und Abreiſe 332

Fünfundvierzigſter Abſchnitt.

Ende der Expedition.

Seite

An der Stromſchnelle oberhalb Bardêra . . 333
Letztes Aufſitzen des Welf 334
Arbeiten am Wrack des Welf. — Deckens Rückkehr nach Bardêra 335
Der Ueberfall 336
Ein folgenſchwerer Entſchluß 337
Rückfahrt nach Sanſibar 338
Vergebliche Bemühungen in Lamu und Tula . 341
Was man über v. d. Deckens und Links Schickſal erfuhr 342
Heimkehr der übriggebliebenen Fünf. — Wichtigkeit des Djubafluſſes für den Binnenverkehr 343
Der Wobbifluß und die Häfen der Somaliküſte 345

Sechsundvierzigſter Abſchnitt.

Feſtſtellung des Schickſals der Verſchollenen.

Nothwendigkeit genauerer Nachforſchungen . . 346
Kinzelbach und Brenner als Beauftragte der Decken'ſchen Familie 347
Brenners Verhandlungen in Brawa 348
Eine Botſchaft aus Bardêra 353
Vernehmung des Augenzeugen Baraka . . . 355
Was Kinzelbach inzwiſchen in Sanſibar gethan 356
Ergebniß der Verhöre 357
Links Schickſal 362
Rückkehr der entkommenen Neger 363
Wer iſt der ſchuldige Theil 363
Antheil der Somali 365
Abdios Schuld 366
Kinzelbachs letzte Bemühungen und Tod . . 367

Anhang.

Das Land Witu und die ſüdlichen Galla.

Sultahn Simba, der Wohlthäter der ſüdlichen Galla. — Geſchichte der Heimat Simbas . 370
Natürliche Vortheile des Landes Witu. — Aeußeres ꝛc. der Galla nach den neueren Reiſenden 372
Urſprung und Eintheilung der Galla . . . 374
Glaube und Lebensweiſe der Galla 375
Viehreichthum. — Staatliche Verhältniſſe . . 376
Was den Oſtafrikanern noth thut 377

Lebensbilder der Verſtorbenen.

Baron von der Decken 378
Richard Thornton 386
Eduard Trenn 390
Hermann Link 392
Theodor Kinzelbach 393
Datumzeiger 396
Ueberſetzungen arabiſcher Schriftſtücke . . . 405
Nachträge 412
Anmerkungen 413
Alphabetiſches Sach- und Namenregiſter . . 421
Inhaltsverzeichniß des wiſſenſchaftlichen Theils 455

Bilder und Karten des zweiten Bandes.

Die Bilder ſind, falls nichts Anderes bemerkt, nach ſelbſtgefertigten Photographien gezeichnet, die Karten nach allen vorhandenen Quellen und den Aufnahmen von der Deckens und ſeiner Begleiter.

I Eingedruckte Holzſchnitte.

1) Initiale zum Abſchnitt „Nach dem Eiſenlande von Uſanga“ 3
2) Pflanzengebilde auf dem Kilimandſcharo . 50
3) Initiale zum Abſchnitt „Madagaskar“ (oben: das Fort Andufa bei Murumſanga) 89
4) Initiale zum Abſchnitt „Die Seſchellen“ (oben: die Hauptſtadt, Port Viktoria auf Mahe; unten: Lodoicea-Palmen) . . . 111
5) Initiale zum Abſchnitt „St. Denis“ (oben: Ausſicht auf St. Denis. Nach dem Album de la Réunion 125
6) Initiale zum Abſchnitt „Noſſibé“ (die Stadt Hellville vom Hafendamme aus geſehen . 197
7) Eingeborene Soldaten und Poliziſten auf Noſſibé (im Hintergrunde die Kaſerne von Hellville) 207
8) Simiaru, Sultahn von Noſſimitſiu, und ſein Sohn 209
9) Tonkünſtler auf Noſſibé 211
10) Seid Hammadi, Sultahn von Moali, † 1865 224
11) Grundriß des Forts von Kitanda Mdjini auf Großkomoro 230
12) Initiale zu dem Abſchnitt „Vorbereitungen“ (Welf und Paſſepartout unter Dampf). Nach einer Zeichnung von Trenn . . 257
13) Amweſi, Sultahn von Tula. Nach einer Photographie von A. O'Swald . . . 278
14) Die Verirrten bauen ſich ein Floß. Nach einer Skizze von C. Theiß 312
15) Somalikrieger und Waſſerträgerin aus Aden. Photographie von Kol. Playfair, auf Holz übertragen 326
16) Dſchilo Waré Feiſomala. Photographie von Gebr. Siebe, auf Holz übertragen . 373

II. Tafeln.

Seite

1) Lager am See Teka (Stahlſtich) 10
2) Afrikaniſche Nasbörner (Buntdruck Lithographie) 33
3) Waldbach auf den Seſchellen (Holzſchnitt). Nach einer Photographie von Kol. Playfair . . . 116
4) Fumboni, Hauptſtadt von Moali, vor ihrer Zerſtörung im Jahre 1867 (Holzſchnitt) 222
5) Die Stadt Kitanda Mdjini auf Angaſija oder Großkomoro, vom Strande aus geſehen (Holzſchnitt) 228
6) Brunnen und Bethaus auf Großkomoro (Holzſchnitt) 230
7) Komorotypen (Holzſchnitt) 234
8) Die Stadt Mroni von der See aus geſehen (Holzſchnitt) 236
9) Aufbau des Dampfers „Welf" in Sanſibar (Stahlſtich) 256
10) Durchſchnitt und Grundriß des „Welf" (Holzſchnitt nach Photographie auf Holz) 272
11) Das Geierperlhuhn (Buntdruck-Lithographie) 306
12) Bardera aus der Vogelſchau (Holzſchnitt). Nach einer Skizze von R. Brenner 316
13) Ueberfall des Lagers durch Somali (Holzſchnitt). Nach einer Skizze von C. Theiß 336
14) Die Todten der Expedition (Photographie nach einer Zeichnung von Sundblad auf Holz übertragen) 386
15) Fakſimile eines arabiſchen Briefes (Lithographie) 406

III. Karten.

1) Das Gebiet des Schneeberges Kilimandſcharo, Maßſtab 1:500,000, mit zwei Höhenprofilen und einem vergleichenden Profil durch den nordweſtlichen Harz.
2) Die Inſel Réunion, Maßſtab 1:300,000, mit zwei Kartons:
   a) St. Denis, Maßſtab 1:50,000,
   b) St. Pierre, Maßſtab 1:50,000.
3) Die Inſel Roſſibé, Maßſtab 1:300,000.
4) Die Komoro-Inſeln Angaſija und Moali, Maßſtab 1:500,000, mit zwei Kartons:
   a) Umgegend von Kitanda und Mroni, Maßſtab 1:50,000,
   b) Die Häfen von Fumboni, Maßſtab 1:50,000,
   und zwei Anſichten der ſüdweſtlichen Küſte von Angaſija.
5) Das Küſtengebiet der Galla, Maßſtab 1:2,000,000. mit drei Kartons:
   a) Das Mündungsdelta des Oſi und Dana, Maßſtab 1:500,000, mit Skizzen von der Danamündung, der Stadt Tſcharra und der Stadt Kau oder Oſi,
   b) Die Witu-Inſeln Lamu, Manda, Pata, Siu und Kweio, Maßſtab 1:500,000,
   c) Der untere Lauf des Wobbi bei Brawa, Maßſtab 1:200,000.
6) Der Tulafluß, Maßſtab 1:150,000.
7) Der Djubafluß, Maßſtab 1:500,000, mit zwei Kartons:
   a) Djubamündung und Umgegend von Jumbo, Maßſtab 1:100,000,
   b) Skizze des Lagerplatzes nördlich von Bardera.
8) Ueberſichtskarte: Das mittlere Oſtafrika und die oſtafrikaniſchen Inſeln, von 8° Nord bis 23° Süd, einſchließend das Gebiet der Binnenſeen ſowie die Seſchellen und Mastarenen. (Zur Ueberſicht aller Reiferouten des Barons v. d. Decken u. A. und der in beiden Bänden enthaltenen Karten.) Maßſtab 1:7,500,000.

Bemerkung über die richtige Betonung
der im Buche und auf den Karten vorkommenden Namen.

Alle mehrsilbigen Suahelíwörter — welche man leicht daran erkennt, daß sie auf einen Selbstlauter ausgehen — haben den Ton auf der vorletzten Silbe (wie Kisímkási, Schangáni, Nasímója), falls Dies nicht ausdrücklich anders angegeben ist. Die arabischen Namen — welche zumeist auf einen Mitlauter ausgehen — haben fast durchgängig den Ton auf der letzten Silbe (wie Imám, Omán, Sultán, Maslát). Weil einem arabisch gebildeten Ohre Nichts abscheulicher klingt als die bei uns so verbreitete Aussprache Sáltan, Hárem u. s. w., haben wir die richtige Aussprache und Betonung in möglichst auffälliger Weise durch das bei uns übliche Dehnungszeichen „h" (wie Sultahn, Harehm, Imahm) bezeichnet. Hierbei bemerken wir jedoch ausdrücklich, daß dieses „h" nicht als wirklicher Buchstabe in dem arabischen Worte selbst vorkommt; wandert daher der Ton bei Zufügung einer Endsilbe, so fällt es, eben weil es blos Dehnungszeichen ist, selbstverständlich wieder weg, Sudahn z. B. wird Sudánese. Werden arabische Wörter durch Anhängung eines Selbstlauters suahelisirt, so haben sie wie echte Suahelíwörter den Ton auf der vorletzten Silbe, gleichviel ob diese vorher schon betont war oder nicht, z. B. Aráb (Araber) ist im Suaheli M'arábu, Sultán (Herrscher) wird Sultáni. Die Wörter Kiloa und Sansibar haben den Ton auf der drittletzten Silbe. In zweifelhaften Fällen gibt das Register am Schlusse dieses Bandes Auskunft.

Berichtigungen.

Auf Seite 32 Zeile 2 von unten lies Südwesten statt „Südosten".
" " 66 " 1 von oben lies Isoluni statt „Solani".
" " 74 " 1 von unten lies } Seine statt „Semne".
" " 75 " 7 von oben lies }
" " 81 " 23 von unten lies Ampulex statt „Ampulex".
" " 119 " 17 von unten lies besuchten Eilande bewohnt statt „bewohnten Eilande besucht".
" " 123 " 8 von oben fällt Staatseinrichtung und Verwaltung weg, da Dieses in Anmerkung 41 behandelt ist.
" " 156 " 2 von oben lies Carstens'schen statt „Carsten'schen".
" " 157 " 13 von oben lies (46) statt (47).
" " 165 " 15 von unten lies Sontane statt „Sondane".
" " 174 " 12 von oben ist hinter „Wärme" einzuschalten: „der Niederschläge".
" " 190 " 17 von unten lies fernen statt „fremden".
" " 193 " 22 von oben lies der statt „des".
" " 198 " 4 von oben lies Februar statt „April".
" " 208 " 8 von oben lies Nossimitsiu statt „Nossimitsu".
" " 258 " 18 von oben u. a. O. lies Linck statt „Link".
" " 261 " 9 von oben lies 2. Oktober statt „1. September" und Zeile 18 von unten 1. December statt „30. November".
" " 262 " 17 von unten lies Penguin statt „Penquin".
" " 320 " 10 von unten lies Geledi statt „Bardéra".
" " 340 " 14 von oben lies Mtepe statt „Mtpe", und Zeile 17 von oben 7 statt „4".
" " 357 " 23 von unten lies Feredschi statt „Feredischi".
" " 364 " 16 von oben lies Donderobo statt „Denderobo".

Nachzutragen für Band I.:

Auf Seite 54 Zeile 9 von oben: die Inseltensammlungen Cooke's sind jetzt durch die Güte des Herrn Dr. Hagen in Cambridge an den Bearbeiter des Entomologischen Bandes, Herrn Dr. Gerstaecker, übersendet worden (s. Wissenschaftlichen Theil, Band III., u. des Reisewerkes).
" " 140 " 14 von oben lies Juli statt „September".
" " 239 " 13 von oben während des 4. Juli „hier zu bleiben", fällt weg.
" " 239 " 15 ist nach „Weitermarsch" einzufügen: am nächsten Tage früh 6 Uhr.
" " 298 " 13 von oben lies Naruma statt „Nurumu".

Neue Reiſen im Inneren und an der Küſte.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Nach dem Eiſenland Uſanga.

Erſter Brief eines jungen Afrikareiſenden: Lob der Seefahrt. Begegnung mit dem Baron in Zanſibar. Ankunft in Mombas. Häusliche Einrichtung und Lebensweiſe. Ausflüge. Der Fremde als Medicinmann. Muſtafa und ſeine Frauen. Neujahrstanz der Suabeli. Beſuch eines Häuptlings aus dem Inneren. Stand und Gang der Reiſeangelegenheit. Letzte Tage in Mombas. Ein böſes Vorzeichen. Wo die Nachtlager aufgeſchlagen wurden. Ankunft und Aufenthalt in Wanga. Ausſonderung der Untüchtigen. Abſchied in beſter Stimmung. — Sadi's Rede an die Träger. — Wanderung bis Mbaramu. — Mehrtägiger Mangel. — Der Elephantenjäger Mſuskuma und die Seinigen. — Erlebniſſe bis zur Ankunft in Kiſuani. — Bei Sultahn Kmerio. — Kranke zurückgelaſſen. — Wie wir die Ngurunga's trafen. — Mundvorrath für die Reiſe. — Irrwege nach Uſanga am Ugonogebirge. — Unſer Lager. — Die Eingeborenen und ihr Herrſcher. — Beſteigung des Berges durchgeſetzt. — Gewinnung und Verarbeitung des Eiſenerzes. — Der Kilimandſcharo in den Wolken. — Arbeiten eines Schmiedes. — Dſchaggaſchwerter und andere Waaren aus Ugonoeiſen.

Geliebte Eltern und Geſchwiſter!

Ohne Tiſch und Stuhl ſitze ich vor der Thür einer ſchlechten Hütte des Küſtenſtädtchens Wanga, von welchem aus wir morgen unſere Reiſe ins Innere antreten werden, und rufe mir die Erinnerungen der letzten ſechs Monate zurück, um ſie Euch mitzutheilen, bevor Neues ſie in den Hintergrund drängt. Zu Anfang dieſes Jahres hatte ich keine Ahnung, daß die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches, einige Zeit lang in Afrika zu reiſen, welchen ich gehegt, ſo lange ich ſelbſtſtändig denke, mir nahe bevorſtände, ja, daß ſie überhaupt möglich wäre — und jetzt befinde ich mich inmitten der fremdartigen Welt, habe bereits einen fünftägigen Probemarſch hinter mir, ſtehe im Begriff, die mir liebgewordene Küſte zu verlaſſen, und nehme Abſchied von Euch, meine Lieben, auf wer weiß wie lange!

Ihr werdet ſchelten, daß ich nicht eher geſchrieben; erfahrt Ihr aber, was ich in den letzten Monaten habe ſehen und lernen müſſen, ſo werdet Ihr begreifen, daß ich nicht Ruhe beſaß zum Schreiben: die mannigfachen Eindrücke verwirrten mich — vielleicht bin ich noch jetzt nicht im Stande, das bisher Geſehene Euch in einem klaren Bilde vorzuführen.

Als wir die Elbe hinter uns gelaſſen, trieb uns ein günſtiger Wind in wenigen Tagen nach dem Kanal von England und an den herrlichen Ufern der reichen, ſtolzen Inſel vorüber, aus der grünen Nordſee hinaus in das weite, blaue Weltmeer. Mehr als zwei

Monate lang, von Madeira an bis zur St. Vincentſpitze auf Madagaskar, habe ich außer der engen Welt, auf welcher ich lebte, Nichts als Himmel und Meer geſehen. Oft habe ich mich ſtundenlang in die Beſchauung Beider vertieft, und jemehr ich ſie betrachtete, deſtomehr habe ich Schönheiten und Wunder an ihnen gefunden. Daß mich das Meer begeiſtert, daß ich mit Entzücken auf eine dreimonatlange, gar oft als langweilig bezeichnete Seereiſe zurückblicke, wundert Euch vielleicht; wer aber dieſes Meer beobachtete in allen ſeinen Stimmungen, wer an ſonnigen Tagen hinunterblickte in die blaue, unendliche Tiefe und die ſilberweißen Schaumperlen verfolgte in ihrem Entſtehen und Vergehen, wie ſie aufſteigen aus der Tiefe, ſich oben zu feinem Giſcht verbreiten, wie ſie die Wellen krönen oder im Kielwaſſer die Spur des Schiffes zeigen, wer das Meer geſehen hat in ſeiner Erregung, wann es vom Sturme zerwühlt haushohe Wogen wirft und das machtloſe Schiff hin und her ſchleudert, und in ſeiner Ruhe, wann es nach tagelanger Windſtille, friedlich athmend gleichſam, nur noch lange, flache Wogen bewegt: Der wird mich verſtehen, wenn ich ſage, daß ſolche Reiſe keineswegs zu den langweiligen gehört, vor Allem für Den nicht, welcher ihre Eindrücke zum erſten Male in ſich aufnimmt. Und nicht nur ſolche Annehmlichkeiten der Seereiſe, auch ihren wohlthätigen Einfluß auf Leib und Seele muß ich rühmen; denn, erſchöpft von der Fülle der Geſchäfte, welche in den letzten Tagen auf mich eingeſtürmt, betrat ich das Schiff, geſtärkt und erfriſcht verließ ich es wieder. Dies habe ich aber nicht blos dem göttlichen Nichtsthun, welchem ich mich hingab, zu verdanken, ſondern namentlich auch der köſtlichen, reinen Seeluft. Sie heilt die Kranken und kräftigt die Geſunden, und Mancher, der zu Haus ein Weichling war, hat auf See ſeinen Körper geſtält, daß er unempfindlich wurde gegen Froſt und Hitze, gegen Wind und Wetter. Auf See, glaube ich, ſind die am Lande ſo gefährlichen Erkältungen faſt unmöglich, und ſelbſt jäher Wärmewechſel ſchadet Nichts; wir haben, um nur Eines anzuführen, im Laufe weniger Wochen alle Klimate durchſegelt, ſind aus dem Winter Europas durch die Tropenglut nach dem Gebiete der Eisberge jenſeit des Vorgebirges der guten Hoffnung, von da in die Frühlingsluft zwiſchen Madagaskar und dem Feſtland und endlich unter die faſt ſenkrechten Sonnenſtralen Sanſibars gekommen, und keiner der Reiſegefährten hat irgend eine Unbequemlichkeit verſpürt! Kurz, ich bin in jeder Beziehung mit dieſer Seefahrt zufrieden, bereue es auch keinen Augenblick, daß ich nicht den kürzeren Weg über Egypten einſchlagen konnte. Dort würde ich allerdings um Vieles mehr geſehen haben, aber ich hätte den Genuß entbehren müſſen, unvorbereitet und ohne Uebergang, wie durch Zauberſchlag, in den fernen Welttheil verſetzt zu werden.

Auf die erſte Begegnung mit dem Baron von der Decken, welchem ich mich, ohne ihn anders als durch die Ausſagen Dr. Barths zu kennen, auf drei Jahre verpflichtet hatte, war ich begreiflicher Weiſe höchſt geſpannt. Bei dieſer Begegnung ſowol als bei dreimonatlichem Zuſammenleben mit ihm habe ich einen Eindruck gewonnen, welcher mich zu den beſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt: der Baron iſt ein „Gentleman" im beſten Sinne des Wortes. Dazu beſitzt er vorzügliche Kenntniſſe in Allem, was zu ſolchen Reiſen nöthig iſt, und zeigt den Eingeborenen gegenüber eine Geſchicklichkeit des Benehmens, welche ihn ſelbſt bedeutend ſcheinende Hinderniſſe leicht überwinden und ihn raſcher als Andere zum Ziele gelangen läßt.

Sanſibar zeigte ſich mir von der angenehmſten Seite: ich kam zur kühlen Jahreszeit an, hatte fleißig zu arbeiten und lernte daher die Plagen der Langeweile, welche dort erſchrecklich ſein ſollen, nicht kennen; die wunderbar ſchöne Natur entzückte mich, und die angenehme Geſelligkeit und Gaſtfreundſchaft der Europäer heimelte mich an. Dies Alles Euch näher auseinander zu ſetzen, verſpare ich mir auf ſpäterhin.

Am 18. Auguſt waren unſere Vorbereitungen beendet, und wir ſchifften uns auf einem kleinen Schooner ein, welchen der Sultahn zur Ueberfahrt überlaſſen hatte. Unſere Geſell-

ſchaft beſtand aus dem Baron, ſeinem Reiſemarſchall Koralli, dem gleichzeitig mit mir angekommenen Jäger Androk und aus mehreren eingeborenen Dienern; von Thieren nahmen wir drei Hunde mit, welche bei den Jagden im Inneren gute Dienſte leiſten ſollten, und fünf Eſel. Schon am nächſten Morgen erreichten wir Mombas, unſer vorläufiges Reiſeziel.

Sobald wir vor Anker gegangen, kam Muſtafa, ein Sohn des Feſtungskommandanten, an Bord, um dem Baron wie früher ſeine Dienſte anzubieten. Unter ſeinem Beiſtande bewerkſtelligten wir in ſtrömendem Regen noch an demſelben Tage die Ausſchiffung unſeres Gepäcks und die nothdürftige, erſte Einrichtung des ſtattlichen Hauſes, welches bereits vorher für uns geräumt worden war. Tags darauf beſuchten wir den ſeit vielen Jahren hier anſäſſigen Miſſionär Rebmann ſowie den Befehlshaber der Feſtung und den Statthalter des Sultahns. Es würde zu nicht Viel führen, wollte ich in der kurzen Zeit, welche mir zu Gebote ſteht, Euch Alles beſchreiben, was in Mombas meine Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade feſſelte. Ich begnüge mich daher, Euch einſtweilen eine kurze Darſtellung unſerer Einrichtung und Lebensweiſe zu geben, um Euch zu zeigen, daß es mir in dieſem fernen Winkel der Erde ganz vortrefflich geht, daß Ihr Euch um mich nicht ſorgen dürft.

Unſer Haus — in welchem, beiläufig bemerkt, der Baron bei ſeinem früheren Aufenthalt in Mombas ſchon gewohnt hatte — iſt ein zweiſtöckiges, ſteinernes Gebäude. Das Erdgeſchoß nehmen unſere Schwarzen ein, im zweiten befinden ſich des Barons Zimmer und einige Vorrathsräume, und im dritten wohnen Koralli, Androk und ich. Steinerne Treppen verbinden die einzelnen Stockwerke, und innerhalb jeder Reihe von Zimmern läuft ein mit unſeren Gewehren, Säbeln und Aexten geſchmückter Säulengang hin, welcher durch einen geräumigen aber unbedeckten Lichthof erhellt wird. Von außen nimmt das Haus ſich ſehr ſtattlich aus, im Inneren aber iſt es überaus einfach, faſt ärmlich eingerichtet — die Zimmer ſind Nichts als öde Räume zwiſchen kahlen, weißgetünchten Wänden, erhellt durch fenſterloſe Oeffnungen. Dennoch haben wir uns recht behaglich darin eingerichtet, wir haben unſere Geräthe und Kiſten und das landesübliche, mit Fliegennetz verſehene Bett aufgeſtellt, welches zugleich auch als Sofa und Stuhl dient; dazu ſind die Zimmer kühl und gewähren eine allerliebſte Ausſicht über Stadt, Hafen und das weite Meer. Stundenlang kann man zum Fenſter hinaus ſchauen, ohne zu ermüden. Da ziehen zur Zeit der Ebbe, während welcher das Waſſer zwölf bis vierzehn Fuß unter den höchſten Waſſerſtand ſinkt, die Fiſcher auf gebrechlichen Kähnen hinaus nach der Korallenbank im Norden des Hafens und kehren bei Beginn der Flut mit reicher Beute beladen zurück, mit mannslangen Fiſchen, fußgroßen Krebſen und anderem Gethier, welches ſie dicht vor unſerem Hauſe ans Land bringen; da tummeln ſich badende Kinder beiderlei Geſchlechts am felſigen Ufer und in der plätſchernden Flut — Ihr könnt Euch kaum vorſtellen, wie hübſch die kleinen, drallen Geſtalten ganz ohne Aufſicht ſpielen und nixengleich tauchen und ſchwimmen, und wie ſchön das glänzende Braun ihrer Haut, noch gehoben durch eine weiße Perlenſchnur um den nackten Leib, ſich ausnimmt; zu anderen Zeiten werden ſonderbar gebaute Fahrzeuge gegen Flut und Wind aus dem Hafen in offene See gebracht von einem Geſpanne mehrerer Boote, in welchem ſingend und jauchzend die ſchwarze Mannſchaft mit aller Kraft ihre Paddelruder handhabt; bietet aber die Nähe Nichts, ſo wird das Auge gefeſſelt von dem nur durch einen ſchmalen Kanal geſchiedenen Feſtlande, auf welchem man deutlich die Wipfel der Palmen erblickt und mit dem Fernrohre ſogar die von einem Baume zum anderen ſpringenden Affen, oder man erfreut ſich an der herrlichen Landſchaft zu Seiten des weit in das hügelige Land geſtreckten Meeresarmes.

Wir hatten mehrere Tage zu arbeiten, um uns die einfachſten Bequemlichkeiten zu verſchaffen. Vor Allem machte uns die Küche einige Mühe, weil wir für dieſelbe erſt einen hölzernen Rauchfang errichten mußten. Später führten wir ein ziemlich regelmäßiges Leben:

wir ſtanden vor Tageshelle auf, genoſſen um acht Uhr ein treffliches, warmes Frühſtück, beſtehend aus Kaffee oder Chokolade, gebratenem Lammfleiſch, Huhn oder Beefſteak, Kartoffeln und Reisbrod, arbeiteten bis gegen zwei Uhr, nahmen darauf ein reichhaltiges Mittageſſen von ähnlicher Zuſammenſetzung wie das Frühſtück ein und begaben uns, ſobald die Hitze ein wenig nachgelaſſen, in das Freie, um Inſel und Feſtland kennen zu lernen und unſere Sammlungen zu vervollſtändigen. Bald gingen wir zu Fuße, bald fuhren wir in einem allerliebſten, vom Sultahn von Sanſibar geliehenen Boote an den Ufern des Meeresarmes von Mombas hin, und immer kehrten wir im hohen Grade befriedigt von dem Geſehenen und Erlebten heim. Solche Ausflüge, von denen wir uns nur durch Regenwetter abhalten ließen, waren für uns Neulinge eine treffliche Vorſchule für die künftige Reiſe, wir gewöhnten uns dabei an Hitze und Anſtrengungen und lernten mit den Eingeborenen umgehen. Der Baron, Koralli und Androk lagen unterwegs der Jagd auf größere Thiere, namentlich auf Vögel ob, während ich hauptſächlich den Fang von Inſekten übernahm. Ab und zu ſprachen wir in einer Schamba oder Pflanzung vor, um uns an friſchgepflückten Kokosnüſſen oder an „Milch von der Kuh weg" zu erquicken. Bei anbrechender Dunkelheit kehrten wir nach Hauſe zurück, nahmen danach Thee und Abendbrod ein, arbeiteten noch ein wenig oder ſpielten einige Partieen Schach und begaben uns gegen 10 Uhr zu Bett, um am Morgen wieder bei Zeiten thätig ſein zu können. Die regelmäßige Lebensweiſe und das geſunde, angenehme Klima von Mombas verfehlten nicht, den vortheilhafteſten Einfluß auf unſer Befinden auszuüben; wir ſammelten Kräfte, welche, wie wir hoffen, für die Dauer der Reiſe in das Innere ausreichen werden. Zugleich machten wir uns mit der Pflanzen- und Thierwelt einigermaßen bekannt und brachten während der wenigen Wochen unſeres Aufenthaltes eine recht anſehnliche Sammlung auf. Hierbei unterſtützte uns die Jugend von Mombas bereitwilligſt, anfangs freilich oft in ungeſchickter Weiſe, denn man brach den Heuſchrecken die Springfüße aus, damit ſie nicht ſo leicht entkommen könnten, und verübte andere Unthaten mehr, welche das in Menge Herbeigebrachte für unſere Sammlungen untauglich machten.

Mit den Eingeborenen kamen wir täglich in Berührung. Eines Tages, es war Ende Auguſt, zum Neujahrsfeſte der Suaheli, hatten wir Gelegenheit, einem höchſt anziehenden Schauſpiele beizuwohnen: die Eingeborenen führten auf einem freien Platze außerhalb der Stadt einen Tanz auf. Es war ein Leben wie auf unſeren Jahrmärkten oder Vogelſchießen, nur daß dort, auf der Feſtwieſe zu Mombas, die Menge und Mannigfaltigkeit der Schauſteller nicht ſo groß war. Ueberall, wohin wir uns wandten, begrüßte man uns mit freundlichem jambo (guten Tag). Offenbar erfreut und geehrt durch unſere hohe Gegenwart, räumte man uns die beſten Plätze ein, brachte uns ſogar die wenigen Stühle herbei, welche in der Nähe aufzutreiben waren. Alle Theilnehmer am Tanze, Männer wie Frauen, hatten ſich aufs Beſte geputzt d. h. buntfarbige Kleider angezogen, das Haar zu wunderlichen Bauen aufgethürmt, die Stirn mit gelber und die Augenränder mit ſchwarzer Farbe beſchmiert. Durch dieſe Malereien gewannen die ſonſt ſo friedlichen Leute ein ganz erſchreckliches Ausſehen, ſodaß man ſich vor ihnen hätte fürchten können, wenn nicht aus Mienen und Geberden Aller die lachendſte Fröhlichkeit geleuchtet hätte. Der Tanz ſelbſt beſteht in einem einförmigen Hin- und Hergehen mit feierlichem Schwenken der Schwerter. Hierzu ertönen eigenthümliche, übrigens recht anmutige Melodien in Moll, bisweilen von einem gellen, trillernden Lachen der Frauen unterbrochen oder vom Raſſeln eines ſonderbaren muſikaliſchen Geräthes — nebeneinander gebundene, mit Sand oder Erbſen gefüllte Schilfſtücken, welche von dem ausübenden Künſtler auf das Lebhafteſte geſchüttelt werden. Auffällig war es uns, daß viele Männer in Frauentracht und Weiber in Mannestleidung tanzten; in Sanſibar hatten wir ſolche Mummerei niemals beobachtet. Beim Weggehen beſchenkte der Baron die Muſiker

mit einem Thaler. Noch am anderen Tage waren die guten Leute ſo glücklich und dankerfüllt, daß ſie vor unſer Haus kamen, um dem großmütigen Spender ein Ständchen zu bringen — dieſer nahm es für geſchehen an und entließ die Künſtler mit einigen freundlichen Worten.

Einſt beſuchte uns ein Wakambahäuptling mit ſeinen Frauen, ein echter ſogenannter Wilder, etliche Tagereiſen von hier aus dem Inneren gebürtig. Der Baron hatte dieſen Mann kommen laſſen, um von ihm Nachrichten über ſein Land einzuziehen. Er zeigte ihm und den Seinen die Herrlichkeiten unſeres Haushaltes und entließ ſie reichlich beſchenkt. Allem, was ſie ſahen, ſpendeten ſie ihren ungetheilten, in ſeinen Aeußerungen oft ſehr ſpaßhaften Beifall. Mehr noch als Revolver, Hinterladungsgewehre, Stockdegen und die Muſik einer Ziehharmonika bewunderten ſie die Gelehrigkeit unſerer Windhunde. Ueber dieſe geriethen ſie im wahren Sinne des Wortes außer ſich vor Staunen und Entzücken. Daß ein Hund auf ein Wort ſeines Gebieters hin „guten Tag" ſagt, wie ſie ſich ausdrückten, d. h. die Pfote gibt, ſchien ihnen unerhört; als er aber vollends über einen vorgehaltenen Stock ſprang, hin und zurück, ſo oft man es verlangte, wollten ſie vor Lachen berſten und ſich gar nicht wieder beruhigen. Eine am Abend angezündete Rakete brachte tiefen Eindruck hervor; ſie erſchraken gewaltig über das brauſende und ziſchende Feuer, welches bis zu den Sternen emporſtieg und bei dem Herunterfallen ſogar einige derſelben mit herunterriß (es waren nämlich einige Leuchtkugeln im Satz). Sie werden nach der Heimkehr in ihr Dorf den lautlos lauſchenden Stammesgenoſſen Wunderdinge von den weißen Fremdlingen erzählt haben, von der Macht, welche dieſe über die Elemente beſitzen, von der Klugheit, durch welche ſie zu allem Dieſen befähigt werden und welche ſie ſogar dem Viehe mitzutheilen verſtehen.

Ueberaus nützlich für uns waren die Dienſte von Muſtafa, dem Sohne des Feſtungskommandanten. Er weilte von früh bis Abends in unſerem Hauſe, um fortwährend zur Hand zu ſein, beſorgte allerlei Aufträge, begleitete uns auf den Ausflügen, verſchaffte uns überall gaſtfreundliche Aufnahme, wußte Streitigkeiten mit den Eingeborenen durch einen Machtſpruch ſchnell zu entſcheiden, kurz, war uns geradezu unentbehrlich, war uns Alles in Allem. Muſtafa iſt Dſchemmedari oder Hauptmann von einer Schar Beludſchen, wohnt aber nicht, wie ſein Vater, in der Feſtung, ſondern in ſeiner eigenen Hütte in der Stadt. Wir gingen öfters dort vorüber und ließen uns für kurze Zeit auf der Ruhebank unter dem Schattendache nieder; dann kamen ſeine Frauen heraus und brachten uns Früchte oder Kokosnüſſe zur Erfriſchung. Dieſe Weiber, eine Araberin aus Maskat und drei oder vier Negerinnen von der hieſigen, hellfarbigen Raſſe, wurden durchaus nicht ſo ſtreng gehalten, als man Dies von arabiſchen Frauen gewöhnlich glaubt. Vielleicht hat unſer Umgang vortheilhaft auf ihren Eheherrn gewirkt und ihn beſtimmt, wenigſtens uns gegenüber von der abgeſchmackten, ſtarren Sitte ſeines Volkes abzugehen. Sie verkehrten ganz harmlos und zutraulich mit uns, kamen ſogar einige Male nach Sonnenuntergang (bei Tage dürfen ſie nicht ausgehen) in unſer Haus, um die hier aufgeſpeicherten Wunderdinge zu betrachten. Immer brachten ſie ein kleines Geſchenk mit, von dem ſie wußten, daß es uns Freude machen würde, eine ſchöngeflochtene Matte, eine der reizenden Zwergantilopen des Landes, einen wohlſchmeckenden Reiskuchen u. dgl. mehr. Nachdem ſie uns durch ihr kindliches Fragen und Plaudern ein Stündchen unterhalten, entfernten ſie ſich, nicht ohne vom Baron beſchenkt worden zu ſein und zwar mit Dem, was auch ſolchen Damen am meiſten Freude macht, mit einem ſchönen, blanken Thaler.

Ihr werdet lachen, wenn ich Euch ſage, daß ich mir den Ruf eines guten Arztes erworben habe. Dies iſt aber durchaus nicht ſo ſchwer, wie Ihr vielleicht denkt. Wer die Wirkung einiger weniger Heilmittel kennt und es verſteht, die Hinderniſſe hinwegzuräumen, welche die Kranken ſelbſt der heilenden Natur in den Weg legen, Der wird, und wenn er noch

weniger ärztliche Kenntniſſe beſäße als ich, den Eingeborenen in den meiſten ihrer Leiden mit Rath und That ſich nützlich machen können. Was iſt es denn auch, woran dieſe Leute kranken? theils ſind es Verdauungsſtörungen — denen weiß ja jede alte Frau abzuhelfen; theils iſt es Fieber — ſolche Kranke lernt man, zumal wenn die Fälle ſo leicht ſind wie hier an der Küſte, ſehr ſchnell und mit Sicherheit heilen; endlich auch ſind es Schwären und offene Wunden — bei dieſen thun warme Umſchläge, Schneiden, Aetzen und vor Allem Reinlichkeit Wunderdinge, denn erſt durch Unſauberkeit und lange Vernachläſſigung ſind die Leiden dieſer Art ſo ſchlimm geworden, wie man ſie hier häufig ſieht. Ich behandle meine Kranken oft etwas barbariſch, ich ſchneide und beize ohne Erbarmen, Keiner aber verzieht eine Miene, Keiner gibt einen Laut von ſich; ſie glauben, Das könne gar nicht anders ſein. Geld bringt mir dieſer Theil meiner Thätigkeit nicht ein, wol aber dankbare Zuneigung, welche ſich bald in freundlichen Worten, bald in kleinen Geſchenken von Obſt u. dgl. äußert. Mit wahrem Vergnügen erkenne ich immermehr, daß auch die Dunkelfarbigen, ſo wenig Manche Dies zugeben wollen, den meiſten guten Regungen zugänglich ſind.

Einige Wochen waren vergangen, ohne daß der eigentliche Zweck unſeres Aufenthaltes in Mombas, die Reiſe in das Innere vorzubereiten, viel gefördert worden wäre. Anfänglich hatte der Baron geglaubt, in dem Karawanenführer Najoro, welchen er ſchon früher kennen gelernt, einen paſſenden Mann zu einer Reiſe nach Ukambani und Kikuju, dem Lande des Schneeberges Kenia, gefunden zu haben. Bei den Verhandlungen aber, welche deshalb eingeleitet wurden, ſtellte es ſich heraus, daß er ſich getäuſcht; Najoro wollte ſich auf keine ſchriftlichen Verpflichtungen einlaſſen, weil, wie er ſagte, Hungersnoth in Ukambani herrſche und ſomit das Vorwärtskommen ſehr zweifelhaft erſcheine. Es wurde alſo dieſer Reiſeplan aufgegeben und ein anderer erwogen, welcher unter dem Beiſtande des erfahrenen Mukurungenſi (Karawanenführer) Sadi zur Ausführung kommen ſollte. Sadi hatte früher drei Jahre lang im Lande der Maſai gelebt und rühmte ſich, durch eine Menge Verſchwägerungen und Brüderſchaften einigen Einfluß dort zu beſitzen. Er behauptete außerdem, bei dieſem Hirten- und Räubervolke in hoher Achtung zu ſtehen, weil er bei ſeiner letzten Reiſe einen Angriff von bewaffneten Scharen ihres Stammes tapfer zurückgeſchlagen, dabei ſiebenundzwanzig Leute getödtet und hundert verwundet hätte, und erfreute ſich, wie Andere ſagten, in Folge einer glücklichen Profezeiung eines großen Rufes als Zauberer und Regenmacher. Der Baron ſchloß ohne Verzug mit ihm einen Vertrag ab, nach welchem Sadi ſogleich fünfzig Thaler und nach der Heimkehr hundert Thaler empfangen ſollte gegen das Verſprechen, uns durch das ganze Maſailand zu führen; jeder Träger der zu bildenden Karawane ſollte ſieben Thaler vor und ſieben Thaler nach der Reiſe erhalten und eine beſondere Belohnung im Fall einer glücklichen Rückkehr. Alle, welche von dieſem ſchnellen Uebereinkommen erfuhren, namentlich aber Rebmann, verwunderten ſich in hohem Grade, daß man eine ſo wichtige Sache, zu welcher ſonſt tage- und wochenlange Beſprechungen nöthig wären, ſo ſehr übereilt habe, und zogen daraus Folgerungen für den unglücklichen Verlauf der Reiſe, ſprachen ſogar Zweifel an dem Zuſtandekommen derſelben aus. Ihre Furcht war jedoch unbegründet; wenigſtens rechtfertigte Sadi während des Aufenthaltes in Mombas vollkommen die gute Meinung, welche wir von ihm hegten, und nahm ſich mit Eifer aller ihm obliegenden Arbeiten an. Eine rege Thätigkeit begann nun, Träger wurden angeworben, Waaren zu Bündeln geformt, Fehlendes ergänzt und Entbehrliches zur Seite geſtellt; zugleich wurden die Kranken mit noch größerer Entſchiedenheit behandelt, damit ſie ſobald als möglich unſerer Hilfe nicht mehr bedürften.

Leider dauerte das Anwerben der Träger längere Zeit, als wir gehofft. Endlich griff der Baron zu einem Mittel, welches ſich ſchon früher bewährt hatte: er ſetzte einen naheliegenden Tag, den 24. Auguſt, als Auszahlungstag und letzte Friſt für die Anmeldungen

Digitized by Google

feſt auf die Gefahr hin, mit einer nicht vollzähligen Karawane abreiſen zu müſſen. In Folge deſſen meldeten ſich die Leute in Menge, etwa dreißig mehr, als überhaupt gebraucht wurden. Nach dieſem glücklichen Ergebniß wurde der 3. Oktober als Tag der Abreiſe beſtimmt.

Die kurze Zeit bis dahin verſtrich uns ſchnell genug. Der Baron berichtigte ſeine Rechnungen in der Stadt, ſchrieb Briefe nach Sanſibar und Europa, übergab dem Banian die entbehrlichen Sachen zum Aufheben; Koralli und Androk beſchäftigten ſich mit Herrichtung des Reiſegeräthes, ſchliffen die Aexte und Beile und kauften die nöthigen Vorräthe ein; ich verpackte meine Sammlungen, prüfte nochmals meine Inſtrumente und quälte mich, mein Gepäck ſo einzurichten, daß es die mir bewilligten fünfunddreißig Pfund nicht überſchritt. Da galt es ſorgfältig auszuwählen zwiſchen dem Unentbehrlichen und dem Angenehmen; kein Mittel wurde verſchmäht, welches zur Erreichung des Zweckes dienen konnte; ſogar eingebundene Bücher halbirte ich, um nur das Nothwendigſte daraus mitzunehmen. Die letzten Tage über war ich ſo beſchäftigt, daß ich mir nur fünf Stunden Schlaf zu gönnen wagte.

Am 2. Oktober war ein Feſttag für die Träger: es wurden zwei ſchöne, fette Ochſen geſchlachtet und das Fleiſch nebſt anderen, für fünf Tage genügenden Lebensmitteln vertheilt. Wie Geier um ein Aas, ſo ſammelten ſich unſere Leute um die zu Boden geworfenen Thiere; jedem Meſſerſchnitte des Schlächters wurde mit gierigen Augen gefolgt, jedes Stück, welches in andere Hände ging, eiferſüchtig beobachtet, und wer ſein Theil erhalten, entfernte ſich freudig erregt mit der köſtlichen Beute. Der Baron verſicherte mir, daß die Träger nicht ruhen würden, bevor Alles vertilgt wäre, und ſollte der Schmaus bis zum nächſten Morgen dauern.

Der Vorſicht halber, um Aufenthalt durch Säumige zu vermeiden, ließen wir in der letzten Nacht alle Leute in unſerem Hauſe ſchlafen. Dennoch hatten zwei der Träger es möglich gemacht, nach Einbruch der Dunkelheit zu entſchlüpfen, und gegen Mitternacht kam die Nachricht, daß drei andere ſich ebenfalls mit ihren Gewehren entfernt hätten. Sofort wurden ſechs Soldaten ausgeſchickt, um die Ausreißer in ihrem vermuthlichen Heimatsorte aufzuſuchen. An Schlaf war begreiflicher Weiſe nicht mehr zu denken.

Früh fünf Uhr begann die Karawane ſich vor der Thüre zu ſammeln, um ſechs Uhr wurden die Gepäckſtücke, ſowie Kugeln und Feuerſteine für die Gewehre ausgegeben, und eine Stunde ſpäter fand der Aufbruch ſtatt. Im letzten Augenblicke noch erſchienen die Flüchtlinge; ſie behaupteten, ſie hätten nur beabſichtigt, ihren Angehörigen Lebewohl zu ſagen, und würden ſicherlich auch ohne die Soldaten zurückgekommen ſein. Da man ſie nicht gut ernſtlich beſtrafen konnte, wurden ihnen wenigſtens die unbequemſten und ſchwerſten Gepäckſtücke zugetheilt.

Langſam ſetzte der Zug ſich in Bewegung, vornweg Koralli und Androk, hinterher wir mit dem Zolleinnehmer, dem Feſtungskommandanten und einigen Angeſehenen der Stadt. Durch einen tüchtigen Regenguß aufgehalten, erreichten wir erſt nach einer Stunde die andere Seite der Inſel Mombas; hier nahmen wir Abſchied von unſeren Begleitern und fuhren auf vier bereit ſtehenden Booten über den ſchmalen Meeresarm nach dem Feſtlande.

Die Sonne brannte fürchterlich — ſie ging heut gerade durch den Zenith — kein Lüftchen milderte die Hitze. Wir lernten das Reiſen ſogleich von der ſchlimmſten Seite kennen; denn vorher hatte Keiner von uns daran gedacht, ſich ohne Noth der Mittagsſonne auszuſetzen. Am ſchlimmſten ging es den armen Hunden. Luftſchnappend liefen ſie im Trabe von einem Buſche zum anderen und ruhten hier, um den Schatten thunlichſt auszunützen, bis unſer ſtetiges Vorrücken eine neue Anſtrengung nöthig machte. So ſehr wir auch mit uns beſchäftigt waren, wir konnten nicht umhin, den gequälten Thieren unſere vollſte Theilnahme zuzuwenden; wir gaben ihnen ab und zu etwas Waſſer, hielten auch

öfters längere Zeit, doch ohne daß es uns gelungen wäre, ihre Leiden in beträchtlichem Grade zu mildern. Schon nach halbstündigem Marsche stürzte der eine der Windhunde zuckend um, wand sich noch einige Male krampfhaft am Boden und verendete! Mit schmerzlichem Bedauern ließen wir das schöne Thier zurück und wanderten, gedrückt von der Erinnerung an das böse Vorzeichen, schweigsam weiter.

Gegen ein Uhr erreichten wir einen Sumpf, den See Teka, wie ihn die Eingeborenen nennen, und schlugen hier unter einem prächtigen, sonderbar gewachsenen Baum unser Lager auf. Im Wasser, im Schilf und auf den Bäumen ringsum wimmelte es von Geflügel; aber wir mußten auf die Jagd verzichten und bei den Leuten bleiben, um nicht sogleich am ersten Tage Veranlassung zu Unordnung zu geben. Ich bedauerte Dies lebhaft, tröstete mich jedoch mit der schon öfters gemachten Erfahrung, daß solche Jagden in dichtem Schilf und Busch nicht viel werth sind, weil es nur in seltenen Fällen gelingt, der erlegten Beute habhaft zu werden, selbst wenn man genau weiß, wohin sie gefallen ist.

Der Abend in der schweigsamen Wildniß unter freiem Himmel war unbeschreiblich schön. Noch lange lag ich wachend auf meiner einfachen Ruhestätte, lauschte dem Zirpen einzelner Grillen, verfolgte den Flug der Leuchtkäfer, welche munter spielend im Schilfe hin und her huschten, und gab mich wechselnden Gedanken hin.

Wir schliefen vortrefflich, obwol wir einmal durch Regen geweckt wurden, und brachen zeitig am Morgen wieder auf. Fünf Tage hatten wir bis Wanga zu wandern. Der Weg führte bald durch angebautes Land — durch Kokoshaine und Felder, in denen die Hütten der Eingeborenen stehen — bald durch Graswildniß, bald dicht am Meeresstrande hin. Abends lagerten wir in einem Dorf, oder auch weit ab von menschlichen Wohnungen, wie es gerade der Zufall fügte. Eine unserer Lagerstätten war wirklich prachtvoll zu nennen: eine schmale Schlucht, wahrscheinlich das ausgetrocknete Bett eines Baches, auf beiden Seiten umgeben von mächtigen Bäumen, welche ihre Zweige zu einem großartigen Dache über uns wölbten. Hier wurde es zeitig dunkel; vorn stralte noch matt der Dämmerschein des zu Rüste gehenden Tages herein, hinten aber gähnte die Höhle in undurchdringlicher Finsterniß; ringsum flackerten lustig die Lagerfeuer, schwarze Gestalten kauerten in allen erdenklichen Stellungen davor oder huschten hin und her — der Anblick hatte etwas Geisterhaftes, etwas „Hochromantisches", erinnerte lebhaft an die Räuberscenen, wie man sie auf unseren Bühnen sieht.

Ein anderes Mal hielten wir zur Nacht auf einer weiten, hier sandigen, dort schlammigen Ebene, welche bei Hochflut unter Wasser stehen soll. In überreicher Fülle goß der Vollmond sein bläulich-weißes Licht über die einförmige Landschaft aus; Hyänen heulten und winselten in der Nähe und Ferne; bisweilen auch glaubten wir ein mächtigeres Grunzen und Brüllen wie von Flußpferden zu vernehmen. Es war wunderschön, hier wachend zu träumen, nur wurden wir leider, als wir des Träumens müde waren, durch zahllose, kleine Mücken, welche uns in wirklich unausstehlicher Weise umsummten und bekrabbelten, am Einschlafen verhindert.

In den letzten Tagen hatten wir häufig kleine Flüsse oder vielmehr Salzwasseradern und sumpfige Stellen zu durchwaten, waren deshalb in fortwährender Verlegenheit, ob wir die Schuhe anbehalten und durch Schlamm und Wasser verderben, oder barfuß gehen und uns die Füße von den spitzen Wurzeln der Manglebäume zerstechen lassen sollten. Es schien, als ob unser Führer die schlechtesten Stellen herausuchte und die weitesten Umwege wählte, denn nach Aussagen der Anderen, welche früher dieselbe Straße gegangen, hatten wir um die letzte Strecke zurückzulegen, mindestens doppelt so lange gebraucht, als nöthig gewesen wäre. Wir sahen übel aus, verbrannt, bestaubt und bis weit herauf mit Schlamm überzogen und bespritzt.

Lager am See Erka.

Digitized by Google

p. 10

…en in beträchtlichem
… der Windhunde zuckend
… Mit schmerzlichem
… gedrückt von der Erinnerung an
…

… See Teka, wie von den Eingeborenen
… sonderbar gewachsenen Baum unser
… auf den Bäumen ringsum wimmelte es von
… erzichten und bei den Leuten bleiben, um nicht
… Anordnung zu geben. Ich bedauerte Dies lebhaft,
… gemachten Erfahrung, daß solche Jagden in dichtem
… es nur in seltenen Fällen gelingt, der erlegten
… genau weiß wohin sie gefallen ist.

… Gemisch unter dem Himmel war unbeschreiblich schön.
… Gewitter, lauten dem Zirpen einzelner
… spielend um Hilfe hin und her
…

… Regen gen…, und brachen
… wir die Wagen … wandern. Der Weg
… Schlammlöcher und Fluthen … die Hütten der
… Wildniß bald da … de bin. Abends
… weit ab von … gen, wie es gerade
… Lagerstatten … zu nennen: eine
… ausgestreckt …, auf beiden Seiten
… welche … großartigen Dache über
… dunkle … Halbdunkel der Dämmerschein des
… Höhle in undurchdringlicher
… Gestalten kauerten in allen
… Der Anblick hatte etwas Geister
… Zauberscenen, wie man sie auf
…

… hier sandigen, dort schlammi
gen Ebe… überreicher Fülle goß der Voll
mond sein … Licht aus; Hyänen heulten und
winselten … wir ein mächtigeres Grunzen
und Brüllen … wunderschön, hier wachend zu
träumen, … als wir der Zeit … waren, durch zahllose, kleine
Mücken, … und bekrabbelten, am Ein
schlafen …

… Gegenden von häufig kleine … oder vielmehr Salzwasseradern
und … schwaten, waren deshalb … fortwährender Verlegenheit, ob wir
die Z… durch Schlamm und Wasser verderben, oder barfuß gehen und
uns … gen Wurzeln der Mangrowe zerstechen lassen sollten. Es schien
al… schlechtesten Stellen herauszusuchen und die weitesten Umwege wählte
der … Anderen, welche früher … Straße gegangen, hatten wir um
die … zurückzulegen, mindestens … so lange gebraucht, als nöthig gewesen
… übel aus, verbrannt, bestaubt und bis weit herauf mit Schlamm überzogen
wir …

Digitized by Google

Lager am See Teka.

Einer unſerer Leute war vorausgeeilt, um unſere Ankunft im Städtchen zu melden und ein Haus für uns herrichten zu laſſen; wir fanden, als wir ſelbſt anlangten, Alles nach Wunſch vorbereitet und konnten, ohne erſt lange warten zu müſſen, uns ſofort der Reinigung und Pflege unſeres geplagten Leibes widmen.

Die ganze Einwohnerſchaft nahm Antheil an einem ſo freudigen Ereigniſſe, wie unſere Ankunft es war; ein Schwarm von Neugierigen umſtand unſer Haus bis zum ſpäten Abend, und wenn die Einen uns verließen, geſchah Dies nur, um Anderen Platz zu machen. Ich fand viel Vergnügen daran, mit den Leuten zu verkehren, mich mit ihnen zu unterhalten, ſo gut es eben bei meiner dürftigen Kenntniß der Sprache gehen wollte. Der Baron ſuchte indeſſen ſeine alten Freunde auf, welche er auf ſeiner vorigen Reiſe kennen gelernt, vor Allem die Familie des Arabers Raſchidi. Schon kurz nach unſerem Eintreffen hatten Raſchidis Familienglieder Boten geſchickt und fragen laſſen, ob der Europäer ſie nicht beſuchen wolle; als er endlich kam, war des Jubels kein Ende. Gewiß zwei Stunden lang blieb der Baron bei den freundlichen Leuten. Zum Abſchied erhielt er von der einen Tochter des Hauſes eine allerliebſte Strohmatte geſchenkt, auf welcher er während der Reiſe ſchlafen ſollte. Er ſprach mit Bewunderung von den geſelligen Tugenden Raſchidi's und rühmte ihn als einen der wenigen Eingeborenen, welche dem Fremden herzlich entgegenkommen und ihm dienen, ohne dabei eigennützige Gedanken zu hegen.

Während des kurzen Küſtenmarſches hatte es ſich herausgeſtellt, daß unſere Karawane mancherlei unbrauchbare Glieder zählte; es mußte daher eine Ausmerzung der böſen Elemente vorgenommen werden, obgleich vorausſichtlich ſich kein Erſatz in Wanga finden ließ. Sechs widerſpenſtige Träger wurden fortgeſchickt in der Erwartung, daß Dies einen guten Eindruck auf die Anderen hervorbringen würde. Unſere Karawane war ſomit, zumal wir bereits ſechs Träger durch Davonlaufen und zwei Eſel durch Krankheit verloren hatten, beträchtlich geſchwächt. Wir ſuchten uns zu helfen, indem wir die überzähligen Waarenbündel an die weniger belaſteten Leute vertheilten. Auch der Jäger Androk mußte uns verlaſſen, weil er, trotz ſeiner Rieſengeſtalt und ſeines anſcheinend kräftigen Baues, ſich nicht für derartige Fußmärſche eignete; er ging in Begleitung zweier Diener, welche ſich nur für den Aufenthalt in Mombas vermiethet hatten, nach Sanſibar zurück und nahm unſere Briefe, unſere bisherigen Sammlungen und den übriggebliebenen, gleichfalls untauglichen Windhund mit ſich.

Wir Anderen befinden uns vortrefflich. Namentlich ich fühle mich friſch und kräftig wie noch nie und hege die beſten Hoffnungen für die eigentliche Reiſe, welche weit weniger beſchwerlich ſein ſoll als ein Marſch längs der Küſte; ich bin glücklich im Rückblick auf Das, was ich bereits geſehen und erfahren habe, und freue mich unbeſchreiblich auf Das, was mir noch bevorſteht. Wie Ihr ſeht, ſtehe ich gewiſſermaßen noch in den Wonnemonaten meines Reiſelebens. Wenn ich aber auch geneigt ſein mag, in dieſer Stimmung Alles von der beſten Seite anzuſehen, ſo glaube ich, ſelbſt nach meinen geringen bisherigen Erfahrungen, doch behaupten zu dürfen, daß die Fährlichkeiten, welche dem Reiſenden begegnen und jedenfalls auch uns bevorſtehen, nur von der Ferne aus ungewöhnlich ſchlimm erſcheinen, nicht aber es ſind, wenn man ſich mitten darin befindet. Gebt Euch daher keinen unnöthigen Sorgen hin und ſchreibt mir nur recht bald, was zu erfahren ich mich ſehne: daß *Ihr* Euch wohl befindet — daß es *mir* gut gehe, dafür will ich ſchon nach Kräften ſelbſt ſorgen. Lebt wohl auf lange! Es grüßt Euch tauſendmal

Euer

Wanga, den 8. Oktober 1862. getreuer Sohn und Bruder.

Früh acht Uhr verließen wir Wanga. Nach zwei kurzen Tagemärschen durch eine üppige, parkgleiche Landschaft südlich von dem Umbafluſſe lagerten wir am Abende des 11. Oktober an der Grenzſcheide dieſes von den Wadigo bewohnten Küſtenſtriches, in der Nähe eines Hügels, hinter welchem die echt afrikaniſche Bodenbeſchaffenheit, die dürre, verbrannte Steppe, aber auch zugleich ein trefflicher Jagdgrund für allerlei Wild beginnen ſollte. Auf Verlangen des Barons hielt Sadi eine Rede an die Träger; er ermahnte ſie, von nun an ſich dichter beieinander zu halten und vor Allem auch ohne Lärm zu marſchiren, damit das Wild nicht verſcheucht und die Aufmerkſamkeit etwa umherſtreifender Maſai nicht auf die Karawane gelenkt würde. Tags darauf betraten wir in der That ein Land von völlig verändertem Ausſehen: die friſche, grüne Grasdecke des Küſtengürtels fehlte dem trockenen, rothen Lehmboden des Binnenlandes; niedrige, blattloſe, ziemlich regelmäßig ſtehende Dornbüſche waren die einzigen Erzeugniſſe des Pflanzenwuchſes; nur wenige, unbedeutende Bodenerhebungen gewährten hier und da etwas Abwechſelung in der troſtloſen Einöde. Anfangs mußten wir uns mühſam zwiſchen Dornbüſchen hindurchwinden, an einzelnen Stellen ſogar mit dem Hirſchfänger den Weg bahnen. Später kamen wir in offeneres Land, in welchem wir ohne Schwierigkeit die Kompaßrichtung innehalten konnten. Wir lugten mit Aufmerkſamkeit nach Zebras, Giraffen und Straußen, welche ſich bisweilen ſchon hier finden ſollen, bemerkten aber, außer Fährten von Dickhäutern und Wiederkäuern, nur ab und zu in bedeutender Ferne einige Trupps von Antilopen. Am Nachmittag erreichten wir den Dalaoni-bach, welcher zwiſchen einer doppelten Reihe prächtiger, dunkellaubiger Bäume dahinfließt; hier ſchlugen wir das Lager auf. Eine Menge der merkwürdigſten Vögel belebten die anmutige Landſchaft. Die Jäger ſtreiften bis zum Dunkelwerden umher und waren auch glücklich genug, unſere Sammlung durch einige neue Arten zu bereichern.

Bald durch verdorrte Wildniß, bald an belebendem Waſſer hin wanderten wir mehrere Tage weiter, anfänglich auf pfadloſem Boden, dann aber auf einem ſogenannten großen Wege. Unter „groß“ darf man übrigens hier nur „lang“, nicht „breit“ verſtehen. Oft ſind ſolche „Karawanenſtraßen“, auf welchen nicht Zwei nebeneinander Platz haben, nur durch das Fehlen der Grasnarbe kenntlich, nicht ſelten aber auch beinahe unwegſam durch die im vormals weichen Boden eingedrückten Fußſtapfen von Elephanten und Nashörnern. Bekanntlich ſind dieſe Thiere zumeiſt die alleinigen Wegebereiter und Wegebeſſerer der Wildniß; auf buſchigem und waldigem Boden wenigſtens würde ohne ihre Vorarbeiten der Menſch nur mit Mühe vordringen können.

Wir näherten uns einer von prächtigem Blau überdufteten Bergkette. Durch die wunderbare Klarheit und Durchſichtigkeit der Luft, welche uns die unbedeutendſten Einzelnheiten, die Steine und Büſche auf den Höhen ganz deutlich erkennen ließ, wurden wir verleitet, die Entfernung doppelt ſo gering zu ſchätzen, als ſie wirklich war. Alle neu in das Land gekommenen Jäger leiden unter ſolcher Täuſchung: ſie erlegen anfangs Nichts und glauben dann, das Wild ſei ungemein ſchwer verwundbar, während ſie doch ſelbſt durch ihr zu niedriges Zielen ihr Mißgeſchick verſchulden. Am ſechsten Reiſetage traten wir, nachdem wir mehrere Bäche überſchritten, in einen weiten, von den ſchon längſt bemerkten Bergen umſchloſſenen Keſſel ein, innerhalb deſſen der ſchon mehrmals erwähnte Halteplatz Mbaramu liegt, der erſte Ort, an welchem wir uns wieder mit Lebensmitteln verſorgen konnten. In einem Wäldchen von großen Bäumen am Ufer eines munteren Baches nahmen wir Platz. Der Anblick der üppigen Pflanzenwelt erquickte uns ungemein, da wir tagelang faſt Nichts als kahles Land und Dornbüſche geſehen. Da die Bewohner der Berge nicht ſogleich in das Lager kamen, hatten wir Muße genug, uns in der Nähe umzuſehen und unſerem Vergnügen nachzugehen; wir fanden reiche Jagdbeute, Vögel ſowol als auch ſchöne Kerbthiere mancherlei Art.

Digitized by Google

Unſere Vorräthe gingen ſtark auf die Neige, und noch immer wurde der erſehnte Markt nicht eröffnet, weil der Sultahn von Mbaramu noch nicht die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Es gelang wol, einige Lebensmittel zu erwerben, doch nur ſoviel, daß die Hälfte der Träger geſättigt werden konnte; die anderen mußten wohl oder übel faſten. Am zweiten Tage nach unſerer Ankunft endlich erſchien ein Mann mit großem Gefolge, überreichte ein Geſchenk von Zuckerrohr und Bananen und ſtellte ſich als Sultahn vor. Der Baron traute ihm indeſſen nicht ohne Weiteres, weil er es auf der vorigen Reiſe mit einem Anderen zu thun gehabt hatte. Dieſe Vorſicht erwies ſich als nicht überflüſſig; denn kurz darauf kam ein Bote von dem wirklichen Herrſcher, brachte deſſen Schwert als Zeichen, daß er bald kommen würde, und entſchuldigte das lange Ausbleiben ſeines Herrn durch den weiten, beſchwerlichen Weg.

Erſt am Morgen des 17. Oktober traf der ſehnlich Erwartete ein, nachdem er durch eine als Zeichen der Freundſchaft vorausgeſchickte Ziege ſich nochmals hatte anmelden laſſen. Er brachte ein kleines, mageres Thier mit ſich, welches er Ochſe nannte, und wünſchte lebhaft, die gebührende Abgabe ſogleich in Empfang zu nehmen. Man bedeutete ihm, daß er ſich gedulden müſſe, bis eine für zwei Tage genügende Menge Mais und Bohnen eingekauft wäre. Hierauf brachte er ein neues Geſchenk von zwei Ziegen, einige Bündel Bananen und etwas Honig und erhielt dafür, als gegen Mittag unſere Bedürfniſſe gedeckt waren, zehn Doti Amerikano, drei Stück buntes Zeug, einen Spiegel und ein Taſchenmeſſer.

Da wir jetzt keinen Grund mehr hatten, uns länger in Mbaramu aufzuhalten, bereiteten wir uns zur ſofortigen Abreiſe vor. Wir wanderten noch bis zur einbrechenden Dunkelheit weiter und lagerten dann inmitten der waſſerloſen Einöde unter einigen Dornbüſchen. Neben uns hatte eine andere Reiſegeſellſchaft, welche ſeit Kurzem in nähere Beziehung zu uns getreten war, ihr Lager aufgeſchlagen, die des Elephantenjägers Mſuskuma aus Wanga. Sie war nach uns von der Küſte aufgebrochen und holte uns einige Tage ſpäter am Umbafluſſe ein. Anfänglich vermied es der Baron, mit dieſen Leuten zuſammenzutreffen; als er ſie aber in Mbaramu näher kennen lernte, fand er es vortheilhaft, ſich mit ihnen zu vereinigen, theils, weil unſere bewaffnete Macht dadurch beträchtlich verſtärkt wurde, theils, weil Mſuskuma durch ſeine Verbindungen im Inneren uns von großem Nutzen zu ſein verſprach. Folgender Vertrag war mit ihm verabredet und abgeſchloſſen worden: der Elephantenjäger ſollte

ſeine Reiſe nach der unſrigen einrichten, aber überall getrennt von uns übernachten;
nicht vor uns oder bevor es ihm geſtattet wäre auf Wild feuern;
uns als Führer dienen bis zum See Jipe und von da auf die Ugonoberge, wo ſeine Mutter wohnte;
dort die Erlaubniß erwirken zur Beſteigung des Berges und zur Beſichtigung der Orte, an welchen die Waugono ihr weit und breit berühmtes Eiſen gewinnen.

Hierfür ſollte er bei ſeiner Trennung von uns einen Schein über eine an der Küſte zu erhebende Summe von zwanzig Thalern erhalten.

Die Geſellſchaft beſtand aus dem Elephantenjäger, ſeinen zwei Weibern und dreißig wohlgekleideten und -bewaffneten Leuten. Auf dem kurzen Marſche ſchon und mehr noch in unſerem heutigen Lager bot ſich Gelegenheit, unſere neuen Reiſegefährten näher kennen zu lernen. Mſuskuma iſt ein behäbig ausſehender, kräftig gebauter, unterſetzter Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem runden, fetten, von nicht übermäßig ſtarkem Bart umfaßten Suaheligeſichte; ſeinem Aeußeren und ſeinem Benehmen nach ſcheint er aufgeklärter und zuverläſſiger zu ſein, als die Küſtenbewohner, Araber wie Suaheli, gewöhnlich ſind. Sein Elephantenjäger-Geſchäft betreibt er zunftmäßig, und ſeine Karawane umfaßt außer einer Mehrzahl von Lehrlingen und Gehilfen auch einige Fundi oder Meiſter. Unter letzteren war Fundi Amri, ſein Oberaufſeher oder Lieutenant, der bemerkenswertheſte und jedenfalls

ein sehr brauchbarer Mann. Durch den Namen „Elephantenjäger" darf man sich nicht verleiten lassen zu glauben, daß diese Leute die Elephanten selbst erlegten, deren Zähne sie nach der Küste bringen; der Hauptgewinn bei dem Geschäfte besteht vielmehr im Einkaufe des Elfenbeins, welches die Eingeborenen auf irgend eine Weise erbeutet haben. Von Mſuskumas Weibern war die eine sehr groß und schlank und von nicht üblen Gesichtszügen, die andere klein, dick und eher häßlich als schön. Beide hatten etwas Gewandtes und Einschmeichelndes in ihrem Benehmen, verstanden vortrefflich „Konversation zu machen", d. h. hatten immer etwas Scherzhaftes zu erzählen oder zu erfragen; stundenlang konnte man sich mit ihnen unterhalten, ohne Langeweile zu empfinden. Bei Reisen im dortigen Lande ist es eine große Bequemlichkeit, Weiber mit sich zu haben, weil diese weniger Ansprüche machen und mehr leisten als männliche Diener. Immer sind sie die Ersten, oft einige Meilen den Anderen voraus. Kommt ihr Herr und Gebieter am Halteplatz an, so findet er bereits Lager und Mahlzeit in bester Weise hergerichtet. Ein in solcher Begleitung reisender Suaheli vermeidet also alle Unannehmlichkeiten, mit denen wir täglich auf dem Marsche zu kämpfen hatten (s. Bd. I. S. 233).

Um möglichst zeitig an den nächsten Wasserplatz zu gelangen, begaben wir uns bereits früh vier Uhr auf den Weg. Die Landschaft gewann ein freundlicheres Aussehen, jemehr wir uns dem Paregebirge näherten. In Gondja, dem vielbesuchten Lagerplatze gegenüber der Wasserfallkette Thorntons (s. Bd. I. S. 313), hielten wir zur Mittagsmahlzeit. Ohne daß wir Gewehre abgefeuert hätten, kamen eine Menge Wapare herbei, gut aussehende, kräftig gebaute Männer, welche an Hals und Armen mit Zierrathen von Messing- und Eisendraht beladen waren und ihre Haare mit einer rothen Thonerdesalbe zu zierlichen Löckchen geringelt hatten. Einer von ihnen, wahrscheinlich ein Häuptling, trug einen Schmuck von aufrecht stehenden Straußenfedern um Stirn und Haupt. Sie brachten Schafe, Bananen und Zuckerrohr und hätten uns ihre Waaren gern zu billigen Preisen verkauft; allein wir mußten die dargebotene Gelegenheit unbenutzt lassen, weil wir keine Träger zum Fortschaffen des Erhandelten hatten, übrigens auch noch hinreichend mit Lebensmitteln versehen waren.

Noch fünf Stunden gingen wir weiter, ohne jedoch den beabsichtigten Lagerplatz in Pare erreichen zu können. Zuletzt wurde es so finster, daß wir kaum unsere Vordermänner erkennen konnten. Am Rande eines Waldes angelangt, machten wir Halt; die letzten unserer Träger kamen erst eine volle Stunde nach uns an. Ermüdet, wie wir waren, hatten wir nicht Lust, den Schlaf zu meiden, bis ein gutes Mahl bereitet wäre; wir streckten uns also, nachdem wir einen dürftigen Imbiß zu uns genommen, ohne Weiteres auf unserem Lager aus. Ein halbstündiger Marsch am anderen Morgen brachte uns an unser Ziel, an denselben allerliebsten Platz in einer Bucht des Paregebirges, welcher bereits auf voriger Reise besucht worden war. Dieser Ort bietet wirklich Alles, was Landschaften schön macht, prächtige Bäume, wilde Felspartieen und plätscherndes Wasser d. h. letzteres in unserem Falle erst dann, als wir uns durch Abfeuern der Gewehre gemeldet hatten: die Wapare hatten es abgesperrt, aus Furcht, daß die wilden Masai durch die Vortheile des Platzes sich verleiten lassen könnten, hier zu lagern.

Nach einiger Zeit kamen die Bewohner von den Bergen herab, wohlgebildete, ziemlich hellfarbige, zumeist mit ledernen Schürzen bekleidete und mit bunten Perlen im Ueberflusse behängte Leute. Sie mochten glauben, daß wir ihrer Lebensmittel dringend bedürftig wären; denn sie forderten die übertriebensten Preise, verlangten sogar, daß noch vor der Eröffnung des Marktes eine Abgabe von einem Doti für den Zauberer erlegt werden sollte. Der Baron wies diese Unverschämtheit gebührend zurück und drohte mit Abreise, falls man sich bis Mittag nicht anders besonnen hätte. Daß Dies wahr werden könnte, erschien den Eingeborenen unmöglich; sie lachten höhnisch und verharrten bei ihrer Forderung. Als aber

die Frist nahezu abgelaufen war und Anstalten zum Aufbruche getroffen wurden, malte sich Verwunderung auf Aller Mienen, und als wir wirklich fortzogen, begannen die in ihren Berechnungen Getäuschten, laut zu schimpfen und zu schmähen, und verfolgten uns noch lange mit ihren Verwünschungen. Es mußte ihnen in der That höchst ärgerlich sein, ohne irgend welchen Gewinn ihre schweren Bündel auf schlechten Wegen soweit hergeschafft zu haben und nun wieder zurückschleppen zu müssen.

Durch ein ziemlich frisches Gelände am Fuße der Pareberge hin wandernd, kamen wir drei Stunden später nach dem gleichfalls von früherher bekannten Kisuani. Diesmal war der sonst knietiefe Bach, welchem der Ort seinen Namen verdankt (Kisuani = auf der Insel) völlig ausgetrocknet, und erst beim Graben fand sich in drei Fuß Tiefe eine nur nothdürftig für die hundertdreißig Mann der vereinigten Karawane ausreichende Flüssigkeit von strengem, metallischen Geschmack.

Am anderen Morgen (20. Oktober) ließen sich trotz wiederholten Abfeuerns der Gewehre keine Verkäufer von Lebensmitteln sehen. Wir hätten leicht in unangenehme Lage gerathen können und bereuten schon, uns gestern nicht versorgt zu haben. Um Nichts unversucht zu lassen, schickte Mjuskuma zwei seiner Leute aus, welche die Eingeborenen mündlich zum Markte einladen sollten. Dies half; es wurden Lebensmittel in Menge herbeigebracht und ohne vieles Handeln zu billigen Preisen verkauft. Das lange Ausbleiben der Leute erklärte sich aus ihrer Angst vor den Masai welche vor einiger Zeit hier gewesen waren, die Bewohner der Berge durch Flintenschüsse herbeigelockt, sie beraubt und Viele getödtet hatten. Eben deshalb wollte auch Sultahn Kmerio, des Barons alter Bekannter, den Verkauf nur außerhalb des Lagers gestatten, auf einem freien Platze, welcher eine weite Umsicht zuließ, und auch Dies erst dann, als wir versprochen hatten, im Fall eines Angriffs von Seiten der Masai ihm kräftigst Beistand zu leisten.

Kmerio benahm sich vortrefflich; er schenkte uns Nachmittags einen stattlichen Ochsen und ließ uns am anderen Morgen von seinen drei Töchtern Fleisch, Milch, Honig und Butter bringen. Namentlich der Honig erfreute unser Herz, weil unser Zuckervorrath knapp zu werden anfing; die unangenehme Aussicht, unversüßten Thee genießen zu müssen, rückte also wieder in weite Ferne hinaus.

Zwei gerad anwesende Männern von den Ugonobergen versprachen, uns nach ihrer Heimat zu geleiten, und schlossen zur Bekräftigung des Bundes Blutsbrüderschaft mit einem unserer Führer und mit einem Manne Mjuskumas. Am Tage der Abreise, am 22. Oktober, kamen sie nicht zur bestimmten Stunde. So brachen wir denn ohne sie auf in der Hoffnung, daß die gewandten Fußgänger uns bald nachkommen würden. Auch in Kisuani mußten wir wie schon vorher in Mbaramu zwei Kranke unter der Pflege des Sultahns zurücklassen; es wurde ein gutes Entgeld versprochen für den Fall, daß sie gesund an die Küste geliefert würden. Bereits seit mehreren Tagen hatten sie an rother Ruhr gelitten und waren in kürzester Zeit bis auf die Knochen abgemagert, sodaß sie kaum sich zu bewegen, geschweige denn Lasten zu tragen vermochten. Bei unserer Ankunft an der Küste hatten wir die Freude, zu erfahren, daß wir uns nicht in dem Sultahn getäuscht hatten.

An den Ngurunga (s. Bd. I. S. 312), dem letzten Wasserplatze vor dem See Jipe, holten die Wangono, unsere künftigen Führer, uns ein. Wir hielten einige Stunden, um uns für den bevorstehenden, langen Marsch zu stärken. Eine Menge Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Masai kurz zuvor hier gerastet hatten: Mist von Rindvieh lag auf dem Gestein und, zur Schande dieser Barbaren sei es gesagt, auch im Wasser (die Suaheli nehmen stets Rücksicht darauf, Nachfolgenden das Wasser nicht zu verderben, geben sich sogar Mühe, die Richtung anzuzeigen, in welcher es zu finden ist), und abgenagte Knochen bedeckten den Boden in der Nähe mehrerer Feuerstätten. Wir freuten uns, daß die wilden Nomaden bereits

das Land geräumt hatten; wären sie hinter uns gewesen, so würden wir schwerlich ein gefährliches Zusammentreffen mit ihnen haben vermeiden können.

Es mußte hier lange nicht geregnet haben, denn der Wasserspiegel dieser engen, steilwandigen Löcher stand drei bis vier Fuß unter dem Rande. Er war dicht bedeckt mit todtem und halbverfaultem Geflügel. Unter diesen Leichen krabbelten noch lebende Vögel, und über die kleinen hinweg streckten sich mächtige Adler, nur noch matt mit den Flügeln schlagend. Die armen Thiere waren vermutlich weither gekommen, um ihren Durst zu stillen, hatten sich aber von der Wasserfläche nicht mehr erheben können und waren so verunglückt. Trotz der Steilheit der Wände erschien es mir wunderbar, daß ein Vogel in solchem Loche weder sich aufzuschwingen, noch auch an den rauhen Wänden emporzuklettern vermochte; später hineinfallende wenigstens hätten, meiner Meinung nach, doch leicht im Stande sein sollen, von den Leibern der früher ertrunkenen aus hinwegzufliegen! Demnach scheint es, daß selbst kleine und gewandte Vögel immer ziemlich viel Luft unter sich haben müssen, um Gebrauch von ihren Flügeln machen zu können.

Bei der Betrachtung der kreisrunden Aushöhlungen im Sandstein drängte sich mir ohne Weiteres die Ueberzeugung auf, daß sie durch Umherkreisen von Steinen in anfangs nur unbedeutenden, unregelmäßigen Vertiefungen entstanden sein müßten. Später habe ich noch mehrere Male ähnliche Bildungen gesehen, das eine Mal zwischen den Endarabergen und der Küste ebenfalls in Sandstein in einem ganz ähnlich gebildeten Flußbette, das andere Mal auf der Insel Réunion in, wenn ich nicht irre, vulkanischem Gestein: in allen diesen Fällen mußte ich wenigstens die Möglichkeit einer solchen Entstehungsweise anerkennen. Leider wußte ich damals nicht, daß Thornton, indem er sich der Ansicht des Barons (s. Bd. I. S. 238) anschließt, diese Art der Erklärung mit Gründen bekämpft; sonst würde ich selbstverständlich keine Mühe gescheut haben, um Spuren von kreisförmiger Reibung an den Wänden, sowie am Boden das Vorhandensein von Steinen nachzuweisen, welche zu anderer Jahreszeit vom schnellströmenden Wasser darin umhergetrieben werden.

Während ich das Wasser nach Thieren für meine Sammlungen untersuchte, vernahm ich das jämmerliche Winseln unseres einzigen Hundes Leo, eines schlechterzogenen Mischlings aus Sansibar. Ich lief lange umher, ehe ich entdecken konnte, woher die Stimme kam. Der Ungeschickte hatte sich vorwitzig einer kleineren Ngurunga genähert, um daraus zu saufen, war hineingefallen und plätscherte nun hilflos unter dem ersoffenen Geflügel umher. Wäre er in eines der entfernteren Löcher gefallen, so würde er wol schwerlich gefunden worden sein; er hätte dann desselben jämmerlichen Todes verbleichen müssen wie die leichtbeschwingten Segler der Luft.

Am Abende lagerten wir mehrere Stunden von hier in der dornigen Wildniß vor der querüber laufenden Kisungukette. Der Baron hatte das Glück, aus beträchtlicher Entfernung eine schöne Antilope zu erlegen, welche mindestens ebensoviel Fleisch hatte als ein starker Ochse. Dies war auf dieser Reise das erste Mal, daß wir Wildbraten hatten. Man sieht, daß es ganz unmöglich ist, mit einer einigermaßen zahlreichen Karawane vom Ertrage der Jagd zu leben, selbst wenn man in diesem wildreichen Lande jede sich bietende Gelegenheit benutzt und bedeutende Umwege nicht scheut: Flugwild ist hier nicht häufig genug, um auch nur die Tafelbedürfnisse der Europäer zu decken, größere Thiere aber darf man nur einige Mal im Monat zu erbeuten hoffen. Begreiflicher Weise gibt man sich alle denkbare Mühe, um das durch einen glücklichen Zufall erbeutete Fleisch möglichst lange vor dem Verderben zu schützen. Es im Rauche oder in der Sonne zu dörren, ist nur bei längerem Aufenthalte thunlich; dagegen haben wir es vortheilhaft gefunden, es fein zu zerhacken, mit einer gewissen Menge von Mehl oder zerkrümeltem Schiffszwieback zu Kugeln zu formen und diese in Fett zu braten. Solche „Fleischbiskuits“ halten sich viele Tage lang und

ſind gewiß eines der bequemſten Reiſenahrungsmittel. Das auf gewöhnliche Weiſe gebratene Fleiſch nimmt ſchon am zweiten Tag einen widrigen Geruch an, iſt aber trotzdem noch zu verwenden, wenn man es in zollgroße Scheiben ſchneidet, an dünne Stäbchen ſpießt und nochmals mit ein wenig Fett über hellem Feuer brät: dieſer Spießbraten iſt ungemein ſaftig und wohlſchmeckend und verräth nicht im Mindeſten ſeine Entſtehung aus beinahe verdorbenem Fleiſche; in Bezug auf Zartheit übertrifft er das Fleiſch von friſch geſchlachteten Thieren bei Weitem, weil dieſes, ſelbſt geklopft und zerhackt, ziemlich hart und zäh iſt. In Fett gebratene Leber läßt ſich ohne weitere Vorbereitung lange aufheben; man kann ſie ihrer trockenen Beſchaffenheit wegen in der Taſche mit ſich führen, um jederzeit, wann der Hunger Einem ankommt, einen Imbiß zu nehmen.

Eine Stunde nach Mittag am 24. Oktober erreichten wir den ſüdlichen Schilfkranz des Ipeſees. Einzeln und in langen Zwiſchenräumen kamen die vom beſchwerlichen Marſch übermüdeten Träger nach. Anderen Tages brachen wir zeitig nach den Ugonobergen auf. Unſere leichtfüßigen Begleiter führten uns ſonderbare Wege durch abgebrannte Flächen, durch mindeſtens zehn Fuß hohes Schilf und durch einen dichten Gürtel von Buſch und Wald. Der beim Gehen ſovieler Leute aufgewirbelte Staub von Erde, Aſche und Kohle drang bis in das Innerſte von Naſe, Mund und Ohren und machte das Athmen der ohnehin ſchon erſtickendheißen Luft zu einer Qual. Wir kamen aus einem Dickicht in das andere, es ſchien, als ob unſere Führer ſelbſt nicht recht den Ort ihres Heimatdorfes wüßten. Endlich gelangten wir auf einen freien, mit Zuckerrohr, Reis und Bananen bepflanzten Platz. Niemand von uns hätte geglaubt, ein ſo herrliches Land inmitten dieſer Wildniß zu finden: jetzt erſt wurde uns klar, daß jene Dickichte nur die natürlichen Verſchanzungen der friedlichen Bergbewohner bilden, und daß unſere Führer, wahrſcheinlich um den guten Weg nicht zu verrathen, uns einen ſo abſcheulichen geleitet hatten. In der Nähe der Berge vor uns dampften rieſige Feuer in weiten Gruben, ganze Bäume brannten und kohlten darin; daneben ſtanden dunkle Geſtalten, welche mit lebhafteſter Theilnahme dem Gange des Brandes folgten und ihn gelegentlich durch Schüren förderten. Gern hätten wir uns die ſonderbaren Oefen — denn ſo Etwas mußten die Feuerlöcher doch vorſtellen — näher angeſehen, doch wurden wir bedeutet, daß wir uns nach dem Lagerplatz der Karawane zu begeben hätten.

Auf noch ſchlechteren Wegen als vorher wurden wir in einem weiten Bogen nach einem zweiten, nicht weit von dem anderen entfernten Platz geführt und dann längs einer ſchmalen Waſſerleitung durch Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen von wunderbarer Ueppigkeit weiter bis unter einen rieſigen Affenbrodbaum. In Mannshöhe maß der Baum ſiebenundfünfzig engliſche Fuß im Umfange; hervorſpringende Theile ſeines Stammes bildeten ringsum geräumige Niſchen, in deren jeder ein oder zwei Mann Unterkommen oder wenigſtens Schutz gegen Regen finden konnten; das Laubdach war ſo dicht, daß wir von keinem Sonnenſtral beläſtigt wurden. Man nannte das Land umher, ſozuſagen eine Bucht zwiſchen zwei vorſpringenden Ausläufern des Ugonogebirges, Uſanga. Den Verſicherungen Mſuskumas und unſerer Führer zufolge ſollten wir hier die Lagerſtätten und die Gewinnung des vortrefflichen Ugonoeiſens kennen lernen, welches durch einen großen Theil Oſtafrikas verbreitet iſt und höher geſchätzt wird als das beſte ſchwediſche.

Kurz nach unſerer Ankunft fanden ſich Scharen von Eingeborenen im Lager ein, zumeiſt athletiſch gebaute, ſchön gewachſene Menſchen, von denen viele über ſechs Fuß maßen. Einige der Frauen hatten wirklich tadelloſe Geſtalt und namentlich eine klaſſiſch geformte Büſte. In ihrem Aeußeren ähneln die Waugono den Wapare; der Hautfarbe nach ſcheinen ſie verſchiedenen Stämmen anzugehören: der Baron meinte, daß die einen von ihnen, ſehr lichtfarbige Leute von hübſcher Geſichtsbildung, mit den Wadſchagga, die anderen, hellſchokoladen-

farbenen mit den Wapare verwandt seien. Auf solche Verwandtschaft und Mischung läßt auch die etwas hart und rauh klingende Sprache schließen, welche von den Suaheli nicht verstanden wird.

Als Bekleidung oder Schmuck tragen die Männer ein kleines Fell auf dem Rücken, vorn hingegen nicht die geringste Bedeckung. Die Weiber haben um die Lenden zwei Lederschürzen gebunden, deren größere den Hinteren bedeckt; ob sie letzteren Theil für den verschämteren halten, wie Dies anderorts in Afrika der Fall ist, oder ob ihnen das größere Fell nur als Unterlage beim Sitzen dienen soll, vermochten wir nicht zu enträthseln. Nur bei einzelnen Vornehmen sah man Baumwollenzeug. Von Schmucksachen gewahrten wir die bereits mehrfach erwähnten, den Oberarmmuskel bis auf den Knochen zusammenpressenden, zweitheiligen Elfenbeinspangen, Ringe und Puffen oder Stulpen von schneckenförmig aufgerolltem Messing- und Eisendraht an den Armen, Drahtkragen von Mühlsteinform am Halse, endlich Gehänge von Glasperlen und hier und da einen Kopfputz von Straußenfedern. Das mit einem Gemenge von Fett und rother Erde gesalbte Haupthaar hängt in dünnen Strängen und Locken schwer herab. Einige Männer haben oberhalb und unterhalb der Kniee Fäden mit herabhängenden Fellstreifchen befestigt — die Umschnürung der Muskeln soll Kraft und Ausdauer zu langen Märschen geben — und tragen eine Menge Büchschen und Fläschchen für Schnupftabak, Arzeneien u. dgl. an verschiedenen Stellen des Körpers.

Dem Sultahn Jeremia, welcher auf dem Berge wohnt, war sogleich durch einen Boten Nachricht von uns gegeben worden. Noch an demselben Abende kam Seburi, einer seiner Söhne, mit einem Geschenk von Bananen und Zuckerrohr. Am anderen Morgen erschien der Herrscher selbst, ein alter, mit Messingringen an Hals und Armen behangener Mann. Er übergab einen Ochsen und gestattete nach langen Verhandlungen die Eröffnung des Marktes. Mehrere hundert Leute waren herbeigekommen, um Bohnen, Mais, Reis, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Kürbisse und Butter zu verkaufen. Sie verführten einen so tollen Lärm, daß man bisweilen die Nächststehenden nicht verstand; dreimal mußten wir den Handel abbrechen, um sie zu einem ruhigeren Verkehre zu veranlassen. Durchschnittlich verkauften sie zu gemäßigten Preisen und ohne vieles Gerede, wenigstens nachdem Einige von ihnen, welche den Handel zu lange hinzogen, vom Platze fortgeschickt worden. —

Es schien nicht, als ob wir die Erlaubniß zur Besteigung des Berges erhalten würden. Jeremia bezeigte seine Unzufriedenheit über das erhaltene Geschenk, forderte seine Belohnung im Voraus und außerdem eine Gabe für den Zauberer. So verging unter erfolglosen Redereien die Zeit bis gegen Abend. Zuletzt führte der Sultahn seine Töchter vor, vielleicht als schweres Geschütz, um durch ihre Liebenswürdigkeit uns zum Nachgeben zu bewegen; der Baron aber, in hohem Grade mißvergnügt über den Gang der Verhandlungen, entließ sie wieder, wie sie gekommen waren d. h. mit leerer Hand.

Am folgenden Tage (26. Oktober) nahm Jeremia sein gestriges Wesen wieder auf. Schon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, hier Etwas zu erreichen, als er nachgab, wahrscheinlich weil er einsah, daß wir eher zurückkehren als in seine übertriebenen Forderungen willigen würden: er ließ seinen Sohn mit dem Karawanenführer Sadi Blutsbrüderschaft schließen und erklärte sich bereit, uns noch in dieser Stunde auf den Berg zu führen.

Wir rüsteten uns schleunigst und verließen gegen zwölf Uhr das Lager. Nach drittehalb Stunden überaus beschwerlichen Marsches langten wir auf dem Kamme der Gebirgskette an. Von hier aus wandten wir uns seitwärts nach einem von duftigen Höhen umgebenen Bergkessel, dessen Wände mit Bananenpflanzungen und einzelnstehenden Hütten bedeckt waren; die Milde der köstlichen Bergluft, die liebliche Schönheit der Ruhe und Frieden athmenden Landschaft entzückten uns umsomehr, als wir auf dieser Reise das erste Mal eine Niederlassung der Eingeborenen betraten.

Von der anderen Seite des Thales her brachten einige Weiber ſchwere Laſten; es war Eiſenſand, wie wir beim Näherkommen erfuhren. Eine hübſche, junge Frau, welche ſich Bruſt und Geſicht mit dem rothen Saft einer Beere verziert hatte, zeigte uns die Gewinnung des Erzes. Sie hob eine Schaufel voll Sand aus dem Bett eines Baches auf, ſchlemmte in einfachſter Weiſe die leichteren Theile hinweg, bis nur noch die kleinen, glänzendſchwarzen, ſchweren Kriſtalle übrig waren, eine Art Magneteiſenſand, wie man ihn auch auf Sanſibar am Strande findet. Vermutlich rührt dieſes Erz von der Zerſetzung eines eiſenglimmerhaltigen Gneiſes her, welcher überall zu Tage ſteht. Leider konnten wir, weil die Sonne ſich zum Untergange neigte und wir noch heute das Lager erreichen wollten, dem eiſenführenden Bache nicht bis zu ſeinem Urſprunge folgen, um uns von der Richtigkeit dieſer Anſicht zu überzeugen.

Der Sultahn bot uns ſeine Hütte zum Uebernachten und Lebensmittel zur Bereitung des Abendbrodes an. Er redete uns ſo dringlich zu, in ſeinem Dorfe zu bleiben, daß es ſchien, als ob er fürchte, wir könnten noch bei Nacht, ehe wir ihm ſein Geſchenk gegeben, das Lager verlaſſen. Wir blieben jedoch bei unſerem Vorſatz und begaben uns nach kurzem Aufenthalt auf den Rückweg.

Außerhalb des Thalkeſſels beſtimmten wir durch den Siedepunkt des Waſſers die Höhe des Kammes und nahmen einige Winkel nach wichtigen Ausſichtspunkten. Vor uns gewahrten wir ein breites Stück vom See Jipe und jenſeit deſſelben die Buraberge; nach Norden zu war die Ferne größtentheils von Wolken verhüllt. Unter dieſen fiel mir eine von blendend weißer Farbe und ſonderbarer Bildung auf. Als ich ſie dem Baron zeigte rief er freudig aus: „Das iſt ja der Kilimandſcharo!“ Ich betrachtete den berühmten Berg, welcher ſich meinen Blicken ſo unerwartet bot, mit einem Gemiſch von ſtaunender Bewunderung und Begeiſterung; er zeigte ſich weit großartiger und ſchöner, als ich mir ihn vorgeſtellt.

Im Lager wieder angelangt, nahmen wir Vergleichsmeſſungen mit dem Barometer vor und legten danach am Abende den Platz durch aſtronomiſche Beobachtungen feſt; dann bereiteten wir Alles zum morgenden Aufbruche vor.

Auf unſere Fragen über die weitere Zubereitung des Eiſenerzes erfuhren wir, daß der geſchlemmte Sand am Fuße der Berge geſchmolzen werde; man ſchichtet ihn in tiefen Gruben mit Holz, zündet den Brand an und unterhält das Feuer fünf Tage lang — Das alſo ſind die flammenden und rauchenden Oefen, welche uns beim Betreten des Uſangagebietes in Erſtaunen geſetzt hatten! Nach dem Erkalten der Glut findet das zuſammengefrittete und mit Schlacken gemengte Eiſen ſich auf der Sohle des Herdes. Eine Probe davon erhielten wir verſtohlener Weiſe von einem der Waugono zugeſteckt, welchem wir ein gutes Geſchenk verſprochen hatten. Dieſes rohe Eiſen wird im Schmiedefeuer zu kleinen Hacken verarbeitet, in welcher Geſtalt es auch in den Handel kommt.

Die ſchönen Waffen und Schmuckgegenſtände, welche die Oſtafrikaner aus Eiſen zu fertigen verſtehen, kennen wir ſchon von der erſten Dſchaggareiſe her; in welcher Weiſe ſie mit Hilfe der einfachſten Werkzeuge bereitet werden, erfahren wir am beſten aus der Beſchreibung, welche uns Thornton von dem oben (Bd. I. S. 276) erwähnten Beſuche bei einem Schmied in Kilema gibt. „Wir trafen“, erzählt Thornton, „den Meiſter innerhalb eines länglichrunden, von hoher, lebendiger Hecke umſchloſſenen Hofes bei ſeiner Arbeit. Er zeigte uns der Reihe nach alle ſeine Künſte. Zuerſt führte er uns zu der außerhalb des Zaunes gelegenen Schmiede, welche in ihrer Einrichtung weſentlich mit den Suaheliwerkſtätten Sanſibars übereinſtimmt. Seine Hämmer ſahen aus, als ob ſie von Europa her eingeführt wären, doch verſicherte uns der Mann, daß er ſie ſelbſt gefertigt

habe. Als Ambos dienten einige harte, glatte Steine. Das Gebläſe iſt doppelt wirkend und beſteht aus zwei gegerbten, in Form von Säcken hergerichteten Fellen, deren jedes an ſeinem unteren Ende an der Gabel eines ausgehöhlten, mit einem Steine beſchwerten Baumaſtes feſtgebunden iſt, während das obere Ende einen langen Schlitz zeigt, längs deſſen zwei flache Stöcke befeſtigt ſind; indem man die Bälge mit der Hand öffnet und emporhebt, ſchließt und niederdrückt, erzeugt man einen Luftſtrom, welcher durch die Gabelröhre vereinigt und in einen Herd einfachſter Art geleitet wird. Der Meiſter trug ein wenig Feuer zum Ofen, legte Holzkohlen darauf und fachte die Glut kräftig an. Dann erhitzte er mehrere Stücke altes Eiſen und ſchweißte ſie mit Zuhilfenahme eines Schweißmittels, beſtehend aus den Brocken einer großen Muſchel, zuſammen. Ebenſo vereinigte er mehrere alte Meſſer in kleine Barren und hämmerte dieſe zu längeren Stücken von vierkantigem Querſchnitte aus. Zwei ſolche Stäbchen, an einem Ende zuſammengeſchweißt, am anderen etwas auseinander gebogen und mit einem darüber gleitenden Ringe verſehen, bilden eine ſehr wirkſame Zange, welche zum Drahtziehen gebraucht wird, wie wir ſogleich ſehen ſollten."

„Der Schmied erhitzte eine Rolle dicken Draht in einem leichten Feuer von Blättern und Stroh zu dunkler Rothglut. Während dieſes langſam brannte, richtete er ſein Zieheiſen her, eine weiche Eiſenplatte, deren Löcher je nach Bedürfniß durch Hammerſchläge verengt, oder durch Eintreiben eines glatten Dornes erweitert wurden. Dann hämmerte er den Draht am Ende dünner, fettete ihn gehörig ein, ſteckte ihn in das Zieheiſen, ſpannte das durchgekommene Stück in die Zange, ſetzte ſich auf den Boden, legte die Ziehplatte zwiſchen ſeine Füße, zog einen langen Lederſtreifen durch die Zange, faßte dieſen mit der Hand an und beugte ſich ſchnell rückwärts, ſodaß der Draht ein kleines Stück verlängert ward. Als durch mehrmaliges Wiederholen derſelben Arbeit etwa eine Fußlänge des Drahtes verdünnt worden, ſtand unſer geſchickter Freund auf, ging an eine zwiſchen Pfählen befeſtigte, mit zahlreichen Löchern durchbohrte Pfoſte, legte das Zieheiſen in eine Kerbe hinter dieſer, ſteckte den Draht durch das Loch, befeſtigte die Zange wieder am ſpitzen Ende und zog nun ein größeres Stück aus. Begreiflicher Weiſe erweiterte ſich das Loch in der ungehärteten Ziehplatte ziemlich ſchnell, und der letzte Theil des Drahtes ging mit Leichtigkeit hindurch; es gehört alſo nicht wenig Mühe dazu, um eine ganze Rolle gleichmäßig zu ziemlicher Feinheit auszuſtrecken."

„Darauf ſahen wir uns den feinen, auf dieſe Weiſe gewonnenen Draht an, aus welchem die hier ſo beliebten Schmuckkettchen bereitet werden. Der gefällige Künſtler befriedigte unſere Neugierde, indem er auch noch an einer ſolchen Kette zu arbeiten begann. Er wickelte den feinen Draht um ein dickeres, ſtricknadelförmiges Eiſen und ſchnitt längs deſſelben hin die ganze Schneckenwindung mit einem ſcharfen Meiſel in kleinere Ringe, von denen jeder ein Gliedchen bildet — ganz in derſelben Art, wie Dies auch unſere Handwerker thun."

„Wir blieben wol anderthalb Stunden lang bei dem geſchickten Manne. Der Baron beſtellte beim Weggehen einige Kettchen, ein Schwert, ein Paar Meſſer und Lanzenklingen; der Schmied nahm jedoch nur erſteren Auftrag an und weigerte ſich entſchieden, Waffen zu fertigen oder zu verkaufen." —

Von all den hübſchen Eiſenwaaren, welche in Djchagga verfertigt werden, zeichnen ſich beſonders die Schwerter durch Schönheit der Arbeit und durch zweckmäßige Geſtaltung aus. Das eine Ende, welches mehr als die Hälfte der Länge einnimmt, iſt achtkantig und mit einer hölzernen Schale umgeben oder mit Fäden, Leder und Metalldraht umwickelt, um der Hand einen beſſeren Griff zu bieten. Das andere, kürzere Ende bildet ein lanzettförmiges, mehrere Zoll breites Blatt, welches in der Mitte durch eine Rippe verſtärkt und an beiden Seiten zu einer kräftigen, unter ſtarkem Winkel geneigten Schneide zugeſchliffen iſt. Man verwahrt dieſe Waffe in einer kurzen, ſauber gearbeiteten, mit eingebrannten

Figuren verzierten Scheide von ſteifem, gelben Leder und trägt ſie, wie Dies auch die Suaheli und Araber an der Küſte thun, frei in der Hand, nicht um die Hüfte geſchnürt. Zum Abhauen von Baumäſten, welche dem Wanderer oft den Weg verſperren, iſt Nichts beſſer geeignet als ein Dſchaggaſchwert: ſie halten ſich ſehr lange ſcharf, obgleich ſie nur aus dem weichſten Eiſen gefertigt ſind; die eigenthümliche Geſtalt der Klinge verhütet ein Ausgleiten; die Schneide trifft den Gegenſtand gerade mit dem Mittelpunkte der Schwere, durchſchneidet ihn alſo möglichſt leicht. Ein Hieb mit unſeren Schwertern, Hirſchfängern und Faſchinenmeſſern iſt nicht halb ſo kräftig, weil bei ihnen der Schwerpunkt weiter nach hinten, nach dem Griffe zu liegt. An einzelnen Orten, z. B. in der früheren hannöveriſchen Armee, hat man, um den beregten Uebelſtand zu vermeiden, Faſchinenmeſſer mit ſehr ſtarkem, hohlen Rücken eingeführt, in welchem ſich etwas Queckſilber befindet; dieſes vermehrt, durch die Schwungkraft nach vorn getrieben, die Wucht des Hiebes nicht unbeträchtlich — den Dſchaggaſchwertern kommen aber auch dieſe Schneidewerkzeuge in ihrer Wirkung nicht gleich.

Von ähnlicher Geſtalt wie die Schwerter fertigt man auch kleine, ein bis anderthalb Spannen lange Meſſer, gleichfalls mit kurzer Scheide; ſie werden gewöhnlich in einer Falte oder einem Knoten des Kleidungsſtückes getragen. Ein Schwert mit Scheide kann man, wenn es überhaupt gelingt, Jemand zum Verkaufe zu bewegen, für ſechs Armlängen Baumwollenzeug und fünfzehn Stränge feine, rothe Samſamperlen kaufen. Schwerter wie Meſſer ſind im ganzen Lande hoch geſchätzt und werden von den Karawanen häufig nach der Küſte gebracht.

Dieſe Eiſeninduſtrie beweiſt, daß die Oſtafrikaner keineswegs auf ſo niedriger Stufe ſtehen, wie manche Reiſende uns glauben machen wollen. Es iſt unnöthig, darauf hinzuweiſen, was Leute, welche ohne Anweiſung und mit den roheſten Hilfsmitteln ſo geſchickt arbeiten, erſt leiſten müßten, wenn ſie mit ſtählernen Werkzeugen verſehen wären.

Einundzwanzigſter Abſchnitt.

Im Lande der Maſai.

Aelteſte Sagen der Maſai und Wakuaſi. — Maſai im Kampfe. — Wohnungen und Lebensweiſe. — Regierungsform. — Verachtung gegen andere Völker. — Verkehr mit den Karawanen. — Familienleben. — Altersklaſſen der Männer. — Tod und Fortleben. — Glaube an das Wirken der Gottheit. — Von Uſanga bis zum See Jipe. — Bienen fallen die Karawane an. — Unſer eiſernes Boot. — Fahrt über den See. — Nächtliche Geſchäfte. — Wanderungen im Sumpfe. — Ein Fieberanfall. — Mſuskuma verläßt uns. — Alte Bekannte aus Daſeta im Lager. — Nochmals im Sumpfdickicht. — Jagd auf Elephanten. — Durch die Ebene bis an den Rufu. — Tropiſcher Sternenhimmel. — Ein Flußübergang. — Die erſten Maſai. — Eine Wieſe im Walde. — Ungebärdige Leute. — Unſer zweites Lager in Aruſcha. — Die Eingeborenen im Verkehre mit uns. Aeußeres, Tracht und Schmuckgegenſtände. — Büffeljagd. — Arbeitstheilung. — Strafgericht an drei Dieben. — Eine verhängnißvolle Weiſſagung. — Verhandlungen mit den Aelteſten von Aruſcha. — Botſchafter vom Sultahn Dſchuata von Sigrari. — Endliche Entſcheidung. — Die letzte Möglichkeit in Angriff genommen.

Im grauen Alterthume wohnte auf dem Berg Oldoinio Eibor (Weißberg, Kenia der Wakamba) ein Mann, welcher über jedes menſchliche Weſen erhaben war. Engai ſelbſt (der Himmel, Gott) hatte ihn auf dieſen Berg geſetzt, und das Volk erblickte in ihm einen Halbgott, einen Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen, und nannte ihn Neiterkob d. i. Glanz oder Gabe des Landes.

Hieroon vernahm Endſchemaſi Enauner, ein Mann, welcher einſam und allein mit Sambu, ſeiner Frau, auf dem hohen, aber nicht mit Schnee bedeckten Berge Sambu lebte, im Süden des Oldoinio Eibor. Er begab ſich auf den Weg mit ſeinem Weibe, ſuchte Neiterkob auf und bat ihn, er möchte ſeine Ehe fruchtbar machen. Der Geheimnißvolle erhörte ſein Gebet und ſegnete Sambu, daß ſie ihrem Manne mehrere Kinder gebar; zugleich unterrichtete er Endſchemaſi in der Kunſt, die in den Wäldern wild lebenden Kühe zu zähmen. Eines Tages war Neiterkob von dem Berge verſchwunden. Endſchemaſi und Sambu ſuchten lange nach ihrem Wohlthäter und kehrten endlich, als ſie ihn nicht fanden, nach ihrem Heimatsberge Sambu zurück.

Endſchemaſis Nachkommen, die Wakuaſi, wurden wie Sand am Meer und verbreiteten ſich nach allen Richtungen in die ungeheure Ebene. Jetzt haben ſie hauptſächlich das Gebiet rings um den weißen Berg inne, welchen ſie als ihren Stammort betrachten. Ihre Stammesbrüder, die Maſai, wohnen am Berge Sambu (Meru?) und in deſſen Umgebung. Beide Völkerſchaften ſind durch Sprache, Sitten und Gewohnheiten nahe verwandt, haſſen ſich aber auf das Aeußerſte und verfolgen einander, wo ſie ſich treffen; nur in dem einen

Gefühle ſind ſie einig, in der Feindſchaft gegen die andersſprachigen und anderslebenden Küſtenvölker. Nach Krapf, dem wir faſt Alles verdanken, was wir über dieſe Völker wiſſen, ſind die Maſai und Wakuaſi ſemitiſchen Urſprungs. Ihre Sprache hat gewiſſe Beziehungen zu einem alten Arabiſch, doch nähert ſich die der Wakuaſi ſchon einigermaßen den ſüdafrikaniſchen Mundarten.

Wie einſtmals Hunnen, Mauren und Türken die Völker Europas heimſuchten, ſo können den Oſtafrikanern die Wakuaſi und namentlich die Maſai als „Geißel Gottes" gelten. Dieſe wilden Völker fürchten nicht das Feuergewehr: gar manche Karawane mit fünfhundert bis tauſend Bewaffneten haben ſie vernichtet, und ſelbſt den geübten Soldaten der arabiſchen Macht an der Küſte haben ſie ſiegreich gegenüber geſtanden. Beim Beginn eines Kampfes mit Suaheli werfen ſie ſich auf den Boden, decken ſich mit ihren langen Schilden und warten, bis die Flintenmänner ihr Pulver und Blei verſchoſſen haben; dann aber erheben ſie ſich, ſchreiten mit Wurfkeulen und Spießen zum Angriff und laſſen nicht ab, bis die Schlacht entſchieden iſt, ſei es nun zu ihrem oder zu der Feinde Gunſten. Und ob Hunderte von ihnen fielen, die übrigbleibenden Tauſende weichen nicht zurück, ſie fechten den ganzen Tag, ohne nach Eſſen und Trinken zu fragen, und ſiegen endlich doch durch ihren Ungeſtüm und ihre Ausdauer. Bisweilen freilich kommt es vor, daß die Maſai empfindliche Niederlagen erleiden, ſowol unterwegs von tapferen Karawanen, welche ihre Angriffe zurückſchlagen, als auch bei einem Einfall in das Land friedlicher Leute, wenn dieſe ſich ermannen und ſie mit blutigen Köpfen heimſchicken.

Durch ihre Ueberlieferungen werden die Maſai und Wakuaſi gewiſſermaßen auf Raub und Plünderung angewieſen: „Engai", ſagen ſie, „hat alles Vieh ausſchließlich für uns geſchaffen; wenn wir es anderen Stämmen entführen, ſo holen wir nur unſer Eigenthum zurück." Sie ſind Hirten und haben als ſolche keine feſten Wohnſitze. Allerdings errichten ſie ſich bei Beginn der Regenzeit Hütten aus Stöcken und Stangen welche ſie mit Ochſenhäuten und Kuhmiſt decken; aber nach einigen Monaten, wann die Weide ſchlecht zu werden anfängt, verlaſſen ſie ihr Obdach und wandern nach anderen Orten aus, wo ſie beſſeres Gras finden. Ihr Hausgeräth, Töpfe, Körbe, Lederſäcke, Kürbisflaſchen u. dgl. befeſtigen ſie auf Sonda's oder Bettſtellen und bürden ſie Eſeln auf, da ſie ſelbſt zu ſtolz ſind, um Laſten zu tragen. Wie es ſcheint, kehren ſie zur Zeit der Regen nach denſelben Hütten zurück. Dieſe ſtehen gewöhnlich nicht einzeln, ſondern zu größeren, von Dornhecken umgebenen Niederlaſſungen oder, wenn man will, Dörfern vereinigt. In ſolchen Gemeinſchaften hat jede Familie ihren eigenen Weiler und außerhalb der Umzäunung einen eigenen Weideplatz, auf welchem das mit beſonderen Marken gezeichnete Vieh zumeiſt von Knaben gehütet wird.

Die Maſai und Wakuaſi leben faſt ausſchließlich von dem Ertrag ihrer Heerden, von Fleiſch, Milch und Butter. Außerdem findet nur noch der Honig Gnade vor ihren Augen. Stämme in der Nachbarſchaft von ackerbauenden Völkern beſtellen wol auch das Feld mit Bohnen, Mais, Mtama und Bananen, aber, wie es ſcheint, einzig zum Gebrauche der Weiber und Kinder — Männer verachten die elende Pflanzennahrung. Fiſche werden, in ſonderbarer Uebereinſtimmung mit den Gebräuchen der katholiſchen Kirche, nicht für Fleiſch angeſehen, und demgemäß werden ſie denn auch nicht gegeſſen; ebenſo berührt man Hühner nicht, vielleicht, weil man ſie, wie Dies die Galla thun, für — Geier hält.

Wie es ſich bei oft umherziehenden, wenig ſeßhaften Völkern nicht anders vermuten läßt, iſt die Regierungsform im Allgemeinen eine patriarchaliſche, auf den Häuptern der Familie oder des Stammes beruhende: der Aelteſte oder Stammvater übt, im Frieden wenigſtens und in den engen Grenzen der Gemeinde, die höchſte Gewalt und das Richteramt aus. In unruhigen Zeiten jedoch, wann es nöthig iſt, die ganze Kraft des Volkes zuſammen

zu halten, genügt dieſe Einrichtung nicht; man hat es deshalb vortheilhaft gefunden, noch ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, einen Anführer oder Häuptling, Orlkibroni, einzuſetzen, welcher zugleich die Stelle eines Orleibon d. i. Oberprieſters oder Zauberers vertritt und als ſolcher nicht blos im Frieden Regen herbeiführt für die dürſtenden Felder, ſondern auch im Kriege mit ſeiner Zauberkunſt die Feinde zurückſchlägt und vernichtet. Er wird nach Tüchtigkeit erwählt, wird abgeſetzt, falls er ſich ſeines Amtes unwürdig zeigt, und ſogar getödtet, wenn er dreimal nacheinander eine Schlacht verloren. Ihm zur Seite ſtehen, jedenfalls als Räthe und Miniſter, die Aelteſten oder Oberhäupter der einzelnen Stämme. Seine Macht ſtützt ſich hauptſächlich auf die jungen Leute oder Ilmurān (Einheit Orlmurān), die jungen Männer von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, welche jederzeit zum Waffendienſte bereit ſind. Ein Theil von ihnen ſtreift umher auf Raubzügen, ein anderer beſchützt das Vieh auf der Weide und ein dritter, eine Art Landwehr, vertheidigt, wann die Anderen ausgezogen ſind, die Weiber, Kinder und Alten, welche zu Hauſe bleiben. Sie führen Spere, Schilde und Streitkolben (beide von der Bd. I. S. 264 beſchriebenen Art); letztere wiſſen ſie mit Sicherheit auf beträchtliche Entfernung zu ſchleudern. Bogen und Pfeile verſchmähen ſie als Waffen der Feigen. Ihre Anführer oder Alten tragen einen Stock als Zeichen ihrer Würde, aber keine Waffen.

Ein unbändiger Stolz und das lebhafteſte Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit beſeelt die Maſai und Wakuaſi. Gegen andere Völkerſchaften, zumal wenn dieſe wie die Suaheli Sklavenarbeit verrichten d. h. das Feld bebauen und Laſten tragen, hegen ſie die größte Verachtung. Zu ſolchen Arbeiten würde ſich auch der Niedrigſtgeborene unter ihnen nicht verſtehen, ſelbſt nicht, wenn er in Gefangenſchaft geriethe, als Sklave nach der Küſte geſchleppt und grauſam behandelt werden ſollte — er bewahrt ſich als Sklave die Geſinnung eines freien Mannes und würde eher ſterben, als ſich auf dieſe Art entehren. Völlig Beſitzloſe unter ihnen verſtehen ſich höchſtens dazu, im Lande umherzuziehen und für Reichere Felle und Stoffe zu Kleidungsſtücken zuſammenzunähen, woraus erhellt, wie gering bei jenen Barbaren die Schneider geachtet ſind.

Sklaven ihres eigenen Stammes und wol auch andere beſitzen beide Hirtenvölker nicht. Nach Kämpfen untereinander tödten die Maſai ihre männlichen Wakuaſigefangenen, die Wakuaſi aber verkaufen die gefangenen Maſai als Sklaven nach der Küſte. Dagegen leben zwei Stämme, die Wandurobo und Elkonono — wahrſcheinlich Ueberreſte ehemals mächtiger Völker — in größter Abhängigkeit von den Wakuaſi: die Elkonono, geſchickte Grobſchmiede, fertigen Spieße, Schwerter und Meſſer für ihre Herren, die Wandurobo aber jagen Elephanten und liefern das erbeutete Elfenbein ab; ſie wohnen in ſchlechten, mit Gras bedeckten Hütten und nähren ſich hauptſächlich von Elephantenfleiſch; ſie ſprechen die Wakuaſiſprache, beſitzen aber, wie es ſcheint, auch eine eigene Mundart. In ähnlichem Verhältniſſe ſtehen die Wamau zu den Maſai.

Gegen Fremde ſind Maſai wie Wakuaſi mißtrauiſch; ſie betrachten alle Diejenigen, welche bewaffnet in ihr Land kommen, als Ilmagnati oder Feinde (ſo werden auch die Wakuaſi von den Maſai genannt) — unbewaffnet aber wagt ſich Niemand zu ihnen. Gewöhnlich ſind die Karawanen, welche mit dieſen Völkern Handel zu treiben gedenken, nicht unter fünfhundert Mann ſtark und mit Flinten bewaffnet. Sie verabſäumen keine Vorſicht, um ſich vor Feindſeligkeiten zu ſchützen; im Wakuaſilande z. B. ſuchen ſie, wenn ſie ſich einem Dorfe nähern, einzelne Frauen oder Männer zu fangen und bitten ſie unter Verſprechung eines Geſchenkes, den Aelteſten zu melden, daß Kaufleute angekommen ſeien und die Erlaubniß zum Handeln begehren; findet das Geſuch Genehmigung, ſo kommen die Angeſehenſten ſelbſt heraus, bringen, ſelbſtverſtändlich in Erwartung einer Gegengabe, einen Ochſen zum Gruß, und das Geſchäft beginnt.

Reiſende, Arme und Gebrechliche von ihrem Volke behandeln ſie gütig und erquicken ſie mit Trank und Speiſe. —

Will bei den Maſai oder Wakuaſi ein junger Mann heirathen, ſo wendet er ſich an die Eltern oder Verwandten ſeiner Auserwählten, welche in der Regel nicht jünger als zwanzig Jahre ſein darf, und zahlt ihnen, falls ſein Antrag genehmigt wird, eine Anzahl Kühe als Entgelt. Vor der Verehelichung wird das Mädchen beſchnitten, dann mit Punkten von weißer und rother Farbe bemalt und im elterlichen Hauſe dem Bräutigam übergeben. Zur Feier des Tages werden einige Kühe geſchlachtet und, nachdem man Bruſt und rechten Hinterfuß dem Häuptling geſendet, von den Anverwandten des Paares verzehrt; als Würze des Mahles dient gegohrenes Honigwaſſer. Von nun an iſt die Frau alleiniges Eigenthum ihres Mannes. Ihr früherer Beſitz oder Das, was ſie von den Eltern mitbekommen, wird den Weibern nicht genommen; ſie behalten ihre eigene Heerde für ſich und leben von dem Ertrage derſelben, ſo jedoch, daß bei dem Schlachten einer Kuh die Männer den beſten Theil, ſie ſelbſt aber nur Füße, Hals und Haupt erhalten — Nieren und Leber ſind der Antheil der alten Leute, welche deshalb auch Nieren- oder Lebereſſer heißen. Gewöhnlich nimmt der Mann zwei Frauen, um in allen Verhältniſſen wenigſtens eine zu haben.

Kinder werden auf gewöhnliche Weiſe auferzogen. Mißgeſtaltet geborene läßt man leben, ſo lange Engai ihnen Leben verleiht. Knaben werden im dritten Lebensjahre beſchnitten, Mädchen, wie bereits erwähnt, erſt kurz vor ihrer Verheirathung. Eine unbeſchnittene Perſon iſt dieſen Völkern ein Gräuel und hat keinen Zutritt in der Geſellſchaft; ſolch' unreiner Sohn kann ſeinen Vater nicht beerben, ein ſolches Mädchen darf für Andere keine Speiſen bereiten, und ihr entſtammende Kinder ſind dem Tode verfallen. Knaben von einer beſtimmten Altersſtufe werden durch die Aelteſten ihres Stammes in den Sagen der Voreltern unterrichtet; hierfür hat ein jeder Schüler dem Lehrer einen Ochſen zu entrichten. Vom vierzehnten Jahre an verlaſſen ſie die Geſellſchaft der Mütter und der Frauen und geſellen ſich zu den Jünglingen oder Kriegern (Ilmurān), vor der Hand als deren Diener, mit dem ſiebzehnten Jahre aber als ebenbürtige Genoſſen. Männer vom fünfundzwanzigſten Jahre an, namentlich wenn ſie geheirathet haben und eigenen Viehſtand beſitzen, ſind nicht mehr ausſchließlich zum Kriegsdienſte beſtimmt. Je nach ihrem Alter werden ſie wieder als Elkiēko oder jüngere Männer, als Ejabuki, Männer von vierzig bis ſechszig Jahren, und als Elkidſcharo oder Elkimiriſcho d. i. Aelteſte oder Greiſe unterſchieden. Letzteren wird von der Jugend große Verehrung gezollt; keiner der jungen Leute würde es wagen, ſich in Gegenwart der Alten zu ſetzen, ohne vorher Erlaubniß erhalten zu haben.

Die Todten werden nicht eigentlich beerdigt, weder, wenn ſie im Hauſe geſtorben, noch wenn ſie auf dem Schlachtfelde gefallen ſind: man legt ſie im Freien, zumeiſt unter Bäumen, auf den Boden und bedeckt ſie mit Gras oder Steinen, mit einem umſo größeren Haufen, je höheres Anſehen ſie im Leben genoſſen. Geſchrei und Muſik findet hierbei nicht ſtatt. Nur kleine Kinder begräbt man in der Hütte (?) der Familie zugleich mit dem Hunde, welcher von klein auf ihr Geſpiele war. Unmittelbar nach Eintritt des Todes ändert man den Namen des Verſtorbenen, weil man fürchtet, daß deſſen Geiſt, wenn er ſeinen Namen hört, erſcheinen und die Lebenden beunruhigen könne; ſo heißt z. B. der Vater nach dem Tode Orlojit, während er im Leben Baba oder Ménie hieß, die Mutter aber Enaiu anſtatt Engnodon. Eine Verehrung der Abgeſchiedenen, wie ſie bei den Wanika üblich, ſcheint hier nicht ſtattzufinden, wenigſtens ruft man die Geiſter nicht als Vermittler zwiſchen Menſch und höchſtem Weſen an, betrachtet vielmehr die Mittlerſchaft des Neiterkob für ausreichend.

Wie bereits erwähnt, haben dieſe Hirtenvölker einen ſchwachen Begriff von einem höchſten Weſen, welches ſie als Engai (Himmel, Regen, Gott) bezeichnen, ein Wort, welches

ſomit faſt vollkommen dem Mungu oder Mulungu der Angehörigen des ſüdafrikaniſchen Sprachſtammes entſpricht. Eben weil ihnen Gott und Himmel gleichbedeutend iſt, verdenken es die Wakuaſi den mahammedaniſchen Küſtenbewohnern ſehr, daß ſie beim Gebete niederknieen und ſich verbeugen, bis ſie mit der Stirne den Erdboden berühren; „dieſe Leute", ſagen ſie, „wenden ihrem Gott den Hinteren zu!" Dies erklärt auch, warum die Maſai den Kilimandſcharo „Doinio Engai" (Berg Engais) nennen: er iſt der Berg, woher ihnen der Regen, eine Aeußerung Gottes, kommt. Sie glauben, daß Engai im Regen gegenwärtig ſei und halten es deshalb für unehrerbietig, in der Hütte oder unter einem Baume zu verweilen, während es regnet.

Hat längere Zeit Dürre geherrſcht, ſo rufen die Bedrängten Engai durch Vermittlung des Halbgottes Reiterkob an: „O Himmel, ich bitte Dich, das Land mit Gras bekleiden zu laſſen." Dieſe Worte ſprechen oder ſingen ſie in eigenthümlicher, gemeſſener Weiſe unter Tanzen und Springen. Wollen ſie eine Bitte an Engai dringlicher machen, ſei es nun um Regen, Geſundheit oder Kriegsbeute, ſo geloben ſie, einen Ochſen zu ſchlachten und deſſen Fleiſch unter die Leute zu vertheilen. Auch an ein unmittelbares, richterliches Eingreifen der Gottheit glauben ſie, wie es ſcheint, da Gottesgerichte bei ihnen im Schwange ſind. Wird nämlich Jemand eines Verbrechens angeklagt, ſo muß er, wenn der Thatbeſtand ſich nicht ermitteln läßt, einen Eid oder Mümak ſchwören; danach gießt ihm der Orleibon (Zauberer, Arzt, Häuptling) ein Gebräu aus Wurzeln und Fleiſchſtückchen in den Mund: iſt der Mann ſchuldig, ſo erſtickt er an dem Fleiſche, welches ihm in der Kehle ſtecken bleibt.

Frühmorgens am 27. Oktober ſtellte Sultahn Kmerio von Uſanga ſich ein und nahm ſein Geſchenk in Empfang, drei Doti weißes, zwei Stück buntes Zeug und eine Anzahl Perlenſchnüre. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang begaben wir uns auf den Weg, dem neuen Ziele zu, der Landſchaft Aruſcha an der Grenze des Maſaigebietes. Unſer früherer Wegweiſer von Kiſuani führte uns wiederum durch alle Bodenſchwierigkeiten, welche er nur auffinden konnte. Es gereichte uns zur hohen Genugthuung, daß er, als wir endlich ins Freie gekommen waren aber ſchon wieder einem neuen Dickicht entgegen gingen, in eine Wildfalle ſtürzte; gebührender Maßen wurde der ortskundige Mann von uns und unſeren Leuten tüchtig verſpottet. Gegen Mittag gelangten wir an den See. Wir wanderten längs ſeines Weſtufers nordwärts auf einer kahlen, von den Ugonobergen allmählich nach dem Waſſer zu ſich ſenkenden, rothen Lehmebene, welche nahe dem Schilfkranze mit unzähligen, weißgebleichten Muſchelgehäuſen und hier und da mit den unverweslichen Ueberreſten großer Schildkröten bedeckt war. Nach einer Stunde kamen wir an eine lichte Stelle im Schilfe, wo ſich uns zum erſten Mal ein Blick auf den Seeſpiegel eröffnete. Hier ließen wir uns unter einigen ſchönen Gummi-Mimoſen nieder.

Die Feuer brannten bereits, die Mſigo waren zur Lagerſtätte zurecht gelegt, und eben wollten wir daran gehen, es uns bequem zu machen, als der Schreckensruf Niuki, Niuki! (Bienen) erſcholl. Als ob das Wort ſie verſteinert hätte, verharrten die erfahrenen Träger genau in derſelben Stellung, in welcher ſie ſich eben befanden; keiner wagte, ſich zu regen, aus Furcht, die durch den Rauch unſerer Feuer geſtörten Thiere, welche in immer dichteren Scharen uns umſchwärmten, noch mehr zu reizen. Die Hunde und Eſel ſtürzten, von den wütenden Immen gepeinigt und verfolgt, wie raſend und ohne auf den Weg zu achten in das Weite, gerad über mein Bett hinweg, ſodaß ich kaum wußte, wie ich mich und die neben mir aufgeſtellten Uhren ſchützen ſollte. Jetzt war Alles ſtill bis auf das unangenehme Summen. Eine lange, bange Viertelſtunde, während welcher nur der Anblick der in den ſonderbarſten Stellungen bewegungslos daſitzenden oder ſtehen-

den Neger Veranlaſſung zu einiger Heiterkeit gab, dauerte dieſer Zuſtand fort. Endlich räumten die Bienen das Feld, ſonſt hätten wir Dies thun müſſen. Nach langer Zeit erſt gelang es uns, die Eſel wieder einzufangen.

Da wir, der Jagd und der Meſſungen halber, einige Zeit zu verweilen gedachten, ſchlugen wir ein Zelt auf. Noch waren wir mit der weiteren Einrichtung beſchäftigt, als ein tüchtiger Regenſchauer uns zwang, das Obdach zu benutzen. Später ſetzten wir ein in Hamburg gebautes eiſernes Boot zuſammen, um es am nächſten Tage zur Fahrt auf dem See zu benutzen. Es beſtand aus ſieben Theilen, deren keiner über fünfzig Pfund wog. Vorder- und Hintertheil von gleicher, zugeſpitzter Geſtalt waren die leichteren und ſtellten dicht verſchließbare Luftkäſten dar, welche uns ſchon oft zur Aufbewahrung und Weiterſchaffung von Getreide gedient hatten. Die fünf anderen Theile bildeten jeder einen ſelbſtändig ſchwimmenden Kaſten; einer von dieſen genügte, die Laſt eines Mannes zu tragen. Bei Flußübergängen hatten wir ſchon öfters die einzelnen Käſten benutzt; wir ſetzten uns auf die in der Mitte befindliche Bank und ließen uns, vorſichtig das Gleichgewicht haltend, von einem im Waſſer watenden Neger nach dem anderen Ufer ziehen oder ſchieben. Hier auf dem See Jipe ſollte das mit ſoviel Mühe hergebrachte Boot zum erſten Male in ſeiner ganzen Länge dienen.

Ruhig lag der See, noch vom Regen geglättet, vor uns, ein trübes, übrigens angenehm ſchmeckendes Waſſer von heller, ockergelber Färbung, an deſſen gegenüberliegendem Ufer ſich mehrere Hügel aus einer leicht anſteigenden, mit einzelnen Bäumen und Büſchen beſtandenen Ebene erhoben. Kaum hundert Schritt von uns ſchwammen fünf bis ſechs Flußpferde, nur mit dem plumpen Kopf und den ſpitzen Ohren die Waſſerfläche überragend — ein namentlich für mich überaus anziehendes Schauſpiel: mit Sehnen wünſchte ich den folgenden Tag herbei, an welchem das Boot uns mitten zwiſchen die Rieſenthiere führen ſollte.

Der Regen begann am Abende wieder und hörte den größten Theil der Nacht über nicht auf. Gegen Sonnenaufgang unternahm der Baron einen Spaziergang nach einem benachbarten Hügel, um der Jagd obzuliegen und zu ſehen, ob nicht ein günſtiger Punkt zur Vermeſſung des Sees ſich finden ließe; mit pfundſchweren Lehmklumpen an den Füßen kehrte er, in jeder Weiſe unbefriedigt, zurück. Von Neuem ſtrömte der Regen herab. Wir krochen in das Zelt und ſpielten, da wir nichts Beſſeres anzufangen wußten, eine Partie Schach auf einem kleinen, zuſammenlegbaren Brete mit aufzuſteckenden Figuren, zum erſten Male wieder ſeit dem Verlaſſen von Mombas.

Vier Uhr Nachmittags endlich klärte es ſich auf; ohne zu zaudern benutzten wir die wenigen Stunden bis zur Dunkelheit zu einer Fahrt über den See. Breite Paddelruder, welche in Sanſibar von Negern und nach Negerart gefertigt worden waren, dienten uns zur Vorwärtsbewegung des Bootes. Nachdem wir längere Zeit nur ein bis zwei Fuß Waſſer gemeſſen hatten, ſenkte der Grund ſich auf ſieben bis zehn und elf Fuß unter der Oberfläche. Dieſe Seichtigkeit des Sees war uns nicht überraſchend, ſchon die ſchwache Senkung der Ufer ließ darauf ſchließen; denn beträchtliche Tiefen findet man bekanntermaßen zumeiſt nur in Gebirgsſeen zwiſchen ſteilabfallenden Felswänden. Die Ueberfahrt dauerte fünfviertel Stunden. Kurz nach unſerer Ankunft begann es zu dämmern. Um die bei einer Nachtfahrt möglichen Fährlichkeiten wie Anrennen an ein Flußpferd u. A. m. zu vermeiden, ſetzten wir uns nach kurzem Aufenthalte wieder in Bewegung. Wenige Bootlängen erſt hatten wir uns vom Ufer entfernt, als plötzlich ein großes Krokodil neugierig emportauchte, wie um die Fremden in dem noch nie geſehenen, ſchwimmenden Kaſten zu betrachten. Der Baron riß ſein Gewehr empor. Es war nicht Zeit und Raum, es wie gewöhnlich anzulegen; er hielt es in freier Hand, ſtreckte es der Beſtie entgegen und feuerte ihr die Schrotladung in die Schnauze — der Unhold verſchwand mit dieſer Priſe

und ließ ſich nicht wieder ſehen. Wir fuhren ungeſtört weiter über die ein wenig aufgeregte Waſſerfläche. Nicht ſelten grunzten Flußpferde in geringer Entfernung von uns. Daß ſie uns feindſelig angreifen würden, fürchteten wir nicht, wol aber, daß ſie uns durch ihre Neugierde und Ungeſchicklichkeit zu einem unangenehmen Bade verhelfen könnten; deshalb ſtrengten wir alle unſere Kräfte an. Nach fünfundſechzig Minuten harten Ruderns erreichten wir den Lagerplatz.

Der Himmel war völlig wolkenlos, und in hellem Glanze leuchteten Mond und Sterne. Hinter den Hügeln jenſeit des Sees ſtieg langſam das prächtige Sternbild des Orion auf: ich hatte es ſeit der Seereiſe nicht wieder geſehen und begrüßte es mit lebhafteſter Freude als Bekannten aus der Heimat. Die günſtige Gelegenheit benutzend pflanzte ich meinen Meßkreis auf und beobachtete einige Stunden lang Höhen der Geſtirne, um die Lage des Platzes genau feſtzuſtellen. Dicht am Rande des Sees ließen die Flußpferde ihr dem Neulinge fürchterliches Brüllen ertönen, dazu fiel ein ſtarker, Alles durchdringender Thau, ſodaß ich froh war, als ich meine Arbeiten beendet hatte. Währenddeſſen war der Baron mit Koralli auf den Anſtand gegangen in der Hoffnung, der Karawane durch einen glücklichen Schuß friſches Fleiſch zu verſchaffen. Eben als ich fertig war, kehrten ſie zurück, gleichfalls vom Thau durchnäßt und durchkältet. Sie hatten in kurzer Entfernung nördlich vom Lager Stand genommen und auch glücklich ein Flußpferd in ſchußgerechter Entfernung geſehen. Der Baron feuerte, es ſtürzte. Koralli jubelte: „Es liegt, es iſt todt!“ verabſäumte aber darüber die nothwendige Vorſicht, noch einmal zu ſchießen — das Thier raffte ſich auf und verſchwand im Waſſer, war alſo, wennſchon es tödtlich verwundet ſein mußte, für uns verloren.

Am 29. Oktober brachen wir zeitig auf. Nordwärts, dem Ende des Sees zu wandernd, kamen wir bald in anmutigere Landſchaft: feines, kurzes Gras bedeckte den vorher kahlen, rothen Boden, und üppig grünende Bäume zeigten ſich in größter Anzahl in der Nähe des Waſſers; kleineres Gethier kroch in Menge auf dem ſaftigen Raſen, und friſchgetretene, mächtige Fußſtapfen legten Zeugniß ab von dem Wildreichthume der Gegend.

Allgemach erreichten wir einen ſtarkſtrömenden Fluß von etwa dreißig Fuß Breite und vier Fuß Tiefe, durch welchen nach Mſuskuma unſer Weg führen ſollte. Der Uebergang über dieſe Waſſerader war raſch bewerkſtelligt; jenſeits aber begann ein ausgedehnter Sumpf, in welchem wir zwei Stunden lang umherzuirren hatten, ehe wir den Ausweg fanden. Dichtes Schilf und rieſiger, zehn bis fünfzehn Fuß hoher Papyrus hemmte unſere Schritte, und die Abwechſelung zwiſchen Schlamm und tieferem Waſſer wurde überaus beſchwerlich. Unvorſichtiger Weiſe hatte ich vorher meine Schuhe ausgezogen. Meine armen Füße mußten Dies ſchwer büßen, denn ich trat auf ſpitzige Wurzeln, verwundete mich an ſcharfen, eckigen Körpern und rieb mir an mehr als einer Stelle die Haut auf; dazu kam noch die fortwährende Beſorgniß, von dem Ungeziefer des Waſſers, namentlich von den rieſigen Waſſerwanzen geſtochen zu werden, von denen die eine Art über zolllang iſt. Schlimmer noch als ich ſelbſt litten meine Reiſegefährten, welche ſich bei dem geſtrigen Jagdvergnügen arg erkältet hatten und nun in fieberhaftem Zuſtande dahinſtolperten. Der Baron wurde außerdem in heftigſter Weiſe von Dyſenterie befallen. Noch ehe wir uns herausgefunden, ſank er erſchöpft zu Boden; ſechs Leute trugen ihn weiter bis auf das Trockene. An dem erſten, einigermaßen paſſenden Platze ſchlugen wir das Lager auf, obwol die Weiterreiſe nicht minder dringend geboten ſchien als die Ruhe. Einige Stunden Schlaf und eine tüchtige Gabe Chinin beſſerten zu unſerer großen Beruhigung den wirklich bedenklichen Zuſtand des Barons.

Mitten im Sumpfe waren uns einige Leute aus Dafeta begegnet, welche erzählten, es wären Maſai zwiſchen Aruſcha und Dafeta geſehen worden. In Folge deſſen änderte Mſuskuma ſeinen Entſchluß, uns nach Aruſcha zu begleiten, und verließ uns unter dem

Vorwande, nicht genug Lebensmittel zu haben, noch an demſelben Tage, um ſich ohne Verzug in das geſicherte Gebiet von Dafeta und von da aus weiter nach Dſchagga zu begeben. Selbſtverſtändlich hatte der Baron keine Luſt, dem Elephantenjäger zu Gefallen die hohen Abgaben in jenem Landſtriche zu erlegen; er ließ ihn ruhig ziehen und beauftragte ihn nur, uns zuverläſſige Leute als Führer für den Weiterweg zu ſchicken.

Anderen Tages trafen die ſchon von letzter Reiſe her bekannten Mamburi und Banafumo im Lager ein. Mit bedenklicher Miene erzählten ſie nach Austauſch der üblichen Begrüßungen, daß fünfzig Mann einer von den Maſai zerſprengten Karawane aus Pangani in Dafeta weilten, und daß die andere Hälfte derſelben Karawane vor den Barbaren nach Aruſcha geflüchtet ſei. „Ihnen ſelbſt drohe", fuhren ſie fort, „die höchſte Gefahr, wenn ſie mit uns gingen; allein wenigſtens würden ſie uns auf keinen Fall begleiten, ſie müßten ihrer ſechs ſein, damit ſie auf dem Rückweg einige Sicherheit vor Maſai, Rhinozeros und Büffeln hätten." Da ſie überdies drei Tage Bedenkzeit forderten und dringend wünſchten, daß wir vorher mit ihnen nach Dafeta gingen, verzichtete der Baron auf ihren Beiſtand, worauf ſie erklärten, noch an demſelben Abend abreiſen zu müſſen. Ohne Abſchied zu nehmen, gingen ſie fort. Wir hielten ſie nicht zurück, obgleich die Träger, welche ſchon über den Gang der Verhandlungen ſich beunruhigt hatten, ihre Beſorgniß auf verſchiedene Weiſe zu erkennen gaben; es ſchien, als ob ſie nur geringes Zutrauen in Sadis Befähigung zum Führeramte ſetzten. Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als die beiden Wadafeta zurückkamen und gelaſſen, als ob Nichts vorgefallen wäre, erklärten, ſie wollten die Nacht hier zubringen und die Karawane am anderen Morgen auf den Weg geleiten. Natürlich konnte uns Dies nur angenehm ſein. Unter Sadis Regendach fanden ſie das gewünſchte Unterkommen.

31. Oktober. Unſere Führer ſchritten in nördlicher Richtung voran, durch eine angenehme Landſchaft, zwiſchen einzelnſtehenden Hügeln und Felſen hin; geradewegs nach Weſten zu gehen, unſerem Ziele Aruſcha zu, hielten ſie des undurchdringlichen Sumpfes und Waldes wegen für unmöglich. Bald wurde die Ausſicht etwas freier, und links vor uns kam der ſtralende Kilimandſcharo zum Vorſchein. Nach zwei Stunden verließen uns die Wadafeta an einem Pfade, welcher „unfehlbar" über Kahe und Aruſcha leiten ſollte, ohne von einem anderen durchſchnitten zu werden. Sie erhielten jeder zwei Stück weißen und zwei Stück blauen Stoff, nahmen das Geſchenk mit ſtoiſchem Gleichmut in Empfang, maßen es wiederholt nach und verließen uns ohne ein Wort des Dankes.

Einige Stunden lang ging Alles gut; der Weg war, wenn auch nicht gebahnt, ſo doch gangbar. Auf der weiten Ebene ſtanden Büſche von Fettpflanzen mit cylindriſchen Blättern. Später erſchienen, zum erſten Male wieder, ſeit wir die Küſte verlaſſen, Gruppen von Dumpalmen und einzelne Affenbrodbäume. Gegen Mittag kamen wir in einen ausgedehnten Wald und endlich an trübe, mit haushohen Sumpfpalmen dicht umkränzte Waſſerlachen. Wir überſchritten mehrere Pfützen und Bäche und brachen uns öfters mit Hirſchfängern und Beilen Bahn, ohne jedoch ein Ende unſeres Mühens zu ſehen. Sowol wir wie die Führer wußten ſchließlich nicht mehr wo aus noch wo ein; deshalb machten wir gegen drei Uhr am trockenen Ufer eines Flüßchens Halt und ſchickten Leute aus, welche den morgen zu benutzenden Weg auskundſchaften ſollten.

Kurze Zeit darauf kamen einige der Pfadſucher zurück mit der Nachricht, daß ſie Büffel gehört hätten. Der Baron begab ſich mit Einigen, welche die Elephantenbüchſen trugen, ſofort auf den Weg. Ich ſchloß mich ihm ohne Bewaffnung an, nicht wenig geſpannt, ſo mächtige Thiere in Freiheit zu ſehen. Wir traten aus dem Wald ins Freie, auf eine mit wenigen Bäumen und Büſchen beſtandene Wieſe. Hier gewahrten wir — allerdings nicht Büffel, aber eine zahlreiche Heerde Elephanten, gewiß einige vierzig, weibliche Thiere mit Jungen. Elephantenmütter anzugreifen, war freilich ein verzweifeltes Unternehmen,

doch konnte der Baron der Verlockung nicht widerſtehen. Er birſchte ſich mit ſeinen Begleitern bis auf etwa ſechzig Schritt an, ſoweit es eben die ſpärliche Deckung erlaubte. Gewiß zehn Minuten lang ſah er dem Treiben der rieſigen Dickhäuter zu. Sein Entſchluß, das Abenteuer zu beſtehen, blieb unverändert. Er ſuchte ſich das nächſtſtehende größte Weibchen aus, zielte nach dem Schulterblatt und feuerte. Ein markdurchdringender Schmerzensſchrei, wie ein ſchmetternder Trompetenton, erſchallte, das Thier brach zuſammen, erhob ſich aber wieder und trabte den anderen, wutſchnaubenden Ungethümen nach, welche in ſchwerem, ſchnell fördernden Galopp, glücklicher Weiſe nicht nach uns zu, davon eilten — eine dichte Wolke Staubes verhüllte in Kurzem die Heerde der flüchtigen Rieſen. Der Baron ſchoß noch einmal blindlings in das Gewirr, lud dann ſchleunigſt wieder und folgte den blutigen Spuren ſeines Opfers.

Sobald der erſte Schuß gefallen war, hatten unſere Begleiter, ſelbſt einer, welcher Elephantenjäger zu ſein vorgab, die Flucht ergriffen. Erſt als alle Gefahr verſchwunden, kamen ſie wieder herbei und ſchloſſen ſich uns an. Das angeſchoſſene Weibchen blieb bald hinter den anderen zurück; es hielt in ſeinem Laufe öfters an, wäſſerte, miſtete und verlor unglaubliche Mengen ſogenannten Knochenſchweißes: offenbar war es ſchwer verwundet, es ſchien eine ſichere Beute des glücklichen Schützen zu ſein. In raſchem Laufe kamen wir über einen ziemlich ſtark fließenden Bach hinweg bis in den Wald; aber ehe wir noch das Thier erreichten, entlud ſich ein heftiges Unwetter in nicht enden wollendem Regen und verwiſchte alle Schweißſpuren. Da auch die Dunkelheit hereinbrach, mußten wir leider von der Verfolgung abſtehen. Der Baron bot Dem, welcher der Fährte nachſpüren wollte, zehn Thaler, alſo ungefähr ebenſoviel, als der Lohn eines Trägers während der ganzen Reiſe beträgt; Keiner aber ließ ſich dazu bereit finden, die Furcht überwog die Geldgier.

Anderen Morgens hatten wir noch lange in Sumpf und Wald umherzuirren, ehe wir in die offene, trockene Ebene gelangten. Sie zeigte wieder daſſelbe Ausſehen wie die geſtern verlaſſene: fettblätterige Büſche bedeckten die mit niedrigem Graſe beſtandene Fläche, und dazwiſchen ſtand ab und zu ein Affenbrodbaum. Wir gewahrten wie auch ſchon geſtern viele Steine von Kopfgröße, wahrſcheinlich vulkaniſche Bomben, wie man ſie in der Nähe von Feuerſpeiern ſo oft findet. Die Ugonoberge zur Linken, den Kilimandſcharo zur Rechten, ſchritten wir in oftmals wechſelnder Richtung einem im Weſten auftauchenden Höhenzuge, dem Aruſchagebirge, zu, an deſſen Fuß unſer Reiſeziel liegen mußte. Trotz angeſtrengten Laufens legten wir nur wenig Weg zurück, weil wir durch häufige Bodenſchwierigkeiten zu Zickzackbewegungen genöthigt wurden. Die einzige angenehme Unterbrechung bei dem ärgerlichen Pfadſuchen wurde uns durch ein Rhinozeros bereitet, welches wir mit ſeinem Jungen plötzlich vor uns liegen ſahen. Lautloſe Stille ringsumher. Der Baron zielte einen Augenblick, drückte los — doch das Zündhütchen verſagte! Ehe er Zeit hatte, ein anderes aufzuſetzen, gab Koralli eine Kugel aus ſeiner kleinen Büchſe ab, aber zu kurz: ſcheinbar unverwundet ſprang das Thier empor und wandte ſich zum Angriff. Im Nu hatten die Träger, welche ſchon vorher ihre Mſigo auf den Boden geworfen, die nächſten Bäume erklettert; erſt als die wütende Mutter, durch die Flintenſchüſſe einiger Mutigen erſchreckt, das Weite geſucht hatte, kamen ſie wieder herab.

Ein anſehnlicher, ſüdwärts ſtrömender Fluß, welchen wir ſeiner Waſſermenge nach für eine Vereinigung des Seeausfluſſes mit den anderen bisher überſchrittenen Gewäſſern, alſo für den Rufu oder ſpäteren Pangani halten mußten, hemmte unſere Schritte. Ihn ohne längere Vorbereitung zu überſchreiten, war unmöglich, wie ſich bei genauer Unterſuchung herausſtellte; deshalb errichteten wir an ſeinem dieſſeitigen Ufer das Lager. Nachdem wir uns an einer Mahlzeit von Erbſen und friſchſchlachtenem Ziegenfleiſche gelabt, ſtreckten wir uns auf die am Boden liegenden Baumwollenballen zum Schlafe nieder.

Mehrere Stunden vor Tagesanbruch weckte mich die wunderbare Helligkeit des Firmamentes. Die Fixſterne ſtralten, wie es auf dem Andengebirg und auf erhabeneren Hochebenen beobachtet wird, in ruhigem, planetariſchen Licht und leuchteten, daß man bei ihrem Glanze faſt leſen konnte. Auch außerdem lag Etwas in dieſem Himmel, was ihn weſentlich von unſerem nordiſchen unterſchied. Es waren nicht fremde Sternbilder, welche durch ihren nie geſehenen Glanz mich blendeten — im Gegentheil, alle die ſchönſten unter ihnen kannte ich von der Heimat her — wol aber ſtanden hier die beſtleuchtenden Gruppen zu beiden Seiten des Himmelsgleichers gerad über mir, im durchſichtigſten Theile des Weltraums, nicht, wie bei uns, zur Hälfte im Dunſtkreis der Erde. Und Das, dünkt mich, iſt das ganze Geheimniß des Tropenhimmels!

Um den Strom vor uns nicht überſchreiten zu müſſen, gingen wir am nächſten Morgen rückwärts nach einem zweiten, etwa dreißig Fuß breiten Fluſſe, welcher nicht weit von unſerem Lager in den anderen mündete. Er war bruſttief und ſo reißend, daß die erſten Leute nur ſchwimmend hinüber gelangen konnten. Der Uebergang nahm nahezu vier Stunden in Anſpruch. Zuerſt wurde ein Baum gefällt, welcher zwar etwas ungeſchickt fiel und deshalb nicht ganz bis an das jenſeitige Ufer reichte, aber immerhin eine Art Brücke herſtellte, freilich eine gegen zwei Fuß unter Waſſer laufende; ein an beiden Ufern befeſtigter Strick ſtellte das Geländer dar. Dann bildeten die Leute aus eigenem Antrieb eine laufende Kette d. h. ſtellten ſich einer in geringer Entfernung von dem andern auf den Baum und reichten ſich das Gepäck zu, bis auch das letzte Stück hinüber befördert war. Wenig Schwierigkeiten verurſachte das Ueberſetzen der Menſchen, deſtomehr das der Eſel. Selbſtverſtändlich konnte man ſie nicht den Baumſtamm betreten laſſen, und durchzuſchwimmen ſträubten ſich die vor Furcht und Aufregung zitternden Thiere in hartnäckigſter Weiſe. Endlich ſchlangen ihnen die Träger einen Strick um den Hals, deſſen Ende die auf dem anderen Ufer Befindlichen ergriffen: jene ſchoben, dieſe zogen, ſo mußten die widerſpenſtigen Thiere wohl oder übel mit dem Waſſer Bekanntſchaft machen. In dem feindlichen Element angelangt benahmen ſie ſich überaus täppiſch, ſchwammen auf dem Rücken, den Kopf unter Waſſer, ſtrampelten auf verzweifelte Weiſe mit den Füßen und waren, als man ſie glücklich hinüber gezogen, nur mit Mühe dazu zu bringen, daß ſie auf das Trockene kletterten; der eine wäre faſt erſoffen, der andere wurde von dem Stricke bis nahe zum Erſticken gewürgt, und alle bedurften langer Ruhe, ehe ſie wieder einigermaßen zur Beſinnung kamen.

Etliche hundert Schritt weiter hatten wir über einen zweiten, aber nur drei Fuß tiefen Fluß zu ſetzen; auch dieſer vereinigt ſich nicht weit von dem anderen mit dem Rufu. Durch die weite, von mancherlei Wild belebte Ebene uns weiter ſchlängelnd, gewahrten wir am Nachmittage Gruppen von hohen, kokosähnlichen Palmen und ſpäter auch Bananenpflanzungen. In dem bebauten Lande zeigten ſich drei Eingeborene; ſie beobachteten uns eine Zeit lang, pflückten dann Jeder ein Büſchelchen Gras ab, näherten ſich, als wir das Gleiche thaten, und führten uns an einen ſtattlichen Baum, unter welchem ſich bald noch mehrere ſammelten. Sie ſprachen eine von dem Suaheli vollſtändig abweichende Sprache — es waren die erſten Maſai, denen wir begegneten.

Zwiſchen Sadi und den etwas ungeberdigen Leuten entſpann ſich eine lange Unterhandlung über die im Voraus zu erlegende Abgabe. Erſt als der Baron, ungeduldig ob des endloſen Geredes, ſich in das Mittel ſchlug und beſtimmt erklärte, er würde nicht mehr als vier Rollen Eiſendraht, einige Stück Amerikano und zehn Stränge Glasperlen geben, fügte man ſich und geſtattete uns, den Grenzfluß zu überſchreiten, ein gegen vierzig Fuß breites, nur knietiefes, aber ſehr reißendes Waſſer. Bis gegen Dunkelwerden wanderten wir nun bald zwiſchen Bananenpflanzungen hin, bald durch ein Geſtrüpp von ſtachligen Solaneen,

bald durch prächtigen, hohen Wald, bis wir auf eine inmitten desſelben gelegene Wieſe gelangten. Die vorgerückte Tageszeit veranlaßte uns, ſchon hier die Bündel abwerfen zu laſſen, obwol der uns beſtimmte Lagerplatz nicht weit mehr entfernt war. Wir wurden nicht müde, die Schönheit der friſchen Waldwieſe, welche uns ſo ſehr an heimatliche Landſchaften erinnerte, zu bewundern; namentlich entzückten uns die herrlichen, mimoſenähnlichen Bäume, welchen die geſchichtete Anordnung ihres Gezweiges und Laubes einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Scharen von ſchwarzen und hellfarbigen Affen tummelten ſich auf den Aeſten, zeigten ſich aber ſo ſcheu, daß wir nicht auf Schußweite nahekommen konnten. Hoch in der Luft ſchwebten Flüge krummſchnäbliger Ibis, oft nur durch ihr einförmiges Schreien kenntlich. Und um unſere Lagerſtätte wimmelte es von zudringlichem Geziefer, namentlich von Mücken und Schmeißfliegen, welche mit einer uns bisher unbekannten Frechheit ihren Geſchäften nachgingen.

Die Nacht war hell und kühl, und es thaute ſtark; unſere Wolldecken waren am anderen Morgen zum Auswringen durchnäßt, und auf den Gummidecken ſtand, als ob es geregnet hätte, das Waſſer in kleinen Pfützen. Nach dreiviertelſtündigem Marſch erreichten wir unſeren Lagerplatz, eine Waldwieſe wie die vorige, aber mit freier Ausſicht nach dem Kilimandſcharo. Wir gingen ſogleich daran, eine kleine Feſtung nach Art der verſchanzten Maſaidörfer herzuſtellen, einen Kreis von dicht nebeneinander ſtehenden Hütten mit einem Eingange nur von einer Seite her, in der Mitte die Zelte mit den Waaren.

Bald erſchienen einige Maſai im Lager, forderten Geſchenke und Abgaben und ſchrieben uns mit hochtrabenden Reden die ſonderbarſten Bedingungen vor. Als ſie einſahen, daß auf dieſe Weiſe Nichts zu erreichen ſei, drohten ſie mit Krieg. Die Träger zitterten für ihr Heil und baten flehentlich, das Verlangen der Schrecklichen zu befriedigen, erboten ſich ſogar, ihren Reiſelohn hierfür herzugeben; der Baron aber ließ ſich nicht einſchüchtern noch erbitten, ſondern erklärte den Maſai, daß er entzückt wäre, ſie, die vielgerühmten Helden, auch in Kriegstracht kennen zu lernen. Schimpfend zogen die Ungeſtümen ab.

Die erwarteten Kriegerſcharen kamen am anderen Morgen nicht; dagegen bedrohte uns ein anderer Feind, der Mangel, und dieſem mußten wir den ſo hübſch eingerichteten Lagerplatz räumen. Mittag rückte heran, und noch hatten ſich keine Verkäufer von Lebensmitteln blicken laſſen Wir hatten Nichts als Gemüſe, aus einer Art Spinat bereitet, zu eſſen. Jetzt war es an Sadi, ſeine Verbindungen im Maſailande zu verwerthen. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Zwei Bekannte des Führers beſuchten uns und gaben uns den Rath, eine Stunde weiter nach Südweſten zu gehen, wo wir den Dörfern näher ſein und reichlich mit Lebensmitteln verſorgt werden würden. Sie nahmen drei unſerer Leute mit, um ihnen den Ort zu zeigen. Nach einigen Stunden kamen ſie zurück und übergaben uns eine Ziege, mit welcher wir die Ceremonie des Kiſchongo (ſ. Bd. I. S. 262 u. 273) vornahmen. Da die Nachrichten günſtig lauteten, folgten wir ihnen nach der bezeichneten Stelle, einem freien Platz außerhalb des Waldes, und errichteten hier, unter dem Schatten mächtiger Bäume, unſere Zelte und Hütten. In der Nähe ſollte ſich ein Dorf der Waaruſcha und eines der eigentlichen Maſai befinden, zu gleicher Zeit auch ein bewaffnetes Lager von einigen tauſend Maſai. Sadi begab ſich ſogleich in das benachbarte Maſaidorf, um Verbindungen mit den Häuptlingen anzuknüpfen und namentlich die Eröffnung eines Marktes zu veranlaſſen.

Landſchaftlich war dieſer Lagerplatz mindeſtens ebenſo ſchön wie der andere, und in Bezug auf die Ausſicht übertraf er ihn ſogar: außer dem vom Fuße bis zum Gipfel ſichtbaren Kilimandſcharo zeigte ſich im Nordweſten der hohe, kegelförmige Meruberg und im Südoſten, wenn wir eine kurze Strecke hinaustraten, die kaum einige Meilen entfernte Aruſchahügelkette. Die weite Grasebene vor uns war an einigen Stellen mit Pflanzungen

Afrikanische Nashörner.

Digitized by Google

durch pr… auf eine inmitten desſelben gelegene L…
tanzten. Die … ſie uns, ſchon hier d… Bündel abwer…
kaum, ebenſ… nicht weit mehr entfernt war. Wir …
mußt müſſ… wieſe, welche uns ſo ſehr an heimatliche
ſchaften … entzückten uns die herrlichen, mimoſenar…
Bäume, … …eres Gezweiges und …aubes einen eige…
lichen … …ad hellfarbigen Affen tummelten ſich …
Aeſten, … …n auf Schußweite …bekommen konnten.
in der … …Ibis, oft nur …einförmiges …
kreiſ… …e es von zudring…n Geziefer, nam…
von … …ner uns …unbekannten Fr…
ihr…

… …rante ſtarr; …entdecken waren
… …auf den Wa… …and, als …
… …nach dr… …gem Marſch err…
… …e wenige, aber …ter Ausſicht nach …
… …ne kleine …ſung nach Art der verſchan…
Maſſai, …herzuſtellen. …nebeneinander ſtehenden Hütten mit …
Eingange nur von einer … …die Zelte …r Waaren.

Bald erſchienen …ſ… …ſerten …ſ… und Abgaben und ſchr…
uns mit hochtrabender … …Bedingungen …. Als ſie einſahen
auf dieſe Weiſe Nichts zu … …ſie mit …. Die Träger zitterten
ihr Heil und baten flehe… …der Schreckbaren zu befriedigen, er…
ſich ſogar, ihren Reiſelohn … …der Baren aber …ß ſich nicht einſchü…
noch erbitten, ſondern erk… …er entzückt wäre, ſie, die vielgerüh…
Helden, auch in Kriegstracht … …Zahmheit zogen du Ungeſtümen ab.

Die erwarteten Krie… …n anderen Morgen …ht; dagegen bed…
uns ein anderer Feind, der … …nen mußten wir den …e hübſch eingerich…
Lagerplatz räumen. Mitte… …noch hatten ſich keine Verkäufer von Leb…
mitteln blicken laſſen. Wir … …ſamme, aus einer Art Spinat bereitet
eſſen. Jetzt war es an … …aren im Maſailande zu verwerthen. …
Zufall kam ihm zu Hilfe. … …Kabyes beſuchten uns und gaben uns …
Rath, eine Stunde weiter … …ſ… wo wir den …eren näher ſein …
reichlich mit Lebensmitteln … …wurden. Sie nahmen …n unſerer Leute …
um ihnen den Ort zu … …genen Stun… kannen ſie zurück und übergaben …
eine Ziege, mit welcher … …ie des Ki…ngo (1. Bd. I. S. 262 u. 273) …
nahmen. Da die Kabyes … …uteten, folgte… wir ihnen nach der bezeichneten Stel…
einem freien Platz auf… …Weſt z. und errich…ten hier, unter …m Schatten mächtige…
Bäume, unſere Zelte und … …In der Nähe ſetzte ſich ein Te… der Waarujche un…
eines der eigentlichen Maſai befinden, zu welcher Zeit auch ein bewaffnetes Lager v…
einigen tauſend Maſai. Sadi begab ſich ſogleich in das benachbarte Maſaidorf, um Ver…
handlungen mit den Häuptlingen anzuknüpfen und namentlich die Eröffnung eines Mark…
zu veranlaſſen.

Landſchaftlich war dieſer Lagerplatz mindeſtens ebenſo ſchön wie der andere, …
…ung auf die Ausſicht übertraf …n ſogar …. Vom Fuße bis zum Gipfel …
… Kilimandſcharo zeigte ſich …m Nordweſten …, kegelförmige Meruberg …
…ſen, wenn wir eine kurze Strecke hinaus…, die kaum einige Meilen entfern…
Aruſchakuppelkette. Die weite Grasebene vor uns war an einigen Stellen mit Pflanz…

Afrikanische Nashörner.

Digitized by Google

von Bananen, Bohnen und Mais eingefaßt, an anderen mit Wald und Gebüſch. In geringer Entfernung nordwärts vom Lager floß ein Bach und weiterhin ein größerer Fluß, vermutlich derſelbe, den wir geſtern überſchritten hatten. —

An den folgenden Tagen beſuchten uns die Eingeborenen in Menge, namentlich kamen viele Weiber mit Mais, Bananen, Erbſen und Bohnen zu Markte. Obwol die Preiſe nicht gerade niedrig waren, kaufte der Baron Alles, weil es in dem fremden Lande doppelt gefährlich war, durch Mangel an Lebensmitteln in Abhängigkeit von den Leuten zu gerathen. Bald war ein Vorrath für eine Woche zuſammengebracht im Austauſche gegen Eiſen- und Meſſingdraht und gegen bunte, aus Stücken verſchiedenen Stoffes zuſammengenähte Zeuge, alles Waaren, mit denen wir uns auf Anrathen von Sadi überaus reichlich verſehen hatten. Der anderwärts ſo beliebte Amerikano wurde nur in ſeltenen Fällen angenommen.

Nirgends noch hatten wir ſoviel Drahtſchmuck geſehen. Die Frauen waren an Armen und Beinen förmlich gepanzert mit Eiſen-, ſeltener Meſſingdraht; am Halſe trugen ſie Mühlſteinkragen und in den Ohrläppchen ſchneckenförmig zuſammengewundene, ſchwere Scheiben. Männer und Weiber hüllten ſich faſt ausſchließlich in weiches Leder. Bei den Männern ſind zwei bis drei Fellchen in zierlichſter Weiſe mit doppelten Nähten zu einem ſchurzähnlichen, an der unteren Seite mit langen Franſen verzierten Kleidungsſtücke zuſammengefügt; von den Frauen wird, wie in Uſanga, ein kleinerer Schurz vorn zur Bedeckung der Blöße, ein größerer hinten getragen. Viele Schmuckgegenſtände der Waaruſcha gleichen denen der Wapare, Wadafeta und Wadſchagga (ſ. Thorntons Beſchreibungen). Namentlich finden ſich die aus zwei Klammern von Holz oder Elfenbein zuſammengebundenen Oberarmſpangen wieder und die das Loch im Ohrläppchen ſo ungebührlich erweiternden, hohlen oder maſſiven Holzringe. Bei Denen, welche letzteren Schmuck herausgenommen, war das Ohrläppchen ſo zerdehnt, daß es bequem bis nach den Mundwinkeln herabgezogen ſowie über die Ohrmuſcheln zurückgeſchlagen werden konnte; einige der Leute hatten wirklich, wahrſcheinlich als eine Art Morgentracht, die Ohrläppchen in dieſer Weiſe übergeſtülpt und ſo ihr Gehör in überraſchender Weiſe verkleinert. Hier und da waren Kopfputze aus aufrechtſtehenden Straußenfedern zu bemerken. Außerdem ſahen wir bei den Männern häufig eiſerne, gewiß eine Spanne lange Schellen von Form unſerer Kuhglocken oberhalb des Kniees befeſtigt.

Wahrſcheinlich iſt dieſe Tracht, welche ſich im Allgemeinen der der Nachbarvölker ſo ſehr nähert, nur bei den Grenzſtämmen der Maſai in Gebrauch. Ueber Tracht und Schmuck der Bewohner aus dem Inneren des Maſaigebietes wiſſen wir Nichts, da noch kein Reiſender bis dorthin vorgedrungen iſt, auch keiner Gelegenheit gehabt hat, die Maſai auf ihren bis an die Küſte ausgedehnten Raubzügen näher zu beobachten.

In ihrem Wuchs und Körperbau erſchienen uns die Waaruſcha weniger ſtattlich als die Bewohner des Pare- und Ugonogebirges; das zarte Geſchlecht zumal konnte ſich in keiner Beziehung mit den oft ſchön zu nennenden Frauen jener Stämme vergleichen — möglich indeß, daß nur alte Weiber zum Handel in das Lager geſchickt, junge Frauen und Mädchen aber zurückgehalten wurden.

Alle Leute, mit denen wir beim Handel verkehrten, benahmen ſich ruhig und anſtändig; nur in ſeltenen Fällen wurden ſie durch ihre Neugier läſtig, dann aber ließen ſie ſich mit wenigen Worten zurückweiſen. Sie betrachteten mit viel Theilnahme alle die ſonderbaren Geräthe, welche wir mitgebracht hatten, und bewunderten vorzugsweiſe einen verkleinernden Spiegel und ein Opernglas, in welche ich ſie blicken ließ. Wie auch anderwärts ſetzte man viel Vertrauen in unſere Heilkunſt, ja, man ſuchte ſogar ſich dankbar zu zeigen für den ertheilten Rath: ein Mann, deſſen kranker Mutter wir ein wenig Bitterſalz verabreicht hatten, entſchädigte uns mit einer Kürbisflaſche voll Honig. Selbſt freundſchaftliche

Beziehungen fehlten nicht; wir erhielten bisweilen Geschenke an Fleisch, Mais und Bananen, und einige Leute erboten sich, die Jäger auf ihren Ausflügen zu begleiten.

Bei solchem Verkehre merkte man nicht, daß man es mit den schrecklichen Masai zu thun hatte. Anders aber war es, beobachtete man die Männer in ihrem Benehmen bei Verhandlungen, wenn sie, die hölzernen Streitkeulen schwingend, ihre Ansichten und Anforderungen stolz vertheidigten, oder sah man Krieger, wie sie prahlerisch in vollem Waffenschmucke vor uns auf- und abgingen. Und dieses Selbstgefühl, das Bewußtsein ihrer gefürchteten Macht und Stärke, zeigt sich in Gesicht, Haltung und im ganzen Auftreten schon bei unmündigen Knaben, welche das Vieh auf die Weide treiben. Freilich artet dieser Stolz oft bis zur Lächerlichkeit aus. So kehrte einmal während unserer Anwesenheit ein Trupp Masai von einem Streifzuge nach der Küste zurück. Obgleich sie achtundzwanzig Todte und viele schwer Verwundete verloren hatten, erzählten sie großsprecherisch von ihren Heldenthaten, zeigten die den Wakamba geraubten Schmucksachen und sprachen von zahlreichen Kuhheerden, welche sie erbeutet haben wollten, während sie doch nur einige Ziegen mitgebracht hatten. Wie erbärmlich ihr Prahlen war, schienen sie übrigens recht wohl zu fühlen; denn, als Decken sie fragte, wo sie ihre erschlagenen Kameraden gelassen hätten, und warum sie diese nicht ebenfalls zur Schau umhertrügen, wurden sie merkwürdig kleinlaut und schlichen Einer nach dem Anderen von dannen. —

Eines Morgens fünf Uhr ging der Baron auf die Jagd, begleitet von drei Trägern und zwei Waaruscha, Letumo und Selengele. Bei stundenlangem Suchen hatten sie nur alte Fährten in Menge gesehen, aber kein Wild außer einer Giraffe und einer Antilope, welche schon auf große Entfernung flüchtig wurden. Endlich kletterte Selengele, um bessere Aussicht zu gewinnen, auf einen hohen Baum. Von hier aus gewahrte er drei grasende Büffel. Der Baron birschte sich bis auf etwa siebzig Schritt an, konnte jedoch, obgleich er lange wartete, keinen günstigen Zielpunkt gewinnen. In seiner Ungeduld feuerte er auf eines der Thiere unter einem spitzen Winkel. Es wankte, fiel aber nicht; dagegen stürzte sofort der größte Bulle wutschnaubend auf den Schützen los — eine viertelpfündige Kugel durchbohrte die Brust des Ungethüms, es zog sich langsam zurück und brach einige Augenblicke darauf laut röchelnd zusammen. Die anderen beiden Büffel entkamen. Währenddessen hatten die Aruschahelden sich auf einen hohen Termitenhügel geflüchtet; sie blieben auf ihrer Burg, bis das an der Erde liegende, todtwunde Thier eine Kugel in das Herz erhalten und danach durch Abschneiden des Halses ganz unschädlich gemacht worden war. Zwei der Begleiter wurden nach dem Lager zurückgeschickt, um vierzig Mann herbeizuholen, welche das Fleisch des erlegten Thieres fortschaffen sollten; der glückliche Jäger aber schweifte weiter in der Ebene umher. Es gelang ihm, auf noch zwei Büffel zum Schusse zu kommen, doch entgingen ihm beide, obwol sie, dem starken Schweiße nach zu urtheilen, schwer verwundet sein mußten.

Nach zwei Stunden kamen die bestellten Träger an. Sie zerwirkten das erlegte Thier (welches mindestens soviel Fleisch besaß wie zwei Ochsen) in seiner eigenen Haut und schafften alles Verwendbare bis auf das letzte Stück fort. Die erste der etwa anderthalb Zoll langen Kugeln hatte am Blatte gesessen, es aber nicht durchdrungen oder zersplittert, war vielmehr von dem harten Knochen bis auf zwei Drittel der Länge zerschnitten worden!

Ziemlich ermüdet erreichte man gegen Sonnenuntergang das Lager. Die Träger schwelgten schon im Vorgenusse der Fleischfülle, welche ihrer wartete, und ließen sich durch ihre Gier verleiten, noch vor der Vertheilung Einiges zu entwenden, namentlich den Unterkiefer, welchen wir der Merkwürdigkeit halber aufzubewahren gedachten. Der Baron drohte, es würde Keiner einen Bissen von dem Fleische erhalten, bevor nicht das Gestohlene herausgegeben wäre; doch die bewilligte Frist verstrich, ohne daß der Thäter sich meldete. Zur

unglaublichen Verwunderung unſerer Leute wurde ſämmtliches Fleiſch, mit Ausnahme einiger Stücke für unſere Küche, an die Waaruſcha verſchenkt, denen die noch nie dageweſene Großmut ebenſo ſonderbar vorkam.

Trotz des Wildreichthums der Ebene waren nicht alle Jagdausflüge von ſo günſtigem Erfolge begleitet, weil die Thiere immer die Angreifer bemerkten und von dannen ſprengten, ehe es gelang, auf Schußweite anzukommen. Von größerem Wild wurde Nichts weiter als eine weibliche Antilope, von der Größe eines Eſels und dieſem an Geſtalt und Behaarung ähnlich, erlegt, und zwar durch einen Glücksſchuß, denn die nachher abgemeſſene Entfernung betrug 280 Schritt; die Suaheli nannten das Thier Kulu (nicht Kudu) und ſagten, das Männchen trage Hörner. Außerdem wurden ein Affe, ein großer Regenpfeifer, eine Trappe, Waſſergeflügel, Perlhühner und eine drei Fuß lange Waraneidechſe erbeutet.

Wir hatten ſtrenge Arbeitstheilung eingeführt. Der Baron beſorgte die Einkäufe, die Verhandlungen und die große Jagd, Koralli hielt die Lagergeräthe und Sammlungen in Ordnung und überwachte die Träger, ich aber beſchäftigte mich mit allerlei wiſſenſchaftlichen Meſſungen und mit dem Fangen ſolcher Thiere, welche ohne den Gebrauch des Schießgewehres zu erlangen waren; bei den Mahlzeiten oder wann wir ſonſt zuſammen kamen, erzählten wir einander, was jeder gethan und beobachtet hatte. Bei dieſer Vertheilung gingen die Träger leer aus. Sie hatten Nichts zu thun als zu ſchlafen, zu ſchwatzen, und umher zu lungern, und kamen dabei auf allerlei dumme Gedanken, wie ſie eben der Müßiggang erzeugt. Waren ſie beſchäftigt, wie auf der Reiſe, ſo hatten wir alle Urſache, mit ihnen zufrieden zu ſein; jetzt aber entwickelten ſich, von der Langeweile ausgebrütet, alle ſchlimmen Anlagen ihres Stammes in bedenklicher Weiſe. Nicht genug, daß dieſe Träger, denen doch Alles gewährt wurde, was ſie zu ihrer Nahrung brauchten, ſich an dem Büffelfleiſch vergriffen hatten: ſie vergingen ſich auch an dem Eigenthume der Waaruſcha, ſtreiften in den benachbarten Pflanzungen umher, ſchleppten Bananen, Maiskolben und andere Leckerbiſſen in Menge fort und brachten uns ſo, den leicht reizbaren Eingeborenen gegenüber, in nicht geringe Verlegenheit. Es galt, ihnen eine eindringliche Lehre zu geben und zugleich den Geſchädigten zu zeigen, daß nicht wir, ſondern unſere Leute Schuld trügen an dem begangenen Unrechte. Der Baron hielt ſtrenges Gericht, ließ, da Niemand ſich meldete, Hausſuchung halten und fand bei dreien der Leute geſtohlenes Gut unter den Lagerſtätten verſteckt. Nachdem die Miſſethäter ſtehend feſtgebunden worden, erhielten ſie vor den Augen der Maſai je zwanzig Streiche mit friſch abgeſchnittenen Stöcken; die Führer ſelbſt vollzogen die Züchtigung, und zwar ſo kräftig, daß jeder Schlag einen blutigen Striemen erzeugte. Keiner der armen Sünder gab einen Laut von ſich, obwol ſie ſich ſchmerzlich an dem Pfahle wanden, an welchen ſie gefeſſelt waren. Der Kläger konnte nicht umhin, der Strenge unſerer Gerechtigkeitspflege Anerkennung zu ſpenden, verlangte jedoch außerdem eine Entſchädigung von zehn Ziegen, wie Dies hier Sitte ſei. Als er ſah, daß er mit ſeiner Forderung nicht durchkommen würde, ließ er ſich mit einem Doti Amerikano und der Zurückgabe der noch vorgefundenen Maiskolben und Bananen abfinden. Um Wiederholungen ſolcher Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wurden die Träger fortan mit Auffädeln von Perlen und ähnlichen Arbeiten beſchäftigt. —

Die inzwiſchen geführten Verhandlungen mit den umwohnenden Häuptlingen der Maſai hatten zu keinem beſonders günſtigen Ergebniß geführt. Schon am erſten Tage kam ein Bruder des Sultahns Sebedi von Kiſongo, einem Maſaidorfe nicht weit von unſerem Lager, und erklärte, daß wir unter keiner Bedingung weitergehen dürften; eine Weiſſagung habe ſie belehrt, daß Unglück das Land betreffen würde, wenn wir es beträten. „Sebedi“, ſagte er, „habe vor einem Monat einen weißen Ochſen, ein ſchwarzes Schaf und eine rothe Ziege geſchlachtet und aus den Eingeweiden der Thiere geſehen, daß, ſobald der Regen vorüber,

welcher damals in Strömen floß, rothe Menſchen von der Küſte herkommen würden (dieſe Bezeichnung paßte nicht übel auf uns, denn die Sonne hatte uns arg verbrannt), und daß, wenn dieſe das Gebiet der Maſai beträten, alles Vieh ſterben und alles Waſſer verſiegen würde. Der Weg nach der Küſte zurück ſolle uns übrigens nicht verwehrt ſein."

An demſelben Tage hatte auch eine Unterredung mit den Aelteſten von Aruſcha ſtattgefunden, welche einen mageren jungen Ochſen nebſt etwas Mais und Bananen brachten und dafür ein Gegengeſchenk forderten. Der Baron bot ihnen fünf Doti Amerikano, fünf Stück buntes Zeug, achtzig Ringe Eiſendraht und etwa acht Pfund Perlen. Die Aelteſten wieſen die Gabe zurück; zugleich aber weigerten ſie ſich auch, die ihrige wieder an ſich zu nehmen, und verlangten, wir ſollten ihr Land verlaſſen. Decken erklärte ihnen kurz und bündig, „ſie möchten verſuchen, ihn mit Gewalt zu vertreiben, er würde ihnen zu begegnen wiſſen. Ihr Geſchenk aber möchten ſie liegen laſſen, er würde es nicht anrühren; Korn und Bananen ſollten verfaulen und der Ochſe von den Raubthieren gefreſſen werden; er ſei nicht gewohnt, von ſo ungeberdigen Leuten Geſchenke zu nehmen." Unter drohenden Reden entfernten ſich die Abgeſandten.

Endlich wurden auch Verhandlungen angeknüpft mit dem Sultahn Dſchuaka von Sigrari, aus deſſen Ortſchaft einige Leute gerad anweſend waren. Dieſe fanden ſich bewogen, noch in der Nacht aufzubrechen, um ihrem Herrn die Ankunft der Weißen zu melden und ihn aufzufordern, daß er uns den Eintritt in ſein Land geſtatte und uns durch einige Angeſehene abholen laſſe. „Der Sultahn von Kiſongo," ſollten ſie ihm ſagen, „habe ſich uns feindlich gezeigt; wolle Dſchuaka uns an deſſen Stelle Aufnahme gewähren, ſo würde es ſein Schade nicht ſein." Die Boten erhielten zwei Feilen und einige Perlen zum Geſchenk; acht Ringe Eiſendraht ſollten ſie erhalten, wenn ſie günſtige Antwort brächten.

Die Aelteſten von Aruſcha erklärten Tags darauf, daß ſie das geſtern zurückgewieſene Geſchenk annehmen wollten. Gleichzeitig kamen Boten aus Kiſongo; ſie machten im Auftrage Sebedis dem Reiſenden Vorwürfe, daß er Leute nach Sigrari geſchickt habe, und ſtellten einen Ausgleich mit ihrem Sultahn in Ausſicht, „falls man ein gutes Herz zeige" d. h. ſie mit Geſchenken überſchütte. Offenbar befürchtete Sebedi, er könne, wenn der Sultahn Dſchuaka ſich bereitwillig finden ließe, des Eintrittsgeſchenkes verluſtig gehen. Decken erklärte, daß er erſt, wenn die Botſchaft aus Sigrari eingetroffen, ſich auf Unterhandlungen einlaſſen werde. Noch bevor Dies geſchah, ſchickte Sebedi von Neuem Geſandte mit einem Ochſen als Freundſchaftsgabe. Dabei aber wiederholte er unter allen erdenklichen Vorwänden ſein früheres Verbot, geſtattete jedoch, daß wir des Handels wegen einige unſerer Leute weiter vorſchicken ſowie, daß wir im nächſten Jahre wiederkommen dürften, möglich, daß dann das Orakel günſtiger laute. Der Baron wies den Ochſen zurück und erwiederte, „er werde ſeinen Gott bitten, daß er das ganze Jahr über keinen Regen fallen und alle Kühe im Lande ſterben laſſe, weil Sebedi die Waſungu ſo ungaſtlich behandle; wiederkommen würde er vielleicht, aber dann als Feind und mit großer Kriegsmacht, um ihn zu ſtrafen."

Die viertägige Friſt, welche die Leute aus Sigrari zur Beſorgung ihres Auftrags ſich ausgebeten, war verſtrichen, und ein weiterer Tag entſchwand, ohne daß die Antwort kam. Sadi rieth, noch einmal vierundzwanzig Stunden zuzugeben. Endlich, am nächſten Abende, trafen die Abgeſandten Dſchuakas ein; ſie meldeten, daß ſie den Auftrag hätten, die Weißen in ihr Land zu geleiten und ſie zu beſchützen. Da ſie jedoch kein Zeichen der Freundſchaft brachten, vielmehr in ungeſtümer Weiſe eine Kuh und eine Ziege zur Nahrung für ſich forderten, hielt es der Baron für beſſer, ihrer Aufforderung nicht zu entſprechen. In dieſem Vorſatze beſtärkten ihn Alle, von denen er glauben konnte, daß ſie es gut mit ihm meinten; „eine ſolche Geſandtſchaft", hieß es, „ſei ganz gegen alle Sitte und laſſe befürchten, daß die Leute Böſes im Schilde führten."

Am nächſten Tage trugen die Boten aus Sigrari von Neuem ihr Verlangen vor, aber immer noch weigerten ſie ſich, uns irgend eine Sicherheit für ihre guten Abſichten zu geben; ſie ließen ſich auf keine Weiſe bewegen, das Kiſchongo mit uns auszutauſchen oder mit Mukurugenſi Sadi Blut zu trinken: ihnen zu folgen, wäre eine an Wahnſinn grenzende Thorheit geweſen. Als Entgelt für die gehabte Mühe erhielt jeder von ihnen ein Stück Zeug, einen Ring Eiſendraht und ein Perlenhalsband; es wurde ihnen bedeutet, daß wir das Land verlaſſen würden, falls ſie ſich binnen zwei Tagen nicht anders beſonnen hätten. Aber auch nach Ablauf dieſer Friſt beharrten die Leute bei ihrer Weigerung. Der Baron traf, da die Verhandlungen mit Sebedi ebenfalls ergebnißlos blieben, ſofort Anſtalt zur Weiterreiſe.

Nach Dſchagga zu gehen, war die einzige Möglichkeit, welche uns blieb; denn der größte Theil unſerer für den Geſchmack der Maſai berechneten Tauſchmittel war für eine Reiſe in andere Länder werthlos, und der Reſt genügte eben nur, um mit einem kleinen Umwege nach der Küſte zurück zu gelangen. Der Baron beſchloß, diesmal nach Lambungu und Moſchi zu gehen weil das frühere Verhalten der Herrſcher von Madſchame und Kilema ihn nicht ermutigt hatte, ſeinen Beſuch in dieſen Gebieten zu wiederholen; vielleicht ließ ſich von dort aus eine Beſteigung des Kilimandſcharo ermöglichen. Beinahe wäre auch dieſer Plan vereitelt worden. Selengele, einer von den Begleitern Deckens auf ſeinen Jagdausflügen, berichtete, daß die Waaruſcha einen Kriegs- und Raubzug nach Uru im Dſchaggalande unternehmen wollten, hauptſächlich zur Erbeutung von Weibern und Vieh. Glücklicher Weiſe gelang es durch kräftiges Abreden und Warnen, die Leute von dieſem Vorſatz abzubringen.

Einer der Eingeborenen wollte uns ſeinen Dſchaggaſklaven als Wegweiſer mitgeben, verlangte aber dafür mehr als eine halbe Trägerladung Waaren; als wir, um den Aufenthalt nicht unnöthig zu verlängern, darein willigten, ſtellte er ſeine Forderungen immer höher, ſodaß ſchließlich die Verhandlungen abgebrochen wurden und wir uns entſchieden, den Weg ſelbſt zu ſuchen. Sadi und die Träger ſchüttelten freilich bedenklich die Köpfe, als ſie vernahmen, daß wir, die wir noch nie in Lambungu geweſen, ohne Führer aufbrechen wollten.

Noch vor der Abreiſe verloren wir einen der drei uns gebliebenen Eſel, jedenfalls durch den Stich einer Donderobosliege (ſ. Bd. I. S. 249). Zuerſt zeigten die Geſchlechtstheile und die Leiſtendrüſen eine beträchtliche Geſchwulſt; dieſe breitete ſich dann weiterhin aus und machte ſchließlich jede Bewegung unmöglich; Blut und Eiter floß aus der Naſe, ja ſogar aus den Augenhöhlen, und eine völlige Entkräftung zeigte das nahe Ende des Thieres an.

Am Morgen des 14. November war Alles zum Aufbruche bereit. Drei Führer, welche ſich freiwillig eingeſtellt hatten, geleiteten uns auf einer guten Furt über den Aruſchafluß bis in die Ebene und verließen uns, nachdem ſie die Richtung angedeutet, welche wir verfolgen ſollten. Letzteres war allerdings ziemlich überflüſſig, denn, wo ein Wegweiſer wie der Kilimandſcharo vor den Augen leuchtet, kann von einem Verirren nicht die Rede ſein.

Zweiundzwanzigster Abſchnitt.

Beſteigung des Kilimandſcharo.

Zwei Nasbörner auf zwei Schuß erlegt. — Ein Schlachtfeſt. — Wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler. — Am Fuße des Kilimandſcharo. — Bergaufwärts ins bewohnte Land. — Verhandlungen mit den Wadſchagga. — Unſer Lagerplatz in Uru. — Verlockendes Anerbieten. — Erſte Unterredung mit Sultahn Saia. — Schönheit der Töchter des Landes. — Ein Heirathsantrag. — Kampf zwiſchen dem guten und böſen Princip. — Die Alten tragen den Sieg davon. — Auszug mit Hinderniſſen. — Der Elephantenjäger taucht wieder auf. — Wie die Suaheli das Wegweiſeramt verſehen. — Empfang in Moſchi. — Mangelhafte Zeitrechnung unterwegs. — Koralli's Leiden. — Ausſichtspunkte. — Der Manki Kimandara und ſeine Mutter Madjale. — Blinder Lärm. — Die Blutsbrüderſchaft ſoll Alles ermöglichen. — Noch eine Heirathsgeſchichte. — Leute aus Lambungu im Lager. — Endliches Gelingen. — Aufbruch bei Mondſchein. — Erſte Nacht auf dem Berge. — Pflanzenwuchs beim Weitermarſche. — Tanzende Kobolde. — Eine wandernde Familie. — Abendfriſche. — Aufſteigen bis zur Montblanchöhe. — Warum ein Weitergehen unthunlich war. — Desborough Cooley's Spitzfindigkeiten. — Beobachtungen auf dem höchſterreichten Punkte. — Zurück nach dem vorigen Nachtlager in 10,000 Fuß Meereshöhe. — Kalte Früharbeit. — Verlaufen durch Schuld der Führer. — Irrfahrten im Regen. — Ein Ueberfall im Walde. — Wieder auf dem Wege. — Baumfarne und wilde Bananen. — Letzte Nacht im Freien. — Willkommen im Lager. — Kimandara's Geſchenk. — Rückblick auf die Beſteigung des Kilimandſcharo: Formen und Farben der Pflanzen in verſchiedenen Höhen. Die Thiere des Berges. Bodenbeſchaffenheit. — Nutzen der Beſteigung hoher Berge.

Wir wanderten durch eine Ebene von demſelben landſchaftlichen Charakter wie die früher, vor dem Betreten des Aruſchagebietes, durchſchrittene. An der Spitze des Zuges gingen die Jäger; ich hielt mich, mit Sammeln von Kerbthieren beſchäftigt, im Nachtrab. Auf einmal ertönt ein wildes Geſchrei, die Träger werfen ihre Mſigo zur Erde, ſtürzen nach rechts und links in die Büſche und verbergen ſich, ſo gut es angeht. Wurden wir von einem Feinde angegriffen, oder brachen reißende Thiere in unſere Reihen? Wie Dem auch ſein mochte, ich hielt es für das Gerathenſte, mich gleichfalls in Sicherheit zu bringen; denn ich trug die zur Längenbeſtimmung dienenden aſtronomiſchen Uhren, welche ich bisher glücklich genug vor allen Unfällen bewahrt. Kaum hatte ich einige Schritte zur Seite gethan, als mehrere Büchſenſchüſſe krachten: die Büſche theilen ſich und zwei ungeheure Thiere ſchießen in raſendem Galopp an mir vorüber; dann höre ich einen ſchweren Fall und unmittelbar darauf ein Jubelgeſchrei der Neger, welche der Stelle zueilen, wo das eine Thier geſtürzt war. Dort fallen ſie über ihre Beute her, ein großes, ſchwarzes Nashorn, und durchſäbeln ihr mit elenden Meſſern den Hals.

Die ſcheußlich riſſige Haut des Ungeheuers glich einer halvertrockneten Schlammpfütze, gewiß zur Hälfte bedeckt mit einer Unzahl kleiner Fliegen, welche bald in geringer Höhe

darüber schwärmten, bald wieder sich setzten. Das Riesenthier maß zwölf Fuß fünf Zoll von Kopf bis Schwanz und hatte fünf Fuß acht Zoll Schulterhöhe. Von den Schützen erfuhr ich, daß außer diesem noch ein zweites, kleineres Nashorn erlegt worden, ein drittes aber entkommen sei; ein jedes war mit einem Schusse gefällt worden, das größere mit einem Viertelpfundballe Deckens, das kleinere mit einer gewöhnlichen Büchsenkugel Korallis, welche, wie sich später herausstellte, das Herz getroffen.

Ein eigenthümliches Schauspiel gestaltete sich vor unseren Blicken. Die Haut war von der oberen Seite des Thieres abgelöst und vom Bauch an auf der Erde ausgebreitet worden, eine riesige, blutgefüllte Schüssel bildend, auf welcher das Fleisch zerlegt und vertheilt werden sollte. Bis fast an die Schultern mit dem dunklen Safte besudelt, wühlten die schlachtenden Neger in dem noch zuckenden Fleische und in den ungeheuerlichen Eingeweiden. Als das Fleisch oberhalb der Rippen hinweggeräumt und auch das Genießbare aus der Bauchhöhle entfernt war, schaufelten die Metzger das dicke, halbgeronnene Blut mit ihren Händen aus der Höhlung, um auch zu den unteren Theilen gelangen zu können. Am liebsten wären unsere Träger einige Tage hier geblieben, um die herrliche Beute vollständig auszunützen; sie erhielten jedoch nur zwei Stunden Zeit und mußten, nachdem sie sich mit Fleisch für einige Tage versorgt, noch weit über die Hälfte davon liegen lassen. Die auf der Nase sitzenden Hörner, welche auffällig kurz, dem Anscheine nach abgebrochen waren, nahm der Baron als Siegeszeichen mit.

Während wir vorher weit und breit keinen Vogel gesehen, waren jetzt alle Bäume ringsum mit Geiern dicht besetzt. Ohne sich zu rühren, saßen die plumpen, häßlichen Thiere oft zu fünf bis sechs auf einem Aste friedlich nebeneinander, alle den Blick nach der Beute gewandt, welche ihnen in Kurzem zu Theil werden sollte. Das urplötzliche Erscheinen dieser an Zahl immer noch zunehmenden Vogelschar konnten wir uns nur dadurch erklären, daß wir annahmen, sie hätten in ungeheurer Höhe geschwebt, in welcher sie dem menschlichen Auge entschwinden, und wären dann, durch ihren scharfen Blick in Kenntniß gesetzt von dem tief unten Geschehenen, herabgestoßen, hierdurch den anderen Kunde gebend von dem für sie so wichtigen Ereigniß. Durch den Geruch konnten diese Abdecker der Wildniß nicht aufmerksam geworden sein, da das Fleisch ja noch frisch war; übrigens ist es bekannt, daß dieser Sinn bei Geiern ungemein schlecht ausgebildet ist.

Mit etwa soviel als dem Fleische dreier Ochsen beladen, setzten wir gegen zwei Uhr unsere Wanderung fort. Einige Stunden später erreichten wir einen ausgedehnten Sumpf, wahrscheinlich die Südseite desselben Morastes, welcher im vorigen Jahre den Reisenden Aufenthalt verursacht hatte; der Kilimandscharo lag so nahe vor uns, daß wir die Bananenpflanzungen der Eingeborenen mit dem Fernrohre deutlich erkennen konnten. Die Landschaft hatte sich einigermaßen verändert: während vorher niedrige Fettpflanzenbüsche und einzelne Bäume die Ebene bedeckten, zeigten sich jetzt, wie in der Nähe der Küste, wieder stattliche Baobab und zwischen ihnen ab und zu Armleuchter-Euphorbien, Wolfsmilchbäume mit sonderbaren, steilaufstrebenden Aesten. Wir lagerten unter freiem Himmel und genossen mit Behagen eine kräftige Suppe sowie gebratenes Fleisch von dem erlegten Nashorn; alles, namentlich Lende und Leber, war überaus wohlschmeckend und zarter, als wir der Größe des Thieres nach erwartet hatten.

15. November. Auf schon gestern erforschtem Wege umgingen wir den Sumpf und folgten dann verschiedenen Elephantenpfaden soviel als möglich in der Richtung, in welcher nach unserer Meinung Lambungu liegen mußte. Etliche Stunden lang ging es durch ziemlich offenes Land, später durch Schilf, Busch und Wald, zuletzt in gelinder Steigung bergauf. Immer steiler stiegen wir aufwärts längs einer Schlucht hin, in deren Tiefe

ein ſtarker Fluß rauſchte, und immer höher wurde der Wald zu unſerer Seite. Gegen zehn Uhr erreichten wir einen verwilderten, mit Laubholz durchwachſenen Bananenhain, offenbar eine verlaſſene Anſiedelung, vermutlich dieſelbe, von welcher Rebmann erzählt, daß ſie gelegentlich eines Krieges zwiſchen Lambungu und Madſchame verwüſtet wurde (ſ. Bd. I, S. 287). Als ſich vor uns ein Gewirr von fernen Stimmen vernehmen ließ, hielten wir an und ſchickten Sadi mit einigen Leuten auf Kundſchaft aus. Lange Zeit verſtrich, ohne daß Antwort kam. Ebenſowenig kehrten auch ſpäter ausgeſchickte Leute zurück; Niemand wußte ſich ihr Ausbleiben zu erklären. Um der Ungewißheit unſeres Zuſtandes ein Ende zu machen, begab ſich der Baron in Begleitung von Koralli und zwei Trägern ſelbſt auf den Weg. Wiederum verging eine Stunde in peinlicher Erwartung, als endlich mehrere Leute kamen, um mich und die Karawane abzuholen. Wir überſchritten zwei kleine Flüſſe und gelangten nach etwa zwanzig Minuten auf einen freien Platz, auf welchem der Baron inmitten einer Anzahl Eingeborener ſaß, neben Sadi und den anderen Abgeſandten, die es für bequemer gehalten hatten, mit den Wadſchagga Neuigkeiten auszutauſchen, als den Wartenden Nachricht zu geben! Wir befanden uns, wie uns mitgetheilt wurde, im Gebiete des Sultahns Sa'a von Uru. Zwei Krieger waren abgeſchickt worden, um die Erlaubniß des Herrſchers zum Durchzug nach Lambungu auszuwirken. Es wurde uns gerathen, dieſe Nacht über im Lande zu bleiben, weil Lambungu zu weit wäre, als daß wir es heute noch erreichen könnten; am anderen Tage wollte man zu jeder beliebigen Stunde Führer nach dem verbündeten Lande bereit haben.

Bevor wir weiter gingen, ſollten wir das Kiſchongo mit den Eingeborenen wechſeln. Da es ungebührlich lange dauerte, bis das hierzu nöthige Thier herbeigebracht wurde, verlor der Baron die Geduld und verließ den Platz, um ſich auch ohne Führer nach Lambungu durchzuſchlagen. Man gab uns die beſten Worte und Verſprechungen, um uns aufzuhalten, doch wir gingen weiter. Immer dringlicher wurden die Bitten der uns folgenden Leute; da erſchien gerade zur rechten Zeit, als wir eben an der Grenze angekommen waren, Mſame, ein Bruder des Sultahns, gefolgt von Leuten, welche ein ſchönes Schaf führten. Wir ſtanden von unſerem Vorhaben ab. Die Wauru ergriffen das lautlos ſich wehrende Thier und zogen ihm, noch bevor ſie es ſchlachteten, in ſchändlicher Schinderei ein Stück Haut von der Stirn; dann ſchnitten ſie dieſes in Streifen, durchſtachen ſie in der Mitte und ſteckten ſie abwechſelnd ſich und einem von uns an den Finger.

Nunmehr ſtand unſerem Weitermarſche kein Hinderniß mehr entgegen. Von den ſchnell dahinſchreitenden Wauru geleitet, kamen wir bald an einen Schanzgraben, welchen ein etwa zwanzig Fuß langes und höchſtens vier Zoll breites Bret unter einem Winkel von zehn bis fünfzehn Grad überbrückte. Wir ſowol als auch die Träger ſcheuten uns, dieſen Uebergang zu benutzen, ſahen aber auch keine Möglichkeit, durch die ſteilwandige Schlucht hinab und auf der anderen Seite wieder emporzuklettern, erſuchten deshalb die Eingeborenen, uns einen beſſeren Weg zu zeigen. Dieſe ſchienen ſich über unſere Unſchlüſſigkeit in hohem Grade zu ergötzen; ohne ein Wort zu ſagen, ergriffen ſie die ſchweren Gepäckſtücke — darunter einige Kiſten, welche von zwei Mann getragen werden mußten — und ſchafften ſie mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit über den ſchmalen Steg auf die andere Seite des Grabens. Es blieb uns Nichts übrig, als denſelben Weg einzuſchlagen; ein Jeder that Dies, ſo gut er konnte, der Eine, indem er auf dem Brete ritt, der Andere, indem er auf dem Bauche liegend ſich hinüber arbeitete. Die Eſel wurden auf einem anderen, weiteren Wege um die Schlucht geführt. Bergauf und bergab wandernd, an hübſchen Waſſerleitungen und tiefen Schanzgräben vorüber, bald auf gutem, bald auf ſchlechtem Pfade, immer aber durch ein üppig grünendes Land, erreichten wir kurz vor

Sonnenuntergang den ziemlich kleinen, doch reizend gelegenen Lagerplatz, eine von eingehegten und wohlbewäſſerten Bananenpflanzungen umgebene Grasfläche. Uns gegenüber und durch ein tiefes Thal von uns getrennt, ſtanden prächtige, hohe Waldbäume; vor uns ragten die beiden Schneegipfel des Kilimandſcharo in wirklich aufregender Nähe empor — wir konnten deutlich jeden Buſch und Felsblock erkennen und gewiſſermaßen ſchon jetzt den Weg in Augenſchein nehmen, welchen wir bei der Beſteigung einzuſchlagen haben würden; im Weſten erhob ſich der kegelförmige Meruberg mit den vor ihm liegenden Hügelketten, und darüber hinaus zog ſich, ſo weit wir ſehen konnten, die Ebene des Maſailandes.

Der Sultahn ſchickte Brennholz, Bananen, einen Topf voll Honig und ein Schaf. Später kam er ſelbſt in das Lager, doch fand wegen der vorgerückten Tageszeit keine Unterredung mehr ſtatt. Er ſagte uns nur, wir möchten bei ihm bleiben und von Uru aus die Beſteigung des Berges unternehmen; er würde Alles thun, um uns zufrieden zu ſtellen. Dieſer Vorſchlag hatte viel Verlockendes; der Berg ſchien wirklich von hier aus beſonders leicht zugänglich zu ſein. Der Baron beſchloß alſo, wenigſtens einen Tag in Uru zu warten, um zu ſehen, wie die Verhandlungen ſich anlaſſen würden.

Im Gefolge ſeiner Familie und einer Anzahl Krieger kam Sultahn Saïa zeitig am Morgen ins Lager. Er ließ ſich an dem in der Nähe befindlichen Maſchingo nieder, einem runden, mit Steinen abgegrenzten Platz, in deſſen Mitte ſich eine Hütte und, zwiſchen drei Bäumchen, ein Felsblock befinden; dieſes iſt der heilige Ort der Wadſchagga, an welchem alle wichtigen Geſchäfte wie Schauris, Zauberbräuche und Trinkgelage vorgenommen werden. Der Baron ging mit zwei Führern auf Saïa zu und ſetzte ſich, da dieſer ſich nicht erhob, ohne weitere Begrüßung ihm gegenüber. Eine längere Pauſe entſtand, während welcher die Wadſchagga ihrem Herrſcher ab und zu Etwas in das Ohr flüſterten, bis dieſer endlich aufſtand, dem Reiſenden die Hand reichte und „jambo“ ſagte. Decken begrüßte ihn in derſelben Weiſe und ſprach: „Willſt Du, Saïa, daß ich in Deinem Lande bleiben ſoll, ſo verſorge mich und meine Leute mit Lebensmitteln, ſiehe zu, daß wir den Kibo bald beſteigen können, geſtatte uns, Vögel zu ſchießen, Blumen zu pflücken und unſere Geräthe zu gebrauchen, und beläſtige uns nicht durch Forderungen. Verſprichſt Du, dies Alles zu thun, ſo will ich meine Abſicht, nach Lambungu zu gehen, aufgeben und Dich nach der Rückkehr vom Berge mit einem reichen Geſchenk erfreuen.“ Saïa, ein neunzehnjähriger, junger Mann von ſchlankem Wuchs und angenehmen Aeußeren, willigte nach einer Berathung mit ſeinen Verwandten in Alles, bedingte ſich aber wenigſtens drei oder vier Tage Zeit aus, um gute Führer zu beſchaffen, da er nicht Leute geben könne, welche den Weg nicht genau kennten. Dann bat er, der weiße Mann möge ihn als ſeinen Sohn anſehen und ſich nur immer an ihn wenden, wenn er Etwas bedürfte; es ſolle Alles geſchehen, was dazu dienen könne, uns zu befriedigen. Sein Benehmen hatte etwas einſchmeichelnd Kindliches; er trat gegenüber dem Mſungu, welcher ihm an Alter und Erfahrung ſo weit überlegen war, ſchüchtern, faſt ängſtlich auf; erfüllte er ſeine Verſprechungen nur zum kleinſten Theile, ſo hatten wir alle Urſache, den Zufall zu ſegnen, welcher uns hierher geführt. Der Baron gab, um gleich anfangs einen guten Eindruck hervorzubringen, ihm und ſeinen Verwandten und Räthen ein Geſchenk von weißem und bunten Baumwollenzeug, einige Halsbänder, Glasperlen und kleine Spiegel, und vertheilte Perlen unter die Leibgarde. Alle waren über ſolche Freigebigkeit erſtaunt, weil doch eben im Schauri ausgemacht worden war, daß ſie vor der Beſteigung des Berges kein Geſchenk erhalten ſollten, noch darum bitten dürften. Es wurde ihnen bemerkt, daß es die Art der Waſungu ſei, beſcheidene Leute zu beſchenken, unverſchämten dagegen Alles zu verweigern.

Befriedigt verließen die Beſucher das Lager. Wir begannen darauf, uns häuslich einzurichten, ſchlugen die Zelte auf und bauten eine Küche, ein Waarenlager und ein

Schaurihaus. Das hierzu nöthige Holz und Bananenſtroh wurde uns in Menge von jungen Mädchen und Frauen herbeigebracht. Die Schönen des Landes, welche wir auf dieſe Art zu ſehen bekamen, zeichneten ſich durch Ebenmaß des Wuchſes ſowie durch anmutige, ſtolze Haltung bei Weitem vor den bisher geſehenen Weibern aus. Es war ein wirklicher Kunſtgenuß, dieſe glänzendbraunen Geſtalten zu betrachten, wie ſie mit leichtem, ſchwebenden Schritt ihre Laſten in das Lager oder an dieſem vorbei nach einem entfernten Marktplatze trugen. Indem ſie die auf dem Haupte ruhenden Bündel mit emporgeſtreckten Armen ſtützten, zeigten ſie die Vollkommenheit ihrer körperlichen Formen, den herrlichen Bau ihrer Bruſt und das ſanfte Rund ihrer Ellbogen in vortheilhafteſter Weiſe: ein Dſchaggamädchen, in dieſer Stellung modellirt, würde in den Muſeen Europas ſicherlich die Bewunderung aller Kenner auf ſich ziehen.

Junge Mädchen hatten entweder ihre Lenden mit einem Bananenblatt umgürtet, deſſen friſches, ſaftiges Grün einen lieblichen Gegenſatz bildete zu dem glänzenden Broncebraun der Haut, oder trugen nur eine etwa handgroße Schürze von dicht nebeneinander hängenden Drahtkettchen zur Bedeckung der Blöße. Frauen kleideten ſich in Lederſchurze. Mit Schmuckſachen waren ſie ſpärlich verſehen; Armbänder namentlich ſah man verhältnißmäßig ſelten, Gehänge von kleinen, rothen Samſamperlen dagegen bei einzelnen in reicher Menge. Nicht minder einfach war die Tracht der Männer. Jüngere Leute gingen ganz nackt, ältere trugen gegerbte Felle oder Stücke rothgefärbtes, am unteren Ende mit faſt fußlangen Franſen verziertes Baumwollenzeug und zwar hauptſächlich zur Bedeckung des Rückens, ſodaß wir nicht gehindert waren, Beobachtungen anzuſtellen über die Verbreitung eines vermeintlich mahammedaniſchen Gebrauches — wir ſahen Vorhaut und Beſchneidung nebeneinander.

Nächſten Tages erſchien Sa'a mit kleinem Gefolge im Lager; er bat ſeinen Gaſt um die Erlaubniß, ihn Baba (Vater) nennen zu dürfen, und verſicherte, daß in zwei Tagen die Beſteigung des Kibo ſtattfinden könne. Der Baron zeigte ihm einen Revolver, die großen Elephantenbüchſen und die Hinterlader und ſchoß, um einen Begriff von der Wirkung der Feuerwaffen zu geben, einen über dem Lager kreuzenden Raubvogel aus der Luft. Dies ſetzte Alle in höchſtes Erſtaunen und beluſtigte ſie zugleich. Sie wünſchten, noch einen zweiten, ziemlich weit entfernten Vogel heruntergeholt zu ſehen; doch wurde ihrem Begehren nicht entſprochen, weil es unklug geweſen wäre, ſich der Möglichkeit eines Fehlſchuſſes auszuſetzen. Sa'a fragte dann, ob ſein Vater nicht während des Aufenthaltes in Uru eine Frau zu nehmen wünſche? er möge ſich unter den Mädchen des Landes ſelbſt diejenige ausſuchen, welche ihm am beſten gefalle, und ihr ſeine Zuneigung durch ein kleines Geſchenk zu erkennen zu geben; danach würde er (Sa'a) die Auserwählte in das Lager ſchicken.

Ueber dieſes eigenthümliche Anerbieten ſagt der Baron: „Es iſt während meines Aufenthaltes in Afrika nicht das erſte Mal, daß mir die Eingeborenen, gewiſſermaßen zur Befeſtigung der Freundſchaft, eine Ehe vorſchlagen. Die jungen Mädchen, welche zur Brautſchau kommen, ſind anfangs ängſtlich bei dem ungewohnten Anblicke des Europäers, gewinnen jedoch nach einigen freundlichen Worten Zutrauen und verrathen durch Blick und Weſen, wie ſehr ſie ſich vor allen ihren Genoſſinnen dadurch ausgezeichnet fühlen, daß ein ihrer Meinung nach ſo hoch über ihnen ſtehendes Weſen ſich mit ihnen beſchäftigt. Auf Sa'as Vorſchlag ging ich wenigſtens ſcheinbar ein, theils um meine freundſchaftlichen Geſinnungen zu bezeigen, theils um einigen Einblick in das Frauenleben der Wadſchagga zu gewinnen. In Folge deſſen beſuchte mich gegen Abend Sa'as einzige Frau; ſie trat ohne Furcht ins Zelt, gab mir eine Kürbisflaſche voll Milch ſowie ein Säckchen voll Bohnen zum Geſchenk und erzählte mir geheimnißvoll, daß ihre Schwägerin Liebe zu mir gefaßt habe und meine Hausfrau zu werden wünſche, falls ich nicht bereits eine andere Wahl getroffen.

Darauf brachte ſie des Sultahns Schweſter, ein prächtig gewachſenes Mädchen mit angenehmen, freundlichen Geſichtszügen. Die Kleine lächelte ſchüchtern, als ich den Blick auf ſie richtete, und ging vergnügt von dannen, nachdem ich ihr ein kleines Geſchenk überreicht und ihr verſprochen hatte, mit ihrem Bruder Rückſprache zu nehmen.“ —

So freundlich auch anfangs die Beziehungen zwiſchen dem Reiſenden und dem jungen Sultahn ſich geſtaltet hatten, ſie nahmen bald eine Wendung zum Schlimmen. Sa'a ſtand unter dem Einfluſſe ſeiner böswilligen Verwandten und Räthe und verſtand nicht, ſich ihren fortwährenden Aufreizungen und Umtrieben zu entziehen; er hatte, ſowenig auch ſeine Zuneigung zu dem Fremden ſich änderte, nicht den Mut, ſich offen den Seinen zu widerſetzen. Der zum Aufbruch nach dem Kilimandſcharo beſtimmte Tag war herangekommen, aber weder die verſprochenen Führer, noch Sa'a oder einer der Seinen ließen ſich ſehen. Endlich wurde ein Bote an den Sultahn geſchickt und er ernſtlich an die Erfüllung ſeines Verſprechens gemahnt. Kurze Zeit darauf erſchien der junge Mann, brachte eine ausgezeichnet ſchöne, fette Kuh zum Geſchenk und erklärte, daß er nicht zum Lügner an ſeinem Vater werden wolle, obgleich ſein Onkel und Andere ihm auf alle erdenkliche Weiſe widerſtrebten; für heute allerdings ſei es ihm nicht möglich geweſen, die Führer zu beſchaffen, morgen aber ſollten ſie ganz beſtimmt da ſein. Am anderen Tage ſtanden wir ſchon vor Sonnenaufgang vollſtändig gerüſtet da, doch die Führer kamen nicht, ſo lange wir auch warteten — man ſuchte aufs Neue, die Sache hinauszuſchieben. Nach langem Unterhandeln erſchien gegen Mittag Sa'a und ſagte, die Führer ſeien bereit, unſerem ſofortigen Aufbruche ſtehe Nichts entgegen; kurz darauf aber forderte er wieder auf Antrieb ſeines Onkels ſein Geſchenk und den Lohn für die Führer im Voraus. Später wurde der Baron in die Verſammlung der Alten berufen. Sie erklärten, ſie könnten nicht für die Führer einſtehen, ja, ſcheuten ſich nicht, offenbar feindſelige Abſichten durchblicken zu laſſen. Unter ſolchen Umſtänden erſchien es gerathen, Uru baldmöglichſt zu verlaſſen; ob freilich anderswo ſich mehr erreichen ließe, Das war bei den unberechenbaren Lügen und Ränken der Wadſchagga überaus zweifelhaft.

Noch einmal ſandte der Baron eine Botſchaft zum Sultahn, um Führer wenigſtens für die bereits angekündigte Abreiſe von Uru zu erlangen; Sa'a aber, oder vielmehr ſeine Sippſchaft, ſchlug das Begehren ab und drohte, unſeren Weggang mit Gewalt zu verhindern. Wie ſehr es den Alten mit ihren Drohungen Ernſt war, bewieſen ſie, indem ſie das am Lager vorbeifließende Waſſer ableiten ließen, allen Verkehr mit uns verboten und endlich ſogar unſeren Trägern, welche das Waſſer an einen ferneren Orte holen wollten, feindlich entgegentraten.

Des Sultahns Frau und ſeine junge Schweſter kamen am Abend und erzählten, es ſei ihnen zwar von ihren Verwandten verboten worden, mit dem Fremden zu verkehren, doch hätten ſie ſich heimlich entfernt, um ihrem Freunde mitzutheilen, daß Sa'a durchaus keine Schuld an dem Vorgefallenen habe; er ſei nur zu ſchwach, um ſeine guten Abſichten wider den Willen ſeiner Umgebung durchzuſetzen.

Alle unſere Sachen waren zuſammengepackt. Der Baron wachte die ganze Nacht hindurch für die Sicherheit der Karawane. Bei ſeinen Rundgängen fand er auf jeder Seite des Ausgangs aus dem Lager einen kleinen Trupp Dſchaggakrieger, welche aber, ſobald er nahte, eiligſt in die Bananenpflanzungen zurückwichen. Morgens 5½ Uhr am 20. November ſetzten wir uns in Bewegung. Koralli führte den Zug, der Baron deckte den Nachtrab; die Gelehrten und die Eſel gingen, wie bei Napoleons egyptiſchem Feldzug, in der Mitte. Wir hielten eine ſüdſüdöſtliche Richtung ein, um möglichſt bald aus dem bewohnten Lande herauszukommen. Ueberall am Wege ſtanden bewaffnete Eingeborene welche mit ihren Kriegshörnern und Schlachtgeſängen einen ungebührlichen Lärm verübten, ſich aber in angemeſſener Entfernung hielten. Nach anderthalber Stunde kamen wir an einen tiefen

Wallgraben. Das Hinüberſchaffen der Eſel verurſachte viele Schwierigkeiten, da die ſtörrigen Thiere ſich beharrlichſt weigerten, ihren Führern in die Tiefe zu folgen. Wir wickelten ihnen wollene Decken um den Leib und umſchnürten ſie mit langen Stricken, um ſie mit Gewalt an der einen Wand des Grabens hinab und auf der anderen in die Höhe zu ziehen. Kaum hatten wir dieſe Vorbereitungen beendet, als die Wadſchagga eine längs des Grabens laufende Waſſerleitung öffneten, in der nicht zu verkennenden Abſicht, die ſteilen Lehmwände ſchlüpfrig zu machen und uns ſo den Uebergang zu erſchweren. Zum Glück gelang es den bereits auf der anderen Seite befindlichen Trägern, die Bewaffneten zu verjagen und den Zufluß des Waſſers zu hemmen.

Lange ſchon waren wir in den Pflanzungen umher gewandert, und immer noch hatten wir den Ausweg nicht gefunden. Wir bedeuteten den Leuten, daß es ihr eigener Vortheil ſei, wenn ſie uns auf dem geradeſten Weg aus dem Lande führten, aber vergebens. Demzufolge ſahen wir uns nicht veranlaßt, dem Mutwillen der Träger, welche ohne alle Rückſicht die mit Bohnen und Kartoffeln beſtellten Beete zertraten, Einhalt zu gebieten. Endlich ſchien man ſich einer beſſeren Einſicht zu erſchließen und bot uns die lange verweigerten Führer an, freilich nur zum Scheine; denn die Schurken führten uns ſtundenlang hin und her, ohne uns an die Grenze des Landes zu bringen: offenbar hatten ſie den Auftrag, uns bis zum Einbruche der Dunkelheit aufzuhalten, um den Wauru günſtige Gelegenheit zu einem räuberiſchen Ueberfalle zu bieten. Als wir dieſe Abſicht merkten, gingen wir auf die in einiger Entfernung folgenden Aelteſten zu, ſchlugen die Gewehre auf ſie an und drohten, ſie niederzuſchießen, wenn ſie nicht augenblicklich ihr verrätheriſches Benehmen änderten und uns den nächſten Weg zeigen ließen. Dies wirkte: die Krieger ſtoben auseinander, und die Räthe verſprachen zitternd, unſerem Begehren zu willfahren. Sie hielten Wort. Gegen vier Uhr erreichten wir den Platz, an welchem vor fünf Tagen das Schaf geſchlachtet und das Freundſchaftszeichen gewechſelt worden war. Die Führer zeigten ſich überaus ängſtlich und eilten von dannen, ſobald ſie die Erlaubniß dazu erhielten; ihren Lohn, den ſie ſich am nächſten Morgen holen ſollten, ließen ſie aus Furcht im Stiche.

Schon unterwegs war uns geſagt worden, daß der Fundi Hadſchi, einer von den Leuten des Elephantenjägers Mſuskuma, in Uru angekommen ſei; wir hatten jedoch dieſer Nachricht nicht getraut, weil wir vermuteten, man wolle uns dadurch nur aufhalten. Jetzt erſchallten Flintenſchüſſe von den Bergen herab; es ſchien, als ob die Wadſchagga nicht gelogen hätten. Wir feuerten gleichfalls einige Gewehre ab und erwarteten, daß Jemand uns weitere Nachricht brächte. Da Dies bis zum anderen Morgen nicht geſchah, ſchickten wir zwei Leute nach dem Grenzgraben zurück. Eben wollten wir unſere Reiſe fortſetzen als ſie wiederkamen mit der Kunde, daß der Fundi allerdings in Uru geweſen, aber bereits auf dem oberen Wege nach Moſchi zurückgegangen ſei; er habe nur ein Schaf und einige Bund Bananen in Empfang nehmen wollen, welche Sultahn Tatuo von Lambungu ſeinem Meiſter geſchenkt und bis hierher entgegengeſchickt habe. Weit entfernt, dieſem Berichte vollen Glauben zu ſchenken, ließen wir uns doch durch ihn beſtimmen, unſere Schritte nach Moſchi anſtatt nach Lambungu zu lenken, in der Hoffnung, daß unſer alter Reiſegefährte von Mbaramu her, wenn er wirklich dort wäre, uns in unſeren Bemühungen um die Beſteigung des Kilimandſcharo unterſtützen werde.

Auf demſelben Wege, welchen wir herwärts eingeſchlagen hatten, verließen wir das Land. In dem verwilderten Bananenwalde fanden wir eine Fruchttraube, welche vorher unreif am Boden lag, völlig gereift wieder, zur großen Freude der Träger und auch unſer ſelbſt, denn reife Dſchaggabananen ſind gar eine köſtliche Leckerei und nur ſelten zu bekommen, da man ſie nicht auf den Markt bringt. Dann wanderten wir durch Wald, Buſchdickicht und hohes Gras am ſüdlichen Abhange des Kilimandſcharo hin weiter. An

einem der vielen Bäche und Flüſſe, welche wir zu überſchreiten hatten, griff uns ein Bienenſchwarm an, faſt an der nämlichen Stelle, an welcher der Baron das Jahr zuvor in gleicher Weiſe aufgehalten wurde. Es ſchien, als ob die kleinen Thiere uns am Flußübergange verhindern wollten, ſo wütend fielen ſie uns an; beinahe anderthalb Stunden dauerte es, bis ſie ſich wieder beruhigt hatten.

Beim Marſche durch die Ebene bethätigten unſere Führer wieder einmal recht deutlich ihre Unkenntniß des Weges und ſogar der Richtung, in welcher wir zu gehen hatten. Nur auf gebahnten Pfaden, auf denen ein Verlaufen nicht möglich, wiſſen ſie genau Beſcheid; wo dieſe aufhören, finden ſie ſich nicht zurecht, geſtehen Dies aber durchaus nicht zu, ſondern führen die ihnen vertraute Karawane in Zickzack und Bogen, kreuz und quer, bis man endlich, der Umwege müde, die Führung ſelbſt übernimmt und ſich mit Hülfe „der kleinen Uhr, welche immer den richtigen Weg zeigt“ (ſo nennen die Träger den Kompaß), wieder zurecht findet. Nun ſitzen die eben erſt ihrer Unwiſſenheit Ueberführten wieder auf dem großen Pferde; jeden Buſch, jeden Stein behaupten ſie zu kennen, kommen aber, falls man ihnen die Leitung überläßt, in kürzeſter Zeit wieder auf den Holzweg. So geſchah es auch jetzt. Bereits am erſten Abende hatten wir einen Lagerplatz erreicht, welcher nach des Barons Meinung ganz in der Nähe des von Moſchi herabkommenden Fluſſes liegen mußte. Unſer Mukurugenſi führte uns aber am anderen Tage trotz aller Widerrede vorwärts, dann, als er unſicher wurde, in weiten Bogen nach rechts und links, nach vorn und wieder zurück, bis wir ſchließlich an einen auf der vorigen Reiſe zu Meſſungen benutzten Hügel kamen, bei welchem es dem Baron klar wurde, daß er wirklich Recht gehabt hatte. Wir gingen ein langes Stück zurück, dann einige Stunden lang auf beſchwerlichem Wege bergaufwärts und erreichten zuletzt den Grenzgraben und die erſten Bananenpflanzungen von Moſchi. In Kurzem ſtießen einige Eingeborene zu uns; nach echter Dſchaggaart weigerten ſie ſich, ohne ein beträchtliches, im Voraus zu zahlendes Entgelt uns den Weg nach dem Lagerplatze zu zeigen; lachend ſagten ſie, wir wären ja gezwungen, ihnen zu willfahren, da wir ohne ihre Hilfe uns unmöglich durch die Pflanzungen finden könnten. Der Baron ſchob die Leute bei Seite, ging in der ihm gut dünkenden Richtung weiter und hatte das Glück, den richtigen Weg zu treffen. Jetzt glaubten die Wadſchagga ihren Vortheil darin zu finden, wenn ſie uns ihre Dienſte anböten; wir verzichteten jedoch darauf.

Nach dreiviertel Stunden hielten wir auf einem freien Platz in der Nähe einer tiefen, ſüdwärts laufenden Schlucht und feuerten einige Gewehre ab. Zu unſerer großen Freude kamen bald darauf vier von Mſuskumas Leuten. Unter ihrer Führung erreichten wir, nicht ohne daß die Wadſchagga noch einmal verſucht hätten, uns aufzuhalten, gegen vier Uhr Nachmittags den Ort, wo der Elephantenjäger ſeine Hütten errichtet hatte. Wir wurden auf das Herzlichſte begrüßt und ſogleich mit allen Herrlichkeiten des Landes, mit friſchem Fleiſch und Bananen, mit Honig, Butter und Milch verſorgt und, da die Zubereitung unſerer eigenen Speiſen doch längere Zeit gedauert haben würde, ſogar mit gekochtem Reis von der eben gedeckten Tafel Mſuskumas — eine große Erquickung für uns, denn unſer Reisvorrath war längſt ſchon aufgezehrt. Das Gepäck ward aufgeſtapelt, der Platz geſäubert, darauf das Kiſchongozeichen gewechſelt zwiſchen uns und dem geheimen Rathe Mnene, einem nicht ungebildeten Manne, welcher früher einmal die Küſte beſucht hat und etwas Suaheli verſteht und ſpricht. —

Unterwegs waren wir in Zweifel geweſen, ob wir einen Tag mehr oder weniger zählen ſollten; der Baron hatte nämlich, wie ſich jetzt herausſtellte, bei dem nachträglichen Aufzeichnen der Verhandlungen mit Saïa das an zwei Tagen Geſchehene in einen zuſammengezogen. Wir hatten uns nicht verſtändigen können, wer von Beiden Recht habe, und unſere Begleiter, welche ſonſt immer, behufs Abhaltung ihrer Gebete, die Wochentage

merken, konnten uns ebenfalls keine Auskunft geben; hätten wir den genaue Rechnung führenden Elephantenjäger nicht getroffen, so würden wir in dieselbe Verlegenheit gerathen sein, welcher Robinson Crusoe durch Einschneiden von Kerben in einen Baumstamm zu entgehen suchte. Uns als halben Astronomen wäre es übrigens nicht schwer gewesen, den verlorenen Tag wiederzufinden; das einfachste „Recept" hierzu ist: man leite die Breite des Ortes aus der Mittagshöhe eines Sternes ab, berechne hieraus sowie aus der gemessenen Mittagshöhe der Sonne die Abweichung (Entfernung vom Himmelsäquator) derselben und suche mit dieser schnell sich ändernden Größe in einer astronomischen Tafel den Tag, welcher hierzu am besten stimmt.

Ermüdet von dem beschwerlichen Weg und von dem Beantworten der tausend Fragen Mſuskumas und seiner Weiber, begaben wir uns zeitig zur Ruhe. Wir schliefen unter freiem Himmel, obwol ein kalter Wind von dem Berge wehte; Koralli, der sich sehr unwohl fühlte, brachte die Nacht in dem großen, auf Suaheliart aus Holz und Lehm erbauten Hause Mſuskumas zu. Er sowie der Baron hatten häufig an Fieber und Dysenterie gelitten seitdem sie sich am See Jipe bei dem Aufstand auf Flußpferde erkältet; während aber der Baron sich allmählich wieder erholte, wollte es mit Korallis Besserung nicht recht vorwärts gehen, weil er die einfachsten Vorsichtsmaßregeln, welche schon der gesunde Mensch beobachtet, verabsäumte und sein Leiden durch fortwährende kleine Erkältungen wieder verschlimmerte. Nachts schlief er zumeist unbedeckt, am Tage setzte er sich ohne Grund der Sonne aus, und, was er so verdorben hatte, glaubte er dann durch starke Gaben von Heilmitteln wieder gutmachen zu können. Vernünftigen Zureden blieb er unzugänglich, und freundliche Worte wies er in einer Weise zurück, daß man die Lust verlieren mußte, sich mit ihm zu beschäftigen. Zuletzt weigerte er sich hartnäckig, Arzenei zu nehmen, vertraute sich dagegen trotz unseres Abmahnens den Suaheliquacksalbern an; diese gossen ihm ein schmuziges Gebräu in den Hals, durch welches er, wie nicht anders zu erwarten, eher kränker als besser wurde. So herzliche Theilnahme wir auch für unseren dienstwilligen und nützlichen Gefährten empfanden, sahen wir uns doch schließlich genöthigt, die vollständige Besserung seines Zustandes der Alles heilenden Zeit zu überlassen; offenbar mußte seine krankhafte Stimmung erst gehoben werden, ehe an ein Gesunden des Körpers zu denken war, und hierfür schien Nichts geeigneter zu sein, als Einsamkeit und Ruhe.

Der Lagerplatz in Moschi gefiel uns bei Weitem nicht so gut wie der in Uru verlassene, hauptsächlich weil er keine umfassende Aussicht gestattete. Wir sahen nur einen Theil vom Gipfel des Kilimandscharo und, traten wir etwas weiter hinaus, ein Stück der Ebene mit den Ugono- und Aruschabergen. Wollten wir auch den Meru sehen, so mußten wir durch einen Bananenwald einige hundert Schritt nach Westen zu, bis vor das Haus des Sultahns, gehen; dort wiederum waren von demselben Standpunkt aus nicht der Meru und beide Gipfel des Kibo zugleich sichtbar, die Ebene im Süden aber gar nicht. Stiegen wir etwa eine Stunde weit an dem östlichen Rande der Thalschlucht empor, an welchem unser Lager sich befand, so überblickten wir von einer Stelle aus allerdings die unermeßliche Ebene vom Meruberg an bis zum Ugonogebirg und den östlichen Ausläufern des Dschaggabergstockes, doch nicht den Kilimandscharo. Nur durch Vereinigung der Messungen von allen drei Standpunkten aus ließ sich eine genügende Vollständigkeit erreichen. —

Zu guter Stunde am 23. November besuchte uns der Sultahn Kimandara, ein hübscher junger Mann von zwanzig und einigen Jahren. Er überreichte eine schöne, weiße Kuh und erging sich dann mit seinem Gefolge in geschwätziger Bewunderung unserer Schätze. Lange Zeit verstrich, ehe die Besucher zu wichtigeren Besprechungen vermocht werden konnten. Sie wußten, daß wir den Kilimandscharo zu besteigen wünschten, sprachen von der Gefahr, der sie sich aussetzten, wenn sie die Erlaubniß gäben, welche

Digitized by Google

andere, mächtigere Mankis verweigert hätten, und benutzten dieſen Umſtand geſchickt zur Begründung anſehnlicher Forderungen; „der Mſungu könne tüchtig bezahlen“, meinten ſie, „da er ja doch den Berg nur beſteigen wolle, um Schätze zu holen.“ Decken ließ ſich nicht auf Erklärungen und Widerlegungen ein, ſondern fragte einfach, „ob man das große Geſchenk für die Erlaubniß zur Bergbeſteigung haben wolle oder nicht“, und fügte hinzu, „die Wadſchagga möchten die Schätze, welche ſie auf dem Berge vermuteten, ſelbſt herabholen; er würde Nichts dawider haben, wenn eine Anzahl damit beauftragter Leute ihn begleiteten“. Es dauerte lange, bis Kimandara verſprach, ſeinen Gaſt auf den Berg zu führen; als Entſchädigung verlangte er ein kleines Geſchenk vor der Beſteigung und ein größeres, welches er aber vorher ſehen müſſe, nach der Rückkunft. Dies wurde ihm bewilligt. Um unſere freundſchaftlichen Geſinnungen darzuthun, überreichte der Baron acht Doti Amerikano, ſieben Stück buntes Zeug, fünf Halsbänder, drei Spiegel, zwanzig Nähnadeln, zwei Meſſer und eine Feile, ein Geſchenk, in welches der Sultahn, ſeine Mutter Madjake, drei ſeiner Verwandten und der Geheimrath Mnene ſich theilten. Den Löwenantheil nahm Madjake: ſie ſcheute ſich nicht, als die Vertheilung bereits beendet, gewiſſe beſonders hübſche Sachen gegen Anderes einzutauſchen, was ihr minder gefiel; Keiner wagte eine Widerrede, und ihr Sohn lächelte verlegen, als ſchämte er ſich, daß er, der Sultahn, in Gegenwart Fremder ſich Solches bieten laſſen müſſe. Das Geſchenk verfehlte ſeine Wirkung nicht; namentlich die Königin Mutter war ſehr gnädig, ſie verabſchiedete ſich mit den ſchmeichelhaften Worten, „ihr Herz ſei erfreut über ihren Freund, den Mſungu.“

Dieſer Kimandara iſt derſelbe, welcher ſich auf Deckens voriger Reiſe (ſ. Bd. I. S. 279) als nicht beſonders liebenswürdiger Herrſcher gezeigt. Sein damaliges Verhalten ſchien von dem böswilligen und bettelhaften Sultahn von Kilema veranlaßt geweſen zu ſein; denn jetzt, in ſeinem eigenen Lande, benahm er ſich ſo zuvorkommend, daß wir die beſten Hoffnungen für die Erreichung unſeres Zweckes hätten ſchöpfen müſſen, hätten wir nicht gelernt gehabt, den erſten Eindruck als durchaus unweſentlich zu betrachten. In Geſellſchaft ſeiner herrſchſüchtigen, übrigens aber zärtlich um ihn beſorgten Mutter ſchien er ſich nicht recht behaglich zu fühlen; er beſuchte uns ſo oft als möglich allein, und dann erſt zeigte er ſich von ſeiner liebenswürdigſten Seite. Sein Schwatzen und ſeine kindlichen Fragen waren wirklich höchſt ergötzlich, durch ſeine Zutraulichkeit erinnerte er an Saïa, den freundlichen Manki von Uru. Alles, was er ſah, erfreute ihn, und die unbedeutendſten Dinge, welche man ihm gab, nahm er dankbarſt auf. Das größte Vergnügen bereiteten ihm eine Mundharmonika und ein Fingerring, den ich aus einem Maria-Thereſia-Thaler durch Anlöthen eines Blechringes gefertigt hatte: der ſtattliche Schmuck, welcher die drei mittleren Finger bedeckte, machte ihn ſo ſtolz, daß er Niemandem mehr die Hand geben wollte! Allen unſeren Arbeiten ſah er mit größter Theilnahme und ohne Mißtrauen zu; ja er begleitete mich ſogar auf einem meiner Ausflüge nach dem oben erwähnten Ausſichtspunkte und hielt ſo lange aus, bis ich meine Meſſungen beendet hatte. Er fragte auch den Baron, ob er nicht mit an die Küſte gehen oder wenigſtens einige ſeiner Leute mitſchicken dürfe, damit ſie dort Etwas lernten, und ob wir nicht Luſt hätten, uns bei ihm niederzulaſſen.

Mutter Madjake kam gleichfalls oft ins Lager und zeigte die beſte Stimmung, wenigſtens, wenn ſie ihre gute Stunde hatte d. h. nicht angeſäuſelt war. „Wir wiſſen recht wohl“, ſagte ſie zu wiederholten Malen zum Baron, „wie viel Vortheil Deine Freundſchaft uns bringt; durch Deinen Einfluß kann mein Herzensſöhnchen einſt ein ebenſo großer Mann werden, wie früher Sultahn Mamkinga von Madjame war. Wir fürchten nur bisweilen die Feindſchaft der anderen Wadſchagga; denn dieſe werden uns aus Neid bekriegen, wenn ſie erfahren, daß wir für die Beſteigung des Berges ein ſo großes Geſchenk empfangen. Dies ſoll uns übrigens nicht hindern, Dir zu dienen, wenn Du verſprichſt, uns in einem

etwaigen Kriege Beiſtand zu leiſten.“ Litt ſie jedoch an den Folgen übermäßigen Tembogenuſſes, ſo geſtand ſie ganz offen, daß ihr der Kopf etwas ſchwer ſei, und bat, wichtige Verhandlungen auf einen anderen Tag zu verſchieben.

Ebenſo kamen uns die Unterthanen Kimandaras freundlich entgegen; ſie bezeigten uns ſogar ungewöhnliche Ehrerbietung, denn ſie nannten uns bei der Anrede immer Manki (Sultahn oder großer Herr), während wir anderorts nur „Mſungu“ oder „Bana“ hießen. Einmal nur befürchteten wir einen Umſchlag, freilich ohne Noth. Eines Abends, als wir uns zur Ruhe begeben wollten, ertönte in der Nähe des Lagers Kriegsgeſchrei. Der Baron übertrug Koralli und mir die Sorge für das Lager und ging mit Mſuskuma und zehn bewaffneten Leuten dem Lärmen zu. Nachdem wir eine Weile nicht ohne Beſorgniß gewartet, brachten uns etliche Leute die Nachricht, daß ein feſtlicher Tanz vor des Sultahns Wohnung aufgeführt werde. Wir folgten ihnen, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Kimandara hatte das Haus ſeiner Mutter verrammelt, danach ſeine Krieger zuſammenberufen, ſie in drei Haufen getheilt und mit ihnen unter gellendem Geſchrei zu tanzen begonnen, wie, um der Mutter zu zeigen, daß er nun ſelbſtändig geworden ſei. Madjake aber wußte die Thür zu öffnen und nahm in gleicher Bewaffnung wie die Krieger an dem Tanze Theil. Anfangs führten die einzelnen Trupps einen Scheinkampf unter ſich aus; dann ordneten ſie ſich zu einer langen Reihe, gingen im Gänſemarſch im Kreiſe umher, ſangen, daß ſie die tapferſten der Wadſchagga ſeien, daß ſie die Nachbarſtaaten Kirua und Pokomo bekriegen und viele Kühe und Sklaven als Beute heimführen wollten; hierzu ſchlugen ſie im Takte der Geſänge mit kleinen Stäben auf Schild, Sper oder auf die Eiſendrahtpanzerung des Oberarmes. Schließlich löſte ſich das Ganze in ein allgemeines Trinkgelag auf.

Trotz der großen Freundlichkeit des Herrſchers und der Seinen gingen die Verhandlungen nicht ſo raſch vorwärts, als wir es gewünſcht hätten. Madjake namentlich, ohne welche Nichts endgiltig abgemacht werden konnte, fand es öfters angenehmer, beim Bananenweine zu ſitzen, als den Schauris beizuwohnen. Als Dies ſich wiederholte, ließ der Baron ihr ſagen, er werde nach Kirua gehen und mit dem dortigen Manki gemeinſchaftliche Sache machen, wenn man das gegebene Verſprechen nicht endlich auslöſe. Der Sultahn und ſein Haus erſchraken nicht wenig ob dieſer Botſchaft. In einem langen Schauri wurde berathen, was wol zu thun ſei, um den Mſungu zu beſänftigen; man beſchloß, Kimandara ſolle Blutsbrüderſchaft mit ihm ſchließen. Der Baron, welcher dann in die Verſammlung geholt wurde, willigte ein, obwol ihm die unſaubere Ceremonie im höchſten Grade zuwider, und fünf Minuten ſpäter waren er und Kimandara ſowie der Karawanenführer Sadi und Tukio (der Pflegevater des Sultahns und Madjakes vertrauter Freund) „ein Herz und eine Seele“. Die Unkoſten beliefen ſich auf zwölf Stück Baumwollenzeug.

Kimandara bat nun ſeinen neuen Blutsbruder, er möge ſich eine Frau ausſuchen, damit ſein Herz noch mehr an die Wadſchagga gefeſſelt werde. Des Gaſtfreundes Wahl war ſchnell getroffen. Er hatte ſchon vorher ein ſelbſt nach europäiſchen Begriffen reizend zu nennendes junges Mädchen gefunden; ihr Körper war von tadelloſem Ebenmaße, der Ausdruck ihres Geſichtes ſchelmiſch und angenehm. Wenn ſie am Zelte vorbei kam, ſchielte ſie neugierig nach den ihr ſo wunderbaren Sachen; rief er ſie, ſo trat ſie zögernd ein, und ſchenkte er ihr einige Perlen, ſo ſtralte ihr Geſicht vor Vergnügen. Noch ein anderer Grund wirkte beſtimmend bei dieſer Wahl. Der Sultahn hatte nämlich gleichfalls ein Auge auf dieſes Kind geworfen und in einer eiferſüchtigen Anwandlung ihr verboten, fernerhin in das Lager zu kommen, ja, ſie in einem verſchloſſenen Hauſe verborgen gehalten: jetzt ſollte es ſich zeigen, ob der junge Mann wirklich die Geſinnungen beſaß, welche er zur Schau trug. Kimandara gerieth in große Verlegenheit, als er den Wunſch ſeines

Blutsbruders vernahm; die Liebe zu dem Mädchen und die Furcht, das ſoeben gegebene Wort zu brechen, kämpften ſichtlich in ihm. Alle erdenklichen Vorwände ſuchte er heraus, um den wiedergewonnenen Freund zu einer Aenderung ſeines Entſchluſſes zu vermögen. „Du biſt", ſagte er, „viel zu beſcheiden, Du mußt Dir ein hübſcheres Mädchen ausſuchen; warte doch mit Deiner Wahl bis nach der Beſteigung des Kibo, es iſt zu befürchten, daß die junge Frau Dir in der Zwiſchenzeit untreu werde; nimm dieſes Mädchen nicht, ſie iſt bereits in mich verliebt" (doch hatte ſie ſich beklagt, daß ſie von ihm feſtgehalten würde) u. dgl. mehr. Aus alle Dem ſchloß der Baron, daß Kimandara auch ſein Wort hinſichtlich der Beſteigung des Berges nicht halten werde; er ſchied ziemlich kalt von ihm und begann, ſich wieder ernſtlich mit dem Gedanken zu beſchäftigen, was er anfangen würde, falls ſeine düſtere Ahnung einträfe. Viermal ſchon war ihm durch die Wankelmütigkeit der Wadſchagga die Beſteigung des Berges vereitelt worden: jetzt war ſeine Geduld zu Ende; es galt, nun einmal Ernſt zu zeigen — die Feindſchaft zwiſchen Kirua und Moſchi ſollte hierzu Gelegenheit bieten.

An demſelben Tage kamen gegen zwanzig Leute aus Lambungu nach Moſchi; ſie brachten Bohnen zum Verkaufe, wol nur als Vorwand, um den eigentlichen Zweck ihrer Reiſe, eine Berathung wegen des beabſichtigten Krieges mit Kirua, zu verdecken. Gleich uns waren ſie durch die Wildniß am Fuße des Berges gegangen, weil ſie ſich gefürchtet hatten, an dem in der Nähe des oberen Weges gelegenen, mit Kirua verbündeten Pokomo vorbeizuziehen. Sie eröffneten uns eine letzte Ausſicht, indem ſie erzählten, ihr Sultahn Tatuo habe an demſelben Tage, an welchem wir Uru verlaſſen, Boten ausgeſchickt, um uns zu einem Beſuch in ſeinem Lande aufzufordern.

Unſer Schickſal ſollte ſich ſchon Tags darauf entſcheiden. Kimandara erſchien am frühen Morgen im Lager; er wurde kalt und gemeſſen empfangen. In hohem Grade betroffen, entfernte er ſich, „um die Führer nach dem Kilimandſcharo ſogleich zu beſchaffen und das Herz ſeines Bruders wieder zu gewinnen". Gegen Mittag meldete ſich wirklich ein Mann als Führer an, und zwei Stunden ſpäter wurde ein zweiter vom Sultahn ſelbſt gebracht. Sie vollzogen mit zwei Leuten unſerer Karawane die Ceremonie des Milchtrinkens und ſchwuren dabei, daß ſie uns nicht verlaſſen und uns den beſten Weg führen wollten, den ſie kennten; brächen ſie ihr Wort, ſo ſollte der Trunk ihnen zu Gift werden und ähnliche Redensarten mehr. Zum Schluſſe trank Kimandara noch mit einem der Führer Milch und ſagte beiden, ſie würden nach der Rückkehr auf das Strengſte beſtraft werden, wofern ſie ihren Verpflichtungen nicht getreulich nachkämen. Darauf bat er uns, heut Abend ſchon aufzubrechen und außerhalb des Schanzgrabens zu ſchlafen, damit das Unternehmen nicht durch neue Ueberlegungen ſeiner Mutter und ſeiner Krieger hintertrieben würde. So waren wir alſo genau wieder an demſelben Punkte angelangt, wo der Baron vierzehn Monate zuvor in Kilema ſich befunden!

In größter Eile ward Alles zur Reiſe vorbereitet; Inſtrumente wurden eingepackt, Lebensmittel hergerichtet und Anordnungen für die auf fünf Tage berechnete Dauer unſerer Abweſenheit getroffen. Die ſchon in Uru ausgewählten Leute bildeten unſere Begleitung. Dazu gab uns Mſuskuma drei Männer von ſeiner Schar mit, in der Hoffnung, daß ſich unterwegs Gelegenheit zur Elephantenjagd bieten könne: ſie ſollten uns in allen Umſtänden beiſtehen, ſich nach des Barons Anordnungen richten und dafür die Hälfte von dem zu gewinnenden Elfenbein erhalten. Koralli, welcher ſich noch immer unwohl fühlte, blieb zurück, um das Lager zu überwachen. Kurz nach Sonnenuntergang kamen wir fort; alle Suaheli, unſere eigenen ſowol wie Mſuskumas Leute, gaben uns das Geleit.

Der Mond erhellte unſeren Weg. Wir ſtiegen längs der Thalſchlucht empor bis zu einem kleinen, freien Platz und ſchritten dann in nördlicher Richtung weiter. Voran leuchteten

uns die Führer, seltsam in das ihnen zum Schutze gegen die Kälte gegebene Baumwollenzeug gewickelt. An dem tiefen, steilwandigen, das ganze Land umziehenden Wallgraben angelangt, zauderten sie lange, ehe sie uns den geheimen Weg zeigten, welcher hinüber in das freie, obere Land führt. Noch öfters verursachten sie Aufenthalt; bald wollten sie ihre eigenen Lebensmittel nicht tragen, bald wünschten sie an einer ungeeigneten Stelle zu lagern, kurz, sie schienen sich nicht recht in die ihnen zugetheilte Rolle finden zu können. Ohne viel Rücksicht auf ihr Gebaren zu nehmen, wanderten wir bis nach neun Uhr fort und hielten dann auf einer offenen, mit dünnem Grase bedeckten Ebene. Nachdem wir Thee mit einem Imbiß eingenommen, breiteten wir unsere Gummidecken über den von Thau benetzten Boden, legten unsere Gewehre und Instrumente darauf, und streckten, durch weitere Decken selbst gegen Kälte und Nässe geschützt, unsere Glieder zur Ruhe aus.

Sobald die Helligkeit des anderen Morgens uns weckte, erhoben wir uns. Es war merklich kühl, wie nach der Höhe des Platzes nicht anders zu erwarten (nach einer Barometerablesung befanden wir uns mehr als sechstausend Fuß über der Meeresfläche und etwa fünfzehnhundert Fuß über dem Lager zu Moschi). Zitternd vor Frost setzten wir nach einem dürftigen Frühstücke die Reise fort. Bald erhob sich die Sonne, unsere vom abgestreiften Thau durchnäßten Kleider trocknend und die durchfrorenen Glieder wärmend.

Pflanzengebilde auf dem Kilimandscharo.

Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblätterigen Farnen, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, welche, da sie mit zahlreichen, violetten Glockenblumen und mit knabenkrautartigen Orchideen bestanden war, uns lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe eines Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen Mittag, um unsere Mahlzeit bereiten zu lassen.

Obwol die Steigung bis hierher eine ganz allmähliche gewesen war, fühlten wir uns doch ziemlich ermüdet, namentlich weil wir während des Marsches im Walde häufig über umgestürzte Bäume zu klettern gehabt, abgesehen davon, daß wir die Last unseres Leibes binnen sechs Stunden um viertausend Fuß gehoben und in dieser Zeit nur einmal am Rande eines plätschernden Waldbaches gerastet hatten.

Es dauerte über zwei Stunden, bis unsere Bohnen gar wurden; die Zwischenzeit verbrachten wir auf die angenehmste Weise mit Ausruhen, Anstellung einiger Beobachtungen und Umherstreifen auf der so mancherlei Neues bietenden Hochwiese. Von den hier wachsenden Pflanzen fielen mir, außer den eben erwähnten, namentlich eine Art Riedgräser auf, welche äußerlich dem Papyrus ungemein ähneln, nur viel niedriger sind als dieser, und mehrere mannshohe, krautartige Stauden, welche durch ihre sonderbare Gestalt und Gruppirung die Vorstellung erweckten, als wären es Kobolde, die einen wundersamen Reigen tanzten.

Auf dem Weiterwege gewahrten wir seitwärts vor uns einen starkrauchenden Grasbrand und, als wir näher kamen, einen Mann mit Weib und Kind. Bei unserem Anblick ergriffen sie schleunigst die Flucht, ohne auf unsere freundschaftlichen Winke und Zurufe zu achten. Unserem Vermuten nach gehört diese Familie dem fast überall ausgewiesenen

Stamme der Wandurobo an; wahrſcheinlich hatten ſie das Gras ſelbſt entzündet, um das Erwachſen beſſeren Futters zu veranlaſſen und ſomit Wild und Bienen anzulocken.

Gegen fünf Uhr machten wir Halt in der Nähe einer mit Regenwaſſer gefüllten Bodenvertiefung. Um der Kälte der Nacht beſſer begegnen zu können, ſchlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf, welches die für ſolche Ausflüge unſchätzbare Eigenſchaft beſaß, kaum zwanzig Pfund zu wiegen und ſich leicht verpacken zu laſſen. Die Leute ſuchten Holz für die Nacht zuſammen, krumme, knieförmige, dürre Wurzeln und Aeſte ohne Blatt und Trieb, vermutlich die Ueberreſte eines kiefernähnlichen Gewächſes, von welchem ich ſpäter einen Stock mit Blättern und Fruchtzapfen fand. Ich begab mich einige hundert Schritt weit ſeitwärts, ſtellte mein Meßgeräth auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilimandſcharogipfeln und nach der Sonne. Schon während der Arbeit fühlte ich, wie mir die Kälte unter die Nägel kroch und Finger und Zehen vor Froſt erſtarrten; als ich bei Dunkelwerden meine Sachen zuſammenpackte, war ich derartig durchfroren, daß ich mich nicht einmal durch Umherſpringen und durch die kräftigſten Hand- und Armbewegungen wieder erwärmen konnte: erſt als ich den Thee eingenommen und mich, in dickes Winterzeug gekleidet, unter meine wollenen Decken verkrochen hatte, fühlte ich mich wieder behaglich.

Am nächſten Morgen, Sonnabend den 29. November, brachen wir zeitig auf und gingen drei Stunden lang ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langſam vorwärts, weil wir uns von der anſtrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unſere Geſellſchaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger ſowie unſere ohnedies überflüſſig gewordenen Führer zurück und wanderten, einzig begleitet von dem jungen Anamuri und drei mit Theodolit, Barometer und Gewehren belaſteten Leuten, dem Weſtgipfel des Kilimandſcharo zu. Das Steigen wurde immer beſchwerlicher, immer häufiger mußte gehalten werden. Sämmtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfſchmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich, und ſogar der allen Strapazen gewachſene Baron ging nicht frei aus. Eine Bodenwelle nach der anderen erklommen wir, und noch ſahen wir den Fuß des Domes nicht vor uns, vielmehr thaten ſich, ſobald wir den nächſten Kamm erreicht, immer neue Thäler und Landrücken auf. Dazu verhüllte ein dichter werdender Nebel die Ausſicht; das Holz wurde ſpärlich und hörte endlich ganz auf; Waſſer fand ſich gar nicht mehr, vermutlich, weil die vom Schnee genährten Rinnſale in Folge der eigenthümlichen Bodenbildung nach einer anderen Seite hin Abfluß fanden.

Was ſollten wir unter dieſen Umſtänden thun? Die Grenze des Schnees lag nur noch zwei- bis dreitauſend Fuß über uns, und dieſe wenigſtens zu erreichen, erſchien höchſt wünſchenswerth; doch ließ ſich auch die Dringlichkeit der Gründe nicht verkennen, welche uns zur Rückkehr mahnten. Hierzu mußte uns namentlich auch die Rückſicht auf unſere Schwarzen beſtimmen, welche ernſtlich litten und bei längerem Verweilen, ohne Mittel, ſich zu erwärmen, vorausſichtlich den ungewohnten Verhältniſſen erlegen wären. Der Entſchluß, ſo nahe dem Ziele umzukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unſerer mangelhaften Ausrüſtung eine vollſtändige Beſteigung des ſchneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich ſein würde, gewährte uns einigen Troſt. Auch verhehlten wir uns nicht, daß eine bloſe Wanderung durch die öden Steinflächen bis an die Schneegrenze nur geringen Nutzen bringen könnte, nachdem wir durch ſoviele Meſſungen von den verſchiedenſten Standpunkten aus unumſtößlich dargethan hatten, daß der Kilimandſcharo ſein Haupt bis weit über die Linie des ewigen Schnees hinauf erſtreckt. Würde Herr Desborough Cooley, welcher den Berichten früherer Reiſenden nicht glaubte, welcher ſpäteren Meſſungen mißtraute blos aus dem Grunde, weil ſie ſeine unbegründeten Annahmen widerlegten — würde dieſer im Uebrigen ſo verdiente, aber in dieſem Punkte ſtarrköpfige Alte uns geglaubt haben, wenn wir ihm erzählten, daß wir den Schnee mit eigenen

Händen berührt hätten, würde er aus einer Flasche voll geschmolzenen Schnees sichrere Schlüsse haben ziehen können, als aus unseren Zahlen? Für solche Leute hat Nichts beweisende Kraft: zeigt man ihnen eine Photographie, welche den Gipfel des Berges noch heller wiedergibt als den wolkenfreien Tropenhimmel, so werden sie sagen: „das Glänzende ist weißer Quarz oder Kalkstein"; erzählt man ihnen, daß man beobachtet hat, wie nach Regen im Thale der Schnee auf dem Berge weiter herabrückte und danach bei fortwährendem Sonnenschein wieder von unten an verschwand, so werden sie Dies für eine Täuschung erklären; und können sie endlich gar nicht mehr umhin, das Vorhandensein von erstarrtem Wasserdunst anzuerkennen, so werden sie, obgleich kein Beispiel auf der Erde dafür spricht, mit Keckheit behaupten: „dann ist der Berg wenigstens nicht mit Schnee, sondern mit Reif bedeckt!" Solchen Leuten zu Liebe hatten wir aber nicht Lust, auch nur einen einzigen Schritt zu thun, geschweige denn, uns und unsere Mannschaft den Fährlichkeiten auszusetzen, mit denen Kälte, Hunger und Durst uns bedrohten.

Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwachglimmendes Feuer zu entzünden; wir nährten es mit zarten Haidekräutern und bestimmten dabei den Siedepunkt des Wassers zu 69°,6 R. Das Barometer zeigte einen Quecksilberstand von 464,5 Millimetern, statt 760 am Meere. Hieraus berechnete sich die Höhe dieses höchsten von uns erreichten Punktes zu 14043 Fuß englisch (13176 par. Fuß oder 4280,3 Meter); daß bei einer solchen Verdünnung der Luft unsere Glieder, welche bekanntlich nicht von uns, sondern hauptsächlich vom Drucke der Atmosphäre getragen und zusammengehalten werden, uns im eigentlichsten Sinne des Wortes *schwer wurden*, kann nicht verwundern. Wir nahmen darauf einen Winkel nach der einzig sichtbaren Schneelinie am westlichen Berggipfel und begaben uns schließlich auf den Rückweg, da das Wetter sich inzwischen nicht aufgeklärt hatte und überhaupt sich nicht aufhellen zu wollen schien.

Beim Abwärtssteigen sammelten wir Steine und Pflanzen. Hierbei verloren wir, durch den Nebel getäuscht, den Weg, fanden ihn jedoch glücklicher Weise nach einigem Suchen wieder. Die von uns zurückgelassenen Leute hatten in bekannter Sorglosigkeit fast all ihr Wasser ausgetrunken; wir selbst besaßen gerade noch soviel, um eine kräftige Bouillontafelsuppe kochen zu können. Nachdem wir uns erquickt, wanderten wir in schnellem Schritt unserem vorigen Lagerplatze zu. Da der Nebel sich in immer stärker werdenden Regen gewandelt, schlugen wir schleunigst das Zelt auf und zogen ringsum einen Graben, welcher uns vor Ueberschwemmung schützen sollte; von unseren Leuten stellten sich einige aus ihren Matten ein leichtes Regendach her, andere suchten Zuflucht in engen Höhlen, welche ich in abwärts laufenden Felswällen (aller Wahrscheinlichkeit nach erstarrte Lavaströme) entdeckt hatte.

Lange vor Sonnenaufgang weckte mich Anamuri, wie ich ihm aufgetragen hatte, falls der Himmel klar wäre. Ich kroch heraus aus dem warmen Obdach und beobachtete, zitternd und zähneklappernd, Höhen von Jupiter, Sirius und Sonne, sowie Winkel nach beiden Kilimandscharogipfeln und nach der Sonne. Um sieben Uhr kamen wir zum Aufbruch. So durchnäßt und durchkältet wir auch anfangs waren, wir befanden uns, als wir unseren Mittagskochplatz vom Freitag erreichten, von innen und außen durchwärmt, bereits wieder in guter Verfassung.

Die Führer behaupteten, einen näheren Weg zu wissen. Obwol wir ihnen nicht recht trauten, folgten wir ihnen. Späterhin stellte es sich heraus, daß wir ganz von unserer Richtung abgekommen waren; doch konnten wir, weil der Wald zu dicht war, nicht zeitig genug wieder einlenken. Als wir in der Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß einigermaßen ins Freie kamen, erkannte der Baron, daß wir uns westlich von *Uru*, also *einige Königreiche zu weit rechts* befanden: die Schurken von Führern gestanden jetzt, daß sie die günstige Gelegenheit hatten benutzen wollen, um nach entfernten Bienenstöcken zu sehen!

Wir wandten uns nun seitwärts und gingen oder krochen vielmehr auf holperigen Pfaden in östlicher Richtung weiter. Zur Erhöhung aller Unannehmlichkeiten begann ein langdauernder Platzregen zu fallen, welcher die rothe Erde in den kleinen, zum Weiterkommen dienenden Rinnsalbetten in Schlamm verwandelte und unseren Marsch nicht wenig erschwerte. Ich namentlich mußte alle Vorsicht aufbieten, um das Chronometer vor Schaden zu schützen.

Lange ging es in weiten Windungen auf und ab durch das Gestrüpp, bis wir nach vergeblichen Versuchen und wiederholtem Umkehren einen leidlichen Weg erreichten. Während wir ruhig auf diesem dahinschritten, ertönte plötzlich ein wildes Geschrei: eine Schar nackter, stämmiger Gesellen zeigte sich auf der Höhe; mächtige, rohgeschäftete Spere schwingend, stürzte sie auf uns zu. Die Lage war unangenehm; unsere Träger hatten im Nu ihre Bündel, die Elephantenjäger ihre Gewehre weggeworfen und waren verschwunden, ehe wir es uns versahen — nur der mutige Anamuri hielt bei uns aus. Wir drei stellten uns mit angeschlagenen Büchsen den Angreifern, etwa dreißig an Zahl, drohend gegenüber. Auch ihnen schien die Sache bedenklich zu sein; denn sie hielten an im Laufe und ließen sich auf Unterhandlungen ein, obwol es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, uns zu überwältigen und zu berauben, falls sie überhaupt solche Absicht hatten. Der Baron sagte, wir hätten uns auf der Elephantenjagd verirrt, und ersuchte sie, uns auf den Weg nach Moschi zu bringen. Jene stellten sich als Leute aus Uru vor. Sie waren in den Wald gegangen, um Bäume zur Fertigung von Bienenkörben zu fällen; „ihre Arbeit", meinten sie, „wäre noch nicht beendet, sie könnten uns also nicht begleiten; wir brauchten indessen nur dem Wege zu folgen, um sicher nach Moschi zu gelangen".

Jetzt fanden sich auch unsere feigen Begleiter ein, da sie sahen, daß die Angelegenheit, wie fast immer, sich friedlich beilegte. Einen der Moschiführer trafen wir beim Weiterweg erst nach einer Viertelstunde wieder; er hatte sich die ganze Zeit über in einem Busche versteckt gehalten. Die Wauru kamen uns bald darauf nach und boten sich freiwillig als Wegweiser an; der Baron versprach ihnen drei Kitamba Amerikano als Entgelt, wenn sie diese, da wir keine Waaren bei uns hatten, im Lager abholen wollten. Mit schnellen Schritten ging die Schar der Führer uns voran längs einer starken, mühlgrabenähnlichen Hauptwasserleitung einem Flußthale zu, in welchem der tropische Pflanzenwuchs sich in seiner ganzen Pracht und Fülle zeigte. Riesige Bananenstauden mit mehr denn zwölf Fuß langen, sammetweichen Blättern, auf denen noch einzelne Regentropfen glänzten, standen in Lichtungen zwischen ungeheueren Waldbäumen, und neben ihnen erhoben die wunderbaren Baumfarne ihre bezaubernd anmutige Krone. An diesen Farnen ist Alles leicht und zierlich, die langen Wedel, welche in der Luft zu schweben scheinen, und die schlanke Säule des Stammes: einzig die jungen, unentwickelten Blätter, welche noch krummstabförmig zusammengerollt sind, könnten, von so eleganten Formen umgeben, als etwas Plumpes gelten. Nach anderthalb Stunden verließen uns die Wauru an der Grenze ihres Landes, hocherfreut über einige Ehrenschüsse, welche wir ihnen beim Abschiede weiheten. Ihren Lohn ließen sie im Stiche, da keiner von ihnen den Mut hatte, selbst nach dem befreundeten Moschi zu gehen.

In der Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß dahinwandernd, erreichten wir gegen fünf Uhr Nachmittags einen Bach und richteten uns, da sich kein besserer Platz fand, in seiner Nähe zum Uebernachten ein; die beiden Moschiführer hatten nicht übel Lust, die Reise auch in der Dunkelheit fortzusetzen, doch drangen sie mit ihrem von der Furcht eingegebenen Vorschlage nicht durch. Alles war vom Regen durchweicht, und erst nach langem Suchen fanden wir etwas trockenes Holz, um Feuer anzünden zu können. Wir bereiteten unsere Mahlzeit, trockneten unsere Kleider über der Glut und suchten darauf unsere bescheidene Ruhestätte auf, eine abschüssige Fläche, auf welcher wir beim Schlafen

mehr ſaßen als lagen. Ringsum war der Boden von leuchtenden Pünktchen bedeckt; bei näherer Unterſuchung ergab es ſich, daß die Lichtentwickelung nicht von Aſſeln herrührte, wie wir anfangs vermuteten, ſondern von faulendem Holze.

Früh fünf Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg. Etwa um ſieben Uhr ſchnitten wir den früher benutzten Pfad, und zwei Stunden ſpäter kam uns das Lager in Sicht. Wir feuerten die Gewehre ab und vernahmen voller Freude die donnerndhallende Antwort von unten. Bald darauf kamen uns der inzwiſchen ziemlich geneſene Koralli, Mſuskuma und Andere entgegen; gegen zehn Uhr zogen wir in das Lager ein, von Allen auf das Herzlichſte begrüßt und beglückwünſcht wegen Ausführung des vorher für ſo ſchwierig gehaltenen Unternehmens.

Kimandara ſchickte ſofort ein Schaf zur Wiederholung des Kiſchongo. Später kam er ſelbſt in das Lager. Er empfing das vorher beſtimmte Geſchenk (20 Doti Amerikano, 10 Stück buntes Zeug, 2 Eierperlen- und 2 Meſſinghalsbänder, 10 Stück Eiſendraht, 2 Feilen, 2 Meſſer und 2 Spiegel); von den Führern erhielt, zum großen Mißvergnügen des Sultahns, der eine, durch deſſen Verſchulden wir den falſchen Weg eingeſchlagen hatten, gar keinen Lohn, und der andere, welcher bei dem Ueberfalle der Wauru ſo feig geweſen, einen geringeren.

In Folge der langen Dauer unſeres Rückwegs war ein großer Theil der von vierzehntauſend bis herab nach ſiebentauſend Fuß Meereshöhe geſammelten Pflanzen verdorben; das Uebriggebliebene war jedoch immerhin noch genügend, eine Vorſtellung von dem Charakter der Flora des Kilimandſcharo zu geben. Am beſten hatten ſich die Farne gehalten, welche der Baron mit großer Vorliebe geſammelt hatte: ſie dienten ſpäter Herrn Dr. Kuhn in Berlin als Grundlage zu ſeiner vortrefflichen Arbeit: „Filices Deckenianae“ (ſ. wiſſenſchaftl. Theil).

Bei dieſer meiner erſten Beſteigung eines tropiſchen Berges war ich nicht wenig geſpannt geweſen, zu ſehen, in welcher Weiſe der Pflanzenwuchs nach der Höhe zu abnimmt, und wie die einzelnen Vegetationsgürtel ſich voneinander abgrenzen. Ich fühlte mich einigermaßen enttäuſcht; denn, wäre ich nicht durch mehrfaches Leſen naturwiſſenſchaftlicher Schriften ſchon im Voraus belehrt geweſen, ich würde den Wechſel der Pflanzengebiete nicht beſonders auffällig gefunden haben. Wir kamen aus dem grünenden Weidelande und den Bananenwäldern von Moſchi über neue Grasflächen, durch ein an Farnen reiches Gebüſch in großartigen Hochwald, darauf wieder über Wieſen nach ausgedehnten, mit gelbblühenden Ginſterbüſchen bedeckten Matten, ſpäter in Haidekraut und endlich auf ein aller Vegetation bares, ſteiniges Feld. Bei dem Hinuntergehen aber fanden wir dieſe ſo verſchiedenartigen Beſtände in anderer Weiſe angeordnet und dazu noch etwas Neues, was wir vorher nicht geſehen hatten, nämlich Baumfarne, wilde Bananen und einzelne Palmenarten. Alles Dies, ausgenommen die Abnahme der Pflanzenfülle nach oben, konnte einen Unbefangenen oder Unvorbereiteten nicht befremden: die Landſchaft machte den Eindruck eines großartigen Parkes, in welchem man von ſchönen Raſenplätzen in Gruppen hoher Bäume tritt und von da wieder in ſchattige Gebüſche oder zwiſchen Blumenbeete. Jetzt erſt wurde mir klar, wie ſehr das Verdienſt und der Scharfſinn eines Humboldt zu bewundern iſt, welcher uns zuerſt auf die Nothwendigkeit und den Grund dieſer Uebergänge aufmerkſam machte und die neue Wiſſenſchaft von der geographiſchen Vertheilung der Pflanzen ſchuf!

Mit großem Intereſſe beobachtete ich die durch Abnahme von Licht und Wärme bedingte Veränderung in den Farben der Pflanzen: auch dieſe Erſcheinung würde vermutlich meine Aufmerkſamkeit nicht erregt haben, wenn ich nicht früher Bemerkungen über einen ähnlichen Gegenſtand geleſen hätte, über die Farbe der in verſchiedenen Tiefen des Meeres lebenden

Fiſche. In größter Höhe hatte die Landſchaft ein mattes, graues oder weißliches Ausſehen; niedrige, behaarte, zumeiſt ſchon vertrocknete Haidebüſche herrſchten vor. Weiter unten trat Violett an niedrigen Blümchen auf, und ſpäter ein kräftiges Gelb an den Alles überwuchernden Ginſterbüſchen. Im Walde aber, welcher bis zu acht- oder neuntauſend Fuß emporreicht, fanden ſich Blumen der bunteſten Farben, unter ihnen auch alte Bekannte oder wenigſtens Verwandte von ſolchen: graurothblühender Wegebreit, geruchloſe Veilchen, wunderſchöne Strohblumen und prächtige Lilien, letztere freilich keine Bodenbewohner, ſondern Schmarotzer, welche von umgeſtürzten Baumrieſen ihre Nahrung ziehen.

Die Thierwelt war im Allgemeinen nicht ſo mannigfaltig, als wir erwarteten. Wir ſahen nur wenig Wild — einen Affen und ein Eichhörnchen, einen Raben, etliche Nashornvögel und Falken oder Weihen — dagegen zahlreiche Spuren von Elephanten, Schweinen, von einem Einhufer, einem großen Zweihufer und eine Fährte ähnlich der eines Fuchſes. Elephanten ſelbſt bekamen wir nicht zu Geſicht, ſondern nur deren unverkennbare Loſung; den Ausſagen der Leute zufolge ſollten ſie bis zu beträchtlicher Höhe nicht ſelten ſein.

Spärlich waren auch die Gliederthiere vertreten. Oberhalb unſeres in zehntauſend Fuß Meereshöhe gelegenen Nachtlagers fanden wir nur noch einzelne kleine Spinnen, welche ſich in kurzen Sprüngen auf dem ſteinigen Felde bewegten, zumeiſt Weibchen mit ihrem Eierſacke hinter ſich. Die Ausbeute an Käfern betrug nur vier oder fünf Stück. Unter ihnen iſt ein Laufkäfer von der Gattung Karabus ganz beſonders merkwürdig. Herr Dr. Gerſtäcker, welcher die Bearbeitung der Deckenſchen Inſekten gütigſt übernommen hat, ſagt über das Vorkommen dieſes Käfers, welchen er dem Reiſenden zu Ehren benannt hat: „Eine Karabusart, welche weit entfernt von allen ihren Gattungsverwandten im äquatorialen Afrika vorkommt, iſt für die Inſektengeographie ein Phänomen, zumal die Gattung nach den bisherigen Erfahrungen überhaupt der Tropenzone fehlte; das Vorkommen des Carabus Deckeni in einer Höhe von achttauſend Fuß (auf dem Kilimandſcharoberge) liefert aber wieder den Beweis dafür, eine wie wichtige Rolle die ſenkrechte Erhebung des Bodens und die davon abhängige Verminderung der Temperatur bei der geographiſchen Verbreitung ſelbſt ſolcher Gattungen ſpielt, welche ſich in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Arten genau an beſtimmte Breitengrade binden."

Nur unweſentlich iſt die Bodenkunde durch unſere theilweiſe Beſteigung des Kilimandſcharo bereichert worden. Wir haben wol eine Menge Geſteinsproben geſammelt, doch ſtimmen dieſe im Weſentlichen mit den von der erſten Dſchaggareiſe mitgebrachten überein: alle ſind vulkaniſcher Abſtammung, die einen jünger, die anderen älter. Auffällig erſchien es uns, daß in einer Höhe von neun- bis zehntauſend Fuß und darüber der rothe Boden, welcher ſo charakteriſtiſch für die Ebene und für den unteren Gürtel des Kilimandſcharo iſt, durch eine ſchwarze Moorerde erſetzt wird — dieſe, in dem unfruchtbaren, oberen Gebiete pflanzlichen Urſprungs, jene, umgeben von der üppigſten, tropiſchen Vegetation, ein Zerſetzungsprodukt vulkaniſcher Geſteine.

Für unſere Meſſungen war der lang erſehnte, mit ſo großen Opfern erkaufte Ausflug von wenig Nutzen geweſen. Daß ſich uns großartige Ausſichten auf bisher noch nicht geſehene Gebiete eröffnen würden, konnten wir füglich nicht erwarten, weil wir von Süden her kamen und die Landſchaft nach dieſer Seite hin uns genügend bekannt war. Hätten wir freilich den Sattel des Kilimandſcharo erreichen können, ſo würden wir, falls die Ausſicht nicht durch höhere Kämme verſperrt geweſen, allerdings nach Norden und Weſten zu einen weiten Blick in ein unbekanntes Land genoſſen haben. Derartige Ausſichten aber von ſo hoch gelegenen Punkten ſind immer eine unſichere Sache und gewähren in den meiſten Fällen durchaus nicht die Vortheile, welche man nach ſoviel Anſtrengung zu erwarten berechtigt iſt. Für Fernmeſſungen iſt ein niedriger Berg weit geeigneter, z. B. der

fünfzehn- bis ſechzehntauſend Fuß hohe Meru, welcher faſt zu allen Tageszeiten wolkenfrei iſt; von ihm aus muß allerdings die Umſchau eine großartige ſein, denn man würde, wie man durch Rechnung leicht nachweiſen kann, die Bodenerhebungen an der Küſte und an den Seen des Inneren zugleich ſehen können ſowie die Bergrieſen nördlich vom Kilimandſcharo, den Kenia, Amboloila und andere — Meſſungen, wie man ſie auf dieſem doppelgipfligen Berge anſtellen könnte, wären ſicherlich einen Abſtecher, ja eine eigens dazu ausgerüſtete Reiſeunternehmung werth.

Bei weiterem Vordringen würden wir möglicher Weiſe einen Einblick gewonnen haben in den Bau des Kilimandſcharo; doch iſt es wahrſcheinlich, daß mehrere ähnliche, nicht viel weiter hinaufreichende Ausflüge dieſen Zweck viel gründlicher und einfacher erreichen laſſen. Faßt man demnach Alles zuſammen, ſo hat unſere theilweiſe Beſteigung des Kilimandſcharo — abgeſehen natürlich von den mitgebrachten Sammlungen — weniger ein wiſſenſchaftliches als ein touriſtiſches Intereſſe gehabt. Dennoch bereute der Baron die deshalb gebrachten Opfer nicht; wir waren vollſtändig zufrieden mit dem Erreichten, weil wir nicht mehr erwartet hatten — man beſteigt ja die großen Berge hauptſächlich deshalb, *um ſie beſtiegen zu haben!*

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt.

Abſchied vom Suaheli-Binnenlande.

Letztes Schauri mit Kimandara. — Aufbruch. — Lager am Südoſtende des Jipe. — Poſt nach Sanſibar. — Jagdvergnügen. — Vermeſſung des Sees. — Lebensmittel aus Uſanga. — Zweites Lager am See. — Wie man Schildkröten tödten kann. — Zwei Tage marſchirt, ohne Waſſer zu finden. — Ein Mann verloren! — Am Buragebirge. — Ein rührend ſchöner Brauch. — Ungaſtlichkeit der Wabura gegen uns. — Nach Ndara. — Ein Ausreißer. — Lebensmittelnoth. — Wirkung des Aberglaubens. — Bis zum erſten Walaubadorfe. — Weihnachtsfeſt in Kiriama. — Wieder auf einer Schamba. — Ankunft und Aufenthalt in Mombas. — Zum Sylveſterabend im Freundeskreiſe zu Sanſibar.

Noch am Abende nach unſerer Rückkehr vom Kilimandſcharo entſpann ſich ein längeres Schauri. Der Baron hatte Kimandara aufgefordert, ihm ein junges Mädchen zu geben oder, wenn er Dies nicht wolle, einen Knaben. Hierbei kam es ihm nur darauf an, zu erfahren, ob der Sultahn beſſer als die anderen Wadſchagga Wort halte: das Mädchen würde er ſofort zurückgegeben, den Knaben mit nach der Küſte genommen haben, um ihn dort unterrichten zu laſſen und von ihm die Dſchaggaſprache zu erlernen. Hätte der junge Mann Einſicht und Fähigkeiten gezeigt, ſo würde der Reiſende ihn ſpäter ſelbſt nach Dſchagga zurückgebracht und ſich eine Zeit lang bei Kimandara niedergelaſſen haben, um geordnete Verhältniſſe im Lande einzuführen und Boden für Verbreitung der Geſittung nach dem Inneren zu gewinnen.

Kimandara weigerte ſich unter verſchiedenen Vorwänden, ſein Verſprechen zu halten. Dann kam er von der Sache ab und klagte, der Mſungu habe ihn in die Gefahr geſtürzt, von den benachbarten Fürſten mit Krieg überzogen zu werden, und ihn im Verhältniß hierzu nicht reichlich genug belohnt. Schließlich wiederholte er ſeine Forderung, daß wir gemeinſchaftlich mit ihm einen Kriegszug gegen das Land Pokomo unternehmen ſollten, deſſen Sultahn ihm öfters das Waſſer entzogen habe; er wünſchte, den feindlichen Herrſcher durch Beraubung von Leuten und Vieh zu beſtrafen, und bot Theilung der zu erwartenden Beute an. Begreiflicher Weiſe konnte ſich der Baron an einem ſolchen, vom Zaune gebrochenen Kriege nicht betheiligen, wennſchon er ſich nicht geweigert haben würde, ſeinem Gaſtfreunde beizuſtehen, falls dieſer ſeinetwegen ernſtlich beläſtigt worden wäre. Die Verſammlung löſte ſich ohne eigentliches Ergebniß auf. Decken erklärte, Moſchi bald verlaſſen zu wollen; Kimandara bat, noch einige Tage zu warten, die früheren Verſprechungen ſollten dann wahr gemacht werden.

Digitized by Google

Zwei Tage verſtrichen, ohne daß etwas dergleichen geſchah; Kimandara brachte nur einige Gegenſtände, welche ſein Gaſt gewünſcht hatte, zwei Spere, ein Schwert und die geſtickte Schürze eines Mädchens, wofür er ein angemeſſenes Gegengeſchenk erhielt. Da wir ſomit in Moſchi Nichts mehr zu ſuchen hatten, begannen wir, uns zur Heimreiſe zu rüſten. Mſuskuma erhielt die verſprochenen zwanzig Thaler ſchon hier in Waaren ausgezahlt, theils weil ihm Dies angenehmer ſein mußte, theils weil dadurch die Bündel unſerer Träger erleichtert wurden. Wir vertheilten für vier Tage Lebensmittel, halb in Bohnen, halb in Bananen, und nahmen außerdem einen für drei Tage ausreichenden Vorrath mit.

Am Morgen des 4. December ſetzten wir uns wieder in Bewegung, nachdem wir von Mſuskuma und ſeinen Leuten, von Madjake, Tukio und Mnene Abſchied genommen. Kimandara erſchien zu unſerem Befremden nicht; man ſagte, er ſei ſchon in aller Frühe nach einem benachbarten Berge gegangen, wo ein Schauri wegen des bevorſtehenden Krieges abgehalten werden ſollte. Fundi Amri, welcher uns ſchon früher öfters als Führer gedient hatte, der beſte von des Elephantenjägers Leuten, brachte uns auf den richtigen Weg.

Wir überſchritten, außer einigen Bächen, den Goni- und Kilemafluß, lagerten Nachmittags vier Uhr am Mamba, gelangten anderen Tages nach fünfſtündigem Marſch an den Dafetafluß, hielten hier über Mittag, gingen dann öſtlich von Dafeta hin und lagerten vier gute Stunden ſpäter in der Nähe des Sees. Am 6. December kamen wir zeitig an die offene Waſſerfläche. Längs des Oſtufers ſüdwärts wandernd, erreichten wir nach Mittag den ſchon auf der erſten Reiſe benutzten Lagerplatz und richteten uns in einem acht bis zehn Fuß hohen Geſtrüpp für einige Tage häuslich ein. Gegen Abend bot ſich uns eine vortheilhafte Gelegenheit, die Nachricht von unſerer baldigen Rückkehr nach Sanſibar gelangen zu laſſen. Es zog eine Pangani-Karawane, beſtehend aus einigen dreißig Trägern und zehn bis zwölf Eſeln, alle ſtark mit Elfenbein belaſtet, auf ihrer Heimreiſe vom Maſailande vorüber; die Führer verſprachen, das vom Baron in Eile geſchriebene Briefchen gewiſſenhaft an den hanſeatiſchen Konſul zu beſorgen.

Eine Anzahl der Träger ging nach Uſanga, um neue Lebensmittel zu beſchaffen, während wir uns mit Jagd und Meſſungen beſchäftigten. Leider kam nur wenig Wild zum See, weil das Land allenthalben feucht und mit üppigem Graſe bedeckt war; trotz langen Umherſtreifens und Anſtandſtehens wurden nur Waſſer- und Sumpfvögel erlegt, unter dieſen eine Menge der prächtigen Königs- oder Kronenkraniche (Grus regulorum Licht.). Einmal nur hatte Decken einen tüchtigen Keuler angeſchoſſen; da trat ein Löwe unvermutet auf den Platz; die neue Gefahr ſchien dem bereits erſchöpften Thiere friſche Kräfte zu verleihen, es ſprengte hurtig davon und verſchwand im Dickicht. Auch der Störenfried von Löwen, vermutlich einer von der ſtattlichen Familie, deren Bekanntſchaft Decken im vorigen Jahre gemacht, wurde unſichtbar, noch ehe es möglich war, ihm eine Kugel zuzuſenden; an den folgenden Tagen ließ er wol öfters ſeine Stimme erſchallen, kam aber nicht wieder zum Vorſchein.

Während die Jäger ſich in dieſer Weiſe beſchäftigten, unternahm ich eines Nachmittags einen Ausflug nach zwei an demſelben Ufer gelegenen Anhöhen, um Winkel nach dem See zu meſſen. Auf dem einen der Hügel übernachtete ich, den anderen beſtieg ich am nächſten Morgen; nach mancherlei kleinen Abenteuern traf ich in finſterer Nacht wieder im Lager ein. Von meinem Standpunkte aus, unſerem Lager vom 27. und 28. Oktober gegenüber, ſtellte ſich der See als ein langer, ſchmaler, gerader Streifen dar, während er von Norden aus geſehen eine S-förmige Krümmung hatte und an beiden Enden gegabelt erſchien. Außer der gewöhnlichen Methode, nach welcher man von zwei Endpunkten einer wagerechten Standlinie aus Horizontalwinkel nach den verſchiedenen Punkten der aufzunehmenden Fläche mißt, hatte ich, weil es bei der Unbeſtimmtheit der Seeufer ſchwierig war, die gemeſſenen Punkte wiederzufinden, eine andere angewendet: ich benutzte eine ſenkrechte Linie, die mit dem

Barometer möglichſt ſorgfältig ermittelte Höhe meines Standpunktes über dem Waſſerſpiegel des Sees, als Baſis (Standlinie) und maß die Höhenwinkel unterhalb der Ebene des Geſichtskreiſes, unter denen die betreffenden Viſirlinien die Seefläche trafen; hieraus ſowie aus der Krümmung der Erde und aus der Richtung der Viſirlinien ermittelte ich dann die Entfernung jedes gemeſſenen Punktes der Waſſerfläche. Die ſo berechneten Orte ſtimmten in überraſchender Weiſe mit den Schnittpunkten der auf die andere Art gemeſſenen Richtungswinkel. Selbſtverſtändlich iſt dieſes Verfahren, welches geſtattet, von einem Orte aus eine vollſtändige Aufnahme zu machen, nur bei der Vermeſſung ſtehender Gewäſſer von einem nahegelegenen, hohen Standpunkte aus zu brauchen.

Am Mittag des 10. December kehrten die ausgeſandten Leute mit einem reichlichen Lebensmittelvorrath von Uſanga zurück, begleitet von vier Waugono (darunter unſere ehemaligen Führer), welche eine Ziege überreichten und Bohnen und Flaſchenkürbiſſe zum Verkaufe brachten. Zwei unſerer Leute hatten das in ſie geſetzte Vertrauen gemißbraucht, um Handel auf eigene Rechnung zu treiben; ſie ſahen einer angemeſſenen Strafe in Mombas entgegen. Die Waugono kehrten noch am Abende nach ihren Bergen zurück.

Tags darauf verließen wir das Lager und wandten uns nordwärts, einer kleinen Landzunge zu, in deren Nähe wir größeren Wildreichthum zu finden hofften. Von den neuerworbenen Lebensmitteln mußten gegen fünfzehn Packete, in einem Buſche verborgen, zurückgelaſſen werden, da wir nicht Träger genug hatten, um Alles fortzuſchaffen. Etwa eine Meile ſüdlich von der Landzunge lagerten wir und errichteten zum Schutze gegen die Sonne einige Hütten, weil mehrfache Erfahrungen gezeigt hatten, daß die Wärme in den geradezu von der Sonne beſchienenen Zelten unerträglich iſt. Später wurde das in den Verſtecken Zurückgelaſſene nachgeholt.

Die Jäger ſahen ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht; außer zahlreichem Flugwilde zeigten ſich nur Flußpferde und Krokodile, und dieſe wurden, da ſie zu nicht viel nützen konnten, verſchmäht. Der Inſektenfang dagegen lieferte eine ſehr gute Ausbeute. Beim Umherſtreifen an den Ufern des Sees zogen wir auch mehre Schildkröten von anderthalb Fuß Länge aus dem Waſſer. Sie ſollten unſerer Sammlung einverleibt werden. Um die armen Geſchöpfe möglichſt wenig zu quälen und zugleich eine Verletzung von Haut und Schale thunlichſt zu vermeiden, gaben wir uns alle Mühe, ſie vor dem Schlachten auf irgend eine Weiſe zu tödten; doch ihre Lebenszähigkeit ſpottete aller Anſtrengungen. Schließlich blieb uns Nichts übrig, als die ringsum feſtgepanzerten Thiere bei lebendigem Leibe an beiden Seiten zu zerſägen und dann erſt den Tod durch Verletzung der edleren Theile herbeizuführen. Dieſe anſcheinende Grauſamkeit darf übrigens das Gewiſſen des Thierfreundes nicht allzu ſehr beunruhigen; denn ſolche träge, blöde, mit ſo geringer Gehirnmaſſe begabte Thiere beſitzen ſicherlich auch nur wenig Empfindung. In Magen und Darm der von uns geöffneten Schildkröten fand ſich kein thieriſcher Stoff, nur grob gekautes Gras und Schilf vor. Panzer und Haut wurde getrocknet, das Fleiſch theils gebraten, theils zu Suppe verkocht; beide Gerichte ſchmeckten mittelmäßig, die Suppe ward erſt durch Zugießen von Tafelbouillon genießbar.

Später, in Mombas, wo ich öfters Gelegenheit hatte, Landſchildkröten zu zerlegen, ſtellte ich umfaſſendere Tödtungsverſuche an. Ich ſetzte das Thier, den Kopf nach unten, in einen mit Waſſer gefüllten Eimer, ich ſchnürte den Hals mit einer Schlinge ſo feſt als möglich zuſammen — aber ſelbſt nach tagelangem Luftabſchluß lebten ſie noch munter wie zuvor; ich ſtach eine ſtarke Nadel zwiſchen Kopf und erſten Halswirbel und bewegte ſie ſeitwärts, um Rückenmark und Gehirn zu trennen (was bei anderen Thieren ſofortigen Tod zur Folge hat) — umſonſt, die Schildkröte blieb lebendig; ich ſuchte ſie zu vergiften, blies mit einer ſpitzen Glasröhre Alkohol in Mund und Naſenlöcher, wiederholte Dies

mit einer Löſung von dem überaus giftigen Cyankalium, blies dieſe Flüſſigkeit ſogar in die Augenhöhlen und unter die an einer kleinen Stelle losgelöſte Haut — die Schildkröte lebte zu meiner Verzweiflung fort. Selbſt Kopfabſchneiden hilft Nichts; denn der abgeſchnittene Kopf beißt noch tagelang um ſich, und ebenſo lange bewegen ſich die Glieder des Rumpfes. Das einzige Mittel, eine Schildkröte zu tödten, ohne ſie zu öffnen, ſcheint zu ſein, man legt ſie längere Zeit in eine Kältemiſchung; denn gegen Kälte ſind die ſonſt ſo zähen Thiere überaus empfindlich.

Sonntag den 14. December früh 5½ Uhr verließen wir den See und ſtiegen nach einer langſam ſich erhebenden, dünn bewachſenen Ebene empor, in welcher wir nach ziemlich neunſtündigem Marſche hielten. Unterwegs hatten wir nicht ein einziges Mal Waſſer angetroffen, ebenſowenig an dem Ort unſeres Nachtlagers; doch hatten wir in dieſer Beziehung unſere Wanderung nicht unvorbereitet angetreten: die Träger waren mit einer für zwei Tage berechneten Menge fertiggekochter Bohnen verſehen, und wir hatten für unſeren und unſerer Diener Bedarf zwei kleine Fäſſer und einen Blecheimer voll Waſſer mitgenommen. So reichlich dieſer Vorrath erſchien, ſo war er doch, ſelbſt bei großer Sparſamkeit, eben nur genügend, da wir, Dank der Unkenntniß unſeres Karawanenführers, auch am anderen Tage kein Waſſer antrafen. Sadi führte uns, obgleich unſer Ziel, die Buraberge, im Oſten vor uns lag, zumeiſt in oſtſüdöſtlicher und ſüdöſtlicher Richtung weiter, in der Hoffnung, einen von den Karawanen begangenen großen Weg zu ſchneiden. Wir waren zehn und eine halbe Stunde lang bis zur beginnenden Dunkelheit gegangen, hatten aber den Weg noch nicht gefunden, auch keinen Waſſerplatz erreicht.

Leider hatte der anſtrengende Marſch durch die Wildniß uns ein Opfer gekoſtet: einer der Sklaven Sadis, welcher ſchon längere Zeit gekränkelt hatte und ſo abgemagert war, daß er einer Mumie glich, war zurückgeblieben, ohne daß Jemand es bemerkt hätte. Sechs Leute wurden ausgeſchickt, um ihn zu ſuchen; ſie kamen unverrichteter Sache zurück — der Aermſte war unrettbar verloren! Ein anderer Mann, welcher unterwegs vom Bruſtkrampf befallen worden, fand ſich glücklich wieder zu uns.

Wir lagerten in einem mit Buſch durchſetzten Walde. Offenbar konnte das erſehnte Waſſer nicht mehr weit entfernt ſein. Die Träger, ſo ermüdet ſie auch waren, gönnten ſich keine Ruhe, um es noch heute aufzufinden. Dreißig von ihnen erhielten hierzu Erlaubniß und zogen in öſtlicher Richtung aus. Wir warteten ſtundenlang, ohne daß ſie zurückkamen. In der Beſorgniß, ſie möchten ſich verirrt haben, feuerten wir von fünf zu fünf Minuten Flintenſchüſſe ab und hatten die Genugthuung, gegen neun Uhr unſere Leute anrücken zu ſehen. Sie brachten nur wenig und ſchlechtes Waſſer mit. Ihren Berichten zufolge hatten die Maſai an dem Bache gelagert; nach der Friſche des Viehkothes und nach dem Ausſehen der Feuerſtellen zu urtheilen, konnten ſie erſt an dieſem Morgen weitergezogen ſein.

Nachdem wir am Morgen des 16. December den Wald durchdrungen, erreichten wir gegen neun Uhr den Bach, an welchem die Karawanen gewöhnlich ihr Lager aufſchlagen. Der von einem ungeheuren Baum überſchattete Platz war ringsum von dichtem Geſtrüpp umgeben, durch welches nur ein einziger Zugang führte, und ſtellte ſo eine natürliche Feſtung dar, wie ſie den Eingeborenen gegenüber nicht ſtärker nöthig war.

Die Bewohner des Buragebirges werden uns von Rebmann (Krapfs Reiſen in Oſtafrika II.) als meiſt elend ausſehende, durch die Aermlichkeit und den Schmuz ihrer Wohnungen ſowie durch häufigen Nahrungsmangel herabgekommene Menſchen geſchildert. Von ihrer Sinnesart weiß der Glaubensbote, welcher auf ſeiner erſten Dſchaggareiſe mehrere Tage in dem Bergdorfe Muaſangombe verweilte und täglich mit den Einwohnern und ihrem Häuptlinge Maina verkehrte, nichts Schlimmes zu berichten; die Erzählung einer Ceremonie, welche bei ſeinem Abſchiede von dort ſtattfand, bringt ſogar einen überaus vortheilhaften

Eindruck auf jeden Unbefangenen hervor, da ſie von einer wahrhaft kindlichen Gemütseinfalt zeugt. „Maina“, erzählt Rebmann, „überreichte mir zuerſt ein Gefäß voll Dſchoſi, (ein aus Zuckerrohr bereitetes Getränk) nachdem er unter Murmeln geheimnißvoller Worte dreimal einen Mundvoll von der Flüſſigkeit auf die Erde geſpieen hatte; dann verlangte er, ich ſolle an einer nun vorzunehmenden feierlichen Handlung mich betheiligen. Ich weigerte mich Deſſen, weil ich die Worte, welche dabei geſprochen wurden, nicht verſtand. Mein Führer Bana Cheri war hierüber ſehr unwillig, fügte ſich aber endlich und trat an meiner Stelle ein. Es wurde ein Rind gebunden und zur Erde geworfen; darauf nahmen Maina und Bana Cheri Grasbüſchel in die Hand und ſprachen in einem Gemiſch von Kiſuaheli und Kiteita halb ſingend folgende Formel, welche ich mir nachmals Wort für Wort vorſagen ließ und aufſchrieb: Mgeni hu atoka kuao adscha kuangu, Maina tugore tupatane mimi nai tuseme tu-ki-zeka. Tuſoye Mulungu pamenga nti ipoe; ukongo ufume muzi wangu; mgeni hu huko aenendako asione kindu ndiani; asikomoe na miba, asikomoe na kisiki; asionane na nzofu, asionane ua mbea, asionane ua Emmessa; a-ki-fika kirima, Wakirima wa-m-zeke. Mimi natereva koma ndeo wangu na sa mayo wangu, mfischeui mtu hu. Fudsche tuonane mimi nai, tuzeke kana tuzekao. Afike kua salama, asiangamike ndiani, na kindu hiki ni-m-padscho, ale ngolo akwe ikae kidscha; muili, u-si-m-ume! Zu Deutſch etwa: Dieſer Fremdling ging aus von den Seinigen, kam zu mir (und ſprach): „Maina, laß uns verhandeln, damit wir einig werden, laß uns miteinander reden und froh ſein.“ Wir wollen Gott gemeinſchaftlich bitten, daß er das Land heile (es herrſchte damals gerade eine Krankheit in Bura); daß die Krankheit weiche von meinem Dorfe; daß dieſer Fremde, wohin er gehe, kein (unrechtes) Ding auf dem Wege ſehe; daß er nicht aufgehalten werde durch Dornen und Dickicht; daß er nicht zuſammentreffe mit Elephanten, Nashörnern und mit den Maſai; daß er den Berg erreiche und daß die Wadſchagga ihn erfreuen. Ich bitte auch die Seele meines (verſtorbenen) Vaters und meiner Mutter, ſie mögen dieſen Mann anlangen laſſen. Und wo wir auch zuſammentreffen, wollen wir uns freuen, ſo wie wir jetzt vergnügt ſind. Er (Rebmann) lange an in Frieden, verirre ſich nicht auf dem Wege, genieße, was ich ihm gebe (das Fleiſch des geſchlachteten Ochſen), es möge ihm gut bekommen und ſeinem Leibe nicht wehe thun.“ Danach gaben ſie dem Ochſen die Grasbüſchel zu freſſen, welche ſie während des Gebetes in der Hand gehalten, und ſchlachteten ihn; die Hälfte des Fleiſches erhielt ich mit auf den Weg.“

Weniger Günſtiges erzählt Krapf von den Bewohnern der Abhänge des Buragebirges: ein Stamm derſelben, die Aëndi (d. i. Jäger oder Räuber), durchſtreift die Wildniß, überfällt die Karawanen und nimmt dieſen die Elephantenzähne ab. Ebenſo hatte auch Decken im vorigen Jahre die Wabura von unvortheilhafter Seite kennen gelernt; ſie waren ſtark betheiligt geweſen an den Feindſeligkeiten, durch welche die Wateita am Kadiaro ſeine Karawane ſo ernſtlich bedrohten, vielleicht auch an dem räuberiſchen Einfalle, welchen eben dieſe Wateita einige Zeit danach in das Land Uſambara unternahmen. Es war alſo aller Grund vorhanden, gegen die Wabura auf der Hut zu ſein, da wenigſtens einige Stämme verdächtige Geſinnungen beſaßen. Ernſtliche Beſorgniſſe jedoch brauchten wir bei der Feſtigkeit unſeres Lagers nicht zu hegen.

Durch unſere Signalſchüſſe gerufen, kamen nach einiger Zeit gegen dreißig Leute herbei. Sie brachten jeder einen Stengel Zuckerrohr und forderten ſogleich Geſchenke und Abgaben. Der Baron verweigerte den Zoll, weil er das eigentliche Buragebiet noch gar nicht betreten hatte, und nahm auch ihre Gaben nicht an; denn, hätte er Alle ſo entſchädigen wollen, wie ſie es wünſchten, ſo wäre die geringe Menge Zuckerrohr ſo theuer wie ein Ochſe zu ſtehen gekommen. Mißmutig entfernten ſich die Wabura.

Am folgenden Tage erſchien der Häuptling Maina und erſuchte uns, näher an den Bergen zu lagern; wir wären ſo weit von ſeinem Dorfe entfernt, daß er nicht einmal ein Geſchenk bringen könne; er müſſe fürchten, daß wir keine guten Abſichten hätten. Dieſem Verlangen wurde nicht nachgekommen, weil unter den Begleitern Mainas ſich einige der Haupträdelsführer vom Kadiaro befanden.

Es war uns heute ſo wenig als geſtern gelungen, irgend welche Lebensmittel zu erhandeln. Im Grunde genommen konnte uns Dies ziemlich gleichgiltig ſein, da wir die von Uſanga geholten Bohnen noch nicht aufgezehrt hatten und überdies nur eine ſtarke Tagereiſe vom nächſten Markt entfernt waren. Wir verließen den ungaſtlichen Platz am 18. December früh fünf Uhr. Indem wir einem nach dem Kadiaro führenden Pfade folgten, gelangten wir aus dem feuchten Bachthal ins Freie, in die gewöhnliche afrikaniſche Landſchaft, die rothe, mit einzelnen Dornbüſchen und Bäumen beſtandene Ebene. Dann gingen wir in öſtlicher Richtung auf die vor uns liegenden Ndaraberge zu, rechter Hand den Kadiaroberg liegen laſſend und linker Hand den Ndihi. Unterwegs begegneten wir einigen dreißig Wakambajägern, doch ließen wir uns nicht in Unterhaltung mit ihnen ein. Nach neun Stunden guten Marſches erreichten wir einen geeigneten Platz in der Nähe der Ndaraberge und lagerten hier, wie am Abende vor der Ankunft am Bura, in beginnendem Buſch und Wald. Wiederum vermißten wir einen Träger, einen gewiſſen Baraka, welcher öfters Diebereien begangen hatte. Er war jedenfalls abſichtlich zurückgeblieben, aus Furcht vor der in Mombas zu erwartenden Strafe. Sein Mſigo hatte er zurückgelaſſen, jedenfalls weniger ſeiner Gewiſſensruhe wegen, als um ſich die Rückkehr nach der Küſte nicht ganz unmöglich zu machen; denn derartige Diebſtähle eines Karawanenträgers werden dort, ſelbſt nach längerer Zeit, auf das Strengſte geahndet. Anderen Tages hatten wir noch einen Sumpf zu durchwaten, ehe wir in die ſchönen Mtama- und Maispflanzungen der Eingeborenen und dahinter in das von Hügeln und Felskegeln eingeſchloſſene Karawanenlager von Ndara kamen.

Sadi hatte uns Viel erzählt von dem hier zu erwartenden Ueberfluß und von der Freigebigkeit des Häuptlings Wangai. Wir hofften, uns in kurzer Zeit für die nächſten Tagemärſche verſorgen zu können, und erwarteten ruhig die Eröffnung des Marktes. Allein wir ſahen uns getäuſcht; es wurden nur kleine Mengen von Zuckerrohr und Bohnen zum Verkaufe gebracht und ſo übertriebene Preiſe gefordert, daß an einen Handel nicht zu denken war. Der Häuptling, welchen wir baten, er ſolle ſeinen Einfluß zu unſeren Gunſten verwenden, verſprach Alles, that aber Nichts, ſei es nun, daß er nicht wollte, oder daß er keine Macht über ſeine Unterthanen beſaß. Auch am zweiten Tage kam kein Markt zu Stande; doch brachte uns Wangai eine alte, magere Ziege und ein Beutelchen voll Bohnen, kaum genug zur Nahrung für uns und unſere Diener. Bei den Trägern war Schmalhans Küchenmeiſter, da wir den geringen Reſt der in Uſanga gekauften Bohnen für den äußerſten Nothfall aufbewahren mußten; ſie begannen zu murren, und einer von ihnen forderte ſogar, von den anderen aufgereizt, mit lauter Stimme Nahrung. In dieſer Verlegenheit gab der Baron einem Jeden fünfzehn Stränge Perlen mit dem Bedeuten, ſie möchten ſehen, wie ſie damit auskämen. Die Leute zerſtreuten ſich nach allen Winden und kamen nach einiger Zeit mit wenigſtens ſoviel Bohnen zurück, als zur Stillung des größten Hungers nöthig war. Inzwiſchen waren wir glücklich genug geweſen, eine Kuh zu erhandeln, und dieſe wurde ſofort geſchlachtet und vertheilt.

Um kein Mittel unverſucht zu laſſen, ſagte der Baron zu dem Häuptling, daß wir, falls er uns nicht beſſer verſorge, Ndara verlaſſen würden. Eine derartige Drohung allein bringt zwar nur wenig Eindruck hervor, wol aber die Beſorgniß, der erzürnte Mſungu, welcher ja mindeſtens für einen Zauberer und Regenmacher gilt, könne durch ſeine Künſte dem Lande ſchaden. Von der Macht ſolch abergläubiſcher Furcht hatten wir ſoeben ein

Beiſpiel erlebt, nur war die Erkenntniß, daß es gerathen iſt, die Fremden gut zu behandeln, leider ein wenig zu ſpät gekommen. In Bura nämlich, wo längere Zeit Dürre und Mangel geherrſcht, waren nach unſerem Weggange die Leute auf den Gedanken gekommen, daß wir die Macht haben könnten, die Landplage zu verſchlimmern oder abzuwenden, jenachdem wir feindlich oder freundlich geſinnt wären; deshalb hatten ſie einige Männer ausgeſchickt, um unſere Gunſt wiederzugewinnen. Am erſten Tag unſeres Aufenthaltes trafen dieſe ein. Anfangs wußten wir uns nicht zu erklären, warum die Leute die weite Reiſe unternommen hätten; den wahren Grund wenigſtens erriethen wir nicht, höchſtens dachten wir daran, daß man auch die Waendara zu Feindſeligkeiten gegen uns aufhetzen wolle. Wir waren daher nicht wenig erſtaunt, als einer der Abgeſandten, Lugo mit Namen, an den Baron herantrat, ihm einen Maria-Thereſia-Thaler überreichte und ſich in höflicher Weiſe Baumwollenzeug dafür ausbat; was er mit dem Tuche anfangen wollte, ſagte er nicht. Tags darauf kam Lugo wieder ins Lager mit einer Ziege, welche er für den Amerikano eingetauſcht, und erſuchte uns, dieſelbe als Geſchenk zu nehmen und mit ihm das Kiſchongozeichen zu wechſeln. „Seine Landsleute", ſagte er, „wären des Regens dringend bedürftig und bäten, der Mſungu ſolle ihr Freund ſein und den Segen nicht länger vom Lande fernhalten." Der Baron verſicherte ihnen, daß er durchaus nicht ihr Feind ſei und ihnen Böſes weder zugewandt habe noch zuwenden wolle; freilich verſpüre er nach der gleichgiltigen Aufnahme, welche ihm geworden, nur wenig Luſt, die Wabura wieder zu beſuchen, zumal ſie ſchon früher unfreundliche Geſinnungen gegen Reiſende gezeigt hätten. — Leider ließ ſich Wangai nicht durch ähnliche Ueberlegungen zur Freigebigkeit gegen uns beſtimmen; in ſeinem Lande war ja, wie der Augenſchein lehrte, Regen in Ueberfluß gefallen!

Nach einer halben Stunde Weges hatten wir am 21. December Morgens die blühenden Pflanzungen hinter uns und wanderten mit rüſtigen Schritten oſtwärts weiter durch die öde Steppenlandſchaft. Der rothe, mit kleinen, weißen Quarzſtücken und einzelnen Muſcheln überſäete Lehmboden war insgemein mit dünnſtehenden Mimoſen bedeckt, an einem Orte jedoch mit Aloe- und Euphorbiengeſtrüppe ſo dicht verwachſen, daß wir nur mit Mühe, bald rechts und bald links kriechend, hindurchkommen konnten. Am erſten Tage trafen wir am Fuße des Maunguberges einige mit Waſſer gefüllte, mit blaublühenden Nymphäen prangende Becken im Sandſtein und gegen Abend in der offenen Ebene einige Pfützen. Nach einem anſtrengenden Marſche gelangten wir nächſten Tages an mehrere von kleinen, braunen Krabben belebte Ngurunga's, welche ſich in einem ausgetrockneten Flußbett oberhalb einer Senkung deſſelben fanden. Den Tag darauf ſollten wir nach Sadis Verſicherung ſchon bei Zeiten das erſte Wanikadorf erreichen, waren aber bei Einbruch der Dunkelheit noch weit vom Ziele entfernt; wir lagerten an einem kleinen Sumpfe, wie wir deren mehrere bereits unterwegs getroffen hatten. Während dieſer anſtrengenden Reiſe waren faſt täglich einige Träger zurückgeblieben; ſie wurden jedoch, wenn auch erſt nach langem Suchen, glücklich wieder eingebracht bis auf einen, welcher beſonders viel Werg auf dem Rocken hatte.

Wir ſammelten unſere Leute zu guter Stunde und ermahnten ſie, unter Hinweiſung auf das baldige Ende der Beſchwerden, an dieſem Tage feſt aufzutreten und gut beieinander zu bleiben. Sie gingen beſſer, als wir es erwarteten; nur Einige, welche durch längere Leiden geſchwächt waren, blieben etwas zurück. Nach etlichen Stunden bemerkten wir eine Veränderung im Ausſehen der Landſchaft: der Pflanzenwuchs ward friſcher und dichter; hohe, zu größeren Gruppen vereinigte Bäume traten an Stelle der vereinzelten Büſche, und endlich zeigten ſich auch ſtolze Palmenhäupter über dem Laubdache ferner Wäldchen! Noch ehe wir die hierdurch angezeigte Pflanzung erreichten, hatten wir einen kleinen Bach mit

Digitized by Google

brackigem Waſſer zu überſchreiten, wiederum ein Zeichen, daß wir uns im Bereiche des Meeres befanden — eine köſtliche Quelle in dürrer Einöde hätte uns nicht mehr erfreuen können. Bald begegneten uns einige Eingeborene. Von ihnen geleitet erreichten wir das Wanikadorf Mamangaro, welches bereits im Kiriamagebiete liegt, nicht weit von einer Anſiedelung der Wakamba. Der Häuptling, Namens Mambego, nahm uns freundlich auf, überreichte zum Gruß eine kleine Ziege und verſprach, alles Gewünſchte herbeizuſchaffen, wenn wir nur bis morgen bei ihm verweilen wollten. Da Mombas, der Endpunkt unſerer Landreiſe, ſo nahe lag, ließ ſich der Baron auf keinen längeren Aufenthalt ein; „könne indeſſen", ſagte er, „in kurzer Zeit ein Ochſe geliefert werden, ſo ſei er nicht abgeneigt, über Nacht hier zu bleiben, denn die Waſungu hätten heut ein großes Feſt."

Es war der heilige Abend vor Weihnachten, den wir zu feiern gedachten. So glänzend, wie Dies im vorigen Jahr in Sanſibar auf Anregen der Deutſchen geſchehen war, konnten wir allerdings das Feſt nicht begehen — damals waren Hunderte von bunten Laternen auf der Schamba eines befreundeten Arabers in den Wipfeln der Palmen und Mangobäume aufgehängt worden, ein wahrhaft zauberiſcher Anblick, welcher ſelbſt die ſtumpfſinnigſten der Eingeborenen zu lautem Jubel begeiſterte: fröhlicher aber war unſere Feier doch, als Deckens Weihnachten im Jahre 1861, auf der unglücklichen Rückreiſe nach Kiloa; denn wir hatten Ueberfluß an Allem, was die geſegnete Küſte bietet, und ſahen nur angenehme Tage vor uns.

Schon früh vier Uhr wurden Leute nach Mombas geſandt, um unſer Nahen zu melden. Anderthalb Stunden ſpäter ſetzten wir uns in Bewegung. Die Träger benahmen ſich wie trunken vor Freude, daß ſie die geliebte Heimat wieder erreichten; ſie ſchrieen und lärmten, wichen in ihrem Uebermute bald rechts bald links vom Wege und konnten nur durch laute Zurufe und zeitweilige Ermahnungen mit dem Stocke zuſammengehalten werden. Trotzdem legten wir in kurzer Zeit ein tüchtiges Stück Weg zurück und kamen ſchon gegen elf Uhr in die Nähe von Rebmanns Miſſionshaus. Hier trennte ſich der Baron von der Karawane, um nachzuſehen, ob Briefe und Zeitungen für ihn eingetroffen, während wir, nicht ohne von bekannten Suaheli öfters aufgehalten zu werden, weiter nach Schangame gingen, der nicht weit vom Meere gelegenen Schamba eines Beludſchen, wo wir zu nächtigen gedachten. Der Beſitzer verſorgte uns mit Allem, was unſer Herz begehrte. Da gab es Hühner, Eier, Bananen und vor allen Dingen wieder Reis, welcher uns jetzt als die köſtlichſte aller Speiſen erſchien. Die friſchgepflückten Kokosnüſſe, Mangofrüchte und Ananas, welche die Schamba in Fülle bot, ſchmeckten uns wie noch nie zuvor; wir thaten uns und unſeren Leuten keinen Zwang an, weil wir aus längerer Erfahrung wußten, daß die Früchte dieſer Küſte, ſelbſt reichlich genoſſen, Niemandem ſchaden. — Erſt gegen Abend ſtieß der Baron zu uns. Er war bei Rebmann überaus freundlich aufgenommen worden und hatte zwar keine Briefe von Hauſe, wol aber günſtige Nachrichten über manche ihm befreundete Perſonen erhalten.

Der nächſte Tag, der erſte des Weihnachtsfeſtes, war ein Freitag, der Juma oder Sonntag der Mahammedaner. Alle Leute, denen wir auf dem Wege durch die Pflanzungen begegneten, prangten in Feierkleidern, und ſelbſt unſere Träger hatten ſich mit dem Beſten geſchmückt, was ſie noch beſaßen. Eine wirkliche Feiertagsſtimmung ergriff uns, als wir den ſchmalen Meeresarm von Makupa erreichten, welcher einzig uns noch von Mombas trennte.

Wir hatten lange zu warten, bevor ein Fahrzeug erſchien, uns nach dem anderen Ufer zu bringen. Die Zeit verging ſchnell in Unterhaltung mit herbeikommenden Suaheli; ſie wußten mancherlei Angenehmes zu erzählen und wurden dafür mit Neuigkeiten aus dem Inneren erfreut. Auf der Inſel empfing uns eine zahlreiche Volksmenge. Wie im Triumphe

zogen wir in die Stadt. Unſer altes Haus war leider beſetzt, doch fanden wir einſtweilen in Rebmanns leerer Wohnung ein Unterkommen.

Am nächſten Tage wurden die Gehalte ausgezahlt: die Träger erhielten, den Vorſchuß inbegriffen, ein jeder zwölf Thaler ſtatt vierzehn, weil wir nur nach Tſchagga und nicht nach dem Maſailande gekommen waren, die Führer je neunzehn Thaler und Mukurugenſi Sadi fünfundſiebzig. Nachdem ſie die Gewehre und Kalebaſſen abgeliefert hatten, entfernten ſich alle hocherfreut, mit Ausnahme der wenigen, welche wegen begangener Ungebührlichkeiten noch eine kurze Haft abzubüßen hatten.

Es lag uns daran, möglichſt bald nach Sanſibar zu kommen; alle deshalb angeknüpften Verhandlungen ſcheiterten aber an der Unverſchämtheit der Schiffseigner. Schon machten wir uns darauf gefaßt, auch noch das Neujahr in Mombas zu erleben, da fand ſich unerwartet ein geeignetes Fahrzeug. In wenigen Stunden ſchafften wir unſer Gepäck an Bord; von friſchem Winde getrieben, ſegelten wir der heimiſchen Inſel zu. Bereits am 30. December ſaßen wir wieder am gaſtlichen Tiſche des O'Swald'ſchen Hauſes, und Tags darauf feierten wir im Kreis unſerer europäiſchen Freunde den Sylveſterabend, gerad einen Monat nach der Beſteigung des Kilimandſcharo.

Vierundzwanzigſter Abſchnitt.

Wanderungen und Jagden an der Küſte.

Sichtbarkeit des Kilimandſcharo von der Küſte aus. — Der franzöſiſche Reiſende Grandidier. — Ankunft in Wanga. — Huldvolle Herablaſſung den Eingeborenen gegenüber. — Ein kleiner Unfall bei Muoa. — Aſtronomiſche Beobachtungen. — Harte Arbeit auf dem Kilulubügel. — Was wir erreichten. — Verkehr mit den Wadigo. — Unangenehme Folgen einer Erkältung. — Traurige Geſchichte zweier Ginſterkatzen. — Kleine Begegniſſe. — Unſer Lager auf dem Jomboberge. — Waſſersnoth. — Erfolg unſerer Bemühungen. — Ein Steppenbrand. — Abſchied von Wanga. — Ein Wink für ſpätere Reiſende. — Leiden und Freuden des Buſchlebens. — Eine Vergnügungsfahrt. — Erwachen im Kinganifluſſe. — Erſte Begegnung mit Flußpferden. — Auf dem Anſtande. — Fahrt ſtromaufwärts. — Flußpferdjagd mit Büchſe, Degen, Netz und Kanone. — Nächtliches Gelag in der Wildniß. — Wettfahrt von Bagamoio nach Sanſibar. — Erlebniſſe unſerer Nachfolger. — Werth eines Menſchenlebens. — Die Beute wird nach Sanſibar gebracht und ſkeletirt. — Verwundbarkeit des Flußpferdes. — Deckens früheres Jagvergnügen bei Magagoni. — Das Flußpferd in Oſt-Afrika, ſeine Geſtalt und Lebensweiſe. — Ertrag der Jagd.

Bei einer Beſteigung des Sokanihügels im Wanikalande hatten die Eingeborenen dem Baron geſagt, ſie ſähen zuweilen gegen Sonnenuntergang, wann ſie die Gefäße zur Aufnahme des Tembo in den Kokospalmen aufhängten, den Gipfel des Kilimandſcharo. Dieſe Beobachtung erſchien um ſo bemerkenswerther, als einige Zweifler den Umſtand, daß dieſer beinahe 19000 Fuß hohe Berg von der kaum 150 Meilen entfernten Küſte noch nicht geſehen worden war, als Beweis gegen das Vorhandenſein von Schneebergen in Oſtafrika benutzt hatten. Schon damals wünſchte Decken, ſich zu überzeugen, ob die Eingeborenen Recht hätten; doch fügte es ſich erſt im Jahre 1863, alſo ein volles Jahr nach Beendigung der zweiten Dſchaggareiſe, daß ich in ſeinem Auftrag einige Ausſichtspunkte zu dieſem Zwecke beſuchen konnte.

Zu dieſer Zeit weilte in Sanſibar ein liebenswürdiger Franzoſe, Namens Alfred Grandidier, ein ausgezeichneter Reiſender, welcher ſchon in ſehr jungen Jahren die wichtigſten Punkte von Frankreich, Italien und Spanien beſucht, ſpäter Nordamerika durchſtreift, Forſchungen in Südamerika angeſtellt und ſich dann mit dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen nach Indien gewendet hatte, wo er zwei Jahre lang dem Studium des Volkslebens und der großartigen Baudenkmäler oblag. Ein ſchlimmes Unwohlſein, welches ihn in Ceylon befiel, hatte ihn veranlaßt, ſich nach der Inſel Réunion einzuſchiffen, welche ihres geſunden Klimas wegen berühmt iſt; durch ungünſtige Winde war er nach Sanſibar ver-

ſchlagen und durch mangelnde Reiſegelegenheit längere Zeit hier aufgehalten worden. Als er von ſeinen Leiden einigermaßen geneſen, war er eifrigſt beſtrebt, unſere merkwürdige Inſel und die Feſtlandsküſte durch eigene Unterſuchung genauer kennen zu lernen. In ihm fand ich einen vortrefflichen Reiſegefährten. Wir vereinigten uns, die Unkoſten des Ausfluges gemeinſchaftlich zu tragen und reiſten am 26. Oktober auf einer Dau nach Wanga ab, wo wir unſere Unterſuchungen beginnen wollten. Mehrere von „Speke's Getreuen", welche kurz vorher von ihrer denkwürdigen Reiſe durch das Innere von Afrika zurückgekehrt waren, und einige andere Neger begleiteten uns als Diener und Träger.

Die Fahrt ging ſchnell von Statten; ſchon am anderen Tage hatten wir die Küſte in der Nähe von Wanga erreicht. Unſer Schiffer mußte erſt lange Erkundigungen einziehen, ehe er die ziemlich verſteckt liegende Stadt finden konnte. Schnell wurde es in Wanga bekannt, daß wieder Waſungu da wären. Alte Bekannte, wie der Araber Raſchidi und der Elephantenjäger Mſuskuma mit ſeinen Weibern, beſuchten uns, und Scharen von Neugierigen belagerten unſere Hütte, um unſer fremdartiges Thun und Treiben zu beobachten. Wir entzogen uns ihren Blicken nicht, verrichteten vielmehr alle unſere Arbeiten im Freien, vor den Augen der verſammelten Menge, und gewannen dadurch ganz entſchieden an Beliebtheit. Am meiſten gefiel es den Leuten, daß wir auch vor der Thür aßen und ſo Jedermann Gelegenheit boten, die wunderbare Handhabung der Meſſer, Gabeln und Löffel an den weit hergekommenen Meiſtern dieſer Kunſt anzuſtaunen. Uns erſchien es natürlich und ſelbſtverſtändlich, daß wir ſoviel Aufſehen erregten; wären die Eingeborenen gleichgiltig bei unſerem Auftreten geblieben, wir würden uns verletzt gefühlt haben. Man befindet ſich hier in derſelben Stellung wie „höchſte Perſonen" in Europa, welche es gleichfalls mißliebig bemerken, wenn ihnen das „Volk" bei ihren alltäglichen Handlungen, im Theater oder auf Spazierfahrten u. dgl., nicht die gewohnten Huldigungen darbringt d. h. ſich herandrängt und ſie verwundert anſtarrt.

Wir hatten erfahren, daß die beſten Ausſichtspunkte in der Umgegend der Jomboberg (Waſinpik der Seekarte) und der Kiluluhügel wären, und beſchloſſen, letzteren zunächſt zu beſuchen. Am Nachmittag des 30. Oktobers ſegelten wir auf unſerem Fahrzeuge ſüdwärts längs der Küſte hin; mit eintretender Dunkelheit erreichten wir die kleine Bucht von Muoa, das Ziel unſerer Fahrt. Bei der Ausſchiffung ereignete ſich ein Unfall, welcher, ſo unbedeutend er an und für ſich war, doch nachträglich durch ſeine Folgen ſehr unangenehm wurde. Das Boot unſeres Fahrzeugs, ein ausgehöhlter Baumſtamm ohne Schwerter oder Ausleger und demgemäß ſehr wackelig, gerieth durch die Ungeſchicklichkeit eines Negers ins Schwanken und füllte ſich, ehe wir es uns verſahen, zur Hälfte mit Waſſer. Leider war auch mein Kleidervorrath mit überſchwemmt worden, ſodaß ich meinen durchnäßten Anzug nicht wechſeln konnte.

Der Vorſteher oder Schulze des Dorfes begrüßte uns am Lande und räumte uns ſofort die Hälfte ſeiner Hütte ein. Er ſprach ſeine Freude aus, einmal Waſungu hier begrüßen zu können, von denen ihm einige Weitgereiſte ſoviel Gutes erzählt hätten. Ohne viel Zeit zu verlieren, begannen wir mit unſeren aſtronomiſchen Beobachtungen. Wir ließen, um allem Argwohn zu begegnen, die Vornehmen der Ortſchaft durch das Fernrohr ſehen und die Bewegungen der Sterne beobachten; dieſe Leutſeligkeit erwarb uns die größte Anerkennung der guten Dorfbewohner. Ziemlich durchkältet zog ich mich nach Beendigung der langen Arbeit in die Hütte zurück und legte mich ſofort zu Bett, in der Hoffnung, daß meine vortreffliche wollene Decke mich bald erwärmen werde.

Am anderen Morgen traten wir zeitig unſere Wanderung nach dem nur einige Stunden entfernten Kiluluhügel an. Das Fahrzeug ſchickten wir nach Wanga zurück, weil wir auf dem Heimwege zu Fuße zu gehen gedachten. Wir kamen durch eine ziemlich gut bebaute,

hier und da mit Wald beſtandene Ebene. Wie überall in den bewohnten Strichen wechſelten Felder von Bohnen und ſüßen Kartoffeln mit Pflanzungen von Mhogo, Bananenſtauden mit den palmenähnlichen Papay- oder Meloneubäumen ab, und dazwiſchen reckten ungeſchlachte Baobabs ihre mächtigen, kahlen Aeſte weithin in die Luft. Am Fuße des Kiluluhügels bemerkten wir ein von hohem Zaun umgebenes Dorf der Wadigo; um läſtige Abgaben zu vermeiden, ließen wir es ſeitwärts liegen und gingen geradwegs durch ſchönen Wald und kräftigen, hohen Buſch nach dem Gipfel, wo wir unſer Lager aufſchlugen.

Da ſich nach keiner Seite hin eine Ausſicht eröffnete, mußten wir uns bequemen, in gewiſſen Richtungen den Wald ſo weit zu fällen, daß wir über die Gipfel der tieferſtehenden Bäume wegſehen konnten. Wir gingen unverzüglich mit unſeren drei kleinen Aexten und einem Hirſchfänger an das Werk. Dies war nicht ſo leicht, als wir anfangs vermeinten; denn die Bäume hatten zumeiſt eiſenhartes Holz. Unſere Leute arbeiteten jedoch wacker, da wir ihnen mit gutem Beiſpiele vorangingen, und ſchon am Tage nach unſerer Ankunft hatten wir die Schneißen für aſtronomiſche Beobachtungen nach den vier Haupthimmelsgegenden frei. Den Nordweſthau, welcher uns die Durchſicht nach dem Kilimandſcharo eröffnen ſollte, ſchnitten wir nur bis zu der Länge von einigen hundert Schritt aus, weil nach dieſer Seite hin der Hügel ſo allmählich abfällt, daß wir noch Tage lang hätten fortarbeiten können, bis wir zum Ziele kamen. Uebrigens bot ſich von einem ſtehengebliebenen, hohen Baum aus ein freier Blick über einen großen Theil des Geſichtskreiſes. Aber ſo aufmerkſam ich auch mit meinem guten Glaſe die Ferne durchmuſterte, von dem Kilimandſcharo ſah ich Nichts: die Ebene war mit einer unklaren Luftſchicht wie mit einem Schleier überzogen.

Mehrere Tage blieben wir, um beſſere Ausſicht zu erwarten; allein auch bei hellerem Himmel zeigte ſich kein hoher Berg, ſei es nun, daß unſer Standpunkt (850 Fuß über dem Meeresſpiegel) zu niedrig, oder daß die Entfernung des Kilimandſcharo (145 Meilen) zu groß war. Dagegen hatten wir Gelegenheit, die Lage des Hügels durch aſtronomiſche Beobachtungen feſtzuſtellen, die magnetiſchen Konſtanten (34) des Ortes zu beſtimmen und die von hier aus ſichtbare Bucht von Mtoa in früher beſchriebener Weiſe (Bd. II. S. 59) aufzunehmen; auch wurde unſere Sammlung durch zahlreiche hübſche Inſekten vermehrt.

Viel Unterhaltung bot uns der Verkehr mit den Wadigo vom Fuße des Hügels, welche uns öfters im Lager beſuchten. Sie benahmen ſich durchaus anſtändig: ſie widerſetzten ſich weder unſeren Beobachtungen noch der Waldverwüſtung, verwehrten uns nicht, am Fuße des Hügels Trinkwaſſer zu holen, und baten ſich auch keine Geſchenke oder Abgaben aus. Letzteres nahm uns Wunder, weil die Eingeborenen an der Küſte wie im Inneren dem Reiſenden gegenüber jede Gelegenheit benutzen, um unter irgend einem Vorwand Anſprüche auf Zoll oder Entſchädigung zu erheben; wir ſchloſſen hieraus, daß die Sittenverderbniß, welche an den von Suahelikarawanen beſuchten Orten herrſcht, nicht im Weſen der Leute begründet, ſondern erſt durch den Verkehr mit den betrügeriſchen Händlern entſtanden iſt. Hier hatten wir es mit biederen Naturmenſchen zu thun, denen weit mehr an guter Behandlung, als an ſchnödem Geldgewinne lag. Zeigten wir ihnen Etwas von unſeren Merkwürdigkeiten, ſo freuten ſie ſich über alle Maßen, und ſchenkten wir ihnen eine Kleinigkeit, ſo dankten ſie freundlich, ohne mehr zu verlangen. Das größte Vergnügen bereitete ihnen, wie früher auch den Maſai, ein Operngucker, in deſſen Okular und Objektiv ich ſie abwechſelnd ſehen ließ, ſodaß die Gegenſtände bald in die Nähe gezogen, bald in weite Ferne gerückt erſchienen. Ihre Verwunderung erreichte den höchſten Grad, als ich die große Linſe losſchraubte und damit die Sonnenſtralen ſammelte. Harmlos bat ich mir die Hand eines Naheſtehenden zu einem Verſuche aus und ließ den Lichtkreis kleiner und kleiner werden. Anfangs wußte der arme Burſche nicht, wie ihm geſchah, auf einmal aber fuhr er wie von einer Schlange gebiſſen in die Höhe, ſtieß einen gellenden Schmerzensſchrei aus und ſuchte, ſeine

Gefährten hinterdrein, in mächtigen Sätzen das Weite. Nahm ich später irgend einen kleinen, runden Gegenstand zwischen die Finger und ging damit auf die Schar der Eingeborenen zu, so glaubten sie, ich wollte sie verbrennen, und nahmen sammt und sonders unter Lachen und Schreien Reißaus.

In der Ueberzeugung, daß ein längeres Verweilen uns nicht viel fördern würde, verließen wir den Kilnluhügel am 4. November, den fünften Tag nach unserer Ankunft.

Schon auf dem Wege herwärts hatte ich in der Gegend der Leistendrüsen einen unangenehmen Druck gefühlt; nach dem Besteigen des Aussichtsbaumes, wobei ich wahrscheinlich einen zu weiten Schritt gethan, war das Gefühl schmerzhafter geworden, und es entwickelte sich eine Geschwulst, welche mehr und mehr zunahm. Das Uebel verschlimmerte sich täglich, weil ich mich nicht durch Ruhe schonen konnte, auch keine Arzeneimittel besaß, um die Geschwulst zu erweichen. Anfangs fiel mir das Gehen schwer; doch verlor sich unterwegs die Ungelenkigkeit des Beines nebst dem durch die Bewegung verursachten Schmerze größtentheils wieder. Nach einem langen Marsche durch hier und da von Wald unterbrochenes Wiesenland kamen wir gegen Abend in Wanga an. Obwol ich wenig mehr als die Ermüdung von dem langen, in vollem Sonnenbrande zurückgelegten Wege empfand, machte ich sofort warme Umschläge und setzte Dies auch — freilich ohne wesentlichen Erfolg — die folgenden Abende fort, während ich am Tage mit meinem Freunde die Wasserverbindung zwischen Wanga und dem Meere vermaß, welche auf der Seekarte fehlt, Jagdspaziergänge unternahm und die erbeuteten Gegenstände zubereitete. —

Unsere Sammlungen würden sehr dürftig geblieben sein, hätten wir uns nicht der Unterstützung der lieben Jugend von Wanga zu erfreuen gehabt. Die durch keinen Schulzwang behinderten Buben durchsuchten unermüdet Wald und Fluren und plünderten die Boote der heimkehrenden Fischer, um einige Pesa zu verdienen. Neben vielen unbrauchbaren Sachen brachten sie auch manches Gute, namentlich schöne Krebse und Fische und zwei allerliebste, junge Ginsterkatzen (Viverra Genetta L.), welche wir ihres einschmeichelnden Wesens halber sogleich lieb gewannen. Leider verschmähten die noch an Muttermilch gewöhnten Thierchen jegliche Nahrung, bis endlich Grandidier auf einen sinnreichen Einfall kam: er umwickelte eine Glasröhre unten mit weichem Baumwollenzeug, füllte sie von oben mit Milch und reichte sie unseren kleinen Pflegbefohlenen dar: sie tranken gierig mit behaglichem Schmatzen, und wir hatten die Freude, sie täglich munterer und zutraulicher werden zu sehen. Beide sahen sich in ihrem grauen, dunkelgestreiften Felle täuschend ähnlich, unterschieden sich aber durch ihr Benehmen; denn die eine schlüpfte, wenn man ihr den Rockärmel hinhielt, sofort hinein und kroch möglichst weit in die Höhe, die andere that Dies niemals. Ihre spätere Geschichte mag hier Platz finden, weil sie ein eigenthümliches Licht auf die Artung dieser Raubthiere wirft, deren angeborene Wildheit sich nicht verleugnet, auch wenn sie im Zimmer erzogen werden. Nach einigen Wochen, in Sansibar, begannen unsere Kätzchen, weichgekochten Reis zu fressen, den wir mit Milch und Ei anrührten. Sie nahmen sichtbarlich an Größe und Schönheit zu, wurden aber auch lebhafter und unartiger, sprangen über Tisch und Stühle und übten sich in täglichen Kämpfen unter sich. Nach Kurzem gewann der eine Bruder eine stärkere Entwickelung und suchte im Gefühle seiner Kraft den anderen überall zu verdrängen, sowol von der Schüssel als aus dem weichen Bette, welches ihnen gemeinschaftlich in einem Kistchen zubereitet worden war. Um die fortwährenden Beißereien abzustellen, gab ich jedem sein eigenes Lager. Der Große war aber so bösartig, daß er den Kleinen in keinem von beiden ungestört schlafen ließ. Eines Morgens fand ich Letzteren mit einer tüchtigen Bißwunde auf der Erde liegen; er war unempfindlich gegen meine Schmeicheleien, fraß nicht mehr und verendete noch im Laufe des Tages. Ich setzte ihn in ein großes Weingeistglas und band den Anderen zur Strafe daran fest. Doch dem

kleinen Miſſethäter ſchien der Anblick ſeines Bruders Abel weniger unangenehm zu ſein als der Strick, durch welchen er ſich gefeſſelt fühlte. Ohne irgendwie Zerknirſchung zu zeigen, ſprang er ungeberdig hin und her, ſodaß ich ihn wieder losband, um ihn auf andere Weiſe zu beſtrafen, in ſeinen Kaſten einſperrte und ihm den ganzen Tag über Nichts zu freſſen gab. Als er am nächſten Morgen frei gelaſſen wurde, ſtürzte er ſich mit Gier über ſein gewöhnliches Futter; kaum war er aber fertig mit Freſſen, ſo bekam er Zuckungen, und nach einer Stunde war er gleichfalls eine Leiche!

Am 9. November frühmorgens brachen wir nach dem Jomboberge auf. Wir durchſchritten zuerſt den bald ſumpfigen, bald trockenen Boden nördlich von Wanga und wendeten uns dann weſtwärts durch ebenes, mit Kopal- und anderen Bäumen beſtandenes Grasland. Gegen Sonnenuntergang kamen wir in die Nähe des Berges. Da wir nicht wußten, ob wir oben Waſſer finden würden, lagerten wir in der Ebene, unter einem ſchönen Affenbrodbaume. Vor uns und zu beiden Seiten brannte in einiger Entfernung die Grasflur, doch waren wir allzu ermüdet, um Dies zu beachten; wir gaben uns der Hoffnung hin, daß ein günſtiger Gegenwind unſerer Bequemlichkeit zu Hilfe kommen werde, und legten uns nach einem ſpärlichen Mahle zum Schlafen nieder.

Bis eine Stunde nach Mitternacht ruhten wir ſanft auf harter Erde, als wir durch einen ſtechenden Schmerz erweckt wurden. Unſer erſter Gedanke war an den Grasbrand; aber dieſer war verlöſcht, und dichte Finſterniß umgab uns. Das Stechen währte fort und begann an hundert anderen Stellen des Körpers. Inzwiſchen waren auch unſere Leute erwacht. Mit ſchnellbereiteten Fackeln beleuchteten ſie — einen großen Ameiſenhaufen: wir und unſere Sachen waren vollſtändig mit den biſſigen Thieren überzogen, und fortwährend kamen neue Scharen, man wußte nicht woher. Jetzt wurden große Feuer angezündet, der Boden ringsum abgeſengt, die Decken und Kleider ausgeſchüttelt und abgeſucht, und eifrigſt gearbeitet, bis gegen fünf Uhr Morgens der Feind aus dem Felde geſchlagen war. Dann gönnten wir uns noch ein Stündchen Ruhe.

Der Jomboberg iſt höher, ſteiler und weniger leicht zugänglich als der Kiluluhügel; wir hatten über Felsblöcke und durch dichtes Unterholz zu klettern und zu kriechen und erreichten erſt nach vier Stunden, zuletzt von einem tüchtigen Regenguß eingeweicht, den Gipfel. Auch hier war nach keiner Seite hin die Ausſicht frei; zudem fand ſich weder Waſſer vor, noch eine ebene Stelle zum Lager. Nach dem Mittageſſen ſchickten wir ſechs Mann, die Hälfte unſerer Leute, nach Waſſer aus, während wir mit den Zurückgebliebenen unter fortdauerndem Regen den Platz reinigten und ebneten. Am Abende konnten wir uns endlich zwiſchen einigen Felsblöcken ausſtrecken, in abſchüſſigen Lücken, gerade breit und lang genug, daß wir, auf der Seite liegend, darin Platz fanden.

Keiner der ausgeſandten Leute kam zurück. Wir verzichteten alſo nothgedrungen auf ein gekochtes Abendbrod, da wir das uns gebliebene Waſſer zum Trinken aufheben mußten. Unſere Neger litten Hunger und Durſt, doch konnten wir ſie nicht bedauern, da ſie bei der Bergbeſteigung den größten Theil ihres Waſſervorrathes weggeſchüttet hatten, um nicht allzu ſchwer tragen zu müſſen. Erſt am folgenden Mittag kamen die Waſſerſucher an; auch ſie waren von der Strafe ereilt worden: ſie hatten die Nacht in vollem Regen und ohne gegeſſen zu haben im Freien zubringen müſſen.

Es regnete immer noch. Unſere wetterkundigen Begleiter ſagten: „Es iſt Neumond, der Mond wäſcht ſich.“ Den größten Theil des Tages über ſaßen wir im Zelt auf unſeren Decken und unterhielten uns ſo gut als möglich mit den Ginſterkatzen, mit unſeren Büchern und uns ſelbſt. Nur mit Mühe erhaſchten wir in helleren Stunden einige Beobachtungen. Am folgenden Tage klärte der Himmel ſich etwas auf, aber obgleich wir ſtundenlang auslugten, wir bekamen den Kilimandſcharo nicht zu ſehen. Bei längerem Verweilen

Digitized by Google

auf dem 2400 Fuß hohen Berge wären unſere Bemühungen vielleicht mit Erfolg gekrönt worden; doch konnten wir den günſtigen Zeitpunkt nicht abwarten, weil die Geſchwulſt meines Beines immer ſchlimmer wurde. Ziemlich mißmutig verließen wir den Berg am fünften Tage nach unſerem Weggang von Wanga.

Unterwegs ſahen wir wieder ein fliegendes Feuer vor uns. Mit feinem Kniſtern verzehrte es das hohe, dürre Gras, und praſſelnd knackten Gebüſch und Bäume, wenn die Flamme ſie umhüllte und gierig an ihnen emporleckte. Nach den fabelhaften Erzählungen, welche man von den Prairiebränden in Amerika lieſt, mußte unſere Lage bedenklich erſcheinen; unſere Neger aber, welche die Gefahren des „Buſches" ſicherlich beſſer kannten als wir, verriethen nicht die geringſte Verlegenheit und beruhigten hierdurch auch uns. Einer von ihnen ging aus, die Sache näher zu unterſuchen; dann winkte er. Wir ſchritten, anfangs zagend, dann kühner, der zehn bis zwölf Fuß hoch auflodernden Feuerlinie entgegen, und ſchon nach einigen Schritten hatten wir ſie hinter uns. Unſere ſchwarzen Begleiter, welche wir lobten ihres Mutes und ihrer Geſchicklichkeit wegen, lachten und ſagten, daß ſie viel ſchlimmere Brände zu bewältigen wüßten, indem ſie mit grünen, dichtlaubigen Zweigen tüchtig in das Feuer ſchlügen. Waſſer gießen und Erde aufſtreuen iſt ganz ohne Nutzen.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir das niedrige Land vor Wanga, welches zur Zeit weithin überflutet war; hunderte von Johanniswürmchen leuchteten auf dem Gebüſche zu beiden Seiten bis nahe an die Thore der Stadt. Halbtodt vor Ermüdung — wir hatten heut vierundzwanzig mit dem Pedometer gemeſſene Meilen zurückgelegt — kamen wir in unſerem Hauſe an, wo wir unverweilt, ohne nach dem ſchnellbereiteten Frühſtück, Mittags- und Abendbrod zu fragen, uns auf die Kitandas niederlegten.

Außer dem Kilulu- und Jomboberge waren uns noch die Jerebi- und die Kidangadanga-gruppe genannt worden als Punkte, von denen aus man unter günſtigen Umſtänden den Kilimandſcharo zu ſehen bekäme. Weil aber der Baron auf ſeiner erſten und zweiten Reiſe ſchon die Jerebi-Kette überſchritten hatte, auch in der Nähe des Kidangadanga geweſen war, verzichteten wir auf dieſe Ausflüge, zumal beide Orte drei tüchtige Tagereiſen von der Küſte und von den nächſten bewohnten Orten entfernt liegen, wir alſo ſicherlich zehn bis vierzehn Tage zur Ausführung unſeres Vorhabens gebraucht hätten. Ueberdies ließ mir der Zuſtand meiner Beingeſchwulſt eine möglichſt ſchnelle Rückkehr nach Sanſibar, wo ich Pflege und ärztlichen Rath finden konnte, dringender als je geboten erſcheinen.

Nachdem wir Tags nach unſerer Rückkunft vom Jomboberge unſere Sammlungen verpackt und noch einige Beobachtungen angeſtellt hatten, ſchifften wir uns ein. Der Wind begünſtigte uns, und wir erreichten die Hauptſtadt der Oſtküſte nach kaum vierundzwanzigſtündiger Fahrt. Es war die höchſte Zeit, daß ich zurückkam; denn mein Leiden hatte einen entzündlichen Charakter angenommen und begann mein Allgemein-Befinden zu beeinfluſſen. Auf das Geheiß des franzöſiſchen Arztes, deſſen Fürſorge ich mich anvertraute, mußte ich mein Lager für längere Zeit hüten und unabläſſig warme Umſchläge machen, bis die Geſchwulſt ſich erweichte und geöffnet werden konnte. Erſt nach einer wochenlangen Nachkur war ich wieder feſt auf den Beinen.

Nachmals bot ſich uns keine Gelegenheit mehr, einen Ausflug zu gleichem Zweck unter beſſeren Verhältniſſen zu wiederholen. Späteren Reiſenden wird es leicht ſein, Das zu erreichen, was wir verfehlten, da ſie mit Hilfe unſerer inzwiſchen gefertigten Karten ſchon vorher diejenigen Punkte auswählen können, welche die meiſte Ausſicht auf Erfolg bieten. Unſere Erfahrungen zeigen, wie nothwendig es iſt, ſich auf einen längeren Aufenthalt einzurichten; denn man kann nicht darauf rechnen, ſelbſt in der beſten Jahreszeit nicht, einen ſo weit entfernten Berg ſogleich in den erſten Tagen zu Geſicht zu bekommen —

hat man doch in dem Kilimandscharolande selbst oft mehrere Tage zu warten, ehe das Haupt des Riesen aus dem Wolkenschleier hervortritt.

Gar Mancher, welcher gemütlich in geordnetem Hausstande dahinlebt, wird sich wundern, wie ein vernünftiger Mensch sich soviel Entbehrungen und Beschwerden aussetzen kann, blos um einen Berg zu sehen oder Ungeziefer zu erjagen: sie haben eine übertriebene Vorstellung von dem Ungemach, eine gar geringe von den Freuden des Buschlebens. Gerade diese „kleinen Leiden", welche wir im Vorstehenden mit besonderer Ausführlichkeit erwähnten, haben für den Reisenden einen nicht geringen Reiz, weil sie ihm einige Abwechselung in das langweilige Einerlei des Daseins bringen und sein Selbstvertrauen sowie seine Widerstandsfähigkeit gegen feindliche Einwirkungen erhöhen. Uebrigens bieten sich ihm Genüsse, wie sie der Stubenhocker nicht kennt. Die Ruhe auf hartem Lager nach einem langen, beschwernißreichen Marsche, ein einfaches Mahl oder ein Schluck schlechten Wassers, nachdem man den ganzen Tag über umhergewandert ist, ohne Etwas zu sich zu nehmen, erscheinen dem Reisenden köstlicher als alle Ueppigkeit Europa's. Wol könnte man solche Genüsse sich auch daheim verschaffen; doch wer besitzt Selbstüberwindung genug, sich Mangel aufzuerlegen, wo er von Fülle umgeben ist? — Wahre Sonnenblicke im Leben des Reisenden aber bieten ein hübscher Fund, eine lehrreiche Beobachtung oder gar eine wichtige Entdeckung; wird man in dieser Beziehung nur ein wenig vom Glücke begünstigt, so achtet man alle Mühsal gering und fühlt, wenn ermattet, neue Kräfte zu neuen Anstrengungen.

Auch die vielverbreitete Annahme, daß derartige Reisen Leben und Gesundheit in ungewöhnlichem Grade gefährden, ist unbegründet. Die Mehrheit der Leiden zieht man sich durch eigene Unachtsamkeit zu, nur wenige haben in der Beschaffenheit des Landes und des Klimas ihren Grund: gleiche Vergehen strafen sich in Europa wie in Afrika in gleicher Weise. Meidet man alles Schädliche thunlichst, so übt das Reisen sogar einen überaus vortheilhaften Einfluß auf das gesammte Wohlbefinden aus, weil die in unserem zahmen Leben so vielfach unterdrückte physische Seite des Menschen dabei wieder zur Geltung kommt, weil der Mensch unter freiem Himmel bei einfachen Speisen naturgemäßer lebt als in unseren entarteten Verhältnissen. In der Wildniß ist er entbunden von dem Zwange, welchen die Gesellschaft auflegt, er ist, so weit Dies überhaupt möglich, allein seines Geschickes Herr und Schmied, ein stolzes, erhebendes Gefühl! Und kehrt er nach längeren Streifzügen zurück in die „gesittete Welt", so genießt er, was diese ihm bietet, mit zehnfachem Vergnügen. Wer also kann und wem sich die Gelegenheit bietet, der reise und sehe sich um in der Welt und sammele, so lang er jung ist, Erinnerungen, an denen er im Alter sich erheitere und stärke!

Während des Nordostmonsuns $18\frac{4}{5}$ lagen zwei französische Kriegsschiffe im Hafen von Sansibar, die Hermione, eine mächtige Fregatte, und die Licorne, ein Transportschiff. Durch Grandidier wurde ich schnell mit den liebenswürdigen Officieren, namentlich letzteren Schiffes, bekannt. Weil diese Herren vor ihrer Abreise noch die Festlandsküste kennen zu lernen wünschten, veranstalteten wir einen gemeinschaftlichen Ausflug nach dem Kinganiflusse (35). Grandidier sorgte in glänzender Weise für den Lebensunterhalt der Gesellschaft, ich übernahm die Sorge für das Fortkommen und die Bequemlichkeit.

Auf einer für acht Tage gemietheten Dau gingen wir unter Segel; eine Anzahl mit Flinten und Säbeln bewaffneter Matrosen folgte uns in zwei Kuttern der Licorne und brachte zu Schießübungen eine sechspfündige Granatkanone mit, einen sogenannten Obusier. Wie es sich bei einer so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von sorglosen, jungen Leuten

von ſelbſt verſteht, war die Ueberfahrt überaus heiter. Nachmittags fuhren wir ab, in der Nacht ankerten wir auf einer Bank im Sanſibarkanal, und als wir am anderen Morgen erwachten, befanden wir uns ſchon mitten im Kingani.

Staunen und Bewunderung ergriff uns bei dem unerwarteten Anblicke, welcher ſich dem noch ſchlaftrunkenen Auge bot. Das geräuſchvolle Meer war unſeren Blicken entſchwunden, dunkellaubige Manglewälder umgaben uns von allen Seiten, und nur der breite, ruhig flutende Strom ließ uns errathen, auf welchem Wege wir in die fremdartige Landſchaft eingedrungen waren. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille, obwol reges Leben herrſchte, wohin wir blickten; denn die Luft durchſegelten ſchöngefiederte Vögel, in dem Gezweige tummelten ſich poſſenhafte Affen, prächtige Reiher ſtolzirten am ſchlammigen Ufer auf und ab, und im Fluſſe tauchten die ſchwarzen Ohren und Schnauzen rieſiger Flußpferde auf.

Die Neulinge in der Wildniß brannten vor Begierde, den Ungethümen des Waſſers einen Begriff von europäiſchen Feuerwaffen beizubringen. Wir überließen es dem ſchwarzen Koche Grandidiers, für unſer Frühſtück zu ſorgen, und ruderten im Kutter ſo geräuſchlos als möglich ſtromaufwärts. Bisher hatten wir nur einzelne Flußpferde geſehen; bald aber, als wir um eine Ecke bogen, eröffnete ſich ein begeiſternder Anblick auf eine Heerde von fünfzehn bis zwanzig Stück, welche dicht vor uns auf einer Schlammbank ſich vergnügte. Wir duckten uns, ließen das Boot eine Strecke weit zurücktreiben, ſtiegen dann ans Land und ſchlichen uns vorſichtig an. Bis über die Knie ſanken wir in den Schlamm zwiſchen dem Wurzelwerk der Manglebüſche, der Eine verlor ſeine Stiefel, der Andere fiel, Keiner achtete es, unaufhaltſam drangen wir vorwärts, bis wir die letzte Deckung erreichten.

Nicht zwanzig Schritt vor uns trieben die rieſigen Dickhäuter ihr Weſen. Die Alten lagen zumeiſt tiefathmend am Strand und hielten ihr Morgenſchläfchen, die Jungen ſpielten mit einigen liebenswürdigen Müttern im ſeichten Waſſer. Wir zitterten vor Aufregung; die Freude an dem prächtigen Schauſpiel und der Eifer, die Jagd zu beginnen, kämpften in uns einen ſchweren Kampf, doch ſiegte die Vernunft, und wir gaben uns feierlichſt das Verſprechen, nicht eher zu feuern, als bis ein verabredetes Zeichen gegeben würde.

Auf einmal kracht ein Schuß, die Thiere ſtieben auseinander, wälzen ſich dem Waſſer zu, und ehe wir zur Beſinnung kommen, ſind nur die fetten Rücken der größten Bullen und die plumpen Köpfe der anderen noch ſichtbar. Die auf dieſe Zielflächen abgegebenen Schüſſe blieben, wie vorauszuſehen, ohne Erfolg. Was half es, ſich über den Miſſethäter, welcher die Jagd verpfuſcht hatte, in Vorwürfen zu ergehen? Wir kehrten nach dem Lager zurück und ſuchten bei dem ausgezeichneten Frühſtück unſeren Aerger zu vergeſſen. —

Alle Jäger waren jetzt der Anſicht, daß wir verſuchen müßten, die heute beobachtete Heerde Nachts am Lande zu überraſchen. Ueber den Ort, an welchem Dies zu geſchehen hatte, konnten wir nicht zweifelhaft ſein, da wir der Schlammbank gegenüber, am linken Ufer des Fluſſes, eine ſchöne Grasebene bemerkt hatten, welche allen Anforderungen der Flußpferde an einen Weideplatz zu genügen ſchien. Wir landeten gegen Abend etwas unterhalb und wählten uns ein paſſendes Verſteck, von welchem aus wir den Fluß und die Ebene überſehen konnten. Die ganze Nacht über wachten wir abwechſelnd in Abtheilungen von je zwei, jede eine Stunde, aber vergebens, die Flußpferde ſtiegen nicht ans Land. Vermutlich hatten ſie, obwol kein Lüftchen ſich regte, Witterung von uns bekommen und ihren Ausflug auf eine günſtigere Zeit aufgeſchoben. Als es hell wurde, gewahrten wir, daß die Heerde ſich noch immer in der Nähe der Schlammbank, aber in ziemlich tiefem Waſſer aufhielt. Der Fluß iſt an dieſer Stelle ſo breit, daß wir nicht hoffen durften, mit unſeren Büchſen einen guten Schuß zu thun. Um aber wenigſtens ein Vergnügen als Entſchädigung für die Nachtwache zu haben, beſchloſſen wir, die Wirkung einer Kanonenkugel auf die Heerde zu verſuchen. Der Kapitän ließ das mitgebrachte Geſchütz auf

das größte der Thiere richten, der Schuß krachte, die Kugel ſchlug mitten unter der Heerde auf, fuhr dann in die Schlammbank und platzte hier, Schlamm und Waſſer haushoch mit ſich emporreißend. Ob das Geſchoß eines der Thiere verwundet oder getödtet hatte, konnten wir nicht erkennen, da alle unmittelbar nach dem Knall untertauchten und danach im tiefen Waſſer blieben. Wie Dem auch war, die Beute hätten wir doch nicht erlangt, da ſie, im Waſſer erlegt, dem Jäger faſt ſtets verloren iſt.

Hier war Nichts mehr für uns zu hoffen; wir fuhren alſo weiter, um zu ſehen, ob anderswo eine günſtigere Gelegenheit ſich fände. Bald veränderte ſich die Scene, die Ufer wurden trockener und höher, und die einförmigen Mangledickichte machten ſchönem Walde Platz, welcher hier und da einen Blick nach der weiten Ebene geſtattete. Einige Dau's nahmen Holz ein, während die Mannſchaft anderer beſchäftigt war, Bäume zu fällen. Flußpferde ſahen wir nicht — vermutlich war ihnen das Waſſer nicht mehr ſalzig genug — dagegen bemerkten wir am Ufer einige Krokodile, welche ſich zu ſonnen ſchienen: dem Lieutenant und dem Arzte, welche geſtern unbeſorgt im Fluſſe gebadet hatten, fuhr bei dieſer Entdeckung ein gelinder nachträglicher Schreck in die Glieder. Allerwärts flogen Waſſervögel in Menge auf, und am Ufer, welches wir darauf betraten, zeigten ſich verſchiedenartige Affen; auch Spuren von Panthern und Hyänen waren zu bemerken, doch enthielten wir uns der Jagd, da wir es hauptſächlich auf Flußpferde abgeſehen hatten.

Im Lager wieder angelangt, fanden wir einige Häuptlinge aus der Nachbarſchaft vor. Sie erzählten, daß in einem kleinen, von Wald eingeſchloſſenen Becken ſtromabwärts fortwährend Flußpferde anzutreffen ſeien, und boten ſich uns als Führer an. Gegen Mittag begaben wir uns auf den Weg; eine Stunde ſpäter erreichten wir einen bei Ebbe ziemlich abgeſchloſſenen Tümpel, in welchem ſich auch wirklich zwei große Flußpferde tummelten, leider etwas weit ab und in ungünſtiger Stellung. Lange warteten wir vergeblich, daß die Beſtien ſich nahen ſollten; endlich feuerten wir auf ein gegebenes Zeichen Alle zugleich auf die nächſtſtehende — ſie verſchwand augenblicklich im Waſſer und kam erſt nach mehreren Minuten wieder empor mit einer großen Wunde am Kopfe. Wiederum mit einem Hagel von Kugeln empfangen, tauchte das erſchreckte Thier von Neuem unter, um einige Zeit darauf an derſelben Stelle zum Vorſchein zu kommen. Die Franzoſen ſchoſſen theils mit Büchſen, theils mit Flinten, in welche ſie leich paſſende, eiſerne Cylinder (lingots) luden; als grobes Geſchütz dienten uns die auf Viertelpfundkugeln eingerichteten Elephantenbüchſen des Barons. Wir ſetzten das Scheibenſchießen lange fort, bis das immer matter werdende und in immer kürzeren Zwiſchenräumen auftauchende Flußpferd ſich auf eine entfernte Sandbank in der Mitte des Pfuhles zurückzog.

Jetzt waren die Matroſen, welche dem Schauſpiele ſchon längſt mit Ungeduld zugeſehen hatten, nicht mehr zu halten; ſie wollten durchaus thätigen Antheil an der Jagd nehmen; der Kapitän mußte ihnen die Erlaubniß zum Angriffe geben. Vollſtändig entkleidet, den Säbel im Munde, ſchwammen die beherzten Männer der Sandbank zu. Als ſie wieder Grund unter ſich fühlten, nahmen ſie die Waffen in die Hand und näherten ſich langſam dem verwundeten Rieſen, um ihm durch einen guten Stoß den Garaus zu machen. Schon waren ſie ihm ziemlich nahe gekommen, da ſprang er brüllend und ſchnaubend empor und ſtürzte in entſetzlicher Wut auf die neuen Gegner ein. Es wäre unſinnig geweſen, das erboſte Thier bei dem nun entſtehenden Gewirre durch Feuern zurückzuſchrecken. Mit Bangen ſahen wir, wie es den in wilder Flucht davonſtürzenden Matroſen näher und näher rückte; kaum zehn Schritt noch war es von ihnen entfernt, als der letzte an das ſichere Land ſtieg. Langſam zog das Flußpferd ſich in das tiefere Waſſer zurück.

Vom bloſen Wiederbeginne des Feuers durften wir uns Nichts verſprechen; es galt, die Sache anders anzufangen. Zufällig hatten die Matroſen eine Senne mitgebracht, ein

etwa fünfhundert Fuß langes Fischnetz, wie es sich an Bord der Kriegsschiffe findet. Mit diesem gedachten sie das Flußpferd auf höheren Grund zu ziehen, vielleicht daß wir dann einen guten, tödtlichen Schuß anbringen könnten; der Kapitän hatte Nichts dagegen. Entzückt, daß ihnen wieder eine thätige Rolle zufiel, begannen sie sofort das Werk. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen, trugen das eine Ende des Netzes an das gegenüberliegende Ufer der Lache und gingen dann zusammen in gleicher Geschwindigkeit auf uns zu. Nach Kurzem ward das Flußpferd von der Senne erreicht, es fühlte den sanften Zug, gab nach und ließ sich zu Aller Verwunderung bis auf etwa zwanzig Schritt von unserem Standpunkte heranziehen, wo es mit einem Viertel seines mächtigen Körpers aus dem Wasser hervorragte. Wir feuerten zu gleicher Zeit; unsere Schüsse mußten ausnahmslos gesessen haben, hatten jedoch keine tödtliche Wunde verursacht, denn der Koloß sprang rückwärts über das Netz und barg sich von Neuem in dem tiefen Wasser. Ein neues Treiben begann. Auch jetzt brachten die Matrosen unser Opfer eine gute Strecke näher; aber ehe es noch eine günstige Stellung hatte, kroch es hinterrücks durch das Netz, ein ungeheures — Loch hinterlassend.

Der Abend fing an zu dämmern. An eine Fortsetzung der Jagd war nicht zu denken, da wir noch weit vom Lager entfernt waren; wir zweifelten übrigens nicht im Mindesten, daß der angeschossene Riese noch in dieser Nacht verenden müßte, und hofften, ihn am anderen Morgen entweder allein oder mit Hülfe der Eingeborenen aufzufinden, denen wir eine gute Belohnung zugesagt hatten. Mehr, um das prächtige Schauspiel einer Schlammfontaine zu haben, als um das im Wasser beinahe verborgene Thier zu tödten, feuerten wir vor dem Aufbruch noch einen Schuß mit dem Obusier ab. Währenddessen zogen die Matrosen die Senne ein; sie fanden in den Maschen eine Menge schöner Fische, weit mehr, als wir allein verbrauchen konnten, genug für uns und unsere dunkelfarbigen Begleiter. Ueberaus befriedigt verließen wir den Platz, an welchem wir mit Flinte und Säbel, mit Kanone und Fischnetz auf Flußpferde gejagt und gefahndet hatten.

Unsere Mahlzeit war längst fertig, als wir in das Lager kamen. Fleisch von Ziegen und Schafen, sowie Reiherbraten bildeten die ersten Gänge; dazu briet unser geschickter Koch einige der Fische auf dem Roste; den Nachtisch lieferten uns die mitgenommenen „Konserven". Mit einem fröhlichen Gelage bei Bier, Wein und Champagner beschlossen wir den Abend. Wir sprachen von den Erlebnissen des Tages, stimmten heimatliche Lieder an und tanzten um ein mächtiges Feuer eine Polonnaise, zu welcher wir die Musik pfiffen und sangen. Mißbilligend schüttelten unsere Neger die Häupter. Daß so gesetzte Menschen wie die Wasungu sich in so läppischen Bewegungen gefielen, konnten sie nicht begreifen. Offenbar dachten sie, obgleich sie uns sicherlich Unrecht thaten: „unsere Herren haben des Weines zu viel genossen; da sind wir Muslimin doch bessere Menschen, wir befolgen das Gebot des Profeten und geben uns keine Blöße."

Am anderen Morgen besuchten wir noch einmal den Tümpel. Von dem Flußpferde war Nichts mehr zu finden; das Thier hatte sich jedenfalls zum Sterben einen Ort entfernt von dem Schauplatze seiner Leiden gewählt und zu seiner letzten Reise den Ebbestrom benutzt. Wir sprachen unterwegs in Bagomoio (36) vor, blieben aber nur die Nacht über da.

Bei der Heimfahrt setzten die Matrosen ihre Ehre darein, unsere Dau zu besiegen, und der Nahosa wieder that sein Möglichstes, sich nicht von dem kleinen Boote werfen zu lassen. So plump unser Fahrzeug aussah, es hielt sich wacker und blieb mit dem Kutter fortwährend auf gleicher Linie. Ein eben solcher Wettstreit war schon früher, im Jahre 1858, einmal entschieden worden durch eine Regatta, welche die Kaufleute von Sansibar und die Officiere einiger Kriegsschiffe veranstaltet hatten: beim gewöhnlichem Segeln vor oder bei dem Winde siegten die Daus; wo es aber galt, zu kreuzen, hatten die leichter zu wendenden europäischen Boote den Vortheil.

Die Erzählung unſerer kleinen Erlebniſſe reizte die Offiziere der Hermione gleichfalls zu einer Jagdpartie auf Flußpferde. einige Kameraden von der Licorne dienten ihnen als Führer. Sie waren glücklich genug, zwei Flußpferde zu erlegen. Leider kam hierbei ein beklagenswerther Unfall vor. Eine Kugel prallte von dem Rücken eines Flußpferdes ab und tödtete zwei Neger, welche, den Schützen unſichtbar, von dem dichten Wipfel eines Baumes aus der Jagd zugeſehen hatten. Alle waren im höchſten Grade betroffen. Um ſie zu tröſten, ſagte ein dabeiſtehender arabiſcher Scheich, „die Getödteten wären nur Sklaven, ihr Verluſt alſo von keinem Belang“. Der Eigenthümer der beiden Unglücklichen trieb ſeine Gaſtfreundſchaft gegen die Fremden ſo weit, daß er durchaus keine Entſchädigung annahm! Auf demſelben Lagerplatze, welchen auch wir inne gehabt hatten, wurde die Jagdgeſellſchaft Nachts durch eine unangenehme Näſſe geweckt. Ringsum ſchwammen alle leichten Gegenſtände, und die ſchwereren Kiſten fingen eben an, flott zu werden — es war die Zeit der Hochflut. Es blieb Nichts übrig, als ſich mit guter Miene in das Mißgeſchick zu fügen, da es zu einer Aenderung des Lagerplatzes zu ſpät war.

Eines der erlegten Flußpferde wurde im Schlepptau nach Sanſibar gebracht und in der Nähe der Naſimoia mit hohem Waſſer auf das Trockene geſetzt. Jung und Alt ſtrömte hinaus, um das Ungethüm anzuſtaunen; denn, wie bereits erwähnt, verirrt ſich nur höchſt ſelten eines dieſer Thiere bis hierher, und nur Wenigen iſt es dann vergönnt, es zu ſehen. Ich erbat mir die Jagdbeute, welche bereits unerträglich zu müſſen begann, zum Geſchenk und ging, als meine Bitte großmütig gewährt wurde, mit einem Dutzend Uniameſi-Leuten — den einzigen hier, welche ſich vor Aas nicht ekeln — ſofort an die Arbeit, um das Knochengerüſt zu gewinnen. Haut und Fleiſch wurden in Streifen abgelöſt, das gröblich gereinigte Gebein auf Eſeln nach der Stadt geſchafft. Hier kochte ich es mehrere Stunden lang in einem großen Keſſel, welchen ein Hamburger Kaufmann, Herr Rieck, mir freundlichſt überlaſſen hatte, bis das ſitzen gebliebene Fleiſch ſo mürbe geworden, daß man es mit leichter Mühe abſchaben konnte. Zur Verpackung erforderte das ganze Skelet eine drei Fuß nach jeder Richtung meſſende Kiſte. Es befindet ſich zur Zeit noch auf einem Gute des Barons, dem ich es überließ, wird aber ſpäter wahrſcheinlich in einem öffentlichen Muſeum aufgeſtellt werden.

Dem obenerzählten Scheibenſchießen nach könnte es ſcheinen, als ob das Flußpferd ein gefeites, kugelfeſtes Thier ſei. Das iſt es aber keineswegs, wennſchon ſich nicht läugnen läßt, daß Kugeln von ein bis zwei Loth Gewicht, ſelbſt in geringer Entfernung abgeſchoſſen, ihm nur wenig anhaben, und daß ſelbſt ſchwerere den dicken Schädel nur ſelten gefährlich verletzen. Zumal Schüſſe von oben, wie man ſie vom Lande oder von einem Schiffe aus auf die im Waſſer ſchwimmenden Thiere anbringt, durchdringen nur im günſtigſten Falle, wenn ſie beinahe rechtwinkelig auftreffen, die Haut, weil dieſe am Rücken ihre größte Dicke (bis zweieinhalb Zoll) erreicht; gewöhnlich bleiben ſie in der Mitte des Felles ſtecken oder reißen nur eine Furche hinein, ohne daß der Inhaber anſcheinend Etwas von der Verwundung ſpürt. Auf der Seite aber bohren ſich große Kugeln und auch kleinere, wenn ſie nur von einer doppelten Pulverladung getrieben werden, mit Leichtigkeit in das Fell und die darunter liegende Fettſchicht und gelangen, falls die Schußweite nicht gar zu groß, bis zu den edleren Theilen. Oft genügt eine einziges, gut angebrachtes Geſchoß, ein ſolches Ungethüm zu tödten, wie ein Jagdabenteuer beweiſt, welches Decken zu Anfang des Jahres 1862 bei Magagoni hatte.

„Mehrere Tage lang“, erzählt der Baron, „war ich in Sümpfen und Flüſſen umhergeſtreift; ich hatte viele Flußpferde ſchnauben und brüllen gehört, ſie auch zu Geſicht bekommen, einige Male ſogar Kugeln auf ſie abgegeben, aber niemals eines erlangen können,

weil ſie, wenn verwundet, durch Untertauchen der weiteren Verfolgung ſich entzogen. Endlich verſuchte ich mein Glück bei Nacht, denn ich hatte gehört, daß zu dieſer Zeit die Thiere ans Land kämen. Um neun Uhr Abends brach ich auf, in Begleitung von Koralli, Aſſani und zwei Führern. Bis vier Uhr Morgens ſtreiften wir umher, bald einzeln, bald vereint, doch kein Flußpferd ließ ſich blicken; im Waſſer plätſcherten und ſchnaubten ſie wol, aber an das Land kamen ſie nicht. Es wurde immer ungemütlicher. Der Himmel umwölkte ſich ſo dicht, daß kein Lichtſtral mehr zur Erde drang, man konnte buchſtäblich nicht die Hand vor den Augen ſehen. Einer um den Anderen fiel zu Boden, oder rannte mit dem Kopfe gegen Baumäſte, und ſchließlich begann ein gelinder Regen herabzurieſeln. Halbtodt vor Ermüdung gab ich die Jagd oder vielmehr das fortwährende Stolpern und Fallen auf und kehrte in verdrießlicher Stimmung nach meiner Hütte zurück. Weil ich nach ſolcher Anſtrengung nicht ſogleich zu ſchlafen vermochte, ließ ich ein Feuer anzünden und beſchäftigte mich, meine Kleider an der Glut zu trocknen. Da ſah ich, als das Wetter ſich eben ein wenig aufklärte, in einem flachen Thale, meiner Hütte gerade gegenüber, eine dunkle Rieſengeſtalt auftauchen. Sie näherte ſich, es war ein Flußpferd, welches uns vor die Büchſe lief, nachdem wir die ganze Nacht vergeblich geſucht hatten. Ich ergriff ſofort meine Handkanone und eilte, mit mir Koralli, dem ſeitwärts nach dem Fluſſe zu wandelnden Thiere nach. Begünſtigt vom Wind und von der vortrefflichen Beſchaffenheit des Bodens — feuchter Sand, welcher kaum hörbar unter uns knirſchte — hatten wir uns bis auf ſechzig Schritt angebirſcht, als das Ungethüm Zeichen von Unruhe zu geben begann, mit den Füßen ſtampfte und ſich umwandte. Faſt auf einen Schlag feuerten wir, ich meinen Viertelpfundball hinter die Schultern und Koralli ſeine kleine Kugel hoch auf das Rückgrat. Mit Windeseile flog das Thier davon, als ob es unverwundet wäre; aber kaum hundert Schritt weiter fiel es um und zuckte nicht mehr. Es war ein großes Weibchen, vier Fuß zehn Zoll hoch und, von der Naſe bis zur Schwanzſpitze, zehn Fuß ſieben Zoll lang, nach Ausſage der Leute das größte, welches jemals hier geſehen worden. Meine Kugel hatte das Herz durchbohrt. Um ein Andenken zu haben, ließ ich den Kopf ablöſen und befahl, ihn nach dem Fahrzeuge zu tragen. Vier ſtarke Männer legten Hand an; aber ſchon nach kurzer Zeit gaben ſie die Arbeit auf, obgleich ich ihnen für ihre Mühe mehr bot, als ſie ſonſt in einer ganzen Woche verdienen! Erſt ſpäter, in Magagoni, fand ich einige Leute, welche meinen Auftrag übernahmen. Gegen Mittag kamen ſie wie im Siegeszuge zurück. Die Bewohner des Städtchens ſammelten ſich ſtaunend um das rieſige Haupt; ſogar der friedſame, mordhaſſende Banian konnte nicht umhin, ſeine Bewunderung kundzugeben."

Das Flußpferd (Hippopotamus amphibius L.) findet ſich über ganz Afrika verbreitet. Im Norden iſt es jetzt bis weit nach dem Inneren zurückgedrängt, während es früher noch an der Nilmündung hauſte. In Oſtafrika kommt es bereits unmittelbar an der Küſte vor. Manche Orte meidet es, ohne daß man einen Grund dafür anzugeben wüßte; ſo fehlt es in der Nähe von Wanga, iſt dagegen in der Bucht nördlich von der Waſin-Landzunge nicht ſelten. Der Elephantenjäger Mſuskuma gab mir nachfolgende, im Süden von Wanga liegende Aufenthaltsorte des Flußpferdes an: Dſchongoleani, Tanga, Mgoguani, Miangani, Nrumi, Mambani und Pangani; es wäre eine hübſche Aufgabe für Reiſende und Jäger, den Gründen nachzuforſchen, welche das Flußpferd beſtimmen, dieſe Orte zu wählen, andere zu meiden. Am oberen Nil ſcheint der „Waſſerbüffel" bedeutend größer zu werden, als an der oſtafrikaniſchen Küſte. Baker erwähnt ein von ihm erlegtes Thier, welches ohne den Kopf zwölf Fuß drei Zoll maß, was einer Geſammtlänge von mindeſtens fünfzehn Fuß entſpricht. Uebrigens ſind ſchon die um ein Drittel kürzeren Flußpferde Oſtafrikas wahre Ungeheuer.

Man darf dreiſt behaupten, daß es keinen plumperen, ungeſchlachteren Vierfüßler gibt als dieſes doppelleibige Scheuſal. Auf dicken Beinen von kaum zwei Fuß Höhe ruht die ſchmuzige, dunkle Maſſe des Körpers, an Geſtalt einem Wollſacke gleich, in der Mitte zwiſchen den vier Stützen faſt die Erde berührend. Ueberaus häßlich iſt der Kopf, welcher an der Schnauze ſeine größte Breite erreicht und nach oben zu, wo die kleinen, ſpitzen, der Größe nach etwa einem Hunde zukommenden Ohren ſitzen, ganz beträchtlich ſchmäler wird. Auch die den Ohren naheſtehenden Augen ſind unverhältnißmäßig klein, deſto größer aber die mächtigen Naſenlöcher und die Hautwammen, welche die langen Stoßzähne, die fürchterlichen Hauer des Thieres, ganz und gar verdecken.

In ihrem Gebaren gleichen die Flußpferde den Schweinen. Wie dieſe, fühlen ſie ſich am liebſten in Sumpf und Sudel und ſcheinen nur, wenn ſie von gehöriger Schlammkruſte überzogen ſind, ſich wohl zu fühlen. Die, welche wir am See Ipe und an der Küſte angetroffen haben, waren harmloſe Thiere; doch berichten Reiſende aus Nord und Süd von boshaften Beſtien, welche ohne jegliche Veranlaſſung Vieh und Menſchen angreifen, zermalmen und zertreten. Solch tückiſche Wüteriche ſollen alte Junggeſellen ſein, welche ihrer Bosheit wegen von der Heerde ausgeſtoßen und nun im Einzelleben immer grimmiger und feindſeliger gegen alles Lebende wurden. Weibchen ſind, den Ausſagen aller Jäger zufolge, zumeiſt gutmütig und hängen mit ſtaunenswerther Liebe und Zärtlichkeit an ihren Jungen; angegriffen und verwundet, decken ſie die wehrloſen Kleinen mit ihrem Körper, ſtürzen ſich aber nicht, wie man der Größe des Thieres und der Wildheit einiger ausgearteten Burſchen nach vermuten ſollte, auf den Angreifer, um ihn zu vernichten.

Allerwärts werden die Flußpferde verfolgt und gejagt, theils wegen des Schadens, welchen ſie auf den Feldern anrichten, theils auch des Gewinnes halber. In Südafrika fängt man ſie in Gruben oder erlegt ſie durch die bekannten Klotzfallen, im Norden wie im Süden jagt man ſie mit Speren und, wo Europäer hinkommen, mit Feuergewehren. Die großartigſten Flußpferdjagden werden, wie wir von dem Bremer Reiſenden Mohr wiſſen, an den der Küſte nahegelegenen Seen des Natallandes von unternehmenden Engländern ausgeführt, welche die Thiere in einer Woche dutzendweiſe erlegen und aus dem Verkaufe der ein bis zwei Zoll dicken Haut nicht unbedeutende Summen gewinnen. Soviel wir wiſſen, wird dieſes panzerartige Fell hauptſächlich zu Kamelpeitſchen (Karbatſchen) und zu Spazierſtöcken zerſchnitten; eine einzige, mittelgroße Haut im Gewicht von acht bis zehn Centnern liefert zwei- bis dreihundert ſolcher Peitſchen. In beſonderer Weiſe behandelt, wird die für gewöhnlich filzartig ausſehende Maſſe hart, durchſcheinend, ja faſt durchſichtig und nimmt eine vorzügliche Politur an. Käme ſie in größeren Mengen in den Handel, ſo würde ſie gewiß, ſowol gehärtet wie auch gegerbt, die mannigfachſte Verwendung finden; zahlreiche Proben von Erzeugniſſen aus Flußpferdhaut haben bereits auf den großen Induſtrieausſtellungen zu London und Paris ausgelegen. In Oſtafrika verarbeitet man die Haut faſt ausſchließlich zu kleinen Schilden, welche namentlich beim Fechten mit dem Schwerte dienen.

Um derartige Schilde zu verfertigen, ſpannt man ein paſſendes, etwa zwei Fuß im Durchmeſſer haltendes Stück des feuchten Felles über einen im Boden eingerammten, eine Spanne hervorragenden Pflock, bindet es um dieſen feſt und läßt es trocknen. Die ſo entſtandene kegelförmige, faltige Kappe wird mittelſt einer Vorrichtung, welche dem Drehbogen der Uhrmacher gleicht, fein ſäuberlich abgedrechſelt, dann mit einigen Meſſingſtücken verziert und auf der inneren Seite mit einer Handhabe, gleichfalls aus Flußpferdhaut, verſehen. Größere und feinere, hornartig durchſcheinende Schilde von Backſchüſſelform kommen hauptſächlich aus Indien und Beludſchiſtan. Selbſtverſtändlich laſſen ſich auch aus dem Felle anderer Dickhäuter ſolche Schilde herſtellen.

Digitized by Google

Außer der Haut liefert das Flußpferd einige hundert Pfund von einem Fett, welches als ganz vorzüglich gerühmt wird. Das Fleiſch iſt nach der Verſicherung aller Jäger ſowol friſch als getrocknet von ausgezeichnetem Wohlgeſchmack und liefert einen nicht genug zu ſchätzenden Reiſeproviant. Die wenigſtens äußerlich mahammedaniſchen Neger der Oſtküſte verſchmähen es zumeiſt; wird dort ein Flußpferd getödtet, ſo begnügt man ſich, die in Europa ſehr begehrten Zähne auszubrechen (dieſe liefern, da ihre Maſſe außerordentlich hart iſt und niemals ſchwarz wird, einen vorzüglichen Stoff zur Fertigung künſtlicher Gebiſſe), den größten Theil der Haut aber ſowie alles Fleiſch und Fett läßt der in Vorurtheilen befangene Oſtafrikaner verderben und umkommen. Und doch würde man gerade hier einen reichen Gewinn von der Flußpferdjagd ziehen können, weil, die ungeſunde Weſtküſte Afrikas ausgenommen, dieſe Thiere vielleicht nirgends ſo nah an der Küſte vorkommen, mithin ſo bequem zu erlegen und zu verwerthen ſind. Ohne Uebertreibung darf man ſagen, daß ein Reiſender durch den Ertrag ſeiner Jagd allein ſeine Koſten decken kann, wenn er ſeine Beute bis in die kleinſten Theile richtig auszunutzen verſteht.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Ein Wort über die Kerbthiere des Binnenlandes und der Küste.

Vorherrschen der Geradflügler. — Termiten. — Die Katerlaken und ihre Laster. — Abenteuerliche Formen der Geradflügler. — Ostafrikanische Heimchen. — Netzflügler. — Artverhältnisse der Käfer. — Ihre häufigsten Gattungen. — Die Honigbiene. — Stechende Immen. — Ameisen und Schlupfwespen. — Schmetterlinge sind spärlich. — Tsetse- und Donderobostiege. — Wie man sich gegen „Moskito's" schützt. — Mannigfaltigkeit der Schnabelkerfe. — Eine gefährliche Wanzenart. — Destillircikaden. — Laternenträger. — Anhang über Spinnenthiere: Sonderbare Formen und Lebensweise. Tag- und Nachtspinnen. Spinnenseide. Gattenliebe. Ungefährlichkeit der hiesigen Skorpione. Holzböcke oder Zecken. Prachtvolle Pflanzenmilbe.

Was wir bisher über die Säugethiere sagten, genügt vielleicht, eine Vorstellung von dem Wilde zu geben, welches unser Gebiet, die Küste und das Innere, bevölkert; die Vögel, von denen wir einige schon bei den Abschnitten Sansibar und Mombas erwähnten, sind in dem vierten Theile dieses Werkes von Hartlaub und Finsch, den Großmeistern afrikanischer Vögelkunde, in ausgezeichneter Weise bearbeitet worden; unseren wenigen Bemerkungen über die beiden anderen Klassen der Wirbelthiere wissen wir Nichts hinzuzufügen, als daß wir Fische nur selten (einige Welsarten) beobachteten und von der Abtheilung der Schlangen große oder durch ihre Giftigkeit merkwürdige Arten gar nicht: dagegen glauben wir die Klasse der Kerbthiere, welche eine so große Rolle im Haushalte der Natur spielt, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu sollen. Wenn wir uns unterfangen, von den Kerfen des nur flüchtig von uns durchstreiften Landes zu sprechen, noch ehe Herrn Dr. Gerstäcker's wissenschaftliche Bearbeitung unserer Sammlungen fertig vorliegt, so geschieht Dies nur, um einige der auffälligsten und wichtigsten Formen hervorzuheben, deren Erwähnung bisher im Laufe der Erzählung keinen Platz gefunden hatte.

Bemerklicher als jede der anderen Ordnungen macht sich die der Geradflügler, an deren erster Stelle wir die kunstreichen und gesellig lebenden Termiten nennen müssen. Zwar treten die „weißen Ameisen", wie man diese Nagekerfe auch nennt, in Ostafrika nicht so häufig und verheerend auf, wie anderwärts; doch begegnet man ihnen überall, in den Wohnungen und auf dem Marsche. Dort bauen sie sich überwölbte Gänge in Holz und Lehm, hier schwärmen sie zur Begattungszeit umher, oder liegen mit abgebrochenen Flügeln hilflos am Boden, oder sind mit ihren ärgsten Feinden, den schwarzen Ameisen, in schnell endendem Kampfe begriffen. Spuren ihrer lichtscheuen, zerstörenden Thätigkeit sieht man auch nicht selten an Waarenballen, welche längere Zeit an der Erde gelegen haben, und ihre steinharten, hohen Burgen fallen allerorts ins Auge, in den Ebenen des Inneren sowol wie in der Nähe der Küste.

Digitized by Google

Weit auffälliger und läſtiger ſind die laufenden Geradflügler (Blattina oder ſchabenartige Thiere), die Stinkkerſe, wie man ſie auch paſſend nennen könnte, Geſchöpfe der widerwärtigſten Art in Anbetracht ihres häßlichen Ausſehens, ihrer unheimlichen Geſchwindigkeit und des verpeſtenden Geruches, welcher den meiſten anhaftet und allen von ihnen berührten Gegenſtänden mitgetheilt wird.

Iſt ſchon der bei uns häufig vorkommende „Ruſſe, Preuße oder Schwabe" ein Gräuel für Alle, die ihn kennen, ſo iſt es ſein größerer und unflätigerer Bruder in Sanſibar, die über die ganze Welt verbreitete amerikaniſche Schabe, der Kakerlak (Cockroach der Engländer) in noch höherem Grade. Mit Kakerlaken wird man ſchon auf dem Schiffe bekannt. In den Häuſern zu Sanſibar werden ſie Abends bei jedem Schritte läſtig; da ſitzen ſie an der Decke, huſchen an den Wänden hin oder ſchwirren durch die Luft, in den Wohnzimmern, in Küche und Vorrathsräumen, am liebſten aber in den geheimen Gemächern: wochenlang nach meiner Ankunft habe ich mich geſcheut, einen ſolchen Ort am Abende zu beſuchen, weil ich mit Schaudern daran dachte, daß eines der ekelhaften Geſchöpfe mir über die Haut laufen könnte. Nichts iſt vor ihrer Gefräßigkeit ſicher; Brod und Mehlvorräthe werden von ihnen angenagt und beſudelt, wollene Kleidungsſtücke zerfreſſen, wenn man ſie nicht häufig ausklopft und lüftet oder ſie in dichtverſchloſſene, mit Inſektenpulver und Kampher durchräucherte Kiſten legt. Einmal, bei einem Ausfluge, deſſen lange Dauer ich nicht vorausſah, hatte ich Dies verabſäumt; bei der Rückkehr fand ich alle meine Tuchkleider „beſchabt" und durchlöchert, ſodaß nicht ein Stück mehr brauchbar war. Sogar im Weine, in wohlverkorkten Champagnerflaſchen haben wir Kakerlaken und zwar noch lebend getroffen (in St. Paul auf Réunion bei der Rückkehr von Cilaos); wie ſie hineingekommen und wie es möglich geweſen, daß ſie in der kohlenſäurereichen Flüſſigkeit auch nur eine Stunde leben konnten, iſt uns allerdings ein Räthſel geblieben. Welch böſen Feind die Kakerlaken an dem Galago Sanſibars haben, iſt bereits (Bd. I. S. 64) erwähnt worden; auch eine prächtiggrüne Grabweſpe (Ambulex compressa Fabr.) ſoll ihnen in gefährlicher Weiſe nachſtellen.

Andere Schaben findet man in den Wäldern an der Küſte nicht ſelten unter feuchtem, faulenden Laube; unter ihnen gibt es, ſoweit Dies bei einer Schabe möglich, einige ziemlich hübſche, wenigſtens hübſch gezeichnete Arten.

Erfreulichere Erſcheinungen bieten uns die Gruppen der Fang- und Geſpenſtheuſchrecken (Mantis und Phasma), die räuberiſchen Gottesanbeterinnen mit ihren langen, übereinander gefalteten Vorderarmen, und die abenteuerlichen Formen der wandelnden Blätter, Aeſte und Fäden, denen man in den Grasebenen des Binnenlandes auf Schritt und Tritt begegnet. Von den nicht minder häufigen Laub- und Feldheuſchrecken (Locusta und Acridium) heben wir nur einige der auffälligſten hervor: die ſchlankgebauten Truxalis, die dickwanſtigen, ſtachlichen Hetrodes, die geharniſchten Pamphagus und ein ſchönes Acridium. Grabheuſchrecken ſind ſelten, doch ſieht man bisweilen eine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa) und hört noch häufiger ein Heimchen, welches wie die europäiſchen durch nächtliches, muſikaliſches Geräuſch den Menſchen erheitert oder ärgert, jenachdem es einzeln oder in Menge auftritt. Die in Oſtafrika vorkommenden Hausgrillen zeichnen ſich durch außerordentlich lange und zarte Fühlfäden aus; in ihrer Lebensweiſe kommen ſie den unſrigen faſt gleich: ſie halten ſich in Löchern und Ritzen verborgen oder ziehen ſich in dieſe zurück, ſobald ſie etwas Verdächtiges bemerken. Ihre Sprungkraft und Geſchicklichkeit iſt ſo groß, daß es ſelten gelingt, ſie „unterwegs" zu fangen; doch kommt man durch einige Uebung des Gehörs leicht dahin, mit faſt unfehlbarer Sicherheit den Ort ausfindig zu machen, von welchem her das Zirpen ertönt — die Sängerin aus ihrem Verſteck zu ziehen, iſt dann nicht ſchwer.

Ueber die letzten Gruppen der Ordnung, die Ohrenkriecher, Thierläuſe, Eintagsfliegen u. dgl., iſt nur zu bemerken, daß ſie in unſerem Gebiete wol in einzelnen Arten vorkommen, aber nicht ſo häufig und auffallend ſind wie in den gemäßigten Strichen Europas. Waſſerjungfern oder Libellen gewahrt man öfters an ſchilfbewachſenen Ufern der Bäche und Flüſſe.

Am wenigſten haben wir von der ohnehin ſchwachen Ordnung der Netzflügler (Neuroptera) geſehen. Erwähnenswerth iſt eigentlich nur der Ameiſenlöwe, die Larve einer Myrmeleonart, welche nicht ſelten an der Küſte in ſandigem Boden ihre Fangtrichter wühlt, in deren Grunde ſie auf Beute lauernd ſitzt.

Deſto reichhaltiger tritt die in mannigfacher Beziehung ausgezeichnete Ordnung der Käfer (Coleoptera) auf. Wir finden in Oſtafrika nicht gerade beſonders prachtvolle oder ungeheuerliche Arten wie in anderen Tropenländern, doch viele intereſſante und neue, was umſomehr überraſcht, als unſer Gebiet durch Bodenbeſchaffenheit und Pflanzenwuchs den benachbarten von Abyſſinien und Moſambik ſo nahe ſteht. Nach Gerſtäckers Unterſuchungen gehört weit über die Hälfte der von uns geſammelten Käfer neuen Arten an; am auffälligſten geſtaltet ſich dieſes Verhältniß bei der Familie der Laufkäfer (Carabiden), bei welcher von einunddreißig Arten fünfundzwanzig neu ſind; die bereits bekannten Arten ſind meiſt im Kapland und in Natal zuerſt gefunden worden. Unſere Sammlung beſteht hauptſächlich aus Läufern, Blatthörnigen, Schwarzkäfern, Spaniſch-Fliegen-Aehnlichen und Rüſſelkäfern (Carabiden, Lamellicornien, Melasomen, Vesicantien und Curculionen), wie man Das faſt überall in Afrika beobachtet hat.

Während die Geradflügler auch ziemlich dürres Land beleben, hängt das Vorkommen der Käfer weſentlich mit von dem Waſſerreichthum und der dadurch bedingten Pflanzenfülle ab. Die auf Raub angewieſenen großen Laufkäfer (Anthia, Polyhirma u. A.) machen hiervon eine Ausnahme, da man ſie häufig in dürrer Einöde über den Weg laufen ſieht; die lebhaften, flugfertigen Sandkäfer (Cicindelen) hingegen finden ſich nur da, wo es nicht an Waſſer fehlt.

Die Gyriniden und Histeriden gehören zumeiſt bekannten und weitverbreiteten Arten an. Von den prachtvollen Bupresten, welche in den Tropen ſoviele große und ſchöne Arten darbieten, haben wir nur wenige ſammeln können. Deſto häufiger fanden wir Roſenkäfer und Dungkäfer (Cetonien und Coprophagen). Merkwürdig iſt es, daß alle Thiere der letzteren Familie ſich faſt ganz auf die Gattungen Ateuchus, Gymnopleurus und Ontophagus beſchränken. Der berühmte Ateuchus sacer L., der heilige Käfer der Egypter, welcher durch die Kothpillen, in die er ſeine Eier legt, ſchon bei den Alten Aufmerkſamkeit erregte, fehlt auch hier nebſt vielen Verwandten nicht; die Maikäferähnlichen (Melolonthen) ſind ebenfalls durch mehrere Arten vertreten.

Ein ganz beſtimmtes, afrikaniſches Gepräge tragen die Mylabriden, die Verwandten unſerer ſpaniſchen Fliege; ſie nähern ſich ſehr den egyptiſchen Arten, welche durch breite, orangerothe oder gelbe Zeichnung auf den weichen, dunkelfarbigen Flügeldecken ſich auszeichnen.

Die ſehr zahlreichen, oft ſonderbar geſtalteten Schwarzkäfer (Melasomen) ſchließen ſich in ihrem Aeußeren eng an die des Kaffernlandes an, gehören jedoch faſt durchweg verſchiedenen Arten an. Wenig Auffälliges bieten die Rüſſelkäfer oder Curculionen, wennſchon Demjenigen, welcher nur die deutſchen Formen kennt, die langgeſtreckten, faſt fadenförmigen Brenthus, welche man öfters am ausfließenden Safte der Bäume findet, ſonderbar genug vorkommen. Langhörner oder Bockkäfer (Longicornien) ſind nicht ſehr artenreich, desgleichen die Blattkäfer (Chrysomelinen) und die Dreizehigen (Trimera), zu denen unſere Marienkäfer oder Coccinellen gehören.

Von den Hautflüglern oder Immen (Hymenoptera) haben wir ſchon öfters zu ſprechen Gelegenheit gehabt. Die Honigbiene der Inſel Sanſibar, der Küſte und des Inneren iſt dieſelbe (Apis mellifica L.), welche auch für uns arbeitet. Den dortigen Völkern wird ſie überaus nützlich durch ihren Honig und ihr Wachs; erſterer wird im Lande ſelbſt verbraucht, letzteres zum Verkauf an die europäiſchen Kaufleute nach der Küſte gebracht. Faſt überall in der Wildniß, ſelbſt wo man meint, daß nie ein Menſch hingekommen, findet man die ausgehöhlten Klötze aufgehängt, in denen die nützlichen Thiere ihre wohlgeordneten Staaten einrichten.

Das Geſchlecht der Weſpen und Hummeln iſt hauptſächlich an der Küſte durch viele Arten vertreten und wird durch die Menge ſeiner Angehörigen nicht ſelten läſtig. Namentlich die Grabweſpen (Pelopoeus und Scolia) richten zuweilen durch die Art und Weiſe ihres Neſterbaues einigen Schaden an, wennſchon dieſer niemals beträchtlich iſt. Ein eigenthümliches Ausſehen haben die hieſigen Hummeln (Xylocopa) durch die rothe und gelbe Farbe ihres Körpers und ihrer Behaarung. Sie ſcheinen nicht ſtechluſtiger zu ſein als unſere heimiſchen Arten; wenigſtens brachten unſere kleinen Sammelgehilfen in Mombas die Thiere in einer Weiſe, welche uns hierauf ſchließen ließ: ſie hatten den wildſummenden Immen einen langen Faden um die Einſchnürung ihres Leibes geſchlungen und ſie dann zu zehn oder zwölf an den Griff eines Stockes gebunden. Ebenſowenig hat man ſich vor ſtechenden Weſpen zu fürchten, wol aber vor den Bienen, wie aus dem Bd. I S. 305 u. a. O. Mitgetheilten erhellt.

Läſtiger als alle Ordnungsverwandte werden die in jeder Größe, Geſtalt und Farbe vorkommenden, fürchterlich bewehrten Ameiſen, von denen wir ſchon manches Stückchen erzählt haben. Eine rothe, ſehr ſchmerzhaft beißende, in Gebüſchen häufige Ameiſenart nennen die Suaheli bezeichnend „heißes Waſſer“ (madji moto). Unter den ungefährlichen, gewöhnlich nur einzeln (?) lebenden Ameiſen verdient eine Dorylusart ganz beſondere Erwähnung, weil man von ihr bisher nur geflügelte Männchen, niemals aber Weibchen und Arbeiter gefunden hat. Durch Beobachtung der Angehörigen dieſer Gattung, welcher Shuckard ihrer Merkwürdigkeit halber eine beſondere Abhandlung gewidmet hat, könnten ſpätere Reiſende ſich ein großes Verdienſt erwerben. Schlupfweſpen (Ichneumoniden) ſieht man verhältnißmäßig ſelten, vermutlich weil die ihrer Brut zur Nahrung und als Aufenthaltsort dienenden Raupen hier nicht in ſolcher Menge auftreten wie in Europa.

Die bei uns mit ſoviel Vorliebe geſammelten Schmetterlinge finden ſich in Oſtafrika ziemlich ſpärlich. An der Küſte ſieht man bisweilen größere Nachtſchmetterlinge und Eulen (Sphingidae und Noctuina); im Inneren aber habe ich nur einige Male in unmittelbarer Nähe des Waſſers (an den Nguruuga hinter Kiſuani, in den Flußthälern bei Uru und in Ndara) Tagſchmetterlinge beobachtet und gefangen, welche zumeiſt dem heimiſchen Schwalbenſchwanze nahe ſtehen, und täubchenähnliche Schmetterlinge in dem dürren Gebüſch bei dem Lager am Südoſtende des Jipeſees. Auffällig ſind leichte, ſchneckenförmige Gehäuſe, welche man an der Küſte bisweilen am Gezweige angeklebt ſieht, vermutlich die Bauten einer Pſyche- oder Sackträgerart.

Fliegen (Diptera) kommen dagegen in Menge vor und werden Menſchen und Vieh oft läſtig und verderblich. Wem wäre der ſchrecklich klingende Name Moskito nicht bekannt? Wer hätte nicht von der berüchtigten Tſetſefliege gehört, welche ganze Stämme zum Auswandern zwingt und weite Länderſtrecken veröden macht? Allerdings findet ſich die in Süd- und Nordafrika ſo häufige Tſetſe (Glossina morsitans Westw.) nicht gerade in den auf den Reiſen nach Tſchagga von uns durchzogenen Gebieten, ſondern mehr in den Ländern der

Galla und Somali (von ihr und von den Verwüſtungen, welche ſie dort anrichtet, wird ſpäterhin die Rede ſein); dafür aber gibt es hier eine Stellvertreterin in der den Eſeln gefährlichen Donderobofliege (ſ. Bd. I, S. 249). Von Bremſen-Arten (Tabanus), welche im Norden Afrikas das Vieh in oft unglaublicher Weiſe beläſtigen, hört man hier Nichts, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil die Heerden nicht in der ſonnigen Ebene weilen, ſondern zumeiſt auf ſchattigen und kühleren Bergen, wohin dieſe blutdürſtigen Fliegen ſich ſelten verirren.

Den größten Plagen iſt man oft durch Mücken der verſchiedenſten Art ausgeſetzt, weniger in dem Inneren als an der Küſte, an den Ufern der Flüſſe und an dem zeitweiſe überſchwemmten Meeresſtrande. Nicht ein Jeder ſcheint ihnen recht zu ſein, um ihren Durſt zu ſtillen, wenigſtens wird Dieſer mehr, Jener minder von ihnen gequält. Ich z. B. habe, während die Anderen unter ihren Fliegennetzen durch die fortwährende Angſt, geſtochen zu werden, in höchſte Aufregung geriethen, mich niemals ſehr über die Mücken oder, wenn man will, „Moskitos" zu beklagen gehabt. Vielleicht war auch die Art und Weiſe, in welcher ich mich gegen die tauſendmal verwünſchten Stechfliegen zu ſchützen ſuchte, beſonders wirkſam: ich legte mich Nachts auf die Seite, hüllte mich bis an den Hals in meine Wolldecke, bedeckte den Kopf mit einem breitkrempigen Hute, von welchem ein leichtes, ſeidenes Taſchentuch über das Geſicht herab fiel; die wenigen Blutſauger, welche ſich hinter meiner Verſchanzung befanden, waren bald geſättigt und ſomit unſchädlich. Auch durch Inſektenpulver-Tinktur ſoll man Fliegen und Mücken ſowie überhaupt alle anderen Kerfe fernhalten können.

Flöhe fehlen oder ſind wenigſtens nicht ſo häufig wie bei uns.

In faſt ebenſo großer Mannigfaltigkeit als die Geradflügler treten die Schnabelkerfe oder Halbflügler (Rhynchota oder Hemiptera) auf. Prachtvolle, bupreſtengleiche Schildwanzen (Callidea 12-punctata Fabr.) kommen neben unſcheinbaren Langwanzen vor, dicke Geſtalten neben ſpindeldürren, rieſengroße neben kleinen, und neben den Wanzen des Landes auch die des Süßwaſſers und ſchlanke, leicht über die Flut dahinſchreitende Meerwanzen. Die Gruppe der Cicaden iſt gleichfalls reich vertreten, wenn auch nicht durch ungewöhnlich ſchöne und große Arten; Läuſe ſollen in allen ihren abſcheulichen Spielarten vorkommen.

Die Bettwanze, dieſen fürchterlichen Plagegeiſt der gemäßigten Landſtriche, kennt man kaum, dagegen finden ſich an manchen Orten geflügelte Verwandte, deren Stiche weit ſchlimmere Folgen haben, als die harmloſen Scherze der Cimex lectularia L.; verwundet Einen ſolch ein Ungethüm an der Hand, ſo kann man ſicher ſein, daß der ganze Arm bis zum Halſe hinauf ſich mit zollgroßen, ſchmerzhaften Aufläufen bedeckt. Ob die rieſigen Waſſerwanzen (Nepa u. A.) ſich am Menſchen vergreifen, können wir nicht mit Beſtimmtheit ſagen; wir haben uns ihnen gegenüber aber jederzeit ſo benommen, als ob ihre Gefährlichkeit im Verhältniß zu ihrer Körpergröße ſtände. Eine Tugend haben die hieſigen Wanzen, ſoviel wir deren kennen: ſie ſtinken nicht, oder wenigſtens nicht in dem Maße wie unſere Bettgäſte oder die fatalen Baumwanzen (Pentatoma). Von einem beſonderen Schaden oder Nutzen, welchen dieſes Geſchlecht bringt, wiſſen wir Nichts zu berichten; vielleicht könnte man die ſaftausſondernde Thätigkeit einiger Cicaden als der Ausbeutung fähig bezeichnen, bis jetzt aber iſt die Flüſſigkeit, welche von gewiſſen, mit Cicadenarten beſetzten Bäumen faſt unabläſſig abtropft, nicht näher unterſucht worden. Ein maſſenhaftes Auftreten von Schnabelkerfarten — wie bei unſeren Feuerwanzen (Pyrrhocoris) und Blattläuſen (Aphidina) — haben wir nur in geringem Grade, bei einigen Langwanzen (Lygaeodes) und bei einer Laternenträgerart (Pyrops tenebrosa Fabr.), beobachtet.

Auch in dieſer Ordnung bietet, ſoweit die Durchſicht unſerer Sammlungen Dies erkennen läßt, das oſtafrikaniſche Küſtenland einige neue, intereſſante Arten.

Zum Schluſſe laſſen wir noch einige Bemerkungen über die Spinnenthiere folgen, welche den Kerfen in vielen Beziehungen nahe ſtehen. Spinnen findet man hier von einer ſeltenen Größe und Pracht, und ebenſo wie die Schönheit ihrer Färbung entzückt den Sammler auch die Wunderlichkeit ihrer Formen. Da gibt es Tarantel- oder Geißelſkorpione (Phrynus) mit fingerlangen, fürchterlich bewehrten Fangarmen, dornenbeſetzte, den Grapſus-Krabben ähnliche Gasteracantha, zwei- bis dreimal ſo breit als lang, und hühnereigroße Buſchſpinnen (Mygale); gepanzerte Arten, welche man kaum mit dem Finger zerdrücken kann, und weiche, leicht verletzbare; unſcheinbare, graue Spinnen und prachtvolle, meiſt in glänzendem Gelb, Schwarz und Silberhaar prangende Arten. Dem eingehenden Beobachter iſt vor Allem die Lebensweiſe und das Vorkommen der hieſigen Spinnen anziehend und lehrreich. Vom Meeresſtrande bis hinauf zu 14,000 Fuß Höhe am Kilimandſcharo haben wir Spinnen (eine Salticusart?) geſunden; hier hüpfen ſie wie unſere Jagdſpinnen in kurzen Sprüngen am Boden umher, dort bauen ſie Netze aus einer zähen, dunkelgelben Seide, welche den Wanderer bei dem Durchdringen des Gebüſches aufhalten, daß er bei ihrer Berührung faſt zurückprallt; an anderen Stellen aber wohnen Mygale-Arten heerdenweiſe in Erdlöchern, welche ſie mit einem genau paſſenden, in einem Gelenk beweglichen Deckel verſchließen (man erkennt dieſe Klappen, welche die Inhaberin bei ihren Ausflügen offen läßt, leicht durch den Seidenglanz ihrer inneren, überſponnenen Fläche). Die faſt durchgängige Zweitheilung in Tag- und Nachtthiere findet man auch bei den Spinnen wieder: die einen gehen bei Tag ihrem Raubgewerbe nach, und andere ſtürzen ſich zur Nachtzeit auf ihre Beute, wobei ſie durch ein unglaublich ſcharfes, die dickſte Finſterniß durchdringendes Geſicht unterſtützt werden. Das Verdienſt, hierauf aufmerkſam gemacht zu haben, gebührt dem ausgezeichneten Forſcher M. Vinſon, dem Verfaſſer eines trefflichen Werkes über die Spinnen Madagaskars und der Maskarenen, welches auf Koſten der Kolonialverwaltung von Réunion herausgegeben wurde. Faſt Alles, was Vinſon über die Lebensweiſe der dortigen Spinnen ſagt, gilt auch für die hieſigen, ja es ließen ſich vielleicht hier noch weiter gehende, merkwürdige Beobachtungen anſtellen, wenn einer der auf Sanſibar Anſäſſigen auf dem vorgezeichneten Wege fortſchreiten wollte. Eine hübſche Aufgabe wäre es auch, die Spinngabe der ſchönen, großen Epeira-Arten näher zu unterſuchen; Mancher, deſſen Aufmerkſamkeit durch die auf den Dächern der Häuſer ausgeſpannten feſten Gewebe erregt wurde, hat wol ſchon daran gedacht, daß dieſe wundervolle, gelbe Seide ſich vielleicht in größerer Menge erzeugen und vortheilhaft verwerthen ließe; zu einem ernſtlichen Verſuche iſt es aber (in Sanſibar) noch nicht gekommen.

Ueberaus auffällig iſt mitunter das Größenverhältniß der beiden Geſchlechter, namentlich bei der Gattung Epeira. Sieht man ein ſo winziges, unſcheinbares Männchen auf dem Rücken der dicken, prächtig gekleideten Gattin umherſpazieren, das eine ſo groß wie eine Erbſe, die andere wie eine kleine Wallnuß, ſo kann man ſich anfangs gar nicht denken, daß die beiden, ſo grundverſchiedenen Geſchöpfe derſelben Art angehören ſollen; hat man ſich aber von der Wahrheit des Sonderbaren überzeugt, ſo muß man zu der Anſicht kommen, daß ein ſolches Weibchen eine Schreckensherrſchaft über ihren Eheherrn ausüben könne. Daß Dies wirklich der Fall iſt, hat man nicht ſelten Gelegenheit zu bemerken, wie es ja auch von unſeren Spinnen bekannt iſt, daß ein Weibchen ihren Gatten gemütlich verſpeiſt, nachdem es ſich eben ſeiner Zärtlichkeit erfreut hat.

Dem Menſchen gefährlich iſt keine dieſer Spinnen. Ebenſowenig ſind es die kleinen und mattgefärbten Skorpione; man fürchtet ſie weit weniger als die Hundertfüßler, von deren

Gift wir ſchon früher (Bd. I. S. 54) ſprachen. Auf der Reiſe ſowol wie im Lager und zu Hauſe haben wir und unſere Leute bisweilen Skorpione gefunden, aber niemals ſind wir von ihnen beläſtigt worden. Einmal beim Inſektenfange fiel mir einer dieſer bewehrten Burſchen in den Aermel zwiſchen Hemd und Fleiſch; ich ſchüttelte mich ein wenig, und das Thierchen fiel zu Boden, ohne mir Etwas zu Leide zu thun.

Weit unangenehmer werden die Holzböcke, Zecken oder Wildläuſe (Ixodea). Scheinbar harmlos und mit eingefallenem Bauche ſitzen ſie an den Grashalmen; kommt ihnen aber irgend ein Geſchöpf nahe, ſo hängen ſie ſich an und füllen in kurzer Zeit den Wanſt mit Blut. Sie quälen die frei umherſchweifenden Thiere ſowol wie das gezähmte Vieh, ſaugen ſich an Eſeln und Hunden feſt und verſchonen ſogar den Menſchen nicht mit ihrer Schmarotzerei. Merkwürdig war es mir, auf einer großen Waraneidechſe eine harthäutige Zecke zu finden, welche dieſelbe ſchwarze und gelbe Färbung und Zeichnung hatte wie der Gaſt, von deſſen Säften ſie ſich nährte; hierdurch wurde es mir wahrſcheinlich, daß die meiſten Thierarten von beſonderen Zecken heimgeſucht werden, wie ja auch anderes Ungeziefer, Flöhe, Läuſe und dgl., nicht überall umher ſchmarotzen, ſondern auf ganz beſtimmte Geſchöpfe angewieſen ſind.

Endlich erwähne ich noch eine prachtvolle, purpurrothe Pflanzenmilbe (Trombidium tinctorium Fab.) mit ſammetartigem, weichen, mattglänzenden Körper, durch Geſtalt und Färbung unſerem kleinen Trombidium holosericeum L. ähnlich, aber von der Größe einer Bohne; wir haben ſie an dem Weſtufer des Jipeſees nicht weit von ſeinem Ausfluß in Menge gefunden.

Die oſtafrikaniſche Inſelwelt.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigſter Abſchnitt.

Madagaskar.

Die Gruppe der oſtafrikaniſchen Inſeln. — Madagaskar, ein mangelhaft bekanntes Land. — Grandidier über Süd-Madagaskar. — Schätze der drei Reiche. — Eigenthümlichkeiten der Flora und Fauna. — Ein ausgeſtorbener Rieſenvogel. — Urſprung der Bevölkerung. — Sakalaven und Hova's Kampf um die Oberherrſchaft. — Sieg der Liebe. — Erſte Verſuche europäiſcher Mächte, ſich auf Madagaskar feſtzuſetzen. — Franzöſiſcher Einfluß. — Radama I. — Bemühungen der Engländer. — Umgeſtaltung des Heer- und Staatsweſens. — Huldigung aller Häuptlinge der Inſel. — Radama's Tod. — Blutherrherrſchaft der Königin Ranavalona. — Segensreiches Wirken Laborde's. — Der Kronprinz Rakoto. — Beziehungen zu Europa. — Die Beſchießung von Tamatave und ihre Folgen. — Ellis und Lambert in Tananarivo. — Der Sturm bricht los. — P. Jonen wieder am Platze. — Rakoto kommt als Radama II. ans Ruder. — Europäiſcher Einfluß auf ſeiner Höhe. — Sitten, Glaube und Staatsverhältniſſe der Madagaſſen. — Baron von der Decken in Minterano. — Fahrzeuge der Eingeborenen. — Die Barre. — Lage der Stadt und Einrichtung der Hüttten. — Aeußeres der Sakalaven. — Beſuch bei den Statthaltern. — Die Königin Naruva von Menabé. — Ihre Zuthulichkeit. — Nächtlicher Tanz der Frauen. — Der Schooner im Fluſſe. — Verkehr mit den Bewohnern, ihre Sittlichkeit. — Quellen des Fluſſes. — Fahrt nach Kanatzi. — Der Häuptling und Schmied. — Im Ebenholzwalde. — Jagdbeute. — Letzte Stunden in Kanatzi. — Ein franzöſiſches Kriegsſchiff in Minterano. — Beleidigte Ehemänner. — Die Etincelle und ihr Auftrag. — Ausflug ſüdwärts. — Kapitän John White. — Am Siſibmigifluſſe. — Beſtrafte Mißgunſt. — Beſuch am Lande. — Bei ſchlechtem Wetter zurück nach Minterano. — Rückfahrt nach Sanſibar mit fünfzig Ziegen an Bord. — Fürchterlicher Seeſturm. — Die Etincelle verſchollen.

In dem wunderreichen warmen Meere zwischen den südlichen Ausläufern der alten Welt liegt „die Perle der Inseln“, ein gelobtes Land für Naturforscher und Reisende, für gewinnlustige Händler, für Sendboten jeden Bekenntnisses, welche sich Seelen, und für Staaten, welche Besitz und Herrschaft zu gewinnen streben — Madagaskar, die große afrikanische Insel, die drittgrößte des Erdballs. Gleichwie Amerika durch eine gewaltige Naturkraft von der Ländermasse der östlichen Erdhälfte losgerissen zu sein scheint, so sieht Madagaskar aus wie ein im Süden von Mosambik abgelöstes Stück Afrika. Im Norden und Osten gruppiren sich punktgleiche Inselchen um das mächtige, an Flächengehalt etwa Frankreich gleichkommende Eiland: die Komoren, Amiranten, Seschellen und Maskarenen, alle durch Lage, Bodenbeschaffenheit und Erzeugnisse dem „großen Lande“ zugehörig, mit ihm ein scharf gekennzeichnetes Gebiet bildend, die ostafrikanische Inselwelt.

Soviele Reisende auch Madagaskar besucht haben, man weiß im Ganzen erst wenig von der schönen, großen Insel. Wer freilich die mit Gebirgszügen, Flüssen und Namen bedeckten Karten betrachtet, muß glauben, daß der Entdeckungsreisende dort wenig mehr zu thun habe. Aber diese Gebirge sind Trugbilde der Zeichner, die Flüsse theilweise nicht vorhanden oder von anderem als dem angegebenen Lauf,

und die Namen ſind hauptſächlich das Ergebniß von Erkundigungen — ſind doch ſelbſt die Küſtenumriſſe nur äußerſt mangelhaft gezogen. Bekannt iſt uns nur die nördliche Provinz Ankara, die Oſtküſte von St. Marie bis Mananzari und der zum Theil am Strande hin, zum Theil durch dichten Wald führende Weg nach Tananarivo ſowie die Umgebung der Hauptſtadt. Um ein Beiſpiel unſerer Unkenntniß zu geben, führe ich ein Wort meines Freundes Alfred Grandidier an, welcher ſeit einigen Jahren ſich die Erforſchung Madagaskars zur Aufgabe gemacht hat. „Die Reiſenden," ſagt er in der Einleitung zur Beſchreibung des von ihm entdeckten Propitheeus Verreauxi, „welche die Landſchaft Ankova beſuchten, welche die prächtigen Reis- und Getreideſelder der Oſtküſte ſahen oder durch die großen, ſchönen Wälder von Ankara zogen, haben uns immer den üppigen Pflanzenwuchs Madagaskars und die unvergleichliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens in den glänzendſten Farben gemalt; ſie ſprechen ausnahmslos von dem „Zauber dieſer herrlichen Inſel, deren Luft durchdrungen iſt von den Wohlgerüchen der lieblichſten Pflanzen, deren immergrüne Gehölze die Glut der Sonne mildern". Wie war ich überraſcht, nur Wüſten zu finden, wo ich lachende Landſchaften mit Fruchtfeldern und volkreichen Dörfern erwartete, eine troſtloſe Trockenheit, wo ich, von den Karten betrogen, Waſſerläufen auf jedem Schritte zu begegnen hoffte! Die Beſchreibungen, welche wir ſo oft geleſen und bewundert haben, gelten nicht für jene unermeßlichen Strecken im Süden, welche bis zu dieſem Tage unerforſcht geblieben waren; und wenn die Natur all ihre Schätze verſchwenderiſch über gewiſſe Gebiete der Inſel ausſchüttete, ſo hat ſie andere vernachläſſiget: der ganze Raum weſtlich und ſüdlich von 31° 20′ ſüdlicher Breite und 47° öſtlicher Länge von Greenwich iſt eine weite, ſandige, ſchattenloſe Ebene, ein 350 bis 500 Fuß hohes Plateau, welches kaum einige niedrige Hügelketten aufzuweiſen hat; in ihm ſind Flüſſe (man zählt deren nur vier auf einer Küſtenlänge von ſechshundert Meilen, und von dieſen iſt keiner ſchiffbar) ja ſelbſt kärgliche Waſſerſammlungen eine Seltenheit."

Wie ſich aus der eben angezogenen Stelle ergibt, hat Madagaskar in dieſem Punkte viel Aehnlichkeit mit dem afrikaniſchen Feſtlande, welches gleichfalls hier die üppigſte Fruchtbarkeit, dort wieder dürre Einöden zeigt. Dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe ſind theils durch die Beſchaffenheit des Bodens, theils durch die Richtung der Winde bedingt: das nördliche, von einer 8000 bis 10,000 Fuß hohen Kette von Granit- und Baſaltbergen durchzogene Madagaskar, im Bereiche der feuchtigkeitbringenden Monſune gelegen, iſt eines der reichſten Länder, Südmadagaskar hingegen, ein erſt in jüngerer Zeit dem Meere entſtiegenes Land, von verhältnißmäßig trockenen Paſſatwinden beſtrichen und ohne bedeutende Höhenzüge, welche dieſen ein wenig Waſſer entziehen könnten, iſt ſo unfruchtbar, wie eine Sandwüſte nur ſein kann, und läßt allein in der Nähe der ſpärlichen Waſſerläufe einiges Gedeihen zu.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, die Naturgeſchichte Madagaskars ausführlich zu behandeln; nur einen Ueberblick wollen wir geben über die Reichthümer, welche das herrliche Eiland birgt, und über einige der auffälligſten Formen des Thier- und Pflanzenreichs.

Madagaskar bietet vor Allem ein treffliches Eiſenerz, aus welchem die Eingeborenen ſeit Jahrhunderten das Metall gewinnen, und dazu die ſchönſte, ſchwefelfreie Steinkohle. Bei der Geſchicklichkeit der Madagaſſen müßte es ein Leichtes ſein, ausgedehnte Hüttenwerke anzulegen und mit den Erzeugniſſen derſelben den ganzen Oſten zu verſorgen. Außerdem gibt es Anthracit und Braunkohlen; alle dieſe Brennſtoffe und namentlich die Steinkohlen würden gerade hier von außerordentlichem Werthe ſein, weil im indiſchen Meere die von Dampfern und Zuckerfabriken gebrauchten Kohlen, welche mit ungeheuren Koſten von Europa herbeigeſchafft werden müſſen, drei- bis fünfmal ſo theuer zu ſtehen kommen als bei uns. Von anderen Bodenerzeugniſſen erwähnen wir ſilberhaltiges Bleierz, Kupferkies, Gold und edle

Steine sowie ausgezeichnete Bausteine, Porzellanerde, Marmor, Kreide und Steinsalz. Hierdurch sind, da es an gelehrigen Arbeitern nicht fehlt, die Grundbedingungen zu einer blühenden Gewerbs- und Handelsthätigkeit gegeben, umsomehr, als die Handelslage der mit den schönsten Häfen ausgestatteten Insel eine ausgezeichnete ist.

Nicht weniger bietet dem Menschen das Pflanzenreich. Die Lage der Insel in dem heißen Erdgürtel und ihre Erhebung bis zu den Grenzen des Pflanzenwuchses, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Feuchtigkeit der Luft auf der größeren, nördlichen Hälfte lassen uns schon im Voraus erkennen, daß hier alle Nutzpflanzen der Erde gedeihen müssen. Eine Aufzählung derselben wäre überflüssig, bemerkt sei nur, daß die hauptsächlichsten Kulturgewächse bereits mit größtem Vortheil erbaut werden: fast ohne Zuthun des Menschen wachsen hier das Zuckerrohr, von welchem es eine der Insel eigenthümliche Abart gibt, die Baumwollstaude, der Tabak, Kaffee, Kakao, Indigo, Gewürze, über ein Dutzend öl- und harzerzeugende Gewächse, europäisches Getreide, Wein und Früchte der gemäßigten Himmelsstriche; dazu bringt das Land eine Menge Faserstoffe hervor, welche sich zu den schönsten und festesten Geweben, und Hölzer, welche sich zum Häuser- und Schiffsbau sowie zu feinen Tischlerarbeiten eignen. Bis jetzt hat von allen Erzeugnissen des Pflanzenreiches der Reis die größte Wichtigkeit erlangt, da er von besserer Beschaffenheit ist als der beste indische und in solcher Menge erzeugt wird, daß Bourbon und Mauritius ganz, das portugiesische Ostafrika, Sansibar und andere Gebiete zum Theil damit versorgt werden.

Wie die Maskarenen durch ihren Reisbedarf von Madagaskar abhängen, so sind sie auch angewiesen, ihr Schlachtvieh, Ochsen, Schafe und Schweine, von dort zu beziehen. Dampfer und Segelschiffe bringen ihnen von Tamatave und Foulepoint aus in regelmäßigen Fahrten alle diese Lebensbedürfnisse; fiele diese Zufuhr aus, die Bewohner beider Inseln müßten verhungern. Wir könnten noch von dem Geflügel sprechen, mit welchem die vorüberfahrenden Schiffe sich versorgen, von den trefflichen Fischen, von den nutzbaren Karett- und Riesenschildkröten, von den Erzeugnissen der madagassischen Bienen und Seidenwürmer, doch würde man hierdurch nicht mehr erfahren, als was bereits bekannt: daß Madagaskar eines der gesegnetsten Länder der Erde ist.

Einiger Eigenthümlichkeiten der madagassischen Flora und Fauna müssen wir noch gedenken. Bambusе, Palmen, Orchideen und Farne scheinen auf der großen Insel einen ihrer ausgezeichnetsten Verbreitungsbezirke zu haben. Ellis erzählt von Wäldern, welche hauptsächlich aus Arekapalmen bestehen, und kann die Schönheit und Wunderlichkeit der hiesigen Orchideen, von denen er eine Menge neue Arten mit nach Europa brachte, nicht genug bewundern. Eine der Insel eigenthümliche Palme, Sagus Ruffia oder Raffia, ist für die Eingeborenen von größter Wichtigkeit, da sie ihnen den Stoff zu ihren Geweben, zu ihren Matten und Kleidungsstücken liefert; die hieraus gefertigten, Lal und Ramba genannten Tuche, welche sich durch Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit auszeichnen, würden gewiß auch in Europa Beifall finden, namentlich als Ueberzüge für Stühle und Sofas. Eine Grasart, deren Namen wir nicht erfahren konnten, dient zu Flechtwaaren von unübertroffener Weiche und Zartheit.

Höchst charakteristisch für Madagaskar ist der berühmte „Baum des Reisenden“ (Ravenala der Madagassen), welcher im Anfangsbilde dieses Abschnittes dargestellt ist, ein Verwandter der Bananenstaude. Der Name des sonderbaren, wie breitgedrückt aussehenden Gewächses rührt daher, daß da, wo die Blattstiele dem Stamme angefügt sind, zu allen Zeiten eine Menge Wasser sich findet, welches den Reisenden zur Erquickung dient. Ueberaus auffällig ist auch die Redala, ein im Umfange bis sechzig Fuß messender Baum ohne Zweige und Aeste, mit nur wenigen, an kurzen Stengeln sitzenden Blättern in der Höhe

des Stammes; ſein Holz iſt ſo leicht, daß ein daraus gefertigtes, langes Boot bequem von zwei Knaben getragen werden kann. Nach dieſer Beſchreibung Wallace's ſcheint die Nedala, im Aeußeren wenigſtens, der Adanſonia ähnlich zu ſein.

Eine traurige Berühmtheit hat der Tange- oder Tanginbaum erlangt, deſſen Fruchtkern bei den Gottesgerichten der Madagaſſen Anwendung findet. Das Trinken des aus der Bohne bereiteten Gifttrankes hat in den meiſten Fällen den Tod oder lebenslängliches Siechthum zur Folge; dennoch aber, und obgleich dieſe Unſchuldsprobe jetzt geſetzlich abgeſchafft iſt, erbieten die Madagaſſen, in unbegreiflichem Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Götter, ſich bei den geringſten Streitigkeiten zum Tangin-Trinken, etwa wie bei uns der Pöbel Alles durch Fluchen und Schwören zu erhärten bereit iſt. Wirkt der Tangin nicht in ſo ſchrecklicher Weiſe, ſo war zumeiſt Prieſtertrug im Spiele — die Gabe des Giftes wurde verringert, oder ein Gegengift, ein Brechmittel u. dgl. beigefügt.

Der Thierwelt Madagaskars fehlen die Ungeheuer, welche das Feſtland von Afrika bevölkern; das größte wilde Thier, welches auf der Inſel vorkommt, iſt der Büffel und nächſtdem das in mehreren Arten verbreitete Schwein. Ihr eigenthümliches Gepräge erhält die Fauna Madagaskars durch die Halbaffen, die Lemuren, Propithekus, Indris, Chirogalen und Andere. Wie überwiegend das Vorkommen dieſer Thiere iſt, ergibt ſich aus jeder auf Madagaskar zuſammengebrachten Sammlung. So hatte Grandidier unter neununddreißig Arten der von ihm erbeuteten Säuger zweiundzwanzig Lemuriden im weiteren Sinne. Unter dieſen befinden ſich mehrere bisher unbekannte, und deren Anzahl wird faſt durch jede Reiſe um einige neue vermehrt. In ihrem Aeußeren, in Weſen und Lebensweiſe ſtehen einige der Lemuriden Madagaskars dem Galago Sanſibars nahe; ſelbſtverſtändlich bietet eine ſo große Familie eine Menge Abweichungen und Sonderbarkeiten dar. Die merkwürdigſten Geſchöpfe dieſer Art ſind jedenfalls Propitheeus diadema Benn. und der von Grandidier entdeckte Propitheeus Verreauxi, halbnächtliche Thiere von weißgelblicher Farbe welche hauptſächlich in den dürren Gebieten im Süden und Südweſten der Inſel zu Hauſe ſind.

Großes Aufſehen erregte ſeiner Zeit ein erſt neuerdings lebendig nach Europa gebrachtes Wunderthier, welchem die Männer der Wiſſenſchaft lange keine Stellung in ihren Lehrgebäuden anzuweiſen wußten, das Aye-Aye (Chiromys Madagascariensis Geoff.), der Eichhornmaki oder das Fingerthier, ein Mittelding zwiſchen Eichkatze und Lemur, zwiſchen Nagethier und Affe, ein Thier, welches ebenſoviel Sonderbarkeiten in ſeiner Lebensweiſe hat wie im Baue ſeines Körpers.

Noch lange könnten wir fortfahren mit der Aufzählung der merkwürdigſten Formen einzig der Säugethiere, welche faſt durchaus unſerer Inſel ausſchließlich angehören; doch laſſen wir es mit dieſen wenigen Typen bewenden und nennen nur den Tanrek oder Borſtenigel noch, einen auf Madagaskar und den Komoren in mehreren Arten verbreiteten Inſektenfreſſer von der Größe unſeres Maulwurfes.

Nicht endigen würden wir, wollten wir auch nur das Merkwürdigſte der übrigen Thierklaſſen hervorheben: die Kraft der hieſigen Natur, Eigenthümliches und Sonderbares hervorzubringen, iſt ſo groß, daß man, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, unter den zweihundert bis 1861 bekannt gewordenen Vögeln Madagaskars ſechsundneunzig eingeborene gefunden hat, und in einer neueren Sammlung (Grandidier's) unter hundertfünfzig Arten vierundneunzig, ein Verhältniß, wie es wol nirgends wieder vorkommt. Dabei gibt es unter ihnen die außerordentlichſten Geſtalten, welche, wie der um die Vogelkunde Afrikas hochverdiente Hartlaub ſagt, „jeden bekannten Typus verläugnen und unſerem Bemühen, ſie natürlich zu klaſſificiren, die größten Schwierigkeiten entgegenſetzen“. Aus dieſem Grunde fühlten ſich

auch manche Forſcher verſucht, Madagaskar als eigenen Welttheil und Schöpfungsmittelpunkt zu betrachten.

Eines Wortes müſſen wir noch den ausgeſtorbenen Rieſenvogel Madagaskars würdigen, den Aepyornis maximus Geoff. Man kennt Nichts von ihm als die Eier; ſie übertreffen die des Straußes fünf- bis ſechsmal an Größe, ein einziges hat ungefähr ſoviel Inhalt als hundertfünfzig Hühnereier. Dieſes merkwürdige Geſchöpf, von deſſen Geſtaltung und Größe wir keine richtige Vorſtellung haben, wohnte in dem öden Süden der Inſel; die letzten ſeines Stammes ſcheinen noch gelebt zu haben, als das Land ſich zu bevölkern begann, wennſchon keine Ueberlieferung Dies nachweiſt.

Der Ausſpruch eines berühmten Reiſenden, daß in Afrika die Völkerkunde den anziehendſten Gegenſtand der Forſchung bildet, gilt in erhöhtem Maße für Madagaskar. Durch die Einwohnerſchaft dieſer großen Inſel kommt ein völlig neues Element in das afrikaniſche Völkergewimmel, ein Element, welches für Fortſchritt und Geſittung vielleicht befähigter iſt als ſelbſt das hochſtehende Volk der Araber. Ueber den Urſprung der Madagaſſen läßt ſich etwas Beſtimmtes nicht ſagen, doch iſt ſoviel beinahe gewiß, daß die heutige Bevölkerung nicht eine eingeborene, ſondern eine eingewanderte iſt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kamen die erſten Anſiedler von dem benachbarten Afrika herüber, dunkelfarbige, dem Kaffernſtamm angehörige Neger (in dem Bd. I. S. 75 gefaßten Sinne); auch Menſchen von weißer Hautfarbe ſollen in früheſten Zeiten auf Madagaskar ſeßhaft geweſen ſein und hier eine gewiſſe Herrſchaft ausgeübt haben — vermutlich Araber, welche auf ihren Zügen noch vor Beginn unſerer Zeitrechnung ſich hier niederließen. Dieſe Einwanderung wurde ſpäter überflügelt durch Anſiedler malaiiſchen Stammes, welche, durch Wind und Strömung begünſtigt, von dem aſiatiſch-auſtraliſchen Inſelmeere den Weg hierher fanden. Ob dieſe verſchiedenen Beſtandtheile ſich rein und voneinander getrennt erhielten, oder ob ſie ſich mannigfach vermiſchten und ſo ein neues Volk bildeten, wiſſen wir nicht, doch iſt Erſteres das Wahrſcheinlichere; denn noch jetzt iſt die Bevölkerung Madagaskars in zwei große Gruppen geſchieden, in die dunkelfarbige der Sakalaven und in die hellere, olivenbraune der Hova — von den einſtmaligen arabiſchen Anſiedlern findet man nur wenige Spuren.

Gemäß der Lage ihrer Heimat haben dieſe beiden verſchiedenen Stämme ihren Sitz auf verſchiedenen Seiten der Inſel, die Hova im Oſten und im Inneren, die Sakalaven im Weſten. Urſprünglich mögen letztere zahlreicher und mächtiger geweſen ſein; ihre Ueberlieferungen erzählen von manchem Heldenkönige, welcher erobernd durch das Land zog und ſeinen Nachkommen die Herrſchaft über die große Hälfte der Inſel ſicherte: im Laufe der Zeiten aber entwickelten ſich die höher begabten Hova gedeihlicher, und jetzt ſind ſie die unbeſtrittenen Herren Madagaskars, wenigſtens wagen die ihnen unterworfenen Stämme nach jahrzehendelangen blutigen Kämpfen keinen Widerſtand mehr.

Die Geſchichte des Kampfes um die Oberherrſchaft auf Madagaskar iſt traurig, aber auch erhebend, jenachdem man ſie betrachtet. Weite Strecken Landes ſind verwüſtet, tauſende von beiden Stämmen vernichtet, tauſende der Sakalaven zur Auswanderung getrieben worden: aber in dieſen Kämpfen iſt die den Fortſchritt und die Bildung vertretende Hovamacht erſtarkt zu einem mächtigen, verhältnißmäßig wohlgegliederten und wohlgeordneten Staate, welcher Bürgſchaften für fernere, ſegensreiche Entwickelung bietet, und in ihm treten Herrſcher auf, denen ſich eine gewiſſe Größe nicht abſprechen läßt, ſo ſchwer es auch vielen von uns wird, Tugenden an Andersfarbigen anzuerkennen. Der Name Radama, welchen zwei Hovakönige ruhmvoll führten, wird immer einen guten Klang in der Geſchichte haben; er überſtralt durch ſeinen Glanz die Schwächen ſeiner Träger.

Als in Europa das franzöſiſche Kaiſerreich zertrümmert ward, entſpannen ſich auf Madagaskar die erſten Zwiſtigkeiten zwiſchen Hova und Sakalaven. Rabudu, Königin von Menabé, wollte ſich von ihrem Gemahle Miakala trennen, wurde aber von dieſem nicht freigegeben. Ihr Vetter, der Hovakönig Radama I., benutzte dieſen Vorwand, um von ſeiner Hauptſtadt Tananarivo aus mit Heeresmacht in Minterano einzufallen. Inzwiſchen ſtarb Miakala; darauf hin zogen ſich die Truppen mit einiger Beute und den erhaltenen Geſchenken nach Ankova, dem Stammlande der Hova, zurück.

Miakala hatte drei Söhne hinterlaſſen, Ramidra, Ulilatſi und Kelſambaie. Erſterer beſtieg nach längeren Streitigkeiten mit ſeinen Brüdern den väterlichen Thron. Ulilatſi flüchtete ſich nach Tananarivo, um hier Schutz und Hilfe zu ſuchen. Radama nahm den Vertriebenen freundlich auf; die Gelegenheit, in Menabé einzuſchreiten, welche ſich durch dieſen bot, war ihm überaus willkommen, denn er hatte ſchon längſt mit innerem Grimme zugeſehen, daß einige Hovagebiete den Sakalaven zinsbar waren. Zuerſt knüpfte er mit Ramidra Verhandlungen an; da dieſe jedoch zu keinem Ergebniſſe führten, ſchickte er im Jahre 1820 ein Heer in ſeines Nebenbuhlers Land. Der Feldzug fiel unglücklich aus. Radama verlor indeſſen den Mut nicht, er ließ ſeine Truppen beſſer ausrüſten und brachte unter kräftigſter Unterſtützung ſeiner Großen und des ganzen Volkes eine neue Streitmacht von 70 bis 80,000 Mann zuſammen. Auch dieſe Unternehmung hatte ein trauriges Ende: der zahlloſe Troß des auch von Weibern begleiteten Heeres erſchwerte deſſen Vorwärtskommen und Verpflegung; der Feind ſtellte ſich nicht in offener Feldſchlacht, ſondern zog ſich überall zurück, nachdem er die Lebensmittel bei Seite geſchafft und die Felder verwüſtet hatte — um ein Drittel ſchwächer, durch Hunger und Fieber beinahe aufgelöſt, mußte die Kriegsmacht Radamas zu Ende der guten Jahreszeit zurückkehren.

Da gab es große Trauer im Lande, da war faſt keine Familie, welche nicht einen der Ihrigen zu beklagen gehabt hätte. Trotzalledem gaben König und Volk die Hoffnung nicht auf; ſie rüſteten ſich zu neuem Kampfe, ſuchten jedoch die früheren Urſachen ihres Mißgeſchickes zu vermeiden. Vor Allem wurden die Soldaten noch beſſer geſchult; dann ließ man nur tüchtige Krieger nebſt den unbedingt erforderlichen Trägern Theil nehmen; damit aber Diejenigen, welche zu Hauſe blieben, auch das Ihrige bei dem großen Unternehmen thäten, mußten ſie, ein Jeder nach ſeinem Vermögen, Geld und Waffen beiſteuern. 13,000 Mann auserleſene Truppen und 7000 Träger zogen im März des Jahres 1822 (?) unter dem Jubel der Bevölkerung aus. Schneller als vordem erreichten ſie das Gebiet von Menabé, ungeſtüm nahmen ſie die tapfer vertheidigte Feſtung Ramidra's; der offene Kampf aber, den zu beginnen ſie vor Begierde brannten, kam bei des Feindes geſchicktem Zögern nicht zu Stande, und beinahe wären ſie wiederum unverrichteter Dinge heimgekehrt, hätte Radama nicht plötzlich ſeinen Kriegsplan geändert. Er ſah, daß dieſem Gegner durch Gewalt der Waffen allein nicht beizukommen war und erreichte durch Verhandlungen, was der Schlachtengott ihm verſagt: er heirathete ſeines Feindes Tochter und ſchloß mit ihm einen ehrenvollen Frieden.

Von dieſer Zeit an blieb, kleinere Wechſelfälle ungerechnet, das Glück den Hova treu; ſie unterwarfen ſich nach und nach den größten Theil der Inſel bis hinauf nach Norden und erhielten das Volk durch die Feſtungen, welche ſie überall anlegten, mit verhältnißmäßig geringer Streitmacht in Gehorſam.

Allein hat Radama ſeine Thaten freilich nicht vollführt; ohne den Beiſtand einiger ihm ergebenen Europäer würde er jedenfalls nicht das Ziel ſeines Ehrgeizes erreicht haben. Dennoch gebührt ihm das Verdienſt, die Wichtigkeit europäiſcher Künſte erkannt und die Dienſte der Fremden geſchickt benutzt zu haben, ohne dadurch ſeine Herrſchaft im eigenen Lande zu gefährden. Ein kurzer Rückblick auf die Geſchichte der fremden Einwir-

kungen, welche wir ſchon beiläufig erwähnten, mag dazu dienen, einiges Licht auf die allmähliche Entwickelung der madagaſſiſchen Zuſtände zu werfen.

Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts war es den Franzoſen nach mehrfachen unglücklichen Verſuchen geglückt, an einigen Punkten der Küſte von Madagaskar Fuß zu faſſen und ſogar im Inneren großen Einfluß zu gewinnen; ſie betrachteten bereits die Inſel als franzöſiſches Eigenthum und ſahen mit größter Hoffnung der Zukunft entgegen. Da verdarb die Ungeſchicklichkeit ihrer Beauftragten und namentlich ihrer Prieſter Alles: ein Aufſtand brach los, die den Glauben des Volkes verhöhnenden Geiſtlichen wurden niedergemacht, die anderen Fremdlinge getödtet oder vertrieben.

Viele Jahrzehende hindurch hatten nun die Madagaſſen nur noch Verkehr mit den Flibuſtiern oder Seeräubern, welche damals den indiſchen Ocean unſicher machten, einer bunten Schar von Abenteurern faſt aller ſeefahrenden Völker Europas. Dieſe verwegenen Geſellen hatten ihre Zufluchtsorte auf Madagaskar und ſtanden auf gutem Fuße mit den Eingeborenen, welche durch ſie mit europäiſchen Waaren verſorgt wurden. Als im Jahre 1721 die vereinten Seemächte den Schlupfwinkel der gefürchteten Scharen aufgefunden und zerſtört und deren Raubſchiffe verbrannt hatten, legten die früheren Freibeuter ſich auf den Handel und zwar auf die verwerflichſte Art deſſelben, auf den Sklavenhandel. Sie reizten die Eingeborenen zum Kampfe untereinander, kauften für Feuerwaffen die Kriegsgefangenen und verhandelten dieſe namentlich nach den Maskarenen, wo die Arbeiter fortwährend in größter Menge gebraucht wurden.

Lange Jahre hören wir Nichts wieder von Madagaskar, bis endlich im Jahre 1767 die franzöſiſche Regierung ihre früheren Koloniſationspläne wieder aufnehmen ließ. Dieſe Verſuche ſcheiterten theils an der Feindſeligkeit der Eingeborenen, welche ſich der früheren Unterdrückungen von Seiten der Fremden noch wohl erinnerten, theils an der Unzulänglichkeit der bewilligten Mittel, theils auch an dem Widerſtreben der Verwaltung auf Mauritius, welche von dem Aufblühen einer ausgedehnten Beſitzung Nachtheile für ihre Inſel befürchtete.

Einmal nur ſchien es, als ob Madagaskar europäiſch werden müßte, nachdem der geſchickte und kühne Abenteurer Graf Benjowski die Oberherrſchaft über die ganze Inſel auf eine faſt wunderbare Weiſe erlangt hatte. Doch ſein Erſcheinen glich einem ſchönen Meteor, welches eine Zeit lang mit ſeinem Glanze Alles erhellt, bald aber am Himmel verſchwindet: im Jahre 1776 (?) leiſteten ihm alle madagaſſiſchen Völker den Eid der Treue, 1785 (?) fiel er im Kampfe gegen die Truppen der eiferſüchtigen Verwaltung der Maskarenen.

Wenn ſomit Frankreich, zuletzt durch die Revolution und durch lang andauernde Kriege behindert, eigentliche politiſche Erfolge auf Madagaskar nicht erreichte, ſo hatten doch franzöſiſche Kaufleute und Unternehmer dort großen Einfluß gewonnen. Viele von ihnen waren mit Madagaſſinnen verheirathet, und ihre Abkömmlinge nahmen angeſehene Stellungen in der Verwaltung ein; franzöſiſche Tracht und Lebensweiſe, Sitten und Sprache fanden bei dieſen Halbfranzoſen und durch ſie bei den Eingeborenen des Landes ſchnellen Eingang.

Wichtig wurde der fremde Einfluß erſt im Jahre 1810, als Radama I., der aufgeklärte und freiſinnige König zur Herrſchaft gelangte. Schon ſein Vater Jamboaſalama hatte den größten Theil der bisher unbotmäßigen Hovaſtämme unterworfen und ſeiner Herrſchaft auch nach Norden hin Bahn gebrochen, indem er ſeine Kriegsgefangenen als Sklaven verkaufte für Schießgewehre zur beſſeren Bewaffnung ſeiner Soldaten. Von ihm hatte Radama einen hohen Sinn geerbt, welcher nach nichts weniger als nach der Errichtung eines großen, die ganze Inſel umfaſſenden Reiches trachtete. Hierzu mußten ihm die Fremden behilflich ſein; er begünſtigte ſie auf mannigfache Weiſe und ſetzte mit ihrer Hilfe manche Einrichtung durch, welche den urſprünglichen Anſchauungen ſeines Volkes widerſtrebte.

Zur Zeit der Thronbesteigung Radamas fielen die Schwesterinseln Bourbon und Ile de France (jetzt Réunion und Mauritius) in die Hände der Engländer. Der dort eingesetzte Statthalter Sir R. Farquhar lenkte im Jahre 1813 seine Aufmerksamkeit auf Madagaskar und namentlich auf dessen einsichtsvollen und strebsamen König. Vor Allem wünschte er, die dort angesehenen Franzosen auszustechen und die Abschaffung des Sklavenhandels durchzusetzen. Gestützt auf die Behauptung, daß Madagaskar als früheres Anhängsel der Maskarenen (wie die Franzosen behaupteten) zugleich mit diesen Inseln englisch geworden sei, verbot er im Jahre 1815 den Bewohnern der Insel Bourbon, welche eben wieder unter französische Herrschaft gelangt war, jeglichen Verkehr mit Madagaskar. Im December desselben Jahres ließ er Port Luquez durch den Kapitän Lesage besetzen und knüpfte Verhandlungen mit den dortigen Häuptlingen an, freilich ohne viel Erfolg zu erzielen. Er sandte darauf einen gewandten Unterhändler, M. Chardenoux, nach Tananarivo; dieser schloß einen geheimen Vertrag mit Radama und beredete ihn, zwei seiner jüngeren Brüder nach Mauritius zu schicken, wo sie unter der Leitung des einsichtsvollen Hastie eine sorgfältige Erziehung erhielten. Schon zwei Monate nach deren Ankunft, im September 1816, ging Lesage mit reichen Geschenken nach Tananarivo, begleitet von vielen Handwerkern und dreißig Soldaten, welche dem König einen Begriff von europäischen Truppen beibringen und ihn bestimmen sollten, seine Armee nach englischem Muster einzurichten. Wie nicht anders zu erwarten, wurde Lesage gut empfangen. Es gelang ihm, am 14. Januar 1817 einen Vertrag mit Radama abzuschließen, in welchem dieser sich verpflichtete, gegen eine jährliche Entschädigung von zweitausend Pfund Sterling den Sklavenhandel in seinem Reiche zu unterdrücken.

Während Lesage nach Mauritius zurückging, blieb der Sergeant Brady mit einigen Soldaten in Tananarivo. Dieser tüchtige und diensteifrige Mann errang sich bald eine der einflußreichsten Stellungen an Radamas Hofe; seinen unermüdlichen Bemühungen hat es der König hauptsächlich zu verdanken, daß die Armee so gut geschult werden konnte, und daß die Feldzüge gegen die Sakalaven in den Jahren 1820 und 1821 nicht unglücklicher abliefen. Zugleich mit ihm und nicht minder nützlich wirkte ein Franzose, Namens Robin, als Sprachlehrer, Sekretär und General Radamas.

Was Farquhar durch Nachgiebigkeit und Geschenke so geschickt erreicht hatte, setzte sein Nachfolger (oder vielmehr sein Stellvertreter während längerer Abwesenheit) wieder auf das Spiel, indem er den Abmachungen Hastie's seine Bestätigung versagte und demgemäß die ausbedungene Entschädigung nicht abschickte. Radama, welcher dem Vertrag auf das Strengste nachgekommen war, ja selbst drei seiner Verwandten wegen Widersetzlichkeit gegen das Verbot der Sklavenausfuhr hatte enthaupten lassen, fühlte sich auf das Unangenehmste berührt, als die erwartete Sendung ausblieb; er gestattete den Sklavenhandel wieder und beschloß, allen Verkehr mit den wortbrüchigen Engländern aufzugeben. Da traf Farquhar, der eigentliche Statthalter im Jahre 1821 wieder in Mauritius ein; unverweilt ging er daran, die Fehler seines Stellvertreters gut zu machen. Hastie, sein Abgesandter, hatte einen schweren Stand, doch setzte er endlich eine Erneuerung des früheren Vertrages durch, indem er dem Hovakönige vorstellte, wie segensreich die Abschaffung des Sklavenhandels für sein ganzes Volk, wie vortheilhaft für ihn und seine großen Pläne die Freundschaft Englands wäre. Auf seiner Reise hatte Hastie vielfach Gelegenheit, von dem gewaltigen Umschwunge Kenntniß zu nehmen, welchen die Bemühungen Bradys und Robins in den wenigen Jahren seiner Abwesenheit zu Stande gebracht hatten, auch bemerkte er mit Mißvergnügen, daß der Einfluß der Franzosen um ein Beträchtliches gestiegen war.

In den nun folgenden Jahren brachte Radama die Unterwerfung der Insel zum Abschluß, freilich nicht, ohne seine und des Landes Kräfte gewaltig anzustrengen. Dafür hatte

er im Jahre 1826 den Triumph, die Fürſten faſt aller Stämme der Inſel in Tananarivo verſammelt und ihm vor einer ungezählten Menſchenmenge Huldigung und Tribut darbringen zu ſehen. Die Feierlichkeit ſchloß mit einer Schauſtellung ſeiner gut ausgerüſteten Truppen, ein Anblick, welcher auch den verwegenſten Häuptlingen die Hoffnung benahm, ſich jemals wieder der eiſernen Hand des Hovakönigs entziehen zu können.

Bei dieſer kriegeriſchen Thätigkeit vernachläſſigte Radama die Beförderung des Glückes ſeiner Unterthanen nicht: Vorrechte und Mißbräuche wurden abgeſchafft, Schulen errichtet, Straßen und Brücken gebaut und die Gewerbsthätigkeit auf jede denkbare Weiſe gefördert, namentlich durch Einführung von neuen Handwerken und Künſten. Radama könnte als ein Wunder von Vollkommenheit erſcheinen, wenn er nicht bei ſeiner Tapferkeit und Ausdauer, bei ſeiner Milde, Gerechtigkeit und Weisheit einem Laſter gehuldigt hätte, welches ihn vorzeitig zu Grunde richtete: er trank und hatte eine ſolche Leidenſchaft für geiſtige Getränke, daß er ihnen nicht mehr zu entſagen vermochte; ſein hierdurch und durch die Anſtrengungen eines vielbewegten Lebens geſchwächter Körper unterlag vorzeitig einer Krankheit, welche er ſich auf einem Ausfluge nach Tamatave zugezogen hatte. Radama I. ſtarb im kräftigſten Mannesalter am 27. Juli 1828, nachdem er achtzehn Jahre lang, ſeit ſeinem achtzehnten Jahre, ruhmvoll die Herrſchaft geführt hatte. —

Eine lange Zeit des Umſturzes und des Schreckens kam nun über das Land. Ranavaluna, die erſte Gemahlin Radamas, hatte durch Mord und Liſt ſich auf den Thron zu ſchwingen gewußt. Ihr Erſtes war, alle Verwandten ihres Gatten (mit Ausnahme eines Neffen Ramanetaka, welcher durch ſeine Schlauheit ihren Nachſtellungen entkam) zu tödten; dann erklärte ſie den mit den Engländern abgeſchloſſenen Vertrag für ungiltig, ſchaffte die durch die Fremden eingeführten Verbeſſerungen größtentheils ab, verfolgte das Chriſtenthum und huldigte, den unzufriedenen Großen zu Liebe, vielleicht auch aus eigenem Antriebe, den alten Götzen, welche unter Radama ihr Anſehen beinahe völlig eingebüßt hatten. Blutig, wie ihr Anfang, war ihre Regierung bis zum Ende. Hatte ſie eine Zeit lang gewütet, ſo kamen allerdings wieder Jahre der Ruhe; plötzlich aber brach ihr Teufelsgeiſt wieder hervor und ſie ſchlachtete ihre Unterthanen zu Hunderten und Tauſenden dahin, ſodaß ſie ſich den Beinamen Kaligula im Weiberrocke zur Genüge verdiente. Zu den gräßlichſten Ereigniſſen ihrer Schreckensherrſchaft gehören die Chriſtenverfolgungen in den Jahren 1845 und 1849. Ranavaluna marterte die Anhänger der neuen Lehre mit ausgeſuchter Grauſamkeit, um ſie von dem Gotte der verhaßten Fremden abwendig zu machen, und weihte alle Widerſtrebenden — und Dies waren faſt Alle — dem gräßlichſten Tode. Auf ebenſo unmenſchliche Weiſe unterdrückte ſie die Aufſtände, welche der glücklich entkommene Prinz Ramanetaka bei den Sakalaven im Weſten und Norden anzettelte, und ſchwer ließ ſie danach ihre Hand auf dem unglücklichen Volke laſten, damit dieſem die Luſt verginge, ſich aufs Neue zu erheben.

In den erſten Jahren dieſer Schreckensherrſchaft kam durch die Wechſelfälle einer Seereiſe Laborde, ein Franzoſe von ungewöhnlicher Bildung des Geiſtes und Herzens, nach Madagaskar. Er wußte großen Einfluß auf die tyranniſche Königin zu gewinnen und förderte das Wohl des Landes in bewundernswerther Weiſe, indem er Eiſenwerke, Glas- und Porzellanfabriken errichtete, die Wege verbeſſern ließ und eine Menge der wichtigſten Neuerungen einführte. Alles Dies that und leitete er allein mit nur wenigen Gehilfen; was er nicht verſtand, erlernte er, um es für ſein zweites Vaterland zu verwerthen, kurz, er war ein ſeltener Mann, und ohne ſeine ſegensreiche Thätigkeit würde nur wenig von dem Guten, was Madagaskar jetzt zeigt, zur Entwickelung gekommen ſein. Die größten Verdienſte erwarb er ſich durch die Erziehung des jungen, zwei Jahre (!) nach Radamas Tode geborenen Prinzen Rakoto, welcher nachmals zur Regierung gelangte; er legte die Keime der edelſten

Geſinnungen in den jungen Mann und erweckte in ihm die wärmſte Begeiſterung für das Wohl Madagaskars. Was wir über Prinz Rakoto durch den engliſchen Miſſionär Ellis und durch den franzöſiſchen Préfet apostolique Père Jouen erfahren, muß uns mit Bewunderung erfüllen für die Anlagen und die Herzensgüte des jungen Mannes und für die Fähigkeiten und Abſichten ſeiner Erzieher.

Mit den europäiſchen Mächten blieb Ranavaluna immer ab und zu in Berührung. So ſchrieb ſie 1836 einen Freundſchaftsbrief an König Louis Philipp von Frankreich; im Jahre darauf ſchickte ſie eine Geſandtſchaft nach England, und 1841 beſtellte ſie in Paris Schmuckſachen und Kleider für ſich und ihre Beamten (koſtbare Uniformen und was ſonſt zu einem Hofſtaate gehört) ſowie fünfundzwanzigtauſend Gewehre und ein kleines Küſtenkriegsſchiff, zuſammen für eine halbe Million Thaler; dazwiſchen aber fielen wieder Kämpfe und Feindſeligkeiten mit den Europäern, zuerſt mit den Franzoſen allein, welche bis zum Jahre 1830 ſämmtliche Küſtenpunkte mit Ausnahme der kleinen Inſel St. Marie verloren, ſpäter mit den verbündeten Franzoſen und Engländern, welche im Jahre 1845 die Küſtenfeſtung Tamatave erfolglos angriffen.

Nach dieſer Zeit ſtockte viele Jahre lang aller Verkehr mit Madagaskar. Zuerſt brachen ſich die Franzoſen wieder Bahn. Im Jahre 1855 glückte es einem geſchmeidigen und unternehmenden Handelsmanne, dem Zuckerpflanzer Lambert aus Mauritius, Zugang nach Tananarivo zu erhalten. Lambert hatte weitausſchauende, eigennützige Pläne. Als er fand, daß ſich hier Etwas erreichen ließe, eilte er nach Paris, um den Kaiſer für ſeine Zwecke zu gewinnen. Im Jahre 1857 kehrte er mit Geſchenken im Werthe von zehntauſend Thalern an den Hof Ranavalunas zurück. Ihn begleitete, von ihm überredet, die reiſeluſtige Frau Ida Pfeifer, eine ausgezeichnete Künſtlerin auf dem Fortepiano. Ihr hinreißendes Spiel entzückte die gleich allen Madagaſſen muſikliebende Königin und ihren Hof. In Freude und Feſtlichkeiten vergingen die Tage; Ranavaluna ſchien nicht mehr die alte zu ſein. Plötzlich aber wurde ihr Mißtrauen rege, gleichviel ob mit oder ohne Grund, und nun begann eine neue Zeit des Schreckens und der Verfolgung für Einheimiſche und Fremde. Die Königin wollte von einer Verſchwörung zu Gunſten des Prinzen Rakoto Kunde erhalten haben. Bei einem Feſteſſen theilte ſie Dies gelaſſen den vor Schreck erſtarrenden Gäſten mit, von denen ſofort der größte Theil verhaftet wurde, unter ihnen die drei Franzoſen Laborde, Jouen und Lambert und die beklagenswerthe Ida Pfeifer. Letztere vier erhielten das Leben geſchenkt, mußten aber zu ihrem Entſetzen der Hinrichtung von zweitauſend verdächtigen Hova-Edelleuten beiwohnen, wurden dann auf den ſchlechteſten Wegen und viermal langſamer, als Dies gewöhnlich geſchieht, durch die ungeſundeſten Gegenden nach der Küſte gebracht und bei Todesſtrafe auf ewig aus dem Lande verwieſen.

Ranavalunas Zorn mußte bald verraucht ſein, denn einige Jahre ſpäter treffen wir P. Jouen wieder in Tananarivo und zwar in ebenſo angeſehener Stellung wie vordem; er berichtet viel Günſtiges von den Fortſchritten der katholiſchen Religion, ſowie von ſeinem Einfluß auf den liebenswürdigen Prinzen Rakoto und deſſen Gemahlin Raboda, unter Anderem, daß er deren angenommenes Kind, den vierzehn Monate alten Prinzen Ratahiri, in feierlichſter Weiſe getauft und ihm dabei den Namen Raphael beigelegt habe, welcher eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den madagaſſiſchen, durch die Vorſilbe „Ra“ gekennzeichneten Adelsnamen hat. —

Später als den Franzoſen gelang es den Engländern, nach der unglücklichen Unternehmung auf Tamatave die freundſchaftlichen Beziehungen mit Madagaskar wieder herzuſtellen. Zweimal, in den Jahren 1853 und 1854, ging der engliſche Miſſionär Ellis nach Tamatave, um Verhandlungen mit der Königin anzuknüpfen (beim letzten Mal übergab er eine von den Kaufleuten in Port Louis, der Hauptſtadt von Mauritius, aufgebrachte Entſchädigungs-

ſumme von fünfzehntauſend Thalern); aber erſt im Jahre 1857, als Lambert mit Ida Pfeifer angekommen war, erhielt er die Erlaubniß, nach Tananarivo ſelbſt zu kommen. Er wurde ausgezeichnet aufgenommen und ſchied nach einem Monat Aufenthalt mit den ſchönſten Hoffnungen für das kräftig emporſtrebende Land, welchem unter der Regierung des aufgeklärten Kronprinzen Rakoto eine glänzende Zukunft erblühen mußte. —

Die große Wendung, welche alle Freunde des Fortſchrittes mit Sehnſucht erwarteten, trat im Jahre 1861 ein: Ranavalona ſtarb am 16. Auguſt im Alter von dreiundſiebzig Jahren. Rakoto beſeitigte auf eine geſchickte Weiſe und ohne Blutvergießen, welches ſeinem milden Weſen widerſtrebte, ſeinen Nebenbuhler und Vetter Ramboaſalama und gewann unter Mithilfe des Oberbefehlshabers der Truppen das Volk, daß es ihm als dem neuen Könige von Madagaskar huldigte; er nannte ſich als ſolcher Radama II., und ſeine Gattin vertauſchte ihren Namen Raboda mit Raſaherina. Der Jubel im Lande war grenzenlos, und nicht weniger als die Eingeborenen freuten ſich die Fremden, denen nun eine goldne Zeit bevorſtand. Engländer und Franzoſen wetteiferten, die Gunſt der Verhältniſſe auszunützen: katholiſche und proteſtantiſche Miſſionäre bemühten ſich, den Prinzen für ihre Lehre zu gewinnen, die Einen brachten Bibeln, die Anderen leiteten einen Briefwechſel mit dem Papſte ein; die Staatsmänner bauten weiter auf dem Grunde, welchen die Prieſter legten. Am geſchickteſten gingen die Franzoſen vor. Eine Geſandtſchaft unter dem Kommandanten Dupré, bei welcher Lambert nicht fehlte, brachte im Juli des folgenden Jahres einen prächtigen Krönungsſchmuck für Radama und Raſaherina, ein Geſchenk der kaiſerlichen Majeſtäten von Frankreich, und Laborde veranlaßte mit den in Tananarivo anſäſſigen Franzoſen eine Krönungsfeierlichkeit in großartigſtem Maßſtabe. Solche Anſtrengungen hatten denn auch den Erfolg, daß Radama ſich zur Abtretung der herrlichen, drei ausgezeichnete Häfen umfaſſenden Bucht von Diego Juarez (Antombuk-Bai) in Norden der Inſel bereit finden ließ.

Wie es ſpäter unter der Regierung des zweiten Radama auf Madagaskar zuging, werden wir im weiteren Verlaufe der Erzählung ſehen, welche uns wiederholt mit den Ereigniſſen in unmittelbare Berührung bringt.

Während der Baron von der Decken zu Beginn des Jahres 1862 die Ankunft ſeiner neuen Reiſegefährten erwartete, bot ſich ihm eine ebenſo willkommene wie bereitwillig gewährte Gelegenheit zu einem Beſuch auf Madagaskar durch den O'Swald'ſchen Schooner „Sanſibar", welcher in dem Küſtenplatze Minterano (ein, ſoviel wir wiſſen, noch nicht von Reiſenden beſuchter Ort) eine Ladung Ebenholz holen ſollte. Nach einer Fahrt von zehn Tagen ging der Schooner am Nachmittag des 10. Februar im Angeſicht ſeines Reiſezieles und etwa vier Meilen vom Lande vor Anker, in 18¼° ſüdlicher Breite an der Weſtküſte der großen Inſel. Einige Baumkähne kamen aus dem Fluß, an welchem die Stadt liegt, und auf ihnen auch der Komorianer Abdallah ben Dulab, der Aufkäufer des Hauſes O'Swald. Abdallah ſprach ſeine Freude aus, das Schiff und ſeine Gäſte zu ſehen, und rieth dem Kapitän, der bequemeren Einſchiffung wegen im Fluſſe, dicht vor der Stadt, zu ankern; die Barre ſei bereits früher von einem franzöſiſchen Schiffe paſſirt worden.

In Folge dieſes Rathes gingen am folgenden Morgen der Kapitän und der Baron an Land, um die Einfahrt genau zu unterſuchen und dann, falls das Ergebniß ein günſtiges, zur Flutzeit mit dem Schiffe einzulaufen. Die zur Ueberfahrt dienenden Boote der Eingeborenen, die ſogenannten Lakka, ſind etwa zwanzigmal ſo lang als breit und überaus leicht, ſchwimmen aber ſo ſicher wie ein Bret, weil ſie durch einen Ausleger oder ein Schwert im Gleichgewicht erhalten werden. Ein ſolcher „Schwebebaum", ein gegen achtzehn

Fuß langes, ſechs Zoll breites und neun Zoll hohes, vorn und hinten zugeſchärftes Stück Holz iſt durch zwei querüber gelegte und auf der anderen Seite durch einen Querſtock verſtärkte Stangen von etwa zehn Fuß Länge mit dem an und für ſich ſchwankenden Kahne feſt verbunden, ſodaß dieſer eigentlich ein Doppelboot vorſtellt. Bricht der Ausleger ab, dann iſt allerdings Holland in Nöthen. Das Fahrzeug ſelbſt beſteht aus einem ausgehöhlten Baumſtamme, welcher nach unten ſowie nach den beiden faſt gleichgebauten Spitzen ſcharf zuläuft und durch leicht angenagelte Breter einen erhöhten Bord erhält. Das hierzu verwendete Holz des hohen Maſaibaumes, welcher auf den Bergen, zwei Tage landeinwärts, wachſen ſoll, ähnelt in ſeinem Ausſehen dem Ahornholze, iſt aber ſo leicht wie Kork und ſo weich, daß es mit den unvollkommenſten Werkzeugen bearbeitet werden kann. Wegen ihrer Leichtigkeit und der Schärfe ihres Baues übertreffen die Lakka jedes noch ſo gut gebaute und gelenkte europäiſche Boot an Schnelligkeit; dafür haben ſie aber auch einige Unbequemlichkeiten, welche dem europäiſchen Reiſenden viel zu ſchaffen machen: ſie ſind höchſtens eineinviertel Fuß breit und nach unten zu ſo eng, daß man nicht weiß, wo man die Füße hinſetzen ſoll, und haben als Sitzplätze einige drei Zoll breite Querleiſten, wahre Marterhölzer für Den, welcher ſolche Unterlagen nicht gewohnt iſt.

Ueber eine Stunde dauerte die Fahrt. Wegen der Ungeſchicklichkeit der Ruderer durchſchnitt das Boot die Barre an einer falſchen Stelle; es wurde ſchnell von den Wogen gefüllt, begann zu ſinken und würde ſicherlich untergegangen ſein, wären nicht ſämmtliche Neger über Bord geſprungen und hätten ſchwimmend das Fahrzeug im Gleichgewicht erhalten, bis es in ruhigerem Waſſer ankam. Ohne weiteren Unfall erreichte man die anderthalb Meilen oberhalb der Flußmündung gelegene Stadt Minterano. Abdallah ben Dulab, welcher ſich mit einer Menge Eingeborener zur Bewillkommnung aufgeſtellt hatte, bot den Beſuchern gaſtfreundliche Aufnahme in ſeinem ſtattlichen Hauſe, dem größten der Stadt.

Minterano liegt auf dem linken Ufer eines gegen dreißig Schritt breiten, ſtarkſtrömenden Fluſſes, welcher ſelbſt bei Ebbe noch zweieinhalb Faden Waſſertiefe hat. Die etwa dreihundertfünfzig außerordentlich kleinen Bambushütten des Städtchens ſind von länglichviereckiger Form und haben ein ziemlich ſteiles Dach; dieſes und die Wände ſind mit den getrockneten Blättern einer Palmenart dicht bedeckt und durchflochten. Ein paar auf den Boden ausgebreitete Matten, eine Kitanda und einiges Kochgeſchirr bilden den ganzen Hausrath. Trotz dieſer Aermlichkeit aber herrſcht überall die größte Sauberkeit — Schmutz und Ungeziefer ſind unbekannt. Auf dem anderen Ufer des Fluſſes befinden ſich etwa dreißig womöglich noch kleinere und ſchlechtere Hütten.

Die Einwohner, dem großen Volksſtamme der Sakalaven angehörig, ſind hoch und ſchlank gewachſen; ihre Geſichtsbildung iſt nicht gerade ſchön, aber durchaus nicht negerartig. Ebenſo iſt das Haar viel länger und zwar kraus, doch nicht wollig, wie bei den eigentlichen Negern, und der Bart ziemlich ſtark. Beide Geſchlechter verwenden viel Sorgfalt auf die Anordnung und Pflege ihres Haupthaares; ſie ſalben es reichlich mit Oel und flechten es zu dünnen, von Knoten unterbrochenen Strähnen zuſammen. Europäiſche Anzüge, welche bei den Hova ſo beliebt ſind, ſieht man bei den hieſigen Sakalaven nicht. Die Männer tragen ein Tuch um die Lenden und bisweilen ein zweites, togaähnliches, welches ſie maleriſch um die Schultern ſchlingen; die Weiber kleiden ſich wie die Negerinnen in Sanſibar. Einige aus dem Süden gebürtige Frauen zeichneten ſich durch ſehr helle Hautfarbe vortheilhaft vor den anderen aus und konnten, ſelbſt nach europäiſchem Geſchmacke, für recht hübſch gelten; namentlich waren ihre dunklen, ſchwarzen oder braunen Augen von wunderbarem Glanze.

Kurz nach ſeiner Ankunft ſtattete der Reiſende den beiden Statthaltern, zwei Brüdern, einen Beſuch ab. Er fand in einem einfachen Hauſe zwei große, ſtark gewachſene Männer,

welche ſich weder in ihrem Aeußeren noch in ihrer Kleidung weſentlich vor den übrigen Sakalaven auszeichneten. Die in Suaheli geführte Unterhaltung drehte ſich hauptſächlich um den Handel und um einen beabſichtigten Ausflug in das Innere, nach der Stadt des Sultahns Simarue. Darauf zogen die Häuptlinge Erkundigungen über Europa ein und ſtellten auch die ſo oft gehörte Frage, ob Engländer oder Franzoſen mächtiger ſeien.

Nach dem Mittagsmahle von Fleiſch, Curry und Reis, welches Abdallah gaſtlich darbot, ſuchte Decken die Königin Naruva auf, eine Tochter von Kelſambaie, dem Nachfolger des Königs Rainaſſa von Menabé. Naruva, eine große, etwas beleibte Frau im Alter von 22 bis 24 Jahren empfing ihren Beſuch überaus freundlich, mit franzöſiſchen Begrüßungsformeln, und ſetzte ihm Kognak vor; im Laufe der Unterhaltung wurde ſie ſo zutraulich, daß ſie Brüderſchaft zu trinken begehrte, was ihr der Baron, ohne ſie zu beleidigen, nicht gut abſchlagen konnte. Ihre Wohnung war, ſo iſt es hier Brauch, mit leeren Flaſchen verziert, welche, an Fäden befeſtigt, in langen Reihen an den Wänden hängen. Blumenvaſen, Suppenſchüſſeln und anderes Porzellangeſchirr legten Zeugniß ab von ihrer früheren Würde und Wohlhabenheit. Sie mußte ehemals hübſch, wenn nicht ſchön geweſen ſein, war ſie doch jetzt noch eine anſehnliche Erſcheinung, obſchon ihr Geſicht durch deutliche Anzeichen gewohnheitsmäßiger Trunkſucht einigermaßen entſtellt wurde. Wein und andere geiſtige Getränke ſchienen ihr wie Waſſer zu ſein: ſeit dem Morgen hatte ſie zwei Flaſchen Kognak, ein Geſchenk des Barons, vertilgt, ohne daß man ihr Etwas anmerkte! Ihre Trunkſucht und ihr nicht eben ſehr ſittlicher Lebenswandel haben vielleicht ihre Vertreibung mit veranlaßt, wenngleich ein eigenmächtiger Vertrag, welchen ſie mit den Franzoſen abſchloß, den Hauptanſtoß dazu gegeben haben mochte. Sie erzählte die Geſchichte ſelbſt mit anſcheinend großem Wohlgefallen und zeigte, wie um zu beweiſen, daß ſie wirklich eine große Königin ſei, zwei Verträge mit den Franzoſen vor. Eigentlich enthielten dieſe Papiere, welche mit einem Kreuz als Naruvas Unterſchrift gezeichnet waren, nur das Bekenntniß, daß fünfhundert Ochſen an die Franzoſen zu bezahlen ſeien; durch eine eingeflochtene Floskel aber, daß Naruva gleich den anderen Häuptlingen der Inſel die Anrechte Frankreichs auf ganz Madagaskar anerkenne, bekamen ſie einige Bedeutung. Soviel aus den Reden der entthronten Königin erhellte, hatte die den Franzoſen feindlich geſinnte Partei das Gerücht ausgeſprengt, Naruva hätte das Land an die Europäer verkaufen wollen, und dadurch das Volk in ſolche Aufregung verſetzt, daß die bedrängte Frau einen Zufluchtsort außer Landes ſuchen mußte. Seitdem wohnt ſie in Minterano; ſie hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, einſt (mit Hilfe der Franzoſen) wieder als Königin in ihre Hauptſtadt einziehen zu können. Der bei dieſen Geſprächen genoſſene Franzbranntwein äußerte eine nicht ungewöhnliche Wirkung: Naruva wurde ſo liebenswürdig, daß der Reiſende es für gerathen hielt, ſich zu entfernen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, mit ihr die Scene von Joſeph und Potiphars Weib aufführen zu müſſen.

Da der Wind flau wurde und es allzu beſchwerlich geweſen wäre, den weiten Weg zurückzurudern, nahmen der Baron und der Kapitän Abdallahs Einladung an, die Nacht an Land zuzubringen und ſein aus Hühnern und Reis beſtehendes Abendbrod mit ihm zu theilen. Kaum hatten ſie ſich zur Tafel geſetzt, als Naruva, von zwei ihrer Hofdamen und einem Soldaten begleitet, ihren Gegenbeſuch abſtattete. Sie mußte ſich in der Zwiſchenzeit Branntwein verſchafft haben, denn ſie war übervoll, und Herz und Mund gingen ihr über. Trotzdem klagte ſie über einen entſetzlichen Durſt, welcher ihr gewiß die Nachtruhe rauben würde, wenn ſie kein Mittel fände, ihn zu ſtillen, und bat dringend, ihr Freund und Duzbruder ſolle ihr doch noch eine einzige Flaſche Kognak ſchenken. Decken ſchlug ihr dieſe Bitte rundweg ab, weil er fürchtete, er würde der Bettelei ſich ſpäter nicht erwehren können, wenn er gleich anfangs ſo freigebig wäre.

Abends wurde ein Tanz am Strande aufgeführt. Die jungen Frauen und Mädchen im Alter von zehn bis fünfundzwanzig Jahren, welche ausschließlich daran Theil nahmen, wollten dadurch den Fremden eine Ehre erweisen und zugleich ihre Freude (s. unten) über die Ankunft eines Schiffes ausdrücken. Sie gingen singend auf und nieder, faßten sich ab und zu mit den Händen und bildeten Reihen, bewegten sich dann gegeneinander, um entweder wieder Kehrt zu machen oder sich zwischeneinander durchzudrängen, ganz wie Dies bei unseren Polonaisen und Kontretänzen geschieht.

Als gegen Mitternacht das anmuthige Schauspiel beendigt war, bemühten sich die Reisegefährten umsonst, die erwünschte Ruhe zu finden: tausende von Mücken umschwärmten und umsummten sie und verscheuchten jeden Schlaf. Unter häufigen Spaziergängen am Strande und in der Stadt und unter dazwischen angestellten vergeblichen Schlafversuchen verging ihnen mit peinlicher Langsamkeit die Zeit bis zum Morgen. Mit Tagesgrauen fuhren sie, durch eine Tasse arabischen Kaffees gestärkt, an Bord des Schooners. Selbst an den seichtesten Stellen wurde die Wassertiefe genügend befunden; die Einfahrt sollte mit Eintritt der Hochflut gewagt werden. Nachmittag drei Uhr setzte das Schiff sich in Bewegung. Es stieß einigemal auf weichen Grund, kam aber glücklich in den Fluß und legte sich, von Abdallah durch Hissen der Hamburger Flagge gegrüßt, zwischen beide Ortschaften vor Anker.

Kaum lag der Schooner fest, als eine Menge Besucher an der Leiter emporkletterten, zumeist Verkäufer, welche Fleisch, Fische, Krabben, Eier, Milch und Wassermelonen sowie Spere, Messer und eigenthümliche, im Lande gewebte Stoffe ausboten. Diese Zeuge, genannt Lal und Ramba, sind außerordentlich geschmeidig und fest; die eine Art hat eine gelbe Naturfarbe, die andere zeigt hübsch eingewebte Muster. Sie werden mit großer Geschicklichkeit aus Baumfasern und einer Art feinen Grases gewebt, welches die Schiffsleute häufig mit auf die Reise nehmen, um ihre müßigen Stunden unterwegs mit Flechten von Cigarrentäschchen u. dgl. auszufüllen. Am meisten wurden leere Flaschen als Zimmerschmuck begehrt, dann Tassen, Schüsseln und Baumwollenstoffe; doch konnte man nicht viel kaufen, weil die Leute allzu hohe Forderungen stellten. Sie benahmen sich beim Handel nicht minder unverschämt als die Eingeborenen Innerafrikas, und ihre Mißgunst gegen die Europäer schien ihre Habsucht noch zu übertreffen, denn sie verkauften schließlich am Lande den größten Theil ihrer Waaren um die Hälfte des niedrigsten Preises, den sie an Bord hätten erzielen können.

Auch einige angesehene Bewohner der Stadt, Männer und Frauen, kamen an Bord, um das Schiff zu besehen; die meisten von ihnen brachten irgend ein kleines Geschenk mit, welches durch das Doppelte oder Dreifache seines Werthes zu erwiedern war.

Gegen Abend, als die Neugierigen und Verkäufer sich entfernt, stellten Besucher anderer Art sich ein, Frauen und Mädchen, welche die Insassen des Schiffes für die Entbehrungen des Seelebens zu entschädigen wünschten. Mehrere Kähne, gefüllt mit solchen Frauenzimmern, kamen an das Schiff heran, und fast leer verließen sie dasselbe wieder — die Zurückgebliebenen sollten am nächsten Morgen abgeholt werden. Diese „Sitte" scheint längs der ganzen Westküste Madagaskars eingebürgert zu sein, wenigstens erzählen die Schiffer von den verschiedensten Orten dasselbe; überall kommen, sobald der Verkehr frei gegeben wird, die gefälligen Damen in Scharen und nehmen Herberge an Bord, falls nicht der Kapitän ein Machtwort spricht.

So wenig man gegen die nichtgebundenen Frauen streng ist, so genau nimmt man es mit den verheiratheten. Seeleute, welche sich so weit vergessen, daß sie in die Hütten der Eingeborenen dringen, können leicht in ernstliche Unannehmlichkeiten gerathen, wennschon der Zorn der Eheherren vielleicht weniger in der Beleidigung der Hausehre seinen Grund hat, als in dem Bestreben, eine möglichst hohe Entschädigung zu erlangen. Wie die Sakalavinnen und im Allgemeinen die Madagassinen größere Freiheiten genießen als die Araberinnen, so stehen sie

auch in höherem Anſehen als dieſe: ſie werden, obgleich auch hier die Vielweiberei zu Hauſe iſt, den Männern durchaus ebenbürtig erachtet. In ihrer Liebe zu ihren Kindern kommen ſie den Müttern Sanſibars gleich. Ihre Beſchäftigung beſteht in Führung des Haushaltes, in Feldbau und nebenbei in Mattenflechten, während die Männer Häuſer und Fahrzeuge bauen, fiſchen und für die Sicherheit des Landes wachen.

Ein ausführlicheres Urtheil über die Eigenſchaften und die Sinnesart der Sakalaven gibt unſer Reiſender nicht; hierüber müſſen wir uns bei Guillain (37) Raths erholen. Dieſer genaue Beobachter und ungemein gewiſſenhafte Forſcher nennt die Sakalaven unruhig, eitel, lügneriſch, ſorglos, mißtrauiſch aus Unwiſſenheit und häufig grauſam aus Aberglauben, erkennt aber auch ihre lebhafte Einbildungskraft und ihre Verſtandesſchärfe an, lobt ſie als nicht rachſüchtig, als mäßig (?), kräftig, gewandt, ausdauernd, der Begeiſterung fähig und meint, ſie würden, wenn gut geſchult und geführt, ſehr brauchbare Soldaten abgeben. Den Hova zu widerſtehen, ſind ſie nicht mehr im Stande, theils weil ihre Fürſten nicht untereinander einig ſind, theils weil ſie keine ſtehenden, wohlausgerüſteten Heere haben. Guillain ſchätzt die bewaffnete Macht aller Sakalaven auf 27,700 Mann (14,000 im eigentlichen Menabé, 3000 in dem von Menabé, 6700 in dem von Bueni abhängigen Ambongu und 4000 im ſüdlichen Bueni) was einer Geſammtbevölkerung von nicht einmal 180,000 Seelen entſpricht, und bemerkt, daß dieſe überall zerſtreuten Scharen von kaum dreitauſend Hovakriegern in Schach gehalten werden (11—1200 in Bueni und 1800 in Menabé). Leider erfahren wir aus Deckens Erzählung nicht, ob die beiden Statthalter Beamte der Hova ſind, oder ob Mînterano ſich einer gewiſſen Unabhängigkeit erfreut: wir ſind geneigt, Letzteres anzunehmen, weil Hovabeamte unter Radama des Zweiten Herrſchaft ſicherlich in europäiſcher Kleidung einherſtolzirt ſein würden.

Wie ſich aus obiger Zuſammenſtellung ergibt, iſt das Land der Sakalaven nur dünn bevölkert, eine Folge der langandauernden, blutigen Kriege mit den Hova. Guillain meint, daß die völlige Vernichtung der Sakalaven nur eine Frage der Zeit ſei. Dieſe Behauptung gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß bei den Sakalaven Ackerbau und Gewerbthätigkeit, im Vergleich zu den Hova, auf ſehr niedriger Stufe ſteht und der Handel überaus unbedeutend iſt. In Bezug auf Bildung ſtehen die Sakalaven den Hova jedenfalls weit nach; nicht einmal ihre Häuptlinge können leſen oder ſchreiben, während dieſe Künſte bei den Hova allgemein verbreitet ſind. Ihre Religion iſt ein rohes Heidenthum; die chriſtliche Lehre hat bei ihnen nicht Eingang gefunden wie bei den ſeit langer Zeit von allerlei Miſſionären beſuchten Hova, der Mahammedanismus nur an einzelnen Orten und gewiß ſehr oberflächlich, da er den Grundeigenthümlichkeiten der hieſigen Raſſe entſchieden widerſpricht. Ein eigenthümlicher Brauch, welchen man wol religiös nennen kann, die bei den Reiſen in Oſtafrika eine ſo große Rolle ſpielende Blutsbrüderſchaft (Blutseid), hier Faditra genannt, findet ſich durch ganz Madagaskar verbreitet (Aehnliches ſoll auch bei unſeren Vorfahren üblich geweſen ſein); er wird in etwas anderer Form vollzogen als dort und verſchafft dem Reiſenden Sicherheit der Perſon, ſchützt jedoch ſein Eigenthum nicht, da er ja Gütergemeinſchaft und zwar zwiſchen zwei ſehr ungleich begüterten Perſonen zur Folge hat. Aberglaube iſt hier wie überall in der Welt zu Hauſe.

Die nächſte Umgebung von Mînterano bietet wenig Anziehendes; ſie iſt ſandig, dürr und faſt allen Pflanzenwuchſes bar. Zu größeren Ausflügen kam es nicht, weil Abdallah aus Handelseiferſucht Alles aufbot, um dieſe zu verhindern. Nur einmal wurde eine Bootfahrt auf dem Fluſſe unternommen. Das Ende deſſelben, eine ſumpfige Wieſe, auf welcher zwanzig bis dreißig Quellen entſpringen, wurde ſchon nach zwei oder drei Stunden

erreicht; der ſtarken Strömung des Fluſſes und der Menge ſeines dunkelrothen aber wohlſchmeckenden Waſſers nach hätte man glauben ſollen, daß er weit aus dem Inneren, von den in der Ferne ſichtbaren Bergen käme. Von der Wieſe aus zieht ſein Lauf ſich anfangs durch eine Strecke Waldes, dann zwiſchen ſandigen Ufern hin, welche dieſelbe Beſchaffenheit wie in der Nähe der Stadt zeigen. Einen ähnlichen Urſprung und Verlauf ſollen die meiſten Flüſſe dieſer Küſte haben, ſo beträchtlich ſie auch bei ihrer Mündung in die See erſcheinen mögen.

Um wenigſtens noch einen Punkt des Landes kennen zu lernen, ſchiffte Decken am 17. Februar ſich auf einer Dau nach der etwa zwanzig Meilen nordwärts gelegenen Ortſchaft Kanatzi ein, welche das meiſte Ebenholz für die Ausfuhr liefert. Abdallah ſuchte zwar auch dieſen Ausflug zu hintertreiben, doch gelang Dies ihm nicht, weil der Statthalter durch einige Flaſchen Rognak gewonnen worden war. Koralli, Aſſani und ein Sklave des Statthalters begleiteten den Reiſenden. Nach langer Fahrt erreichte das kleine Schiff Nachmittags drei Uhr die Mündung des unbedeutenden Fluſſes, an welchem Kanatzi liegt; eine Stunde ſpäter, bei Hochwaſſer fuhr es unter entſetzlichem Schreien und Lärmen der Mannſchaft über die Barre, nicht ohne einige Male aufgeſtoßen und einige Sturzwellen übergenommen zu haben.

Kanatzi, ein aus etwa zweihundert Hütten beſtehendes Dorf, liegt bei Weitem hübſcher als Minterano. Die häßlichen Sanddünen erreichen ſchon in geringer Entfernung von der See ihr Ende, und auf der einen Seite beginnt ein dichter Urwald, auf der anderen ein grasreiches, ſchönes Hochland. Ein fetter, gutmütig ausſehender kleiner Mann, der Häuptling und zugleich Schmiedemeiſter des Ortes, empfing den Reiſenden freundlich und wies ihm zur Wohnung eine Hütte an, welche allerdings kaum mehr als mannslang und nur einige Fuß breit, doch überaus ſauber war und ſomit ein angenehmes Obdach bot, wenn man es einmal ermöglicht hatte, durch die niedrige, als Thür bezeichnete Oeffnung hineinzukriechen. Da es kurz nach der Ankunft zu regnen anfing, konnte Decken nichts Beſſeres thun, als die Zeit in Geſellſchaft ſeines Wirthes zu verbringen. Durch ein Gläschen Branntwein wurde der gute Mann geſprächig und erzählte in einem Gemiſch von Engliſch und Franzöſiſch ſeine Lebensgeſchichte, namentlich ſeine Fahrten mit Kapitän Guillain, welchen er längere Zeit begleitet haben wollte; Dies ſchien ſeine Lieblingserinnerung zu ſein, denn alle Augenblicke kam er von anderen Gegenſtänden auf dieſen zurück.

Anderen Tages früh ſechs Uhr ruderte der Reiſende mit zwei Sakalaven und dem Sohne ſeines Wirthes eine halbe Stunde weit flußaufwärts bis nach dem Beginn eines Waldes, in welchem viel Ebenholz, „Mbingo" der Suaheli, gewonnen wird. Hier ſtieg die Geſellſchaft aus. Hohe Bäume und Unterholz ſind zu einem faſt undurchdringlichen Dickicht vereinigt; Dornen finden ſich gar nicht, Schlingpflanzen nur ſelten. Den Hauptbeſtandtheil des Waldes bilden die Ebenholzbäume, welche gegen hundert Fuß Höhe und neun Fuß Stammumfang erreichen. In der Farbe der Rinde ähneln ſie unſeren Buchen. Der gerade und ſchlanke Stamm entwickelt in halber Höhe ſeine weitäſtige, mit lorbeerartigen Blättern geſchmückte Krone. Nur der kleinſte Theil des Baumes, das ſchwarze Kernholz, kommt zur Verwendung; das weiche, weiße Splintholz und die zwei bis drei Zoll dicke Rinde werden entfernt und bleiben unbenutzt liegen. Es ſteht Jedermann frei, Bäume zu fällen und zum Verkauf nach der Küſte zu ſchaffen; der Preis des Ebenholzes wird alſo weſentlich durch die Höhe des Arbeitslohnes und der Transportkoſten bedingt. Der Hauptgewinn fällt den Zwiſchenhändlern zu, welche die Ladung aufkaufen und in die Hände der europäiſchen Kaufleute bringen; doch bleibt auch letzterem, ſelbſt wenn ſie das edle Holz erſt auf dem Markte zu Sanſibar kaufen ſollten, immer noch ein beträchtlicher Vortheil. Nächſtdem gibt es hier vorzugsweiſe Sandelholzbäume und eine Baumart mit einem ſehr harten Holze von Ochſenblutfarbe; aus letzterem fertigt man Lanzenſchäfte, erſteres

wird zu Sandalen gebraucht, auch maſſenhaft nach Sanſibar ausgeführt, wo es die Banianen zur Verbrennung ihrer Todten verwenden. Zwiſchen dieſen Nutzhölzern ſtehen in dem üppigen Walde rieſige Jackfruchtbäume von vierzig und mehr Fuß Umfang, große Euphorbien, Rhododendronbüſche und namentlich viele Neſſelpflanzen mit fußbreiten Blättern. Die Thierwelt iſt nicht minder reich und mannigfaltig. Vor Allem machten ſich Trupps von weißen und gelben Lemuren bemerklich, welche ſich vor den Eindringlingen durchaus nicht zu fürchten ſchienen, ja nicht einmal durch Flintenſchüſſe ſehr erſchreckt wurden. Einige von ihnen fielen den Jägern zur Beute; desgleichen wurden mehrere der hier in gewiſſer Verehrung ſtehenden Tauben erlegt.

Sehr befriedigt kehrte Decken gegen elf Uhr von ſeinem Ausfluge zurück. Der Häuptling, welcher geſtern einige Flaſchen Branntwein erhalten, ſchenkte ihm eine Ziege und einen Topf Milch als Gegengabe. Inzwiſchen war es im Dorfe bekannt geworden, daß der Fremde allerlei ſonderbare Sachen ſammele; die Leute brachten nun die verſchiedenſten Gegenſtände in Menge herbei, darunter einen Tanrek oder Borſtenigel, eine ſieben Fuß lange Schlange (vermutlich Pelophilus madagascariensis Dum. et Bibr.), eine zwei Fuß lange, ſtachlige Eidechſe und mehrere große Chamäleon.

Einen neuen Zuwachs erhielten die Sammlungen durch einen am Nachmittag unternommenen Ausflug nach dem vorgenannten Hochlande. Nach einer halbſtündigen Wanderung in der ſandigen Ebene ſtieg der Boden zu einer etwa zweihundertfünfzig Fuß hohen weiten Fläche an. Das mit ſchönem Graſe bedeckte Erdreich war von lehmiger Beſchaffenheit und roth gefärbt von einem Eiſenſteine, welcher an zahlreichen Stellen zu Tage ſteht; das Erz findet keine Verwendung bei den Sakalaven, da dieſe zu ihren Eiſenarbeiten lieber alte Ankerketten u. dgl. benutzen, welche ſie von den Schiffen um ein Billiges erhalten. Ein Stündchen weiter fanden ſich ein Dutzend kleiner Seen oder Teiche, der größte von zwei Meilen Länge bei einer Viertelmeile Breite. Auf der grünenden Grasflur tummelten ſich Rindoichheerden von mehreren hundert Stück; Enten, Taucher, Reiher und anderes Waſſergeflügel belebten das Waſſer. Viele der ſchönen Vögel wurden getödtet, doch nur zehn bis zwölf davon erlangt, weil die Eingeborenen ſich weigerten, die ins Waſſer gefallenen zu holen, aus Furcht, von den zahlloſen Krokodilen gefreſſen zu werden. Mit Anbruch der Dunkelheit kehrten die Jäger nach dem Dorfe zurück. Dort angekommen, begannen ſie ſogleich, ihre Beute für die Sammlung zurecht zu machen. Die Leiber der abgebalgten Vögel gaben einen vortrefflichen Braten für die Abendtafel ab.

Zu ſeinem Leidweſen erfuhr Decken, daß die Matroſen ſehr fleißig geweſen und die Ladung bereits vollſtändig eingenommen hatten. Da in der herannahenden ſchlechten Jahreszeit Seereiſen ſehr gefährlich ſind, durfte er nicht wagen, ſeines Vergnügens halber den Schooner aufzuhalten, ſoviel Verlockung auch die reizende Umgebung des Ortes bot. Als er ſich nach Verpackung aller ſeiner Sachen am ſpäten Abende zur Ruhe begeben wollte, erſchien der Häuptling und Schmied noch einmal, und zwar in völlig berauſchtem Zuſtande. Er ſang und lärmte, ohne jedoch die Höflichkeit gegen ſeinen Gaſt zu vergeſſen, und wälzte ſich in ſeiner Seligkeit auf dem Boden umher, bis endlich ſeine Frauen ſich über ihn erbarmten und ihn in ſeine Hütte trugen. Noch am anderen Morgen war er ſo duſelig, daß er ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte; er ließ ſich's aber nicht nehmen, ſeinen Beſuch bis an das Ufer zu begleiten. Die Barre wurde glücklich überſchritten; ein günſtiger Wind trieb die Dau in vier Stunden nach Mintaro.

Hier war indeſſen ein franzöſiſches Kriegsſchiff, der Dampfer „Etincelle", angekommen, welchem Decken ſchon auf der Reiſe nach Kanatzi begegnet war. Er hatte ſich gegen vier Meilen vom Lande ab vor Anker gelegt und Boote in den Fluß geſchickt, um Holz und Lebensmittel einzukaufen. Noch am Abende lernte der Baron den erſten Lieutenant vom

Schiffe in dem Hauſe Naruvas kennen, wo der liebenswürdige junge Officier ſein Hauptquartier aufgeſchlagen zu haben ſchien. Am anderen Morgen machte er auch die Bekanntſchaft des Kapitäns, welcher ihn brieflich eingeladen hatte, an einer Kreuzfahrt nach dem Süden Theil zu nehmen. Da dieſer Ausflug nicht länger dauern ſollte, als der Schooner noch hier beſchäftigt war, nahm Decken das Anerbieten mit Vergnügen an und traf in Schnelle die nöthigen Vorbereitungen. Nach zweieinhalbſtündiger Fahrt erreichte er das Kriegsſchiff.

Kurz danach berichteten einige Matroſen von Feindſeligkeiten ſeitens der Eingeborenen und baten um ſcharfe Patronen, daß ſie ſich vertheidigen könnten. Um den Streit friedlich zu ſchlichten, fuhr der Kapitän mit dem Baron und einem Dolmetſcher ſelbſt an Land, nahm jedoch keine Waffen mit, weil Dies Mißtrauen hätte erregen können. Die beiden Statthalter kamen ihnen mit Speren in jeder Hand entgegen, und kaum fünf Minuten waren vergangen, als ſich an zweihundert Männer mit Lanzen und Flinten, dazu eine Menge bewaffnete Frauen um ſie geſammelt hatten. Einige der Umſtehenden entblödeten ſich nicht, ihre Gewehre vor den Augen der Europäer ſcharf zu laden. Es entſpann ſich eine ſtürmiſche Unterredung, welche beinahe zwei Stunden währte. Die Hauptbeſchwerde, daß einige Matroſen madagaſſiſche Frauen ohne Erlaubniß von deren Eheherren beſucht hätten, ſtellte ſich jedoch als im Weſentlichen unbegründet heraus, und die vorher ſo aufgeregte Menge verlief ſich unter Lachen und Scherzen. Befriedigt kehrte der Kapitän mit ſeinen Begleitern an Bord zurück, nachdem er von den Häuptlingen einen Lootſen für die Fahrt nach dem Süden erhalten hatte.

Die Etincelle hatte im Krimkrieg als Kanonenboot gedient. Später wurde ſie durch Anſtücken eines Vorder- und Hintertheiles verlängert und nach Oſtafrika geſchickt. Durch jene Flickerei war ſie ein höchſt unbrauchbares Fahrzeug geworden: ſie ſegelte weder gut noch dampfte ſie mit einiger Geſchwindigkeit, da ſie mit halber Dampfkraft und mit ausgeſpannten Segeln bei leidlicher Briſe nur fünf bis ſechs Meilen in der Stunde zurücklegte; ſie konnte nur für fünf Tage Kohlen einnehmen; ihr ſchwächlicher Bau geſtattete nicht, die Kanonen beider Seiten zugleich abzufeuern; das Zwiſchendeck war nicht ganz fünf Fuß hoch, kurz, es war faſt Nichts an dem Schiffe zu loben als die ſehr große und bequeme Kajüte des Kapitäns. Uebrigens wurde es ſehr ſauber gehalten, und die Mannſchaft, etwa ſechzig Franzoſen von ungewöhnlich großem Schlag und zwölf Neger, arbeitete ſchnell und lautlos und war außerordentlich höflich und zuvorkommend. Nicht genug konnte Decken, welcher neun Tage an Bord der Etincelle weilte, die liebenswürdige Aufmerkſamkeit des Kapitäns und ſeiner Officiere rühmen; ſie übten die geſelligen Tugenden der Franzoſen in ausgezeichneter Weiſe. Von dem Kommandanten der Flottenſtation zu Bourbon hatte die Etincelle den Auftrag erhalten, Erkundigungen in einer ſtreitigen Angelegenheit einzuziehen, welche ſchon ſeit 1860 ſpielte. Es handelte ſich um eine der vielen Strandräubereien, wegen deren die Küſte von Madagaskar berüchtigt iſt. Im genannten Jahre war auf dem Menabégebiete ein franzöſiſches Schiff auf den Grund gerathen; die Eingeborenen hatten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Mannſchaft zu tödten und die Vorrathsräume zu plündern. Der damalige Befehlshaber des franzöſiſchen Geſchwaders in dieſen Gewäſſern hatte in unbegreiflicher Schwäche und Nachſicht den verbrecheriſchen Sakalaven nur eine Buße von fünfhundert Ochſen auferlegt, anſtatt ſie die europäiſche Gerechtigkeit in ihrer ganzen Strenge fühlen zu laſſen und eine Genugthuung zu fordern, wie ſie dem vergoſſenen Blute angemeſſen war. Damals herrſchte in Menabé noch die Königin Naruva; ſie hatte das oben erwähnte Papier unterſchrieben, in welchem ſie ſich ſchuldig bekannte, die fünfhundert Ochſen zu bezahlen, ſich aber wahrſcheinlich nicht ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftigt, dieſe Schuld jemals zu berichtigen; ebenſowenig thaten Dies jetzt ihre früheren Unterthanen. Seit einiger Zeit war ein neuer Befehlshaber in Bourbon eingetroffen, ein unternehmender und thatkräftiger

Mann, welcher die Fehler ſeines Vorgängers wieder gut zu machen bemüht war und unter Anderem auch die Etincelle ausgeſchickt hatte, um zu erfahren, ob und wann die Entſchädigungsſumme bezahlt werden ſollte.

Am 23. Februar, dem Tage nach der Abfahrt von Minterano ging das Schiff in der Nähe von Menabé, etwa drei Meilen vom Lande, vor Anker. Wo die Stadt eigentlich lag, davon hatte Niemand eine Ahnung, am wenigſten aber der von Minterano mitgenommene Lootſe; die Karten waren ſo mangelhaft, daß man ſich auf ihnen nicht zurecht finden konnte. Zum Glücke tauchte nach Kurzem ein Baumkahn auf. Sein Inhaber kam an Bord, ſtellte ſich als Kaptain John White (ſein eigentlicher Name war Sanguruki) vor und verſprach, das Schiff in den Fluß und nach der Stadt zu führen, welche einige Meilen oberhalb der Mündung läge. Der Befehlshaber der Etincelle nahm dies Anerbieten an, erklärte aber, da er die Treuloſigkeit und Hinterliſt derartiger Leute kannte, daß er Herrn John White an der Raa aufknüpfen würde, wenn das Schiff zufällig auf Grund geriethe.

Während dieſe Verhandlungen geführt wurden, kamen die ſchon vorher zur Sondirung ausgeſchickten Boote zurück und meldeten, daß an den meiſten Stellen ſich nicht einmal ein Faden Waſſer fände. Der biedere Lootſe war in ſichtlicher Verlegenheit; es war offenbar, daß er keine Befugniß hatte, ſein Amt auszuüben; jedenfalls hatte ihn nur die Hoffnung auf ein Geſchenk, wenn nicht gar eine ſchlimme Abſicht veranlaßt, dem Kapitän ſeine Hilfe anzubieten. Man verfuhr gnädig mit ihm; man ſchickte ihn an Land mit dem Auftrage, den zehnjährigen König Teüka und ſeine Räthe zu einer Unterredung aufzufordern ſowie Vorräthe zu beſchaffen, an denen das Schiff Mangel litt.

Nächſten Morgen erſchienen acht mit Lebensmitteln und Holz beladene Lakkas. Nur zwei der Händler ließen ſich bereit finden, ihr Holz zu einem angemeſſenen Preiſe zu verkaufen, die anderen gingen mit ihren übertriebenen Forderungen nicht herab und warfen endlich, da ſie hiermit Nichts erreichten, ihre Waare ins Waſſer, um der Mühe überhoben zu ſein, ſie wieder an Land zu ſchaffen. Zu ihrem größten Aerger ließ der Kapitän das Holz auffiſchen und bekam ſomit umſonſt, was die Käufer ihm nicht für Geld gegönnt hatten.

Unter endloſen Botſchaften vom Lande vergingen zwei Tage, ohne daß man dem Ziele näher gekommen wäre. Die Häuptlinge ſprachen viel von Freundſchaft und Liebe, thaten aber nicht, was man wünſchte; ſie kamen nicht an Bord, „weil ſie das Waſſerfahren nicht vertragen könnten", beraumten aber auch keine Verſammlung am Lande an. Am dritten Tage endlich ſollte Alles bereit ſein. Der Kapitän begab ſich in Begleitung Deckens mit zwei Officieren und einer zahlreichen, ſtark bewaffneten Mannſchaft in drei Booten auf den Weg. Sie fuhren in die Mündung des Siſubungifluſſes ein und ſtiegen an der bezeichneten Stelle ans Land. Unter Trompetenſchall und begleitet von dreißig Mann mit Flinten und aufgeſteckten Bajonetten näherten ſie ſich einem verzierten Zelte, unter welchem einige fünfzig Leute ſaßen. Die Verſammelten gaben ſich theils als Häuptlinge, theils als Geſandte von ſolchen aus, wurden aber bald durch Kreuzfragen als gewöhnliche Krieger entlarvt. Unter ſolchen Umſtänden führte die Verhandlung zu Nichts und der Kapitän kehrte an Bord zurück. Noch einige Tage lang wartete er, durch betrügeriſche Verſprechungen hingehalten, dann aber ging er wieder unter Segel. Soviel hatte ſich herausgeſtellt, daß die ſo gering zugemeſſene Buße von fünfhundert Ochſen gutwillig nicht bezahlt werden würde; die Eingeborenen waren durch die unglückliche Schwäche des vorigen Befehlshabers verwöhnt und glaubten, ungeſtraft mit den Vertretern der Mächte ſpielen zu dürfen. Es ſtand zu erwarten, daß man in Bourbon Kenntniß davon nehmen und auf das Strengſte verfahren würde.

Oeftere Regengüſſe und heftige Windſtöße machten die Rückkehr zu einer ziemlich unangenehmen. Erſt nach vier Tagen, am 2. März, kam die Etincelle in Minterano an. Decken nahm von ſeinem freundlichen Wirth Abſchied und begab ſich ſogleich an Bord des Schooners,

welcher ſeine volle Ladung eingenommen hatte und noch an demſelben Tage mit Hochwaſſer den Fluß verlaſſen wollte. Zahlreiche Abſchiedsbeſuche nahmen die letzten Stunden in Minterano in Anſpruch. Narwa und die Statthalter verſicherten den Reiſenden einmal über das andere ihrer innigſten Freundſchaft und ſprachen die zuverſichtliche Hoffnung aus, daß er in Bälde wiederkommen und Handelsverbindungen mit ihnen anknüpfen werde; in dieſer Vorausſicht beſtellten ſie auch bereits eine Menge Waaren.

Ohne Schwierigkeit paſſirte das Schiff die Barre. Es legte ſich außerhalb vor Anker und erwartete hier Abdallah, welcher anderen Tages mit dreien ſeiner Weiber, neun Dienern und einer Heerde von fünfzig Ziegen an Bord kam, um mit nach Sanſibar zu fahren. Das kleine Fahrzeug war ſo voll gepfropft, unten mit Ladung und oben mit Menſchen und Vieh, daß wirklich nicht mehr das geringſte Plätzchen zu beſetzen übrig blieb. Bei gutem Wetter wäre Dies noch erträglich geweſen; bald aber begann es zu regnen, ein heftiger Nordwind ſetzte ein, hieraus entwickelte ſich in der Nähe der Komoren ein regelrechter Sturm, welcher unabläſſig mächtige Sturzſeen über Bord warf, ſodaß der Schooner im wahren Sinne des Wortes mehr unter als über dem Waſſer fuhr, denn die Wogen füllten das Deck ſchneller, als dieſes ſich wieder entleerte: fünf Tage lang kam man nicht eine Meile vorwärts.

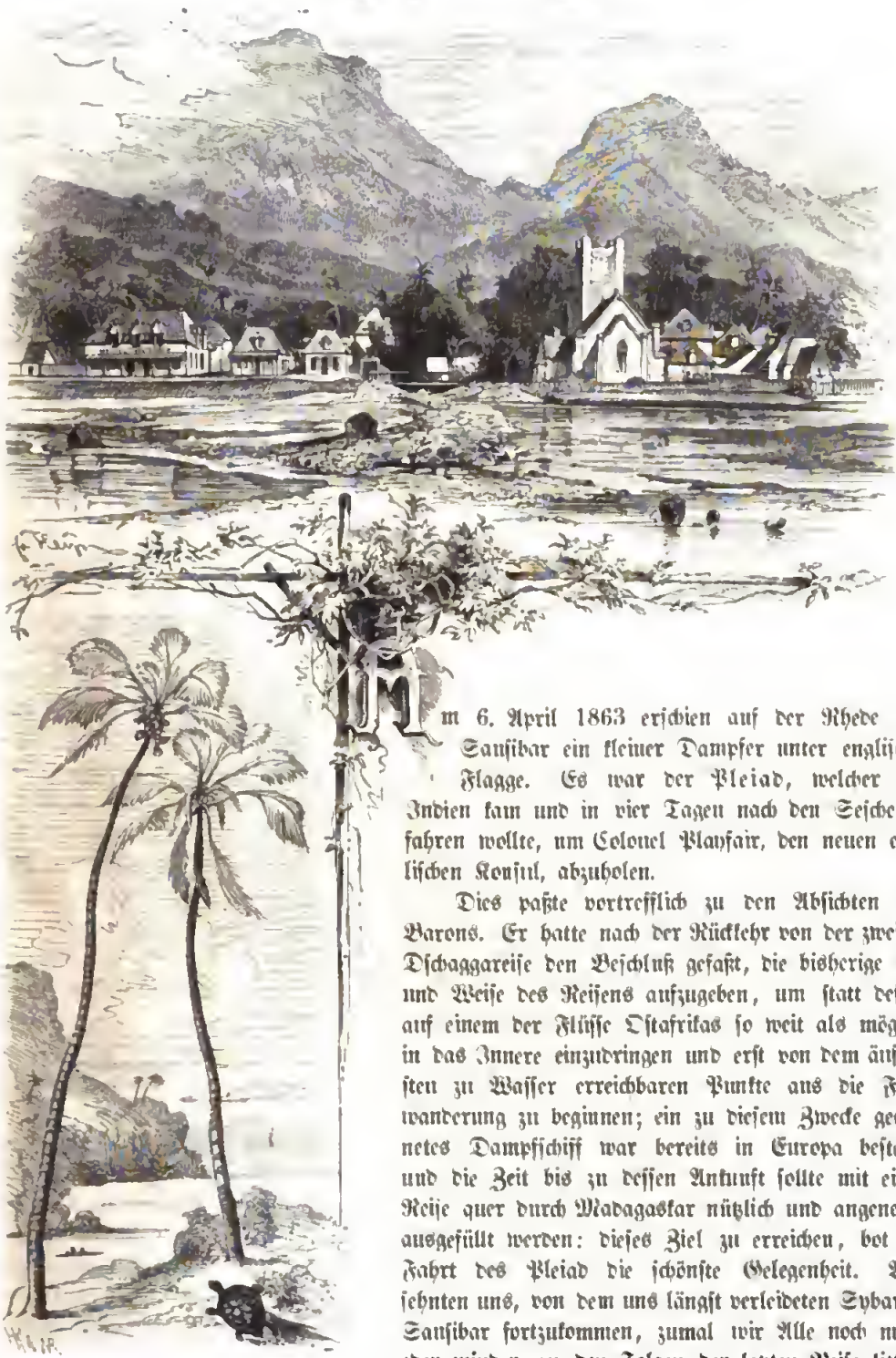
Der letzte Theil der Reiſe verlief raſch und glücklich; am zehnten Tage nach der Abfahrt von Minterano erreichte man den ſicheren Hafen von Sanſibar. Von den fünfzig Ziegen Abdallahs kamen zum großen Jammer ihres Eigenthümers blos zwölf mit dem Leben davon; einige waren als Opfer des Geizes gefallen, weil ſie Nichts zu freſſen bekamen, andere während des Unwetters umgekommen und wieder andere, trotz der ſaueren Mienen Abdallahs, in den Keſſel des Schiffskochs gewandert.

Später erfuhr man, daß der Sturm, welcher das Schiff heimgeſucht, ein Cyclon (38) geweſen war. Von der Etincelle hat Niemand wieder gehört — ſie iſt, wie nicht zu bezweifeln, beim Wüten jenes Orkanes mit Mann und Maus verſunken!

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

Die Seſchellen.

Willkommene Reiſegelegenheit. — Der Pleiad. — Leben an Bord. — Ankunft in Port Viktoria. — Die Gruppe der Seſchellen und ihre Geſchichte. — Unſer Haus. — Preiſe der Lebensmittel. — Spaziergänge in Stadt und Umgegend. — Verheerungen des Orkans vom Oktober 1862. — Pflanzenwelt am Strand und in der Höhe. — Bambus, das zierlichſte der Gewächſe. — Die Deſtillirpflanze. — Die Wunderpalme der Seſchellen. — Säugethiere und Vögel ſind ſpärlich vertreten. — Rieſenſchildkröten. — Andere Kriechthiere. — Springende und kletternde Fiſche. — Das wandelnde Blatt. — Fang der Muſchelthiere. — Geſellſchaftliche Studien. — Mangel an gedeihlicher Entwickelung. — Zuträglichkeit des Klimas. — Unangenehmes Warten.



Am 6. April 1863 erſchien auf der Rhede von Sanſibar ein kleiner Dampfer unter engliſcher Flagge. Es war der Pleiad, welcher von Indien kam und in vier Tagen nach den Seſchellen fahren wollte, um Colonel Playfair, den neuen engliſchen Konſul, abzuholen.

Dies paßte vortrefflich zu den Abſichten des Barons. Er hatte nach der Rückkehr von der zweiten Dſchaggareiſe den Beſchluß gefaßt, die bisherige Art und Weiſe des Reiſens aufzugeben, um ſtatt deſſen auf einem der Flüſſe Oſtafrikas ſo weit als möglich in das Innere einzudringen und erſt von dem äußerſten zu Waſſer erreichbaren Punkte aus die Fußwanderung zu beginnen; ein zu dieſem Zwecke geeignetes Dampfſchiff war bereits in Europa beſtellt, und die Zeit bis zu deſſen Ankunft ſollte mit einer Reiſe quer durch Madagaskar nützlich und angenehm ausgefüllt werden: dieſes Ziel zu erreichen, bot die Fahrt des Pleiad die ſchönſte Gelegenheit. Wir ſehnten uns, von dem uns längſt verleideten Sybaris-Sanſibar fortzukommen, zumal wir Alle noch mehr oder minder an den Folgen der letzten Reiſe litten, der Baron und ich an Fieber, Koralli an Fieber und Dyſenterie; wir verlangten nach Arbeit und

Beſchwerden, wir fühlten es, daß ſchon die Luftveränderung genügen würde, um unſere Lebensgeiſter zu erfriſchen. Dieſe gewaltige Reiſeluſt empfand der Baron, welcher auf dem engliſchen Kriegsdampfer Gorgo einen Ausflug längs der Küſte, von Lamu bis nach der portugieſiſchen Inſel Ibo, und von da nach dem Komoreneilande Johanna unternommen hatte, noch nicht in dem Maße, wie wir Anderen, die wir monatelang ſozuſagen das Haus nicht verlaſſen hatten. Mit Feuereifer wurde Tag und Nacht gearbeitet, um zur beſtimmten Zeit mit dem Herrichten und Einpacken aller erforderlichen Gegenſtände fertig zu werden, und es gelang uns.

Am 11. April Morgens verſchloſſen wir die Wohnung und warteten in O'Swalds gaſtlichem Hauſe auf des Pleiad Rückkehr vom Waſſerplatze. Da wir nicht wiſſen konnten, in welche Fährlichkeiten wir kommen würden, übergaben wir dem Hamburger Konſul, wie Dies bereits vor jeder größeren Reiſe geſchehen, unſere wichtigen Papiere und unſere Verfügungen für den Fall eines unvorhergeſehenen Ereigniſſes. Gegen Mittag gingen wir, von einigen Freunden begleitet, an Bord, und bald darauf ſetzte der Pleiad ſich in Bewegung. Nur kurze Zeit genoſſen wir den lieblichen Anblick der an uns vorüberziehenden Küſte, dann forderte die Natur ihre Rechte; wir ſanken in tiefen Schlaf, welcher uns nach den Anſtrengungen der letzten Tage wieder kräftigen ſollte.

Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand diesmal außer uns drei Europäern (der Jäger Androt war inzwiſchen, da ſein Zuſtand ſich nicht gebeſſert hatte, nach Europa zurückgekehrt) nur aus zwei ſchwarzen Dienern Namens Hammadi und Anamuri (ein Anderer als der bei der vorigen Reiſe erwähnte). Außerdem folgte uns der Windhund Schmoll, welcher gleichfalls die Küſtenwanderung nicht hatte vertragen können; den anderen Hund Leo, den wir glücklich wieder nach Sanſibar gebracht hatten, ließen wir zurück, weil er in der letzten Zeit ſich durch ſeine Untugenden wahrhaft unausſtehlich gemacht hatte — er befand ſich jetzt auf der Zuckerpflanzung Seid Madjids und machte die Umgegend unſicher, indem er alle Leute anfiel, welche Eßwaaren trugen.

Der Pleiad iſt ein kleiner Schraubendampfer von hundertfünfzig Tonnen Gehalt. Er wurde im Jahre 1857 für die engliſche Nigerexpedition erbaut, erwies ſich aber als ungeeignet und diente ſeitdem verſchiedenen anderen Zwecken. Obgleich er eine Maſchine von dreißig Pferdekraft hat, alſo eine Pferdekraft auf je fünf Tons, legte er nicht mehr als fünf bis ſechs Seemeilen ſtündlich zurück; als Segler war er nur mittelmäßig. Seine Kajüteneinrichtung fanden wir vortrefflich, war ſie doch eigens für die Aufnahme vieler Gäſte berechnet. Der kommandirende Mr. Hewiſon und ſein Lieutenant Biſhop, Officiere der früheren indiſchen Marine, nahmen uns mit außerordentlicher Zuvorkommenheit auf; ſchon am erſten Tage fühlten wir uns heimiſch auf dem kleinen Schiffe.

Nach vierundzwanzigſtündiger Fahrt ſtellte der Pleiad das Dampfen ein und begann, wennſchon die Briſe nicht übermäßig günſtig war, Segel zu ſetzen; er mußte mit ſeinen Kohlen haushalten, denn er konnte nur einen für ſechs Tage genügenden Vorrath bergen, nämlich für je anderthalb Tage bei der Ausfahrt aus jedem Hafen und für ebenſoviel bei der Einfahrt. Uebrigens mochten wir den Pleiad als Segelſchiff lieber denn als Dampfer, weil er, ſo lange die Maſchine arbeitete, von einem unausſtehlichen Rütteln und Poltern heimgeſucht war.

Wir hatten längſt die Erfahrung gemacht, daß es auf Seereiſen faſt unmöglich iſt, eine ernſtliche Arbeit vorzunehmen, und quälten uns deshalb nicht mit Vorſätzen, welche doch nicht zur Ausführung gekommen wären, umſomehr, da wir unſere Schlafſheit noch nicht völlig überwunden hatten. Unſere Zeit theilten wir ſo regelmäßig wie möglich zwiſchen Eſſen, Schlafen und Unterhalten ein: nach dem Aufſtehen wurde Thee getrunken, um neun Uhr ein reichliches Frühſtück eingenommen, zu Mittag ein „Lunch" von Bisquit, Apfelſinen und etwas Wein, um vier Uhr die Hauptmahlzeit, danach auf Deck der Kaffee und um ſechs

Uhr der Thee; der Reſt der Stunden verging mit Baden, Leſen, Schwatzen, Spielen und mit einigen unbedeutenden Arbeiten. Nur Sonntags trat eine kleine Abänderung in unſerer „Beſchäftigung“ ein, weil da von Spielen, nicht nur Karten-, ſondern auch Schachſpiel, nicht die Rede ſein konnte, wollte man die gutkirchlichen Engländer nicht in ihren Anſchauungen verletzen. Im Allgemeinen bringt die ſtrenge Sonntagsfeier, namentlich an Bord größerer Schiffe, einen günſtigen Eindruck hervor: die Mannſchaft bis herab zu den farbigen Dienern kleidet ſich feſtlich; der Kapitän hält ein- oder zweimal feſtlichen Gottesdienſt nach engliſcher Weiſe d. h. er lieſt aus dem prayer book gewiſſe Abſchnitte und Gebete vor, welche von den Anderen in ſummendem Tone nachgeſagt werden; eine feierliche Ruhe herrſcht überall, weil nur die nothwendigſten Arbeiten verrichtet werden — wird dieſe Strenge aber übertrieben, wie wenn man das Schachſpiel verbietet oder die an einem beſtimmten Tage des Monats abgehenden Dampfer zurückhält, falls dieſer auf einen Sonntag fällt, ſo fallen Einem unwillkührlich die altjüdiſchen Geſetzesbeſtimmungen ein.

Bei flauem Wind und abwechſelnden Stillen kamen wir nur langſam vorwärts. Am elften Tage befanden wir uns erſt in der Nähe der Amiranteninſelgruppe. Nächſten Mittag ſegelten wir an dem Afrikaeiland vorbei, den Morgen darauf fuhren wir in den Archipel der Seſchellen ein, und gegen ein Uhr ankerten wir auf der engen Rhede von Port Viktoria auf Mahe. Ein Boot mit zwei Europäern legte bei uns an. Die Herren, der Arzt und der Oberſte der Polizei, ſtiegen an Bord und fragten mit feierlicher Miene nach unſeren Geſundheitspapieren und Päſſen; wir konnten uns eines Lächelns nicht erwehren, daß wir in dieſem fernen Erdwinkel mit ſolchen Fragen behelligt wurden, welche wir ſo lange Zeit nicht gehört hatten. Erſt nachdem die Herren als Beamte ihre Pflicht gethan, traten ſie uns als Geſellſchafter und zwar als recht liebenswürdige entgegen; ſie erkundigten ſich nach unſeren Wünſchen und nahmen den Baron mit ſich an Land, um ihm ein Unterkommen zu verſchaffen.

Port Viktoria mit ſeinen ſauberen, von kleinen Gärten umgebenen Holzhäuſern nimmt ſich recht freundlich aus. Von größeren Gebäuden fielen uns zwei auf, die engliſche Kirche etwa in der Mitte der Stadt und die damals im Bau begriffene katholiſche Kapelle im Norden. Der angenehme Eindruck des Ganzen wird durch die maleriſche Umgebung erhöht, durch die Berge, welche zumeiſt bis zum Gipfel bewaldet ſind, oft aber auch kahle Felſen oder unbedeckte, rothe Erde zeigen, durch die tiefeingeſchnittenen Schluchten und den grünenden Strand.

Die Seſchellen, eine Gruppe von etwa fünfzig hohen und felſigen Inſeln, welche ſteil aus unergründlicher Tiefe emporſteigen, liegen zwiſchen drei und fünf Grad ſüdlicher Breite, gegen tauſend Seemeilen öſtlich von Sanſibar, etwa eben ſo weit vom Kap Gardafui und von den Schweſterinſeln Bourbon und Mauritius entfernt. Ihr geſammter Flächeninhalt beträgt nicht ganz vier deutſche Geviertmeilen: hiervon kommt über die Hälfte allein auf die Inſel Mahe; von den übrigen Inſeln der Gruppe ſind nur drei über ein Zehntel und zehn über ein Hundertel einer deutſchen Geviertmeile groß.

Man iſt berechtigt, anzunehmen, daß die Seſchellen die höchſten Punkte einer untermeeriſchen Gebirgskette ſind, einer Fortſetzung derjenigen, welche Madagaskar ſeiner Längsrichtung nach durchzieht. Dies machen auch die vielen in dieſer Richtung ſich findenden Riffe, Untiefen und kleinen Inſeln wahrſcheinlich. Der um die Erforſchung des oſtafrikaniſchen Küſtenlandes hochverdiente Kapitän Boteler iſt der Anſicht (Voyage to Africa, vol. II. p. 237), daß dieſer untermeeriſche Gebirgszug ſich auch weſtlich von den Seſchellen weithin fortſetze; er meint, das „kabbelige“ oder gekräuſelte Ausſehen der Meeresoberfläche, welches dem Seefahrer dort an vielen Stellen auffällt, durch die Annahme erklären zu müſſen, daß die großen Wellenbewegungen und Strömungen des Meeres ſich an hochaufragenden, aber noch weit unter der Oberfläche befindlichen Bergkuppen brechen. Die Hauptmaſſe der

Seſchellen beſteht aus Granit, welcher in den Thälern und ſanften Abhängen von fruchtbarer Erde überlagert, am Strande aber von Korallenriffen umſäumt iſt: letztere bilden einen erhöhten Wall rings um die Inſelgruppe und grenzen ſo ein Becken ab, deſſen Tiefe (am Rande ſieben bis neun Faden und noch weniger) nach der Mitte hin zunimmt (bis über dreißig Faden).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Seſchellen bereits den Portugieſen bekannt geweſen ſind, da dieſe kühnen Seefahrer die Amiranten kannten und ſowol von dieſer Inſelgruppe aus als bei dem Weiterſegeln nach Indien zu die hohen Gipfel der Seſchellenberge geſehen haben mußten (Boteler a. a. O.); vielleicht verſtanden ſie unter dem ſtolzen Namen „Amiranten" oder Admiralsinſeln, mit welchem wir gegenwärtig die unbedeutende Gruppe niedriger und ſandiger Inſeln weſtlich von den Seſchellen bezeichnen, ſogar letztere ſelbſt. Der Name „Seſchellen", auch Seychellen geſchrieben, iſt der Inſelgruppe in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gegeben worden nach Morando de Seychelles, einem hervorragenden Officier der damaligen franzöſiſch-oſtindiſchen Flotte. Die erſte Erforſchung und Aufnahme der Inſelgruppe wurde im Jahre 1743 auf Befehl von Mahé de la Bourdonnais, dem Statthalter von Ile de France, durch Lazarus Picault ausgeführt. Im Jahre 1768 wurde eine franzöſiſche Niederlaſſung auf der Hauptinſel „Mahe" gegründet. Wenige Jahrzehende darauf hatten ſich die Anſiedler über die größeren Inſeln der Gruppe verbreitet. Im Jahre 1825 betrug ihre Zahl bereits gegen ſiebentauſend (nämlich 6000 Sklaven, 582 Weiße und 323 freie Schwarze), und ihr Reichthum an Vieh belief ſich auf mehr denn tauſend Stück; von dieſer Bevölkerungsmenge kamen 1327 (?) auf die Inſel Mahe. Nach einer neueren Zählung im Jahre 1861 belief ſich die Seelenzahl auf nicht mehr als 7486. Man ſagt übrigens, daß ſeit der Aufhebung der Sklaverei Zahl und Wohlſtand der Bevölkerung beträchtlich abgenommen haben.

Bei dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und ſpäter geführten Kriege zwiſchen Frankreich und England, welcher die ganze Welt erſchütterte, blieben auch die Seſchellen nicht unberührt: im Jahre 1794 erſchienen engliſche Kriegsſchiffe vor Mahe, ergriffen jedoch nicht förmlich Beſitz von der unbefeſtigten Inſel, ſondern begnügten ſich, eine Kapitulation mit den Einwohnern abzuſchließen, nach welcher die Seſchellen neutrales Gebiet ſein ſollten. Im Jahre 1806 wurde dieſe Abmachung erneuert und 1814 (?), alſo vier Jahre nach der Abtretung von Mauritius an die Engländer, gingen die Seſchellen in britiſchen Beſitz über; ſie bilden ſeitdem einen unter der Statthalterſchaft von Mauritius ſtehenden Bezirk, welcher von einem Civilkommiſſär verwaltet wird.

Die Nacht nach unſerer Ankunft brachten wir noch an Bord des Pleiad zu, weil das Haus, welches der Baron für zwanzig Fünffrankenthaler monatlich gemiethet hatte, erſt am folgenden Tage frei wurde. Am Morgen des 25. April ſiedelten wir über. Unſere neue Wohnung war ein auf Pfählen errichtetes, mit einer „Verandah" verſehenes Haus, wie alle übrigen der Stadt aus Holz erbaut. Zu dem Erdgeſchoß, welches einige Fuß über dem Boden ſtand, führten von drei Seiten Treppen; der Fußboden war gedohnt und die Wände hatten einen Firnißanſtrich; das Hausgeräth war einfach, wie in Sanſibar, aber genügend und bequem. In die Zimmer zu ebener Erde theilten wir uns, während die farbigen Diener den niedrigen Bodenraum einnahmen. Es wohnt ſich ſehr angenehm in ſolchen Holzhäuſern, da ſie verhältnißmäßig kühl und, was beſonders wichtig, nicht feucht ſind.

Wir hatten geglaubt, auf dem blühenden Eilande Mahe Ueberfluß an Allem zu finden, doch ſahen wir uns arg getäuſcht: die einzigen Nahrungsmittel, welche der Markt bietet, ſind Fleiſch vom Schwein und von der Schildkröte, Hühner und Fiſche, Reis, Maniok und ein wenig Gemüſe; Schaffleiſch wird gar nicht verkauft, und Ochſenfleiſch nur dann, wenn

ein Kriegsſchiff im Hafen liegt. Da die Hühner mehr Knochen als Fleiſch hatten und Fiſche nicht alle Tage ſchmecken wollten, aßen wir zum Frühſtück um acht oder neun Uhr gewöhnlich Schweinefleiſch und Schildkröte, zur Hauptmahlzeit um zwei oder drei Uhr aber zur mehreren Abwechſelung — Schildkröte und Schweinebraten. Späterhin beherrſchte die Schildkröte unſere Tafel; denn wir hatten bemerkt, daß die Schweine, welche zum Schlachten kommen, entweder gar nicht oder mit Unrat gefüttert werden.

Um einen Begriff von der Theuerung zu geben, welche auf dieſer glücklichen Inſel herrſcht, wo dem Menſchen Alles in den Mund wächſt, laſſe ich die Preiſe einiger Marktwaaren folgen. Ein Ei koſtet ſechs bis neun Pfennige, ein Pfund unraffinirter Zucker (in einem Orte, wo er ſelbſt erzeugt wird) ſechs Groſchen, ein Pfund Brod zweieinhalb Groſchen, zehn Bananen einen, ein Huhn zehn, eine Flaſche Milch drei und ein Pfund Kaffee, der ebenfalls hier gebaut wird, zwanzig Groſchen! Das einzige einigermaßen Billige iſt der Reis, von welchem das Pfund mit nur einem Groſchen bezahlt wird, aber nicht etwa deshalb, weil er in Menge auf der Inſel erbaut würde, ſondern weil das Reisland Madagaskar ſo nahe liegt. Abſcheulich iſt das Kleingeld, mit welchem man es im Marktverkehr zu thun hat. Einen ähnlichen Auswurf von Münzen gibt es wol nur noch in Hamburg; die Hamburger Schillinge und die ſogenannten „Marqués“ (39) der Seſchellen ſcheinen in der That Zwillingsgeſchwiſter zu ſein, ſo gleichmäßig unſcheinbar, dünn und erbärmlich ſehen ſie aus: von beiden ſieht man faſt nie ein ebenes, nicht zerknittertes Stück. Außer den Marqués gibt es noch engliſche Scheidemünze, von größeren Münzen aber engliſches, franzöſiſches und indiſches Gold und Silber, ſowie Maria-Thereſia-Thaler, welche übrigens, trotz ihres höheren Werthes, nur fünf Franken gelten. —

Wir unternahmen täglich ein- oder zweimal längere Spaziergänge. In der Stadt erfreuten wir uns an den ſauber gehaltenen Straßen, unter denen natürlich Viktoria-, Albert- und Regentſtreet nicht fehlten, an den hübſchen, mit Roſen gezierten Gärten und an den allerliebſten Geſichtern der Kreolinnen, welche uns oft aus ganz unſcheinbaren Häuſern entgegenlugten. Auf dem Wege und vor den Thüren gingen oder ſtanden Mulattinnen und Negerinnen, alle auf europäiſche Weiſe gekleidet, zumeiſt in dunkle Stoffe. Ein beſonders belebtes Bild bot uns der im Bau begriffene Hafendamm, an welchem eine Menge ſchwarze Sträflinge arbeiteten; an anderen Orten ſahen wir wieder indiſche Kuli's und befreite Sklaven in Thätigkeit, von welch letzteren alljährlich einige hundert durch die Kreuzer hierher gebracht werden. Auffällig war uns die Menge der Branntweinläden in der Stadt — man ſagte uns, der größte Theil der Steuererträge beſtehe im Erlös aus Schnapshandel-Konzeſſionen; ebenſo wunderten wir uns, mehrmals Geſchäftsſchilder von Auktionatoren zu ſehen.

Im Hafen und in der Stadt waren die Spuren eines fürchterlichen Unwetters noch ſichtbar, welches im vorigen Jahre die Seſchellen heimgeſucht hatte. Oberſt Pelly ſchildert uns das Wüten dieſes erſten hier beobachteten Cyclons in anſchaulichſter Weiſe. „Ich befand mich an Bord der Dampffregatte Oreſtes. Wir lagen nur einige hundert Schritt von den Riffen und kaum eine Meile vom Strande entfernt, konnten aber weder Land, noch Riffe, noch etwas vom Meere ſehen — rings um uns gab es nur Schaum und Giſcht und klatſchenden, vom Sturme gepeitſchten Regen. Nie habe ich ſo ſchreckliche Töne gehört, als das hölliſche Heulen und Brauſen dieſes Orkanes, der jetzt, wie erſchöpft von ſeinem Wüten, einen Augenblick nachließ, um dann deſto ungeſtümer wieder einzuſetzen. Der Anblick des Landes nach dem Unwetter war traurig: ſteile Abhänge waren, vom Regen unterwaſchen, in die Tiefe gerutſcht, Gärten, Häuſer und Menſchen in ihrem Sturze begrabend; Bäche waren zu Strömen angeſchwollen und riſſen Alles mit ihren Fluten ins Meer; Bäume waren entwurzelt, Kokospalmen geknickt, und am Lande lagen die Wracks zerſchellter Fahrzeuge. Der Wirbelſturm entwickelte ſich aus dem Südoſt-Paſſate, ging durch Süd und

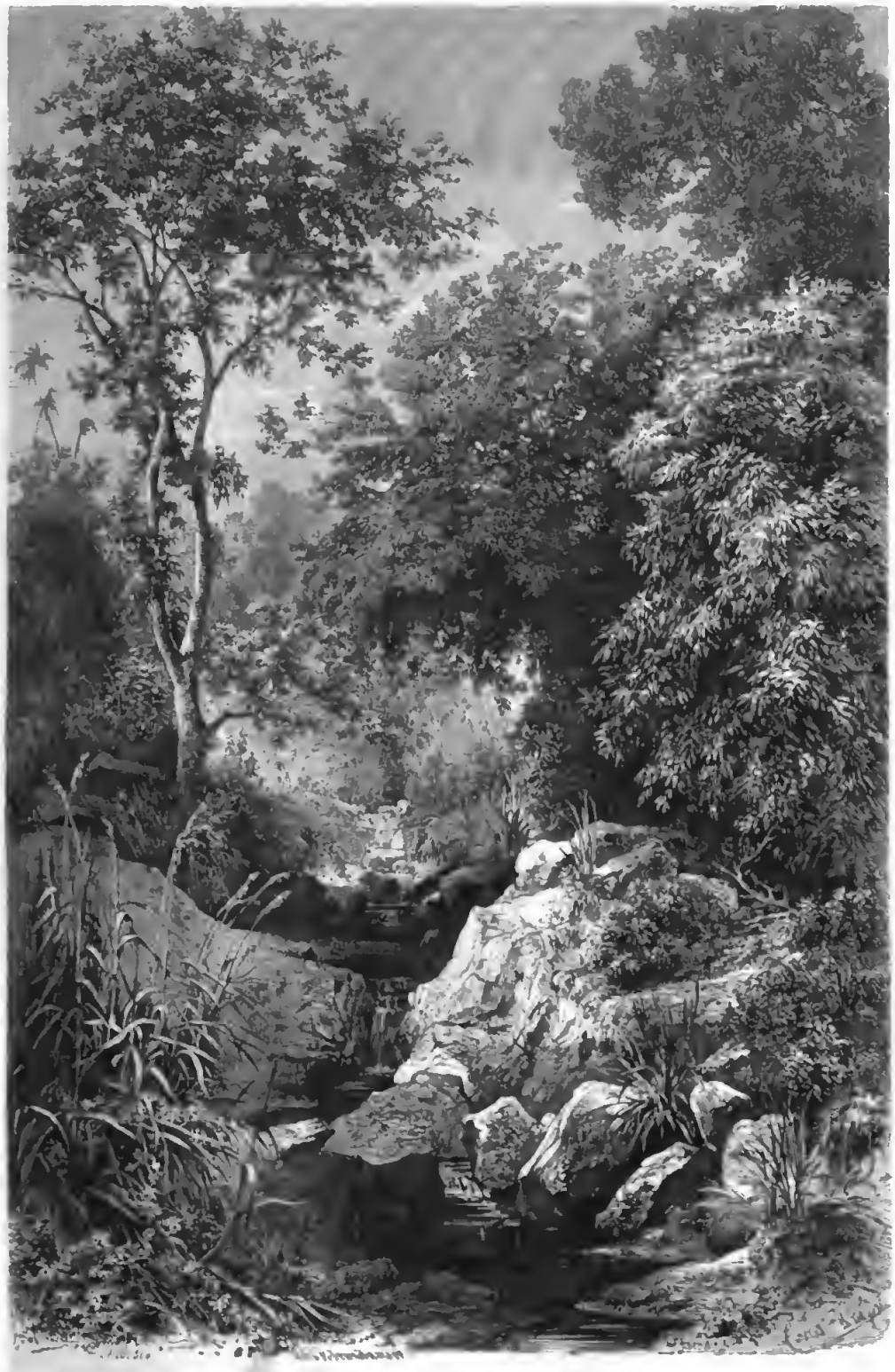
West nach Nordwest über, entfaltete hier seine größte Kraft und verlief sich endlich unter Fluten von Regen wieder im Passatwinde.“ In der Stadt zählte man achtzehn, auf den Pflanzungen etwa fünfundvierzig Opfer; der angerichtete Schaden wurde auf hunderttausend Franken veranschlagt. Mehrere Tage vergingen, ehe es gelang, die Leichen aller Verschütteten aufzufinden.

Einen wahrhaft erschütternden Bericht gibt uns ein anderer Augenzeuge, der Préfet apostolique der Seschellen, der Kapuziner Père Jérémie de Saglietta, welcher nur durch ein Wunder dem schrecklichsten Tode entging. „Am letzten Sonntag, nach der heiligen Messe,“ schreibt P. Jérémie, „während wir noch mit kirchlichen Handlungen beschäftigt waren, brach das Haus der Schwestern vom Orden St. Joseph de Cluny, das größte der ganzen Stadt, über uns zusammen, und ein wütender Wasserschwall, welcher Thiere, Bäume, Häuser und eine unglaubliche Menge Erde und Sand trug, riß uns hinweg. „Das ist der letzte Augenblick unseres Lebens“, rief ich, und in dieser Ueberzeugung gab ich Denen, die mich umstanden, die Absolution und empfahl meine Seele dem Herrn. Alsbald stürzte die Decke des oberen Stockes herab; ihre Trümmer begruben mich, zerschmetterten mich aber nicht: sie bedeckten mich schützend, und die Bäume und Balken in dem entfesselten Elemente sausten unschädlich über mir hin. Fünf Stunden lang hielt ich in dieser Lage aus, den mich umtosenden Schlamm bald verschlingend, bald wieder von mir gebend, und keinen Augenblick hatte ich das Bewußtsein verloren. Aber zuletzt fühlte ich, wie mir die Glieder erstarrten und die Sinne schwanden; mein Vertrauen auf Gott verließ mich indessen nicht, und ich begann den Psalm zu beten: „Herr, auf Dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden; errette mich durch Deine Gerechtigkeit“ u. s. w. Als ich bei den Worten: „in einer festen Stadt“ angekommen, wurde der Schlammstrom, welcher nahe daran war, mich zu ersticken, schwächer und schwächer und ließ mich wieder so weit frei, daß ich athmen konnte. Einige Zeit danach begann man, die mich deckenden Massen hinwegzuräumen. Das Erste, was ich wieder von der Außenwelt sah, waren die Leichen der kleinen Pensionärin Aglaé, der verehrungswürdigen Mutter Denise und der Schwester St. Victor, welche mir zu Füßen lagen. So saß ich denn auf den Trümmern wie Jeremias, dessen Namen ich trage, die Hände über die Brust gekreuzt und unendlichen Jammer im Herzen. Mein Gott, mein Gott, wie sollen meine Augen Thränen genug haben, um Tag und Nacht das Unglück meiner Nächsten und den Verlust meiner theuersten Kinder zu beweinen?“ —

Wandert man längs des Strandes von Mahe hin oder nach den Höhen empor, so gewahrt man allerorts die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, aber nur selten Spuren von Betriebsamkeit und Fleiß der Bewohner; man merkt es, daß die Leute nur soviel arbeiten als nöthig ist, ihr Dasein zu fristen und ihre Vergnügungen zu bestreiten. Die einzige Nutzpflanze, welche man in größeren Beständen trifft, ist die Kokospalme, aber sie ist nur deshalb beliebt, weil sie, ohne Mühe zu verursachen, reichlichen Ertrag liefert. Glücklich, wer einige hundert dieser Palmen besitzt; er kann im bequemsten Müssiggange leben, und dieses ist das Ziel, nach welchem Alle streben. Ausgedehnte Bananenpflanzungen sieht man selten oder gar nicht, von Zuckerrohr wird nicht mehr gebaut, als für den Bedarf der Insulaner unbedingt nothwendig ist; ebenso scheint es mit dem Kaffee und Tabak zu sein, welche hier in ganz vorzüglicher Güte gedeihen. Die Hauptgegenstände der Landwirthschaft sind Reis, Mais, süße Kartoffeln und namentlich der nichtsnutzige Maniok, doch wird selbst von diesen unentbehrlichen Nahrungsmitteln nicht soviel erzeugt, daß nicht bisweilen noch Einfuhr von Madagaskar her nöthig wäre.

Außer der Kokospalme gedeihen auf den Seschellen die Areka- und Sagopalme. Von Früchten und Gewürzen finden wir alle die herrlichen Erzeugnisse Sansibars wieder, dazu Kakao, Vanille und manche Geschenke Madagaskars und anderer gesegneter Länder. Die

Digitized by Google



Waldbach auf den Seschellen.

gelbblühende Baumwolle wächst wild, und die besten Nutzhölzer sind, trotz arger Verwüstungen, noch in Menge vorhanden. In den anmutigen Wäldchen, welche sich längs des Strandes hinziehen, trifft man häufig alte Bekannte, Kasuarinen, Tamarinden, Zimmtbäume, Betelpfefferſträuche und eine große Mannigfaltigkeit wilder Orangen- und Limonenarten, deren Stämmchen treffliche Spazierſtöcke abgeben; zahllos aber sind die neuen Formen, welche noch von keinem Kundigen gesammelt und unterſucht wurden, mit zum Theil merkwürdigen Eigenſchaften.

Unter den Pflanzen, denen wir bisher noch nicht begegnet sind, nimmt vor Allem der Bambus unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch; wir finden ihn von ausgezeichneter Entwickelung bereits in der Stadt. Wer ein Bambusgebüſch zum erſten Male ſieht, iſt entzückt über die Anmut des Gewächſes: es bringt durch die Schönheit ſeiner Formen und durch das Phantaſtiſche ſeiner Bildung einen Eindruck hervor wie ein Märchen auf das Gemüt des Kindes. Wir wüßten dieſem duftigen Pflanzengebilde kein anderes gleichzuſtellen. An Pracht des Wuchſes kommt ihm wol die Arekapalme und der Baumfarn gleich, doch iſt deren Schönheit aus irgend einem Grunde nicht ſo ergreifend, vielleicht weil der ſtattliche Wipfel uns allzu fern liegt, vielleicht weil der hohe Stamm den Eindruck des Ganzen ſtört. Aehnliche Formen zeigen der buſchartige Pandanus und die mit ihren feinen Zweigen und Blättern bis zur Erde herabhängende Trauerweide — beide aber, ſo ſchmuck ſie auch ſein mögen, erſcheinen grob und plump im Vergleiche zu dem zierlichen Bambus. Wir wiſſen dieſes herrliche Gewächs in der That mit nichts Anderem zu vergleichen als mit einer Fontaine von Blättern. Wie ein Springbrunnen glatt und gerade ſeine Stralen emporſendet und das zu feinen Tropfen zerſtiebende Waſſer danach in weitem, ſchönen Bogen wieder herabfallen läßt, ſo ſtreben die faſt armdicken Halme des königlichen Graſes bis zu Baumhöhe kerzengerade empor, biegen ſich oben ſanft und runden ſich mit ihren feinen Ausläufern und den zarten Blättchen oder vielmehr Fiederchen zur ſchönſten Wölbung. Auffallender noch wird dieſe Aehnlichkeit, wann ein leiſer Wind ſich erhebt und in den feinem Blattwerk raſchelt: dann glaubt man in der That, ein Rauſchen von Waſſer zu hören, und wie dieſes das Gemüt ergreift und die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo fühlt man ſich vor einem Bambusgebüſch in merkwürdigſter Weiſe zum Träumen und Schwärmen angeregt, namentlich wenn der Bambus, wie hier, ſo anmutige und doch zugleich wilde Waldbäche überſchattet.

Einen ganz beſonderen Genuß gewährte mir ein Ausflug nach dem Berge, deſſen allabendlich von Wolken umſchleiertes Haupt auf Port Victoria herabblickt. In den unteren Gürteln wuchern an dürren Stellen ſteifblätterige Farne, wo es feucht iſt, Lykopodiumarten, welche ihre langen, mit ſchuppigen Blättern bedeckten Stiele oft auf unglaubliche Entfernung am Boden hinſtrecken. Weiter oben finden ſich ausgedehnte Grasflächen, auf denen man wilde, wäſſerig ſchmeckende Ananas findet. Dann treten zierliche Baumfarne und Schraubenpalmen auf. Die Pandanus der Berge unterſcheiden ſich weſentlich von den Formen, welche in Sanſibar und an der Küſte ſo häufig und auch hier, dicht über der Stadt, durch Verwandte vertreten ſind: ſie treiben zahlreiche Luftwurzeln bis zur Höhe von zwanzig und dreißig Fuß empor; auf dieſen ſteht wie auf einem Gerüſte der ſchlanke Stamm, und von ihm getragen und gehoben, überragt die ſchraubenförmig gewundene Blätterkrone die Höhen, als wollte ſie geradezu in die Sonne blicken. Beim Erklimmen der ſteilen Felswände, neben denen dieſe Bildung ſich vorzugsweiſe findet, leiſten die Wurzeln und Stämme dieſer Schraubenpalme große Dienſte; man ſchwingt ſich an ihnen mit Leichtigkeit auf die faſt ſenkrechten Klippen und klettert dann mit Hülfe eines anderen Stammes von Stufe zu Stufe weiter. Hier gedeiht auch der wunderbare Nepenthes, die Deſtillirpflanze (eine Verwandte des bei uns eingebürgerten Pfeifenſtrauches, Aristolochia), deren Blattſtiel zu einem eigenthümlichen, pfeifenkopfartigen Gebilde erweitert iſt. In dieſem aufrecht ſtehenden Gefäße

findet man ſtets eine Flüſſigkeit, welche durch den engen Stiel „überdeſtillirt“ zu ſein ſcheint; ein klappenförmiger Deckel über der Oeffnung des Behältniſſes mäßigt die Verdunſtung dieſes Waſſers, paßt jedoch nicht genau genug, um der Zudringlichkeit von Gäſten zu wehren: jedes der Gefäße, die wir öffneten, enthielt eine Menge Kerbthiere, welche hier eine ſüße Quelle geſucht, aber Gefängniß und Grab gefunden hatten. Dies erinnerte mich lebhaft an die Ngurunga bei Kiſuani, welche den durſtigen Vögeln ſo verderblich ſind.

Die merkwürdigſte aller Pflanzen kommt nicht auf Mahe ſelbſt vor, ſondern nur auf Praslin und dem benachbarten Eilande Curieuſe: es iſt die Palme, welche die ſogenannte maledioiſche Kokosnuß, die Cocos de mer hervorbringt, die ſtolze Lodoicea Seschellarum Labill., der Baum der doppelten Kokosnuß. Jahrhunderte lang kannte man nur die rieſige Frucht; die Portugieſen fanden ſie zuerſt an den maledioiſchen Inſeln und an der Malabarküſte angeſchwemmt und glaubten, da ſie nirgends einen Baum fanden, von dem ſie ſtammen konnte, daß ſie ein Erzeugniß des Meeres wäre, daher obige Namen, welche in faſt alle Sprachen übergegangen ſind. Erſt im Jahre 1789 entdeckte man auf der Inſel Praslin die Heimat der wunderbaren Frucht.

Die Lodoicea iſt eine Fächerpalme. Ihr verhältnißmäßig dünner Stamm, welcher ſechzig, ja achtzig bis hundert Fuß hoch wird, trägt fünfzehn bis zwanzig, mehr oder weniger gefaltete Blätter von zwanzig Fuß Länge und zwölf Fuß Breite. Die jüngſten, inneren wachſen gerade empor und ſind noch ſehr hellfarbig, faſt gelbweiß; von den älteren fällt jedes Jahr eines ab und hinterläßt eine kreisförmige Narbe am Stamme (ein vierzigjähriger Baum auf Mauritius von dreizehneinhalb Fuß Höhe zählte neununddreißig Narben). Erſt im dreißigſten Jahre beginnt die edle Palme zu blühen, und im hundertdreißigſten erreicht ſie ihre volle Entwickelung. Männliche und weibliche Blüten wachſen auf verſchiedenen Stämmen; erſtere ſind ſchlanke, gegen vier Fuß lange Kolben von Geſtalt der Weidenkätzchen, letztere bilden kleine Knöpfe, welche zu fünf bis ſechs an einem gemeinſamen Stiele ſitzen. Aus ihnen entwickeln ſich im Laufe eines Jahres die rieſigen Früchte von eineinhalb Fuß Länge und zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund Schwere; jede derſelben enthält eine, zwei, drei, ſeltener vier der ſogenannten doppelten Kokosnüſſe. Dieſe ſind ein Fuß lang und breit und von nierenförmiger Geſtalt; ihren Namen verdanken ſie einer tiefen Einkerbung, welche an dem breiteren Ende zwei, drei oder vier Lappen bildet. Unreif enthalten ſie eine farbloſe Gallerte von höchſt mittelmäßigem Geſchmacke, welche man bisweilen auf die Tafel bringt, reif eine weiße, elfenbeinartige Maſſe. Erſt ein Jahr, nachdem ſie abgefallen ſind, werden ſie reif.

Die Palme von Praslin iſt überaus nutzbar. Ihr Stamm liefert Balken zum Häuſerbau und wird, da er ein weiches Mark hat, zu Röhren und Trögen verarbeitet. Das Holz beſitzt eine außerordentliche Härte. Ein Herr auf den Seſchellen, welcher ſich ein Käſtchen daraus verfertigen ließ, erzählte, daß der damit beauftragte Tiſchler bei allem Fleiß acht Tage lang daran arbeiten mußte, weil die beſten Werkzeuge ſich ſehr raſch abnutzten und namentlich der Hobel nach jedem Stoße ſtumpf wurde. Die jungen, unentfalteten Blätter dienen zu ſchönen Flechtarbeiten: die auf den Seſchellen gefertigten Strohhüte, Matten und Körbchen ſind von den Maskarenen bis Bengalen geſchätzt und berühmt, da ſie eine große Biegſamkeit und Haltbarkeit beſitzen und ſich durch ihre ſchöne, weiße Färbung auszeichnen. Die Nuß wird jetzt in nicht unbeträchtlicher Menge nach Sanſibar und von da nach Indien ausgeführt, wo ſie wegen ihrer vermeintlich heilſamen Wirkung bei gewiſſen Krankheiten ſowie auch bei Vergiftungen hoch geſchätzt und theuer bezahlt wird. Früher, als die Nuß noch einzig aus dem Meere gefiſcht wurde, bezahlte man über hundert Pfund Sterling für eine einzige dieſer Wunderfrüchte; jetzt ſtehen ſie ſelbſtverſtändlich nicht mehr ſo hoch im Preiſe, doch hat immerhin unſer Kapitän Hewiſon, welcher bei jeder Reiſe nach den Seſchellen einige hundert dieſer Nüſſe einnahm, ein gutes Geſchäft mit ſeiner Ladung gemacht.

Bis jetzt iſt es noch nicht geglückt, die Lodoicea anderswo heimiſch zu machen, ſelbſt auf den benachbarten Inſeln nicht; vermutlich kommt Dies daher, weil man nur das eine Geſchlecht des Baumes verpflanzt hat. Es ſteht zu befürchten, daß dieſe merkwürdigſte aller Palmen ihrem Untergange entgegen geht und vollſtändig ausgerottet wird, wenn nicht die Verwaltung Bedacht nimmt, ſie zu ſchützen. —

Trotz der reichen Pflanzenwelt ſind die Seſchellen arm an Landthieren. Einheimiſche Säugethiere finden ſich, ſoviel wir wiſſen, gar nicht, ſelbſt Hausthiere ſind, mit Ausnahme der Hunde, in überaus geringer Anzahl vorhanden. Auch die Klaſſe der Vögel iſt nur durch wenige Arten vertreten. Deſto häufiger aber kommen Kriechthiere vor. Unter dieſen fällt jedem Beſucher zuerſt die Rieſenmeerſchildkröte auf (Chelone Midas L. oder esculenta Merr.), welche in der Nähe des Hafens in geräumigen, der Flut geöffneten Becken oder Teichen gehalten wird und durch ihr Fleiſch den Inſelbewohnern eines der wichtigſten Nahrungsmittel liefert. Dieſe Schildkröte findet ſich nebſt der Elephanteyſchildkröte (Testudo nigra Dum.) auf den meiſten oſtafrikaniſchen Inſeln in der Nähe von Madagaskar. Letztere wird namentlich auf der Inſel Aldabra in großer Menge gefangen. Ein Hamburger Kaufmann, Namens Schmeißer, welcher dieſe Inſeln im Jahre 1847 beſuchte, berichtet, daß hundert Menſchen, die Bemannung zweier Schiffe, in kurzer Zeit zwölfhundert ſolcher Schildkröten gefangen haben. Einzelne der Thiere erreichen das ungeheuere Gewicht von achthundert Pfund; in neuerer Zeit werden ſie jedoch der häufigen Nachſtellung wegen nicht mehr ſo groß. Das Fleiſch, beſonders die Leber, wird auf Bourbon und Mauritius hoch geſchätzt. Die meiſten der auf den Seſchellen befindlichen Rieſenmeerſchildkröten werden von den Amiranten hergeſchafft und bis zum Schlachten in den oben erwähnten Becken gehalten oder auch in den Gärten, wo ſie unter den Schweinen umherlaufen und ſich von Gras nähren. Wir haben das Fleiſch dieſer Schildkröte wohlſchmeckend gefunden und es ſehr gern gegeſſen, ſind jedoch ſchließlich, als wir es täglich ein- oder zweimal auf der Tafel ſahen, ſeiner auch überdrüſſig geworden.

Häufig ſieht man auch die Schuppen- oder echte Carettſchildkröte (Chelone imbricata L.), deren Rückenſchildplatten das koſtbare Schildpad liefern.

Von anderen großen Kriechthieren ſoll noch das auf den oſtindiſchen Inſeln ſo fürchterliche Leiſtenkrokodil (Crocodilus biporcatus C.) vorkommen, doch haben wir während unſeres einmonatlichen Aufenthaltes Nichts von ihm gehört, vermuten daher, daß es, wenn es überhaupt hier lebt, nur die kleineren, nicht von Menſchen bewohnten Eilande beſucht.

Neben dieſen rieſigen Scheuſalen finden wir auf den Seſchellen allerliebſte, kleine Eidechſen, welche unſeren deutſchen nicht unähnlich ſind; eine von ihnen (Pachydactylus cepedianus Péron) iſt ausgezeichnet durch ihre prachtvolle, grüne Färbung, deren Glanz noch gehoben wird durch die über den ganzen Rücken vertheilten Flecken und Tupfen von dem brennendſten Roth. Die nächtlichen Gecko's treten hier noch viel häufiger als in Sanſibar auf und werden durch ihre Ungeſchicklichkeit und Unreinlichkeit läſtig.

Eine weit größere Lebensfülle als das Land beherbergt das Meer. Playfair verſichert, daß er hier in wenigen Tagen die ſchönſten und ſeltenſten Fiſche in größerer Anzahl als irgend wo anders gefangen habe. Aus dieſer Thierklaſſe erwähnen wir nur eine merkwürdige Art von ſpringenden, kletternden und hüpfenden Fiſchen, welche man nicht ſelten außerhalb des Waſſers auf Steinen oder auf Büſchen ſitzen ſieht. Dieſelben kaum ſpannenlangen Thierchen habe ich bereits früher bei Wanga und an mehreren Punkten der oſtafrikaniſchen Küſte geſehen, ſpäter auch auf den Maskarenen und in Noſſibé. Sie haben zwei ſtark ausgebildete, fleiſchige, armartige Bruſtfloſſen, durch welche ſie in ausgezeichneter Weiſe zum Klettern und Springen befähigt werden, und erhalten dadurch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit großen Kaulquappen oder jungen Waſſermolchen; ſie bewegen ſich ſo ſchnell, daß mir im Anfang

alle Verſuche, ſie zu fangen, mißglückten. Die erſten Springfiſche, welche ich erbeutete, hatte ich durch wohlgezielte Steinwürfe erlegt; ſpäterhin wurde ich durch die mit jeglicher Jagd vertraute Jugend von Noſſibé mit einer anderen Fangweiſe bekannt. Meine kleinen Begleiter befeſtigten an das Ende einer langen Ruthe eine feine Schlinge von Palmenfaſern, hielten dieſe, langſam von hinten aufkriechend, dem auf dem Lande ſitzenden Fiſche vor den Kopf, ſchnellten die Ruthe in die Höhe und fingen ſo faſt unfehlbar das ſcheue, ſchnelle Thier.

Auffällig erſchien mir die Inſektenarmut der Seſchellen. Ich bin wochenlang umhergeſtreift und habe außer einigen Bockkäfern faſt Nichts erbeutet. Daß die Kerbthiere hier durch Vögel vertilgt worden, iſt bei dem erwähnten Mangel an Vögeln nicht anzunehmen; jedenfalls war dieſe Thierklaſſe von Anfang an ſpärlich vertreten, wie Dies ja auch auf anderen weit vom Feſtlande abliegenden Inſeln oder Inſelgruppen der Fall iſt. Umſo merkwürdiger iſt das Vorkommen einer eigenthümlichen Heuſchreckenart, des wandelnden Blattes (Phyllium siccifolium L.). Alle die abenteuerlichen Bildungen, welche die Abtheilung der Geradflügler umfaßt, werden von dem wandelnden Blatte bei Weitem übertroffen. Das ganze Thier ſieht, was Farbe, Geſtalt und Zeichnung ſowol des Ganzen als auch der einzelnen Theile, der Flügel, des Kopfes und der Beine betrifft, auf das Täuſchendſte einem hellgrünen Blatt ähnlich, nicht einem trockenen, wie der Gelehrtenname vermuten läßt, wenigſtens im friſchen Zuſtande nicht. Wer im Fangen der wandelnden Blätter keine Uebung beſitzt, wird lange auf den Büſchen ſuchen können, ehe er eines findet. Glücklicher Weiſe braucht der Sammler das merkwürdige Thier nicht ſelbſt zu fangen; es wird ihm von dienſtwilligen Knaben ins Haus gebracht, anderenfalls würde uns ſein Vorkommen wahrſcheinlich noch unbekannt ſein. In Folge ſtarker Nachſtellungen iſt das wandelnde Blatt ziemlich ſelten geworden und wird zu hohen Preiſen angeboten; gewöhnlich fordern die Verkäufer einen Schilling für ein erwachſenes Thier und laſſen nur kleinere für die Hälfte, etwa fünf Silbergroſchen, ab. Die Engländer in Indien halten das wandelnde Blatt zu ihrem Vergnügen auf Blumenſtöcken; es ſitzt den ganzen Tag ruhig auf den Blättern oder läuft langſam umher.

Aſſeln und Tauſendfüßler, auch die gefährlichen Hundertfüßler, ſind auf den Seſchellen in Menge vorhanden; Spinnen bekommt man nur ſelten zu Geſicht, Kruſtenthiere häufiger. In größter Auswahl ſind Weichthiere vorhanden, ſowol Land- wie Meerbewohner. Mit den prachtvollen Muſcheln, welche ſich hier finden, wird ein ziemlich ausgedehnter Handel getrieben, da faſt alle vorüberziehenden Fremden ſich eine kleine Sammlung zu erwerben ſuchen. Wiederum ſind es die müßiggehenden Knaben, welche den Hauptantheil an dieſem Geſchäfte haben; ſie laufen ſtunden- und tagelang am Strand umher, ſuchen die ſchönſten und am beſten verkäuflichen, legen auch wol Fleiſch als Köder in das Waſſer und erbeuten namentlich auf dieſe Weiſe gewiſſe Arten in Menge. —

Wenn ein ſo kleines Gebiet wie das der Seſchellen ſchon dem flüchtigen Beobachter zwei ſo einzige und merkwürdige Vorkommniſſe bietet wie die Lodoicea und das wandelnde Blatt, ſo darf man ſchließen, daß der gründlich ſuchende Naturforſcher noch viel mehr der intereſſanteſten Sachen finden werde. Es iſt zu verwundern, daß noch Niemand dieſe Inſeln, welche die Mühe des Suchens ſo reichlich zu belohnen verſprechen, zum ausſchließlichen Forſchungsgebiete erwählte.

Während ich, um unſere Sammlungen zu bereichern, mit einem kleinen Kreolenknaben, Rameus Olivier, umherſtreifte, widmete ſich der Baron in Geſellſchaft des Civilkommiſſärs Ward, mit welchem er ſchnell befreundet worden, dem nicht minder anziehenden Studium des Volkslebens. Unter „Volk“ verſtehen wir hier weder die zahlreichen Farbigen noch die wenigen, zumeiſt dem Beamtenſtand angehörigen Engländer, ſondern die eingeborenen Kreolen (40), welche den Kern der Geſellſchaft bilden. Sie ſind zumeiſt von

Mauritius oder Bourbon her eingewandert und ihrem Gewerbe nach früher entweder Seefahrer oder wenigſtens in irgend einer Art bei der Seefahrt betheiligt geweſen. Schon aus dieſen wenigen Angaben läßt ſich von vornherein auf die Eigenart dieſes Völkchens ſchließen: ſie ſind vor Allem franzöſiſch durch und durch; als Nachkommen von Seefahrern finden ſie wenig Behagen an Ackerbau und bürgerlichen Gewerben, und als Kreolen ſind ſie träge, leichtlebig und ſinnlich. Die Männer verbringen ihre Tage mit einem wenig beſchwerlichen Handel oder in beſchaulichem Nichtsthun, die Abende bei geiſtigen Getränken mit Billard- und Kartenſpiel; die Weiber arbeiten wol ein wenig d. h. ſie fertigen zierliche Körbchen, Hüte u. dgl. aus dem feinen Stoffe, welchen ihnen die Palme von Praslin liefert, doch thun ſie nur ſoviel, als zur Vertreibung der Langeweile nothwendig iſt — im Uebrigen denken ſie hauptſächlich an Kleider, Putz und geſellige Vergnügungen.

Die Bewohner der Seſchellen ſind gaſtfrei und beſitzen geſellige Talente in hohem Grade; die Damen namentlich zeigen eine Gewandtheit im Benehmen, wie man ſie wol in Paris, nicht aber auf einer ſo entlegenen Inſel ſucht. Der Baron trat oft, ohne vorgeſtellt zu ſein, in das eine oder das andere der Häuſer und wurde überall mit den feinſten Formen empfangen, mit Gewandtheit unterhalten. Er bewunderte das Mundwerk der Seſchellendamen und verſicherte, daß es ihm niemals gelungen wäre, eine dieſer gewandten Franzöſinnen durch irgend eine Wendung des Geſprächs in Verlegenheit zu bringen.

In einem ſo paradieſiſchen, faſt unter der Linie gelegenen Lande darf man nicht die Sittenſtrenge des Nordens ſuchen. Die guten Leute auf den Seſchellen thun ſich untereinander wenig Zwang an, und noch weniger zurückhaltend ſind ſie gegen Fremde. Schon in den erſten Tagen bekamen wir einen Begriff von den hieſigen Verhältniſſen. Es wurden von mehreren Seiten her an unſere Diener verſchiedene Anfragen geſtellt, und wir erfuhren auf unſere abſchlägige Antwort hin, daß wir für Sonderlinge gehalten würden, weil wir die wenigen Wochen unſeres Aufenthaltes einſam zu verleben wünſchten. Es gilt nämlich hier für anſtändig, wenn ein Europäer, welcher nicht im Gaſthofe wohnen will, ſeine Haushaltung von zarter Hand beſorgen läßt; ſelbſt hübſche Kreolinnen aus guter Familie, welche mit Verachtung auf die Mädchen der Halbwelt blicken würden, finden kein Arg darin, ſolch einen kurzlebigen Vertrag auf einige Wochen einzugehen. Und dieſe Damen verlieren nicht etwa ihr Anſehen in der Geſellſchaft, im Gegentheil, ſie ſind, da ſie zumeiſt die hübſcheſten, in allen ſeinen Kreiſen, ſogar bei den Bällen des Statthalters willkommen — wo ſollte dieſer auch für die eingeladenen lebensluſtigen Officiere die nöthigen Damen herbekommen, da durchſchnittlich faſt alle dieſelben Anſchauungen haben? Auch der flüchtige Beſucher, der Seemann, welcher nur wenige Tage im Hafen verweilt, bleibt nicht vergeſſen: auf den Seſchellen iſt für jedes Bedürfniß, für jeden Geſchmack geſorgt, nur ſind die ärmeren Fremden darauf angewieſen, ſich mit dem farbigen Nachwuchſe zu unterhalten. Wie überaus ungezwungen der hier herrſchende Ton iſt, mag eine Antwort zeigen, welche man nicht ſelten von den kleinen, hübſchen, auf der Straße ſpielenden Kindern erhält. Fragt man nach Namen und Eltern, ſo erwiedern ſie mit bewundernswerthem Freimut: „Ich heiße Charles, Alice u. ſ. w., meine Mutter iſt Fräulein M., und mein Vater iſt Kapitän N.“ Ein ſolcher Sohn eines Seemannes und einer Jungfrau war denn auch mein Olivier.

Nach dem oben Geſagten darf es nicht befremden, wenn die Seſchellen ſich nicht gedeihlich entwickeln. Sie ſind ſchon ſeit längerer Zeit im Rückſchritt begriffen und werden wahrſcheinlich nicht eher wieder einen Aufſchwung nehmen, als bis neue Anſiedler von größerer Thatkraft und Strebſamkeit in das Land kommen. Die Kreolen der Seſchellen ſchreiben aber das Abnehmen ihres Wohlſtandes anderen Umſtänden zu, namentlich ihrer Abhängigkeit von dem fernen Mauritius; ſie wünſchen ſehnlichſt, eine unabhängige Verwaltung zu erhalten, damit ſie ihre Kuli's oder indiſchen Arbeiter, welche jetzt von Mauritius kommen, auf geradem

Wege beziehen können, damit die Prozeſſe nicht an einem fernen Orte ausgefochten zu werden brauchen, damit der Statthalter eine größere Freiheit in der Verwendung von Geldmitteln zum Beſten des Landes erhalte u. ſ. fort. Ob die engliſche Regierung auf ſolche Wünſche eingehen wird, wiſſen wir nicht, wol aber iſt uns bekannt, daß die Seſchellen ihr eine zehrende Kolonie ſind; denn ſie koſten jährlich etwa ſechstauſend Pfund Sterling, während ſie unmittelbar nur das Viertel einbringen, wie Dies übrigens wol bei allen kleineren überſeeiſchen Beſitzungen der Fall iſt. Daß England die Seſchellen wegen dieſes Mißverhältniſſes zwiſchen Einnahme und Ausgabe aufgeben werde, iſt nicht zu vermuten, weil die durch ihr geſundes Klima berühmte Inſelgruppe einen beliebten und wichtigen Erholungsort für die in Oſtafrika kreuzenden Kriegsſchiffe bietet. Durch einen ſolchen Beſchluß würden übrigens die Seſchellen arg geſchädigt werden, da ſie nicht im Stande ſind, den Aufwand für Verwaltung, Sicherheitsdienſt und Gerechtigkeitspflege ſelbſt aufzubringen, geſchweige denn noch an koſtſpielige öffentliche Arbeiten, Bau von Straßen, Hafenverbeſſerung u. dgl. zu denken.

Seit Mr. Ward's Statthalterſchaft ſind viele glückliche Aenderungen in den hieſigen Zuſtänden eingetreten, da genannter Herr ſich des öffentlichen Wohlſtandes in überaus thätiger Weiſe annimmt. Ein wirklicher Aufſchwung aber wird, wie erwähnt, erſt dann beginnen, wenn fremdes Kapital und fremde Arbeitskräfte ſich hierher wenden; dazu iſt jedoch vor der Hand wenig Ausſicht vorhanden, weil die ganze Inſelgruppe allzu unbedeutend iſt, außerhalb des Weltverkehrs liegt und dem Handel keine Waaren bietet, welche man nicht auch anderwärts, an bequemer gelegenen Orten, holen könnte. Einige Wichtigkeit wird den Seſchellen immerhin bleiben, weil ſie in der Mitte der Poſtſtraße zwiſchen Aden und den Maskarenen liegen. Die großen Dampfer, früher der engliſchen Peninsular and Oriental Steam Navigation P. and O. Company und jetzt der franzöſiſchen Messageries Impériales, halten hier (mit Ausnahme der Monate Juni, Juli und Auguſt, zu welcher Zeit der Südweſtmonſun ſehr heftig weht) einige Stunden, um Briefe und Fahrgäſte abzugeben und aufzunehmen. Für die in Sanſibar anſäſſigen Europäer iſt Dies eine höchſt wichtige Sache, weil dadurch eine Hauptgelegenheit zu raſcher Verbindung mit Europa geboten wird.

Während unſeres vierwöchentlichen Aufenthaltes auf Mahe fanden wir das Klima außerordentlich angenehm, milder und gleichmäßiger ſelbſt als in Sanſibar. Daß es auch zuträglich ſein muß, erhellt am beſten aus dem guten Geſundheitszuſtande und der Langlebigkeit der hieſigen Kreolen. Wir ſelbſt konnten dieſen wohlthätigen Einfluß nicht ſpüren, da wir noch kleine Leiden von Sanſibar her mitgebracht hatten. Koralli namentlich fühlte ſich mit wenigen Unterbrechungen ziemlich unwohl; er litt an Dyſenterie, ab und zu auch an Fieber, ſodaß wir uns einiger Beſorgniß nicht erwehren konnten. Der engliſche Arzt meinte indeſſen, ſein Zuſtand ſei nicht bedenklich, der Kranke werde auf der überaus geſunden Inſel Réunion, welche unſer nächſtes Ziel war, ſich ſchnell erholen, vorausgeſetzt, daß er von ſeinen trüben Gedanken abließe, mit denen er, wie ſchon früher bei unbedeutenden Leiden, unabläſſig ſich und Andere quälte.

So angenehm und ſchnell uns die Zeit bei unſeren kleinen Beſchäftigungen verging, ſo warteten wir doch mit Sehnſucht auf die Ankunft des Poſtſchiffes, welches uns nach dem ſchönen Bourbon und ſomit einen Schritt näher an das wunderreiche Madagaskar bringen ſollte. Der 17. Mai war der Tag ſeines gewöhnlichen Eintreffens; wir hatten daher bereits vorher alle unſere Sachen zuſammengepackt und zur Einſchiffung bereit gehalten: aber das Schiff kam nicht zur rechten Zeit, und wir hatten noch fünf unbehagliche Tage in dem öden, halb ausgeräumten Hauſe zuzubringen, ehe die ſehnſüchtig beobachtete, auf dem benachbarten Berg aufgepflanzte Flagge ſein Herannahen verkündete.

Digitized by Google

Achtundzwanzigster Abschnitt.

St. Denis, Hauptstadt von Bourbon.

An Bord des Postdampfers. — Fahrpreise und Gegenleistungen. — Eine Kunstreise um die Welt. — Ankunft in Port Louis. — Eindrücke von der Hauptstadt der Insel Mauritius. — Düsterer Anblick von Bourbon oder Réunion. — Allein auf dem Schiffe. — Eine entmutigende Nachricht. — Freundliche Aufnahme in der Evêché. — Korallis Tod und Begräbniß. — Père Fava's liebenswürdige Fürsorge. — St. Denis im Vergleiche zu europäischen Städten. — Geistiges Leben. — Unterrichtswesen — Wohlthätigkeitsanstalten. — Wirksamkeit der Jesuiten. — Staatseinrichtung und Verwaltung.

Eine lange Reihe von Negern ſchaffte unſer umfangreiches Gepäck in Eile nach dem Hafendamme, während das Poſtſchiff Nepaul bei der kleinen Inſel St. Anne, der Rhede von Port Viktoria gegenüber, vor Anker ging. Wir beluden einen bereitſtehenden Kutter und ruderten mit aller Kraft dem einige Meilen entfernten Dampfer zu. Unſer Gepäck ward ſchleunigſt emporgewunden; der Civilkommiſſär und der Agent der P. and O. Company, welche längſt vor uns angekommen waren, hatten eben ihre Geſchäfte beendet und beſtiegen ihr leichtes Boot zur Rückfahrt. Unter Klirren hob ſich der Anker, der Befehl des Kapitäns erſchallte, und langſam ſetzte der Nepaul ſich in Bewegung.

Alle Plätze an Bord waren bereits beſetzt, doch erhielten wir durch die Gefälligkeit einiger Officiere noch ein Unterkommen. Der Baron zahlte für jeden Platz erſter Kajüte fünfundzwanzig Pfund Sterling für eine fünftägige Ueberfahrt d. i. dreiunddreißigeindrittel Thaler täglich Dem Reiſenden, welcher nur die europäiſchen Fahrpreiſe kennt, erſcheint dieſe Summe ungeheuer; es iſt aber zu bedenken, daß Alles, was die Dampfer in dieſen entfernten Gegenden brauchen, Kohlen nicht ausgenommen, auf Segelſchiffen von Europa herbeigeſchafft werden muß und deshalb außerordentlich theuer zu ſtehen kommt. Obgleich die Schiffe durchſchnittlich ſehr gut beſetzt ſind, auch eine unglaubliche Menge Briefe und Packete zu befördern haben, kann die Geſellſchaft doch nur bei beträchtlicher Unterſtützung der Regierung beſtehen.

Sehen wir zu, was für den Ueberfahrtspreis geboten wird! Auf einer Wendeltreppe gelangen wir in den unter Deck befindlichen „Salon", das Speiſe- und Geſellſchaftszimmer, einen ſtattlichen, reichgeſchmückten Saal. Zu deſſen Seiten führen die Thüren in die Kabinen

oder Kojen, enge Verſchläge, welche als Schlafraum für drei Perſonen zu dienen beſtimmt ſind: die Betten ſind ſchmale, mit Matratzen gefüllte Käſten an der Wand, auf der Seeſeite einer in Bruſthöhe, auf der Kajütenſeite zwei nach Kaſernenart übereinander; ein kleines, rundes Fenſter geſtattet einen Blick ins Freie, aber nur ſelten den Zutritt friſcher Luft, denn es iſt zumeiſt verſchloſſen, weil bei nicht ganz ruhiger See die Wellen hereinſchlagen. Einer allein könnte es trotz der Tropenwärme in einem ſolchen Käfig wol aushalten; aber mit noch Zweien hier zu ſchlafen, iſt für Jeden, dem ſeine Lunge und Naſe nur einigermaßen lieb ſind, unmöglich. Die meiſten der Fahrgäſte ziehen es vor, die Nacht auf Deck oder auf den langen Tafeln des Speiſeſaals ausgeſtreckt zuzubringen; ſie ſchaffen hierdurch ſich und den in der Kabine Gebliebenen Erleichterung.

Für den Magen wird an Bord der indiſchen Dampfer in ausgezeichneter Weiſe geſorgt. Beim Aufſtehen erhält man Thee, um 8½ Uhr ein kräftiges Frühſtück, 11 Uhr findet der „Lunch" ſtatt, 4 Uhr das „Dinner", und Abends 7 Uhr kommt Thee mit feinem Gebäck und verſchiedenen geiſtigen Getränken auf den Tiſch. Selterswaſſer ſteht zur freien Verfügung, aber, wie alles Andere, nur zu beſtimmten Zeiten: wer außer der Zeit kommt, erhält Nichts, ſelbſt nicht gegen Bezahlung. Eis gibt es leider nicht. Die Tafel iſt ſo reich beſetzt, daß wol Keiner unbefriedigt aufzuſtehen braucht. Nach engliſcher Sitte werden alle Gerichte zu gleicher Zeit aufgetragen. Das Zerſchneiden und Vorlegen übernehmen die Officiere und einige kunſtgewandte Fahrgäſte; wer alſo einigen Hunger hat, muß ſich nicht zu nah an einen der großen Braten ſetzen, weil er dort unaufhörlich mit Beſtellungen beläſtigt wird wie „ein Stück vom Flügel", „ein recht gutes Bruſtſtück", „etwas Fülle". Wein und Biere ſtehen zum freien Gebrauch auf der Tafel. Alle Speiſen, vom Braten an bis zum Nachtiſch und den feinen Zuckerbäckereien, ſind von ganz vorzüglicher Beſchaffenheit.

Wer nicht fünf Pfund täglich zu verwenden hat, kann zweiter Klaſſe fahren für die Hälfte des Preiſes. Er hat dann einen immerhin recht guten Mittagstiſch, aber einen noch unbehaglicheren Schlafraum. Dritter Klaſſe, für ein Viertel des Preiſes erſter Klaſſe, fahren nur farbige Bediente; ſie werden ziemlich ſchlecht abgefüttert und müſſen die Nacht auf Deck zubringen.

Die Reiſegeſellſchaft an Bord des Nepaul beſtand größtentheils aus Leuten von Bourbon und Mauritius, welche aus Paris zurückkehrten. Die reichen Kreolen beſuchen nämlich, falls ſie es irgend ermöglichen können, aller zwei bis drei Jahre einmal zu ihrer Erholung die „Metropole der Intelligenz und des Vergnügens". Unter allen Reiſegefährten war gewiß der merkwürdigſte ein allerliebſter Knabe von zehn bis zwölf Jahren, welcher allein von England abgereiſt war, um ſeinen Vater, den Leiter der Eiſenbahn auf Mauritius, aufzuſuchen; er hatte durch ſein ſelbſtändiges Auftreten, durch ſein munteres und freundliches Weſen ſich die Herzen aller Mitfahrenden erobert und gewann auch die unſrigen im Sturm. Außerdem fanden wir zwei Landsleute, den Violoncelloirtuoſen Feri Kletzer aus Ungarn und den Pianiſten Charles Wehle aus Böhmen; ſie waren von Marſeille über Tunis, Malta und Alexandrien gereiſt, hatten an allen größeren Orten Konzerte gegeben und beabſichtigten, über Indien und Singapore, China, Manilla, Java, Auſtralien und Südamerika zurückzukehren. Anfangs erſchien uns der Gedanke einer ſolchen „Kunſtreiſe um die Welt" etwas abenteuerlich, doch gewannen wir aus der Unterhaltung mit den liebenswürdigen Künſtlern, welche bereits in allen größeren Städten Weſteuropas, in Rußland bis nach Nowgorod hin, in der Türkei, in Egypten, Paläſtina und Nordamerika konzertirt hatten, die Ueberzeugung, daß ihr Plan ein wohldurchdachter war; ſie rechneten, daß ſie auf dieſe Art nicht nur die Welt umſonſt ſehen, ſondern auch einen guten Gewinn herausſchlagen und ſpäterhin ſich durch die Beſchreibung ihrer Reiſen bekannt machen könnten. Herr Wehle hatte es verſtanden, einen der erſten Pariſer Pianoforteverfertiger für ſich zu

gewinnen; es wurden ihm von dieſem Herrn an vier verſchiedene Hauptpunkte, welche er berühren wollte, treffliche Inſtrumente vorausgeſchickt, wogegen er durch ſein ausgezeichnetes Spiel die Flügel des unternehmenden Fabrikanten empfehlen ſollte. An Kletzer und Wehle ſchloſſen wir uns näher an, da wir vorausſichtlich noch längere Zeit mit ihnen zuſammenzuleben hatten: ſie gedachten, mit uns nach Tananarivo, der Hauptſtadt von Madagaskar, zu reiſen, um an dem Hofe des muſikliebenden Königs ſich hören zu laſſen, wo ſeit Frau Pfeifer kein Tonkünſtler wieder geweſen war.

Ab und zu erhielten wir den Beſuch einiger Fahrgäſte der zweiten Kajüte, welche als gebildete und wohlerzogene Leute freien Zutritt auf dem Quarterdeck hatten.

Die wenigen Tage der Fahrt vergingen ſchnell genug, da ſich uns ſoviel Neues bot und die geſchickte Anordnung der Tafelfreuden uns die Benutzung und Eintheilung der Zeit ſo ſehr erleichterte; wir kamen hier noch weniger zum Arbeiten als auf dem Pleiad. Am fünften Tage tauchte am fernen Geſichtskreiſe die „Heimat von Paul und Virginie" auf, die Inſel Mauritius mit ihren anmutigen Bergformen und ihren weiten Ebenen, auf denen wir beim Näherkommen deutlich die Wohnhäuſer und Pflanzungen erkennen konnten. Ein reges Leben entwickelte ſich an Bord des Nepaul. Alle waren in freudiger Aufregung, namentlich aber die Mauritianer, welche nach langer Abweſenheit ihre geliebte Heimat wiederſehen ſollten. Sie ſuchten ihre beſten, aus Paris mitgebrachten Kleider, ihre feinſten Handſchuhe hervor, um ihren Freunden möglichſt glänzend entgegentreten zu können. Die Bourbonianer, welche erſt am anderen Tage ihr Ziel erreichten, betrachteten ihre glücklichen Nachbarn nicht ohne Neid. Wie es auf den Dampfern üblich, wurde von einem der munterſten Reiſegefährten eine Lotterie veranſtaltet, darin beſtehend, daß eine Anzahl Looſe zu je einem oder einigen Schillingen verkauft wurden, jedes mit Angabe einer Zeit von etwa fünf Minuten: Derjenige, deſſen Nummer die Zeit enthält, zu welcher der Lootſe das Deck des Schiffes betritt, gewinnt die Einſätze.

Das Bild wurde immer lebendiger. Mehrere Schiffe fuhren an uns vorüber in See, unter ihnen ein nach China beſtimmter Dampfer mit Balancier-Maſchine auf Deck; eine Schar von Booten näherte ſich uns, allen voran das des Lootſen, welcher bald darauf an Bord ſtieg und den Oberbefehl übernahm. Endlich trat die Stadt Port Louis aus dem Walde von Maſten und Flaggen hervor, welcher ſie bisher verdeckt hatte — ein lachender Anblick: die freundlichen, weißgetünchten Häuſer in dem europäiſchen Viertel am Strande, die Hütten der Madagaſſen und Neger weiter oben, die Wäldchen von Kaſuarinen und anderen ſonderbaren Bäumen ringsum, die üppige Landſchaft mit ihren duftigen Höhen im Hintergrunde. Nach kurzer Fahrt befanden wir uns inmitten eines Gewimmels von zierlichen, ſchönbemalten Gondeln, aus denen die freundlichſten Grüße den Ankommenden entgegengewinkt wurden. Der Anker fiel, die Geſundheitsbeamten ſtiegen an Bord, und bald darauf ertönte das Wort, welches den Verkehr zwiſchen Schiff und Inſel freigab. Jetzt entſtand ein kaum zu beſchreibendes Gedränge auf der nach dem Waſſer führenden Treppe. Jeder der Mauritianer wollte zuerſt die Seinen umarmen, jeder der Anderen das erſte Boot beſteigen.

Wir warteten, bis das Getümmel einigermaßen vorüber, und begaben uns dann, begleitet von Kletzer, Wehle und einem gemütlichen alten Gerichtsrathe, welcher von der weſtindiſchen Inſel Martinique nach Bourbon verſetzt worden war, an Land, um die kurze Zeit bis zum Sonnenuntergange noch beſtens auszunützen. Durch die langen, wohlgeordneten Reihen der im Hafen liegenden Schiffe hindurch fuhren wir dem Strande zu, an der Marinekirche vorüber, einem alten Ausſchußſchiffe, in welchem jetzt Gottesdienſt für die Seeleute gehalten wird. In Folge der Ankunft des Poſtſchiffes herrſchte ein überaus reges Leben auf dem Platz am Hafen und in den Straßen der Stadt. Die auffälligſten Geſtalten, denen wir hier begeg-

neten, waren die Madagaſſen, große, ſtämmige Geſellen von dunkelchokoladenbrauner Farbe, mit glänzendſchwarzen, wohlgefetteten, in zierliche Zöpfchen geflochtenen Haaren, die indiſchen Kulis oder Laſtträger, welche auf Mauritius die Stelle der arabiſchen Arbeiter in Sanſibar vertreten, endlich die langzöpfigen Chineſen, welche hier und da aus dem bunten Gewimmel auftauchten. Einer von dieſen Söhnen des himmliſchen Reiches ſah genau aus wie der andere; alle hatten dieſelbe Kleidung, Haartracht und Geſichtsbildung, ſodaß wir anfangs glaubten, wir begegneten immer wieder einem und demſelben. Nächſtdem erregten auch die engliſchen Soldaten durch ihr ungezwungenes, nach norddeutſchen Begriffen „unſoldatiſches" Auftreten unſere Aufmerkſamkeit: ſie gingen in bequemſter, nachläſſiger Haltung umher, Arm in Arm, ohne Seitengewehr und — ein echter Unterofficier wird ſich entſetzen — mit Spazierſtöcken! einige von ihnen verſchmähten ſogar nicht, als es ſpäter zu regnen anfing, ſich eines Schirmes zu bedienen!

Wir durchwanderten die breiten, von niedrigen Häuſern eingefaßten, makadamiſirten Straßen, bis die hereinbrechende Dunkelheit und der Regen die Menge vertrieb; dann verſorgten wir uns in einem Cigarrenladen mit ausgezeichnetem, hier gefertigten Rauchkraute, ließen uns in einem ganz anſtändigen Kaffeehauſe von einem deutſchen Kellner ein Glas Fruchteis für einen Sixpence (fünf Groſchen) kredenzen und kehrten an Bord zurück. Da wir einige Minuten nach der Theeſtunde ankamen, erhielten wir, trotz aller Bitten und Geldgebote, weder Thee noch Abendbrod.

Abends zehneinhalb Uhr lichtete der Nepaul den Anker und dampfte dem Nachbareilande Bourbon zu. Als wir am anderen Morgen erwachten, hatten wir das Land in Sicht. Der erſte Eindruck der vielgerühmten Inſel war ein unfreundlicher, namentlich im Vergleiche zu dem heiteren Bilde, welches Mauritius mit dem prangenden Port Louis uns geſtern geboten hatte. Ein leichter Nebel umhüllte die Höhen und ließ ſie mit dem Himmel in Eins verſchwimmen; ſchwarze, kahle Felſen tauchten aus dem Meere, und links von ihren ſchroffen Abſtürzen zeigten ſich düſtere, unanſehnliche Gebäude, die Häuſer der Hauptſtadt St. Denis. An dem dunkelfarbigen, mit kopfgroßen Rollſteinen bedeckten Strande brachen ſich ſchwere Wogen, und die Rhede war öde und todt: nicht eine einzige Gondel kam uns entgegen, nur einige ſchwerfällige Boote ohne jeglichen Schmuck, offenbar Miethboote, näherten ſich uns, von unſauberen Ruderern mühſam vorwärts getrieben. Blickte man hinab in die bewegte See, welche hier, wann ſie am friedlichſten iſt, vier bis ſechs Fuß hohe Wogen rollt, ſo erſchien das Fehlen der zierlichen Vergnügungsfahrzeuge allerdings begreiflich; und betrachtete man den rauhen Strand, ſo konnte auch die kräftige, plumpe Bauart jener Boote nicht mehr Wunder nehmen — die leichten Gondeln von Port Louis würden hier beim Anlegen zerſchellen.

Das Ausſchiffen der Fahrgäſte ſah ſehr gefährlich aus: ſie mußten den Augenblick abpaſſen, in welchem das Boot von der ſchwellenden See in gleiche Höhe mit der Landungstreppe gehoben wurde, und dann geſchickt hineinſpringen; Damen, welche hierzu nicht Mut und Geiſtesgegenwart genug beſaßen, wurden wie Bälle hinuntergeworfen in das auf- und abſteigende Gefährt, in welchem dienſtwillige Arme ſie empfingen. Noch beſchwerlicher ſoll das Ausſteigen ſein an den Landungsbrücken (embarcadères), hölzernen oder eiſernen Gerüſten, welche ſich bis weit in die unruhige See erſtrecken.

Der Baron ging an Land, um ſeinen verehrten Freund Père Amand Fava aufzuſuchen, einen würdigen Geiſtlichen, welcher früher der Miſſion zu Sanſibar vorſtand und jetzt Generalvikar (Stellvertreter des Biſchofs) von St. Denis war. Ich blieb mit Koralli an Bord; wir ſollten, ſobald ſich ein Unterkommen gefunden, Nachricht erhalten.

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß die erſehnte Botſchaft kam. Die mit Löſchen des Gepäckes beſchäftigten Bootbeſitzer beſtürmten mich mit immer dringlicheren Zureden,

ihnen an Land zu folgen. Sie ſtellten mir vor, daß ich doch nicht über Nacht an Bord bleiben könne, und ich mußte ihnen Recht geben, zumal auch die Herren vom Schiffe zu wünſchen ſchienen, daß wir uns möglichſt ſchnell entfernten: zwei Mahlzeiten waren vergangen, ohne daß man uns irgend Etwas verabreicht hätte; wahrſcheinlich glaubte man, uns deſto eher los zu werden, je weniger zuvorkommend man ſich benähme. Doch erſt ſpät am Nachmittag entſchloß ich mich, einem der gelbfarbigen Kreolen in ſein wenig einladendes Fahrzeug zu folgen. Glücklicher Weiſe traf ich an der Landungsbrücke den Baron meiner wartend. Es ſtellte ſich heraus, daß ein Mißverſtändniß obgewaltet hatte; einige Zeilen, in denen ich aufgefordert wurde, mit dem Gepäck an Land zu kommen, waren an mich abgegangen, aber nicht mir, ſondern einem Officier übergeben worden, welcher natürlich nicht Deutſch verſtand. Da alle Gaſthäuſer der Stadt überfüllt waren, hatte der Baron nothgedrungener Weiſe Gebrauch gemacht von einem freundlichen Anerbieten P. Fava's, ein ihm gehöriges Haus zu beziehen. Das Erſte, was er beim Landen vernommen, war eine Nachricht, welche, wenn ſie ſich beſtätigte, alle unſere Hoffnungen auf eine Reiſe nach Madagaskar vernichten mußte: König Radama II. war ermordet und ſein Land in voller Gährung! Man fürchtete das Schlimmſte für die anſäſſigen Europäer und erwartete mit Bangen die nächſte Poſt von der großen Inſel. Uns blieb Nichts übrig, als vor der Hand in Réunion zu verweilen, denn es war immerhin möglich, daß ſpätere Berichte günſtiger lauteten und wir den ſo ſchön ausgemalten Reiſeplan dennoch ausführen konnten.

Wir waren bei P. Fava zum Abendeſſen eingeladen und gingen, da es gerade Zeit war, in ſeine Wohnung. Der innere Theil der Stadt nimmt ſich weit beſſer aus als das am Strande gelegene Viertel mit ſeinen einfachen Häuſern und ſeinen Magazinen von Schiffsgegenſtänden. Nach wenigen hundert Schritten gelangten wir an die geräumige, mit der Bildſäule des hochverdienten Mahé de la Bourdonnais gezierte Place du Gouvernement; im Hintergrunde der grünenden Raſenfläche erhebt ſich das ſtattliche Haus des Gouverneurs. Der Route de Paris folgend, einer von zahlreichen Querſtraßen rechtwinkelig durchſchnittenen Hauptſtraße, gewahrten wir rechter Hand das ſchöne Rathhaus (Hôtel de ville), und zur Linken, vor einer hübſchen Kirche, einen reizenden, von prächtigen Palmen eingefaßten Platz, in deſſen Mitte ein Springbrunnen plätſchert. Von den Wohnhäuſern ſahen wir wenig, da ſie zumeiſt, wenn ſie nicht Handelszwecken dienen, ſeitwärts in ausgedehnten Gärten verſteckt liegen; an den meiſten Stellen begrenzen Mauern und Hecken die Straßen. Die Stadt war wenig belebt, weil Käufer und Kirchgänger, die Mehrzahl der Verkehrenden, wie man uns ſagte, zu dieſer vorgerückten Tageszeit Nichts mehr außerhalb ihrer Wohnungen zu ſuchen hatten.

Nach einer Viertelſtunde Weges erreichten wir die Evêché, das Haus des Biſchofs, entſchieden das ſchönſte Gebäude, welches wir bis hierher geſehen. Père Fava empfing uns mit größter Liebenswürdigkeit und ſtellte uns den Mitbewohnern des Hauſes vor, dem zweiten Generalvikar, P. Lambert, und dem Sekretär der Evêché, P. Martin; wir wurden eingeladen, für die Dauer unſeres Aufenthaltes in Réunion ihr Tiſchgaſt zu ſein, und Dies in ſo liebenswürdiger Weiſe, daß der Baron es nicht abſchlagen konnte. Später führte unſer gütiger Wirth uns einige hundert Schritt weiter in das Haus Rue de St. Marie Nr. 4, welches er uns freundlichſt als Wohnung angewieſen hatte.

Am anderen Morgen (29. Mai) wurde für den Preis von achtzig Franken (über zwanzig Thaler!) ein großes Boot gemiethet, um das Gepäck vom Schiffe zu holen. Nun erſt kam auch Koralli an Land; denn geſtern Abend war es zu ſpät geweſen, ihn noch abzuholen.

Schon in den letzten Tagen hatte Koralli wiederholt über Zunahme ſeines Unwohlſeins geklagt; jetzt fühlte er ſich ernſtlich krank, ſodaß es das Gerathenſte ſchien, ihn ordentlicher Pflege anzuvertrauen. P. Fava vermittelte ſeine Aufnahme in das Hospital der Kolonie,

und P. Lambert ſelbſt geleitete ihn dorthin. Der Kranke fand die liebevollſte Pflege, doch wurde ſein Zuſtand von Tage zu Tage gefährlicher: ein Gehirnfieber ſtellte ſich ein, Lungen- und Leberentzündung kam dazu, bereits am anderen Tage erkannte der Aermſte von den ihn umgebenden Leuten nur noch den Baron, und am 5. Juni war er ſeinen Leiden erlegen! Wir waren erſchüttert und auf das Schmerzlichſte betrübt über das Schickſal des treuen Gefährten. Keiner von uns hatte gedacht, daß die Krankheit eine ſo ſchlimme Wendung nehmen könnte, und Koralli ſelbſt hatte trotz ſeiner häufigen Klagen nicht geglaubt, daß ihm ſein Ende ſo nahe bevorſtände! Noch auf den Seſchellen hatten wir oft Abends vor der Thür geſeſſen, hatten mit Vergnügen von Europa geſprochen und Pläne erörtert, was wir nach unſerer Rückkehr dort beginnen würden — er war nur nach Réunion gekommen, um ein Grab in geweihter Erde zu finden!

Tags darauf fand bereits die Beerdigung ſtatt. P. Fava ließ es ſich nicht nehmen, dem Heimgegangenen die letzten Ehren zu erweiſen; er ſegnete die Leiche im Hospital und darauf in der Kirche ein und brachte ſie mit uns nach dem Kirchhof. Ein öder Weg längs des Strandes führt nach dem Orte der Ruhe. Die Grube, welche den Sarg aufnehmen ſollte, wurde erſt nach unſerer Ankunft in dem ſchwarzen, lockeren Sandboden ausgeworfen, weil ſie außerdem wieder von dem Winde verweht worden wäre. Der Generalvikar weihete die Erde, wir ſprachen noch ein Gebet und verließen dann tiefbewegt den traurigen Platz. Ein einfaches ſchwarzes Kreuz mit Namensaufſchrift bezeichnet die Stätte, wo Koralli ruht; durch eine Stiftung iſt dafür geſorgt, daß ſie in Ordnung bleibe und daß, dem Glauben des Verſtorbenen gemäß, Meſſen für ſein Seelenheil geleſen werden.

Abbé Fava nahm ſich ſeiner Gäſte auch ferner in der zuvorkommendſten Weiſe an: er überließ uns einen ſeiner Diener, einen jungen Kreolen, welcher allerdings nicht entfernt mit dem treubewährten Koralli zu vergleichen war, aber doch durch ſein Bekanntſein mit den hieſigen Verhältniſſen und ſeine Kenntniß der Suahelisprache uns gute Dienſte leiſtete, und beſuchte mit uns alle Sehenswürdigkeiten, ſodaß wir in kürzeſter Zeit auf die angenehmſte und bequemſte Weiſe mit der Stadt bekannt wurden.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, einen Ort, von welchem man früher Nichts oder nur wenig gehört hat, genauer kennen zu lernen und dabei die Erfahrung zu machen, daß man das Unbekannte allzu ſehr unterſchätzte. Mit einiger Verwunderung ſahen wir, daß die Hauptſtadt dieſer Kolonie und, wie es ſchien, auch das ganze Land, durchaus keinen Vergleich mit Europa zu ſcheuen braucht, ja, daß ihre Einrichtungen in manchen Dingen die unſrigen übertreffen. Wir hatten die beſte Gelegenheit, uns über alles Wiſſenswerthe zu unterrichten, eine beſſere, als ſie wol der Mehrzahl der Reiſenden geboten iſt: alle Thüren öffneten ſich uns, wo wir mit dem Stellvertreter des Biſchofs erſchienen, und deſſen ſachkundige Erläuterungen verſchafften uns einen Einblick in die innerſten Verhältniſſe. Gewöhnlich benutzten wir die Nachmittage zu unſeren Ausflügen mit P. Fava; die näher gelegenen Orte beſuchten wir zu Fuße, die entfernteren in dem Wagen der Evêché.

St. Denis, am rechten Ufer der Rivière de St. Denis auf einer allmählich vom Strand aufſteigenden Ebene erbaut, zählt gegen ſechsunddreißigtauſend Einwohner. Eine Trennung zwiſchen der Stadt der Europäer und dem Viertel der Schwarzen, wie ſie noch in Port Louis beſteht, kennt man nicht. Die Bevölkerung der Stadt hat ungefähr dieſelbe Zuſammenſetzung wie dort, doch ſcheinen hier mehr die Weißen, Europäer und Kreolen, an Zahl zu überwiegen.

Daß St. Denis als Hauptſtadt und Sitz der Verwaltung (41) alle diejenigen Anſtalten umfaßt, welche man auch bei uns in derartigen Mittelpunkten findet, darf uns

nicht Wunder nehmen; ebenſo iſt es nicht auffällig, hier eine Bank, einen Baſar, Kammern für Ackerbau und Handel, Ausſtellungen u. ſ. w. zu finden, denn dieſe Anſtalten ſind ja zum Verkehr und zum Gedeihen des Landes unentbehrlich. Auch das Vorhandenſein von Theater, Wettrennen und anderen dem Vergnügen und der Erholung gewidmeten Einrichtungen überraſchte mich nicht: wol aber bemerkte ich mit freudigem Erſtaunen, daß hier eine große Regſamkeit herrſcht, wie ſie ſich in vielen Mittelſtädten und kleinen Reſidenzen nicht findet. Die Freunde der Wiſſenſchaft bilden eine eifrige, auch in weiteren Kreiſen bekannte Geſellſchaft; ſie haben ein vortreffliches Muſeum gegründet, welches anſehnliche Sammlungen von naturgeſchichtlichen Gegenſtänden beſonders der Maskarenen und der Nachbarinſel Madagaskar enthält, und einen botaniſchen Garten, dem Nichts fehlt als eine reichlichere Geldunterſtützung von Seiten des Staates oder der Gemeinde. Und dieſe Geſellſchaft zählt unter ihren Mitgliedern Männer von ausgezeichnetem Forſchungsgeiſte; wir nennen nur den jüngſt verſtorbenen Zoologen Coquerel, den verdienten Vinſon (den Verfaſſer einer muſterhaften Arbeit über die Spinnen Madagaskars und der Maskarenen), und bemerken, daß faſt jeder Zweig der Naturwiſſenſchaft ſeine bedeutenden Vertreter hat. Dieſe Männer aber ſind nicht etwa blos Eingewanderte, welche ihre Bildung und ihr Streben aus Europa mitbrachten, ſondern zum großen Theil Eingeborene, Kreolen, denen man eine große Lebendigkeit des Geiſtes abzuſprechen geneigt iſt. Ein Beweis, daß nicht nur einzelne Auserwählte ſolcher Richtung huldigen, liegt in der Theilnahme und Unterſtützung, welche wiſſenſchaftliche Beſtrebungen in den gebildeten Schichten der Geſellſchaft finden, hierfür ſpricht auch das Erſcheinen eines Werkes, welches unſerer Inſel zur größten Ehre gereicht, des von Rouſſin herausgegebenen Album de la Réunion. Dieſe mit zahlreichen Bildern ausgeſtattete Zeitſchrift erſcheint in monatlichen oder halbmonatlichen Heften, bringt landſchaftliche Anſichten, Portraits von hervorragenden Perſönlichkeiten, Charakterbilder aus dem Leben der Eingeborenen und Studien aus dem Pflanzen- und Thierreiche, erläutert von einem unterhaltenden Texte. Wir haben mehrere Bände des „Album de la Réunion" durchblättert und aus dem reichen Inhalte mit wahrem Vergnügen erkannt, wie ſehr man hier Antheil nimmt an der Erforſchung des Landes, welcher dieſe Veröffentlichung hauptſächlich dient. Einen ebenſo gediegenen Inhalt haben die „politiſchen Zeitungen, deren drei oder vier erſcheinen; zwar bringen ſie hauptſächlich Nachrichten aus der Kolonie und aus der großen Welt, doch laſſen ſie keine Gelegenheit vorübergehen, ihren Leſerkreis zu belehren und aufzuklären über alle anderweitigen Ereigniſſe und Erſcheinungen. Und die Bevölkerung hält ſich gleichfalls von einer einſeitigen Richtung fern; denn in den meiſten Häuſern lieſt man die drei Zeitungen, welche verſchiedene, zum Theil entgegengeſetzte Intereſſen vertreten, kirchliche, konſtitutionelle und demokratiſche, eine wie die andere, um ſich ein richtiges Urtheil zu ermöglichen.

Wenn ſomit durch Zeitſchriften, Sammlungen, Bibliotheken, Ausſtellungen u. dgl. den Bildungsbedürfniſſen der Erwachſenen genügend Rechnung getragen iſt, ſo ſorgt man in nicht minder vorzüglicher Weiſe für den Unterricht der Jugend; und in dieſem Punkte, glauben wir, kann manche Behörde einer europäiſchen Stadt oder Landſchaft ſich ein Beiſpiel nehmen an Dem, was auf der fernen Inſel Réunion geſchieht. Dabei dürfen wir nicht zu erwähnen unterlaſſen, daß aller Unterricht, der elementare ſowol wie der höhere, in den Händen der Geiſtlichkeit liegt, weil andere Lehrer, welche nicht vom Staate unterſtützt werden, es jenen Herren nicht gleich thun können. Dies thut jedoch unſerem Lobe keinen Eintrag; denn die Geiſtlichen vernachläſſigen trotz ihres Alleinrechtes (wenn man ſo ſagen darf) den Unterricht nicht, nehmen ſich ſeiner vielmehr mit ſolchem Eifer an, als ob ihnen die gefährlichſte Mitbewerberſchaft zur Seite ginge. So iſt, um nur Eines zu erwähnen, in den höheren Schulen die Zahl der Lehrer im Verhältniß zu der der Schüler eine unge-

wöhnlich große, der Unterricht demgemäß ein ſorgfältigerer, als in unſeren überfüllten Schulklaſſen.

Die Volksſchulen ſtehen unter der Leitung der Brüder der chriſtlichen Schulen (frères des écoles chrétiennes), welche, zweiundſiebenzig an Zahl, neunzehn Anſtalten gegründet haben und in dieſen 2900 Kinder und 2400 Erwachſene unentgeltlich unterrichten. Hauptſächlich ihren guten Dienſten und den Belehrungen der Geiſtlichkeit hat das Land es zu verdanken, daß die Aufhebung der Sklaverei, welche dem Wohlſtand anderer Siedelungen ſo verderblich wurde, hier faſt keinen Nachtheil ausübte, daß die plötzlich zu Citoyens (ſo nennen ſich in poſſirlichſter Weiſe die Neger noch jetzt) oder Bürgern gewordenen Sklaven ihren Herren und ihrer Arbeit treu blieben.

Für die höhere Ausbildung junger Leute beſteht ſeit 1819 ein Lyceum (Lycée impérial), in welchem mehr als vierhundert Schüler im Alter von fünf bis zwanzig Jahren (ein Theil wohnt in der Anſtalt ſelbſt, der andere in der Stadt) durch fünfzig Lehrer unterrichtet werden. Wir haben dieſe Anſtalt unter kundiger Führung beſucht, haben die Wohnzimmer, Lehr- und Schlafſäle, Küche, Wäſcherei und Alles, was dazu gehört, in Augenſchein genommen und Alles aufs Beſte, wie in Muſteranſtalten, geordnet und eingerichtet gefunden. Der Beſuch dieſer Schule nimmt ſo ſtark zu, daß man daran denken mußte, ein neues, noch ſtattlicheres Haus anzubauen; dieſes wird jetzt wol längſt vollendet ſein.

Eine andere höhere Lehranſtalt mit dreiundzwanzig Lehrern und drei Aufſehern, welche von 214 jungen Leuten aus den beſten Familien beſucht wird, iſt das Kolleg der Jeſuiten; es ſteht auf derſelben Stufe wie bei uns die Gymnaſien- und Realſchulen. Père Etcheverrie, der auch als Dichter bekannte Vorſteher, und einige der Lehrer führten uns ſelbſt durch alle Räume der Anſtalt. In den überaus reichhaltigen Sammlungen, welche beim Unterrichte benutzt werden, erhielten wir einen Ueberblick über die verſchiedenſten Gegenſtände aus faſt allen Gegenden der Erde: wir ſahen ausgeſtopfte Säugethiere und Vögel ſowol wie Inſekten, Muſcheln, Mineralien, auch Gegenſtände der Völkerkunde, Münzen, chineſiſche Bildwerke und Malereien. Dazu bietet das phyſikaliſche Kabinet eine Apparatſammlung, wie ſie manches große deutſche Gymnaſium nicht aufzuweiſen hat. Und neben der Ausbildung des Geiſtes vernachläſſigt man, wie die ſchönen Turn- und Spielplätze beweiſen, die Pflege des Körpers nicht. Wir verbrachten bei den jovialen Patres einige ſehr angenehme Stunden und erkannten aus der lehrreichen Unterhaltung mit ihnen mit Vergnügen, daß ſie ſämmtlich auf dem Höhepunkt ihrer Fachwiſſenſchaft ſtanden und ſich durch Leſen der betreffenden Zeitſchriften darauf erhielten. Als wir ſie verließen, baten ſie uns, doch recht bald wiederzukommen, dann aber eine große Kiſte mitzubringen, damit wir Alles, was uns von ihren Sammlungen gefiele, mitnehmen könnten; ſie würden durch ihre Verbindungen über die ganze Erde die entſtehenden Lücken mit Leichtigkeit ausfüllen können. Selbſtverſtändlich nahmen wir das allzu liebenswürdige Anerbieten nicht an.

In gleicher Weiſe wird für die Erziehung der Töchter höherer Stände geſorgt: dieſe liegt hauptſächlich in den Händen der Schweſtern von Saint-Joſeph de Cluny, einer einflußreichen und weitverbreiteten geiſtlichen Geſellſchaft, welche in der Kolonie einundzwanzig Anſtalten beſitzt und hundertdreiundvierzig Schweſtern nebſt dreißig Novizen zählt. Ihre muſterhaft eingerichtete Schule zu St. Denis umfaßt ſechzig Penſionärinnen und dreißig in der Stadt wohnende Schülerinnen, welche von ſechzehn Schweſtern unterrichtet werden. Wir hatten nicht gewagt, zu hoffen, daß wir auch dieſe Erziehungsanſtalt für junge Damen zu ſehen bekommen würden; doch P. Martin, der Leiter derſelben, zeigte uns ſelbſt Alles, was kennen zu lernen uns angenehm ſein konnte. Auch hier hatten wir der Vortrefflichkeit aller Einrichtungen und der Zuvorkommenheit der Vorſteherinnen vollſte Anerkennung zu zollen. Darauf, daß wir Proteſtanten waren und als ſolche auftraten (wir blieben in der Kapelle

ſtehen, während unſere geiſtlichen Begleiter ehrfurchtsvoll niederknieten und ein Gebet ſprachen), ſchien man kein Gewicht zu legen.

Weit mehr noch wurden wir durch die Wohlthätigkeitsanſtalten gefeſſelt, durch die Waiſenhäuſer, Hospitäler, Rettungshäuſer und andere; in ihnen lernten wir die Aufopferung und Hingebung der katholiſchen Geſellſchaften in ihrer ganzen Größe kennen. Und nicht nur wir, die wir zu den Spitzen der Geiſtlichkeit in näherer Beziehung ſtanden, auch Andere, welche wir dort einführten, namentlich mehrere Mauritianer, wurden von Bewunderung durchdrungen für das auf dieſen Gebieten Geleiſtete.

Die merkwürdigſte dieſer Anſtalten iſt die Providence. P. Fava, ihr würdiger Vorſteher, führte uns ſelbſt nach den weitläufigen Gebäuden und Ländereien nördlich von der Stadt. Zuerſt nahmen wir die dazugehörige Ecole agricole et profeſſionelle in Augenſchein, in welcher hundertachtundzwanzig Kinder unter Leitung von ſechs geiſtlichen Brüdern in allerlei Gewerben und im Ackerbau unterwieſen werden. Beim Eintritt in das Grundſtück bemerkten wir zuvörderſt kleine Gärtner, dann Tiſchler, Rademacher und Schmiede, ferner Steinmetze und Baumeiſter, welche am Neubau einer Kirche arbeiteten. Am meiſten des Anziehenden bot uns die Eiſengießerei und Werkſtatt für Ausbeſſerung von Maſchinen: wie Gnomen und zwerghafte Berggeiſter trugen dunkelfarbige Bürſchchen die ſchweren, mit der weißglühenden Maſſe gefüllten Gießlöffel nach den Formen und handhabten ſie in geſchickteſter Weiſe, während andere Knaben vor den Dreh- und Hobelbänken arbeiteten und wieder andere ſchwere Hämmer ſchwangen. Für das Land iſt dieſe Werkſtatt von nicht geringem Nutzen, weil ſie eine Menge Kinder, welche außerdem ſich auf den Straßen oder in den Gefängniſſen umhertreiben würden, in angemeſſener Weiſe beſchäftigt ſowie allerlei Arbeiten übernimmt und ausführt, für die es an geſchickten Kräften nicht fehlt. Die Verwaltung zahlt für den Unterhalt eines jeden der aufgenommenen Kinder täglich einige Sous, doch iſt dieſe Summe verhältnißmäßig gering und wird allein durch den Ertrag des Gemüſebaues bei Weitem übertroffen. Man kann alſo immerhin ſagen, daß die nützliche Anſtalt ſich ſelbſt erhält, ja mehr noch, ſie erübrigt auch nicht unbeträchtliche Summen und verwendet dieſe zu ſteter Erweiterung und Verbeſſerung des Vorhandenen. In Europa würde man derartiges Beſtreben mit Benutzung von Kindern oder Sträflingen wohlfeiler zu arbeiten, als andere Unternehmer nicht billigen können; hier aber, wo Arbeitskräfte vorhanden ſind, ihnen aber die Anleitung fehlt, wo das Handwerk danieder liegt und nur einzelne Gewerbszweige blühen, welche wiederum des Handwerks ſehr bedürfen, weil ſie außerdem Alles vom Mutterlande einführen müßten, hier iſt die Thätigkeit einer ſolchen Anſtalt überaus zweckmäßig und wohlthätig und kann nicht genug gelobt werden, ſowol in Betracht Deſſen, was ſie dem Lande nützt, als auch aus Rückſichten der Menſchlichkeit überhaupt.

Auf demſelben Grundſtück befindet ſich ein Hospital für hundertzweiundvierzig alte und ſchwache Leute beiderlei Geſchlechts. Dieſe finden Wohnung und Unterhalt und werden von ſechs barmherzigen Schweſtern und einem Bruder gepflegt. Wir durchliefen die geräumigen, vortrefflich eingerichteten Säle des Hauſes und ſahen die mannigfachſten Krankheiten und Gebrechen, zugleich aber auch auf den Geſichtern der Inſaſſen eine Zufriedenheit und ein Behagen, aus denen man erkennen konnte, daß dieſe guten Alten in ihrem Leben ſich niemals ſo wohl befunden hatten wie jetzt, am Ende ihrer Tage.

Eine andere Anſtalt, welche ich ſelbſt zu beſuchen nicht Gelegenheit hatte, von der aber der Baron mit größter Anerkennung ſprach, iſt die von den Jeſuiten geleitete Reſſource. Einhundertſechzig junge Madagaſſen, neunzig Knaben und junge Männer und ſiebzig Mädchen, genießen hier chriſtliche Erziehung und werden in Handwerken unterrichtet. Da die Madagaſſen viel Begabung für Muſik beſitzen, läßt man jeden der Schüler zugleich ein

Inſtrument erlernen; der Baron hörte ein von ihnen aufgeführtes Konzert an einem der Feſte der Anſtalt und ſpendete den Leiſtungen der jungen Leute alles Lob. Bei dieſer Erziehung läßt man es nicht bewenden: ſind die Zöglinge herangewachſen, ſo verheirathet man ſie und ſchickt ſie nach ihrem Vaterlande zurück, in der richtigen Vorausſetzung, daß ein chriſtliches Ehepaar Sitten und Glauben ſich leichter erhalten könne als ein Einzelner, welcher bei ſeinen heidniſchen Landsleuten ſo mannigfachen Verſuchungen ausgeſetzt iſt.

Sieht man ſolche Leiſtungen und Beſtrebungen, ſo ſchwinden Einem alle Vorurtheile gegen die vielgeſchmähten Jeſuiten; ſelbſt ihr erklärter Feind muß anerkennen, daß die „Brüder Jeſu“ in derartigen Dingen eine außerordentliche Thätigkeit entfalten und Alles mit Geſchick und Sachkenntniß angreifen. In den Staaten Europas mag es gerathen erſcheinen, ihnen entgegenzutreten; hier aber, in Kolonien und in den Ländern der Barbaren ſelbſt, wo Uebergriffe ihrerſeits nicht gut möglich ſind, unterſtütze man ſie oder laſſe ſie wenigſtens ruhig gewähren — ſie verſtehen es wie nicht ſo leicht Andere, die Gleichgiltigen und die Feinde der Geſittung für ein würdigeres Leben zu gewinnen, ſie ſind Miſſionäre erſten Ranges!

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Rundreise auf der Insel Réunion.

Wie man Karten lesen muß. — Die zwei Brennpunkte der Insel. — Einsturz-Erscheinungen beim Vulkane. — Hochebenen, Kesselthäler und Ravinen. — Kampf der Elemente um Bourbon. — Bootfahrt nach Possession. — Verwüstungen durch Ras de marée. — Die trockene Hälfte des Landes. — Stare als Retter der Kolonie. — St. Paul, die zweite Hauptstadt. — Wie man hier Kunststraßen baut. — Landschaftliches. — St. Louis. — Fröhliche Gesellschaft in St. Dominique. — Die Rivière de St. Etienne. — Herrn Desbayes' Zuckersiederei. — St. Pierre und seine Hafenbauten. — Eigenthümlichkeiten der Festessen auf Réunion. — Die Landschaft verändert sich. — Im Gebiete des Vulkans. — Großartige Anstrengungen für Brücken- und Wegebau. — Der feuchteste Landstrich. — Das Johannesfest in Bras-Panon. — Eine Vanillenpflanzung. — Zurück nach St. Denis.

Landkarten zu lesen und zu verstehen ist eine nicht ganz leichte Sache. Viele erblicken selbst in den besten Karten Nichts als einen mit Namen versehenen Grundriß des Landes; Wenige nur sind im Stande, nach der Zeichnung sich eine plastische Vorstellung zu bilden, die dargestellten Gegenstände so zu sehen, wie sie in der Natur wirklich sind — und diese Vorstellung zu ermöglichen, ist doch ein Hauptzweck der Karten. Wer diese Kunst des Kartenlesens sich aneignen will, muß reisen mit der Karte in der Hand, muß schon vor Beginn einer Reise die besten der vorhandenen Karten durchmustern und versuchen, ob er sich danach die Natur richtig vorstellen kann, muß dann das Bild, welches er in seinem Geiste geschaffen, mit der Wirklichkeit vergleichen und es nach dieser berichtigen: übt er die so errungene Fähigkeit immer von Neuem, so wird er in Kurzem dahin kommen, daß er auf der Karte nicht mehr Striche und Schattirungen sieht, sondern nur noch den Gesammteindruck, daß die Unebenheiten des Bodens sich vor seinen Augen erheben, als ob sie modellirt wären. Wenn Seereisen in der Nähe der Küste geeignet sind, uns einen Begriff zu verschaffen von den Maßstäben der Karten und von den Grenzen zwischen Land und Wasser im Verhältniß zu den Umrissen auf dem Papiere, so können Gebirgsreisen ganz besonders dazu dienen, uns das „Terrain", die Oberflächenbeschaffenheit, zu verdeutlichen; namentlich werden Kreuz- und Querwanderungen auf einem engen, gutbegrenzten Gebiete, auf einem Eilande, wie unser Réunion es ist, diesen Dienst zu leisten vermögen. Versuchen wir, ehe wir unsere Wanderung antreten, zuvörderst aus der Karte zu errathen, was wir von Réunion zu erwarten haben!

Réunion oder Bourbon hat die Gestalt eines Eirunds, einer Ellipse, deren beide Brennpunkte, sei es nun zufällig oder aus Nothwendigkeit, die beiden hervorragendsten Berge

der Inſel ſind, der Piton des Neiges, ein alter, ſchon ſeit Menſchengedenken erloſchener Feuerberg, und der Vulkan, ein faſt alljährlich noch in Thätigkeit begriffener. Zwiſchen dieſen Hauptbergen und Mittelpunkten der Erhebung dehnen ſich weite, durch Kämme und Abfälle unterbrochene Hochebenen, und von ihnen aus ſenkt ſich das Land der See zu, hier allmählich, dort jäh, an anderen Stellen in Abſätzen oder Terraſſen. Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung, wie wir ſie auch auf anderen größeren Vulkaninſeln finden, bieten die ungeheuren, keſſelförmigen Thäler und Schluchten und die ſteilen, faſt ſenkrechten Abſtürze, welche hier und da das höhere Land von dem niederen trennen.

Bei dem Vulkane, welcher letztere Erſcheinung am einfachſten bietet, gewahren wir auf den erſten Blick, daß der Herd der unterirdiſchen Thätigkeit, in deſſen Mitte der Feuerberg ſich befindet, durch einen Wall oder Damm vollſtändig abgeſchloſſen und dieſe engere Umgrenzung wiederum von einer zweiten, weiteren umgeben iſt. Die Sachkundigen behaupten, in Vorzeiten ſei der Vulkan aus einer Ebene von gleicher Höhe mit der umgebenden Plaine des Remparts emporſtiegen, dann aber, als durch die fortdauernden Ausbrüche leere Räume ſich bildeten und die hohl liegende Rinde dem Drucke nicht mehr zu widerſtehen vermochte, in die Tiefe geſunken; ſpäter haben ſich neue Höhlungen gebildet, welche ähnliche Einſtürze zur Folge hatten: auf dieſe Art ſeien die beiden mächtigen Stufen entſtanden, die erſte das ſchmale, mantelförmige Stück Land zwiſchen den beiden Enclos, die zweite die engbegrenzte Fläche, aus welcher der Kegel des Feuerberges mit ſeinem doppelten Schlunde ſich erhebt.

Anderer Art ſind die drei Einſenkungen um den Piton des Neiges, welchem ſich im Südweſten der Grand Bénard faſt ebenbürtig zur Seite ſtellt: Cilaos im Süden, Salazie und der Cirque de la rivière des Galets im Norden; ſie ſtellen geſchloſſene Keſſel dar mit einem ſchmalen, ſchluchtartigen Ausgang nach See zu und voneinander geſchieden durch jäh abfallende, ſchmale Rücken. Vielleicht läßt ſich die Entſtehung dieſer Keſſel ſowie der breiteren unter den zahlreichen Schluchten der Inſel ebenfalls auf obige Art, durch ſtattgehabten Einſturz, erklären, was auch die Schichten und Streifen andeuten, welche ſich auf den gegenüberſtehenden Wänden, nur in verſchiedener Höhe, wiederholen.

Nächſtdem fällt auf unſerer Karte das Vorhandenſein der vielen ſogenannten Ebenen auf: ſie ſind entweder die oberſten Flächen der ehedem aus dem Meere gehobenen Maſſe (wie die Plaine des Salazes und des Cafres), oder bilden Stufen und Teraſſen, Ruhepunkte der Erhebung oder des Einſturzes (wie die Plaine des Palmiſtes); die Mehrzahl von ihnen aber ſtellt kleine, ſtark geneigte Flächen dar (wie die Plaine des Fougères und des Chicots im Norden), welche nur im Vergleich mit der rauhen Beſchaffenheit des übrigen Landes als Ebenen gelten können. Die einzige wirkliche Ebene von größerer Ausdehnung iſt Champ Borne bei St. André im Nordoſten der Inſel.

Wer die Karte von Réunion nur flüchtig betrachtet, wird ſich wundern über die Menge der größeren und kleineren Flußläufe. Aber nicht alle die ſchwarzen, der See ſich zuſchlängelnden Linien ſind Zeichen für Flüſſe (Rivières) im eigentlichen Sinne des Wortes, die meiſten bedeuten Schluchten (Ravines), tiefe, jähe Riſſe und Sprünge in der harten Felskruſte des vulkaniſchen Eilandes, im Kleinen daſſelbe, was die obenerwähnten Keſſel im Großen ſind. Dieſe für gewöhnlich trockenen Ravinen fördern zur Regenzeit unglaubliche Mengen Waſſers von den Höhen herab; ſie ſtellen dann toſende Ströme dar, welche Felſen zertrümmern und mächtige Steinblöcke in ihrem ſchäumenden Falle nach dem Meere hintreiben. Ihre Wut iſt jedoch in enge Grenzen gebannt und vertobt ſich in dieſen machtlos; ſie ſchaden dem Lande nur inſofern, als ſie bisweilen auf kurze Zeit den Verkehr unterbrechen, ebenſo wie auch der von doppelten Mauern umſchloſſene Vulkan ſelbſt in ſeinen wildeſten Ausbrüchen ungefährlich iſt.

Die Insel Bourbon, aus ungemessener Tiefe des Meeres emporgehoben durch die Kraft des Feuers, wird von einem wilden Meere umbraust und umflutet, welches die „Schaumentstiegene" wieder zu verschlingen droht; sie wird vielleicht von denselben Kräften, denen sie ihre Entstehung verdankt, dereinst wieder vernichtet werden: aber dieses auf zwei Seiten von den fürchterlichsten Naturkräften bedrohte Stück Land, welches eine kurze Vergangenheit und möglicher Weise eine ebenso kurze Zukunft hat, blüht wie ein Paradies und ist wol die schönste der Inseln — so wenigstens meint Jeder, der sie besucht und durchwandert hat!

Mehrere Wochen waren uns in angenehmster Weise unter Ausflügen, Beobachtungen und in regem Verkehre mit den liebenswürdigen Bewohnern von St. Denis vergangen; doch fühlten wir uns nicht völlig befriedigt, wir wünschten sehnlichst, die schöne Insel auch an anderen Stellen kennen zu lernen. Père Fava, welcher damals eine Inspektionsreise rings um die Insel antrat, bot sich uns in der liebenswürdigsten Weise als Führer an und forderte uns auf, ihm in Begleitung von P. Martin nachzufolgen.

Am 20. Juni früh viereinhalb Uhr holte der joviale Sekretär der Evêché uns ab und geleitete uns nach der Landungsbrücke, von welcher aus eine halbe Stunde später das einem Privatmanne gehörige Postboot abfuhr. Der Morgen war kühl, und ein leichter Nebel verhüllte uns einen Theil der Aussicht; indessen verloren wir dabei nicht viel, weil die Landschaft zur Seite Nichts weniger als anziehend ist: zwischen St. Denis und la Possession, dem Ziele unserer Fahrt, gewahrt man nur schwarze, steile Felswände, welche sich bis zur Höhe von einigen tausend Fuß aus dem unruhigen Meere erheben, und hier und da eine wilde Schlucht, welche einen Blick in das ebenso schwarze, rauhe Innere gestattet. Das durchlöcherte Segel unseres Bootes ward von einem flauen Winde nur unregelmäßig geschwellt; wir fuhren ziemlich zwei Stunden lang, ohne das kaum acht Meilen entfernte la Possession auch nur zu Gesicht zu bekommen. Endlich begannen die indischen Kulis, welche zu zehnt die Besatzung des Bootes bildeten, mit Riesenkraft ihr Werk zu fördern; sie sprangen alle zugleich auf die Bänke, tauchten die Schaufeln ihrer langen Ruder tief in das Wasser und ließen unmittelbar darauf, die Riemen vorwärts reißend, sich so gewaltsam auf ihre Sitze niederfallen, daß sowol das Boot als ihr Körper Schaden genommen hätte, wenn nicht beide von festester Bauart gewesen wären. Trotz seiner Plumpheit glitt nunmehr das Fahrzeug ziemlich schnell dahin. Die Felswand zur Linken ward nach und nach niedriger, ein schmaler Streifen ebenen Landes erschien vor uns, und endlich zeigte sich der mit kopfgroßen Rollsteinen bedeckte Strand von la Possession. Einen eigentlichen Landungsplatz gibt es in diesem Städtchen nicht: die Boote werden mit Stricken emporgezogen, bis ihre Spitze auf dem Trockenen steht; ob hierbei die Reisenden von Spritzwellen eingenäßt werden oder gar ein Bad nehmen, wenn das Fahrzeug nicht ganz gerade hinaufgeschleift wird, das kümmert Niemanden.

La Possession (42) ist die einzige Stadt der Insel, welche ihren Namen nicht von einem Heiligen entlehnt hat. Ob sie aus diesem Grunde so ganz ohne Bedeutung geblieben ist, wie Dies der Fall zu sein scheint, wissen wir nicht; soviel aber ist sicher, daß sie von den zahlreichen Reisenden, welche von St. Denis aus westwärts fahren oder von dort zurückkehren, nur im Vorbeigehen berührt wird. Und dieser Verkehr hat sich in der letzten Zeit noch wesentlich verringert, seit eine wöchentliche Dampfschiffverbindung zwischen den drei Hauptstädten der Insel St. Denis, St. Paul und St. Pierre, mit Uebergehung von Possession eingerichtet worden ist. Man müßte es auch Jedem verdenken, der, ohne besondere Absichten dabei zu haben, auch nach dieser Einrichtung noch sich den barbarischen Ruderknechten anvertraute oder, was fast noch unangenehmer ist, die langweilige, in hundert Bogen gewundene Straße über die Berge benutzte.

Der Flecken la Poſſeſſion beſitzt außer einer hübſchen Kirche und einem Vorrathshauſe für Marinebedürfniſſe kein bemerkenswerthes Gebäude. Beim Umherſtreifen bemerkten wir an den Häuſern und Gärten die Spuren einer ungewöhnlichen Waſſerflut, welche vor einiger Zeit die Ortſchaft heimgeſucht hatte. „Das Meer war", wie die Leute erzählten, „urplötzlich auf eine ſchreckenerregende Weiſe angeſchwollen und weit über die Ufer getreten, hatte dabei mit dem Wüten ſeiner Wogen Alles zertrümmert, was ihm erreichbar war, und danach, Hausgeräth und ganze Gebäude mit ſich fortführend, ſich wieder auf ſeinen früheren Stand zurückgezogen." Dieſes eigenthümliche, vorher durch Nichts angezeigte Aufwallen des Meeres welches auch anderwärts, namentlich auf Inſeln, bisweilen beobachtet wird, kommt auf Réunion nicht ſelten vor und wird von den Bewohnern der Küſte mehr gefürchtet als der ſchlimmſte Wirbelſturm. Man nimmt an, daß die Ras de marée, ſo nennt man ſolche Meeresſchwellungen, durch weitab vorüberziehende Orkane verurſacht werden; ſie finden hauptſächlich in der ſchönen Jahreszeit vom April bis November ſtatt, in welcher auch die Geſtade zwiſchen den Maskarenen und dem Kap der guten Hoffnung am meiſten von Stürmen heimgeſucht werden. Auf offener See bemerkt man Nichts von den Ras de marée; nur einzelne große Wogen verrathen, daß etwas Beſonderes im Werke ſei.

Um acht Uhr begann der Stellwagen, wie man die Diligencen der Meſſageries impériales auf Réunion wol am beſten bezeichnen kann, ſeine Fahrt. Glücklicher Weiſe waren nicht ſo viele Fahrgäſte da, als der Wagen numerirte Sitzplätze zählte; ſonſt hätten wir uns arg zuſammendrängen müſſen. Wir fuhren eine Strecke lang an dem dunklen, ſandigen Strande hin, dann über die Rivière des Galets. Die Straße war gut erhalten und an vielen Stellen von Filaosbäumen umſäumt (Casuarina lateriflora Lamk.), denſelben, welche wir ſchon auf Mauritius, auf den Seſchellen und, in ähnlicher Art wenigſtens, auch auf Sanſibar kennen gelernt haben. Auffällig war die große Anzahl von Staren (Martin oder Merle des Philippines, Aeridotheres tristis Vieill.), welche auf der Straße und in den Feldern umherhüpften und vor dem Wagen her von Baum zu Baum flogen. Sie werden als die Wohlthäter der Kolonie geehrt, weil ſie ſich ſchon mehrmals als ausgezeichnete Kerbthiervertilger bewährt haben. Ihre Geſchichte erinnert an das Schickſal der Sperlinge unter Friedrich dem Zweiten von Preußen. Im Jahre 1765 wurden ſie von dem hochverdienten Poivre eingeführt, damit ſie den Verwüſtungen der von Madagaskar eingeſchleppten, allen Ackerbau unmöglich machenden Heuſchrecken einen Damm ſetzten. Als die Noth vorüber, bildete ſich bei den Ackerbauern die Meinung aus, daß die Stare auch die Sämereien von den Feldern wegpickten; man eröffnete deshalb einen Vernichtungskrieg gegen die nützlichen Thiere, welcher deren Ausrottung zur Folge hatte. Bald ſtellte ſich jedoch die Nothwendigkeit heraus, noch einmal Stare einzuführen, und um dieſe vor Jägern oder unverſtändigen Feinden beſſer zu ſchützen, erließ man ein Verbot der Jagd auf „Martins" und alle anderen Vögel, deſſen Uebertretung an Freien mit einer Geldbuße von fünfhundert Franken, an Sklaven mit Todesſtrafe (?) geahndet ward; es wurde ſogar unterſagt, Stare im Käfige zu halten. Dank dieſem Schutze vermehrten die nützlichen Vögel ſich in außerordentlicher Weiſe und fraßen, als ſie keine Heuſchrecken mehr vorfanden, auch die übrigen Kerfe hinweg, ſodaß bereits Bory de Saint Vincent, welcher zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Inſel durchforſchte, über das faſt völlige Fehlen der Inſekten klagte. Auch uns war es bei unſeren Wanderungen in der Umgegend von St. Denis aufgefallen, daß wir Käfer und ähnliches Gethier nur ſelten zu ſehen bekamen und zumeiſt nur ſolche Arten, welche geſchützt in Holz oder unter Steinen leben; damals aber hatten wir den Grund hiervon der vorgerückten Jahreszeit zugeſchrieben.

Nach einer Stunde ſchneller Fahrt erreichten wir St. Paul, die Hauptſtadt einer der größten Gemeinden und, wenigſtens jetzt noch, die zweite Stadt der Inſel. Früher war dieſe

Ortſchaft viel bedeutender als St. Denis, diente ſie doch ſogar eine Zeit lang als Sitz der Regierung; jetzt aber geht ſie ſtetig zurück und verliert viel namentlich an die raſch ſich aufſchwingende Handelsſtadt St. Pierre. St. Paul iſt der Sitz eines Aſſiſenhofes und eines Tribunales erſter Inſtanz, wird beide jedoch bald nach St. Pierre überſiedeln ſehen, wenn Dies nicht bereits geſchehen iſt. Daß dieſe Stadt, vor allen anderen der Inſel begünſtigt durch eine vortreffliche Rhede, ſich ſo unvortheilhaft entwickelt, ſchreibt man der Urtheilsloſigkeit oder Blindheit ihrer Bewohner zu, welche ſich auf den Gedanken geſteift haben, es müſſe in der Nähe der Stadt (in der ſchlammigen und von Flugſand gefährdeten Lagune) ein künſtlicher Hafen gebaut werden, während doch die Bai ſüdöſtlich vom Kap la Houſſaye einen vollkommen genügenden natürlichen Hafen bietet. Anſtatt nun ihre Stadt oder wenigſtens die an dem Verkehr betheiligten Häuſer dorthin zu verlegen, geben ſie ſich thatenloſen Klagen hin, daß ihr Plan nicht die gewünſchte Beachtung findet.

Die Stadt St. Paul deren Straßen gerade, aber unregelmäßig angelegt ſind, beſitzt eine große, aber mittelmäßig gebaute Kirche, einen hübſchen Baſar, eine Kaſerne, welche früher Magazin der indiſchen Kompagnie war, ein Hoſpital und ein großes Gefängniß; die übrigen Gebäude ſowie auch die Landhäuſer der Reichen erſchienen uns nicht ſehr bemerkenswerth, deſtomehr aber gefiel uns die allerliebſte Umgebung. Wären z. B. die mit prächtigen Bäumen gezierten Anlagen in der Nähe der Lagune (étang) beſſer im Stande gehalten, ſo könnten ſie der ſchönſte Spaziergang der Inſel ſein.

An allen Straßenecken ſahen wir große Anſchlagezettel, welche die Konzerte von Kletzer und Wehle für die nächſten Tage verkündigten. Daneben prangten die einer engliſchen Kunſtreitergeſellſchaft, welche ſchon ſeit einiger Zeit in einer großen Bude Vorſtellungen gab. Wir trafen ſpäter unſere Virtuoſen; ſie hatten, wie auch in St. Denis, wo ſie in dem ſchönen Theater vor vollem Hauſe geſpielt, reichlich geerntet und wollten ſich nun nach Mauritius wenden.

Nachdem wir in dem Gaſthofe der Stadt ein gutes Frühſtück eingenommen, ſtiegen wir wieder in den Poſtwagen. Bisher waren wir immer in der Ebene gefahren, jetzt aber wand ſich der Weg nach einer ſteilen Anhöhe der Rampe von St. Paul empor. Eine Menge Knaben trieben mit Stöcken und Peitſchen die Maulthiere und Pferde unſeres Geſpannes unabläſſig an; auch der Kutſcher that redlich ſeine Pflicht, ſodaß wir hurtig vorwärts kamen. Oben angelangt, genoſſen wir einen allerliebſten Blick auf die gerade unter uns liegende, in einem Walde von Laubbäumen und Palmen halbverſteckte Stadt.

Daß man die Straße den Berg hinauf geführt hatte, während es doch ſo einfach geweſen wäre, ſie längs des Strandes fortlaufen zu laſſen, wunderte uns nicht wenig. Unſer Reiſegefährte erklärte uns, daß Letzteres allerdings mehr im Intereſſe der Kolonie, Erſteres aber in dem der Zuckerpflanzer geweſen wäre, deren Siedereien ſich zumeiſt in der Höhe befinden. Dieſe angeſehenen Herren hatten, als die Anlegung der Rundſtraße beſchloſſen wurde, im Conſeil général ihre Anſicht durchgeſetzt, nicht ohne weſentlich von den leitenden Ingenieuren unterſtützt zu werden, welche auf dieſe Art mehr Geld und Ehre zu verdienen gedachten. Jetzt hat man eingeſehen, wie ſchlecht damals die Kolonie von ihren Beamten und Vertretern berathen war, und hat, trotz der großen Opfer, welche Dies erheiſcht, eine neue Straße längs des Strandes hin gelegt; man hofft, daß die geringeren Unterhaltungskoſten derſelben allmählich den Schaden wieder einbringen.

Wir befanden uns jetzt in einem weiten, von hohen Bergen und Felswänden eingeſchloſſenen Halbkeſſel, in dem heißeſten und trockenſten Theile der Inſel. Die Winde, welche in dieſen Breiten Jahr aus Jahr ein von Oſten her wehen, entladen ſich ihres Dunſtgehaltes größtentheils ſchon auf den hohen Bergen, welche ſie überſchreiten müſſen, und berühren die tiefere, von der Sonne durchglühte Landſchaft auf ihrem Weiterwege nur wenig, können

ihr alſo weder Kühlung noch Feuchtigkeit bringen. In dieſem ohnehin regenarmen Jahre war die Dürre ganz beſonders auffällig: die Zuckerrohrfelder, an denen wir vorbei kamen, gewährten einen traurigen Anblick, umſomehr als gleichzeitig der Fraß eines in gefährlicher Weiſe überhand nehmenden Inſektes (43) viel Schaden angerichtet hatte, ſodaß die Beſitzer wol kaum ein Viertel der gewöhnlichen Ernte erwarten durften.

Die Zuckerſiedereien waren immer ſchon von Weitem kenntlich, theils durch ihre Dampfeſſen, theils durch hohe, mit eigenthümlichen Flaggen verſehene Stangen — religiöſe Zeichen der indiſchen Arbeiter, deren Wohnungen gruppenweiſe in der Nähe der Fabrikgebäude ſtehen. Auf den Feldern und in den Gehöften herrſchte die größte Stille, da die arbeitsvolle Zeit der Ernte noch nicht herangekommen war.

In unaufhörlichen Windungen ſenkte der Weg ſich wieder in die Nähe des Meeres hinab. Mehrere kleine Brücken, welche über die zahlreichen Schluchten führten, zeichneten ſich durch ihr nettes Ausſehen und ihre feſte Bauart aus. Unter den hier wachſenden Pflanzen fielen uns namentlich kugelförmige Aloes und Agaven mit rieſigen, armleuchterartigen Blütenſtengeln auf.

Mit einmaligem Wechſel unſeres Geſpannes kamen wir nach St. Leu, dem Hauptort eines Verwaltungsbezirkes, einem unbedeutenden Flecken, welcher nur aus einer einzigen Straße beſteht. Noch einmal zog der Weg ſich in die Höhe; bei der Chapelle des Avirons näherte er ſich wieder dem kahlen, mit ſchwarzem Flugſande bedeckten Strande. Der Sand — von den Meereswogen zerriebenes, vulkaniſches Geſtein — lag hier in ebenen Schichten, dort zu Dünen aufgeweht; auf weite Strecken hin war kein Felsſtück oder Stein zu ſehen.

Gegen vier Uhr erreichten wir das unbedeutende Kirchdorf St. Dominique, wo wir der Verabredung gemäß P. Fava treffen ſollten. Der hieſige Curé (Pfarrer) P. Eymard, den wir früher als Mitglied der Miſſion zu Sanſibar kennen gelernt, theilte uns mit, daß unſer Gaſtfreund in St. Louis weile und erſt am nächſten Tage kommen werde; er war ſo liebenswürdig, uns in ſeinem Einſpänner ſelbſt dorthin zu bringen. Wir verſchafften uns Unterkommen in dem Hotel der Stadt, einem einfachen, doch weitläufigen Bretterhauſe, und ſuchten dann P. Fava bei dem Geiſtlichen auf. Wir wurden genöthigt, zum Abendtiſche zu bleiben. Unſer Wirth, ein geborner Lothringer, unterhielt ſich aus Höflichkeit immer in deutſcher Sprache mit uns, obwol ihm dieſe augenſcheinlich ſchwerer wurde als die franzöſiſche. An ihm, dem feingebildeten Manne, bewährte ſich nicht das ſonſt ſo richtige Wort, „daß die Elſäſſer mit keiner der beiden Sprachen gut umzugehen wiſſen"; er ſprach ſein Deutſch noch ziemlich rein, legte jedoch, nach Art der Franzoſen, den Ton häufig auf die letzte Silbe. Alle Mitglieder der zahlreichen Tiſchgeſellſchaft beeiferten ſich, uns Aufmerkſamkeiten zu erweiſen und es den Geiſtlichen von St. Denis, welche wir von ſo vortheilhafter Seite kennen gelernt hatten, an Artigkeit gleich zu thun. In angenehmſter Stimmung zogen wir uns nach aufgehobener Tafel in unſer Hotel zurück, während unſere geiſtlichen Begleiter bei dem Curé blieben. Die Zimmer und Betten im Gaſthofe waren recht gut, aber die Zudecken beſtanden nur aus einem Ueberzuge, welcher mich wenigſtens nicht genügend gegen die Friſche der Nacht ſchützte, obwol ich alle meine Kleider zu Hülfe genommen hatte.

Am nächſten Morgen, einem Sonntage, raſteten wir und ſahen uns in der Stadt um. Ein mit rauſchendem Waſſer gefüllter Kanal durchzieht die freundlichen Straßen. Die Häuſer ſind, wie faſt überall, von Holz erbaut und auf der Wetterſeite zumeiſt durch eine Schicht Schindeln geſchützt, ähnlich wie man bei uns in manchen Gegenden die Hausgiebel mit Schiefer belegt ſieht. In Folge des Feiertages herrſchte reges Leben in St. Louis. Farbige bildeten die Mehrzahl der umherſtehenden und wandelnden Menge; ſie gingen

barfuß, trugen Strohhüte und waren mit leichten baumwollenen, hauptsächlich blauen oder weißen Stoffen bekleidet. Die Gesichter Aller zeigten die den Negern angeborene Heiterkeit und Sorglosigkeit in erhöhtem Maße; man sah es den Leuten an, daß sie in glücklichen Verhältnissen lebten. Unsere geistlichen Freunde sagten, diese Farbigen wären ihre eifrigsten Zuhörer und die willigsten Kinder der Kirche.

Das stattlichste Gebäude in St. Louis ist das noch nicht ganz vollendete Gotteshaus, ein durch vierundzwanzig schöne Basaltsäulen in drei Schiffe getheilter Steinbau. Völlig ausgebaut wird diese Kirche, nächst der Kathedrale von St. Denis, vielleicht die schönste der Kolonie sein; jetzt fehlt allerdings noch das Geld zur Vollendung. Bis dahin behilft man sich mit einer Nothkirche; denn die alte Kirche hat durch mehrere Orkane so stark gelitten, daß sie außer Dienst gesetzt werden mußte.

Père Eymard holte uns in seinem Gespanne zu einem gemeinsamen Frühstück auf seiner Pfarre ab. Es war ein fröhliches Mahl in dem kleinen Kreise alter Bekannter, und manch harmloser Scherz von Seiten der würdigen Herren kam zum Vorschein. Unser Wirth namentlich machte sich durch seine witzigen Einfälle und einige scherzhafte Lieder sehr um die Unterhaltung und Erheiterung verdient, und sein treuer Hund beeiferte sich nicht minder, die liebenswürdigste Seite seines Wesens zu zeigen. Das gelehrige Thier hatte auf Befehl seines Herrn schon mehrmals Kleinigkeiten von einem Gaste zum andern getragen; als ihm längere Zeit keine Beschäftigung gegeben wurde, brachte es plötzlich aus eigenem Antrieb einen Schuh unter der Tafel hervor, welchen einer von der Gesellschaft, jedenfalls ohne Verrath zu fürchten, ausgezogen hatte; unter nicht enden wollendem Gelächter wurde der Besitzer der lästig gewordenen Fußbekleidung ausfindig gemacht. In fröhlichster Weise vergingen einige Stunden. Wir fühlten uns bei den katholischen Geistlichen so angenehm angeregt, daß wir uns nach Hause unter biedere Pastoren der alten Schule versetzt glaubten. Solche würdige Männer, welche ihren Pflichten mit wahrer Aufopferung obliegen, dabei aber die Freude am Dasein nicht verlieren und auch Anderen die Fröhlichkeit nicht mißgönnen, stehen in grellem Gegensatze zu den Kopfhängern, wie sie die neue protestantische Richtung mancherorts hervorbringt.

Der liebenswürdige Geistliche fuhr uns um zwei Uhr nach St. Louis zurück. Wir bestiegen einen schon am Morgen gemietheten Wagen und eilten nach herzlichem Abschiedsgruß auf der Gürtelstraße weiter. Hinter der Stadt kamen wir durch die Rivière de St. Etienne, einen der wenigen Flüsse, welche das ganze Jahr hindurch Wasser haben. Sein Hauptarm kommt aus dem Kessel von Ciloas, der zweite, der Bras de la Plaine, sammelt die Niederschläge aus dem östlichen Theile der Plaine des Cafres. Die schnelle Strömung des Wassers und das rauhe, mit großen Steinen und Felsblöcken erfüllte Bett zeigen deutlich, daß hier der Unterlauf noch nicht zur Ausbildung gekommen ist. Ebenso ist es mit den übrigen Flüssen der Insel: keiner von ihnen, einige ganz unbedeutende ausgenommen, hat seine gebirgische Wildheit verloren, und in Folge dessen ist keiner, selbst der wasserreichste nicht, schiffbar — sie üben fast nur hemmende und zerstörende Wirkungen aus, während die Ströme Europas zumeist wichtige Verkehrswege sind. Manche der hiesigen Flüsse, darunter die Rivière de St. Etienne, sind zu Zeiten so ungestüm, daß auch die festeste Brücke ihrem Wüten nicht widerstehen würde: man überschreitet sie auf holperigen Furten, so lange nicht das Hochwasser jeglichen Verkehr unmöglich macht.

Auf der Höhe jenseit des Flusses steht eine der bedeutendsten Zuckerfabriken der Kolonie. Unsere freundlichen Führer stellten uns dem Besitzer vor, Herrn Deshayes, welcher uns auf das Zuvorkommendste aufnahm und uns selbst seine Anstalt zeigte. Wir fanden vorzügliche Einrichtungen und Maschinen sowie in allen Räumen die größte Reinlichkeit und Ordnung. Es war eine Vergrößerung im Werke, welche es ermöglichen sollte, noch einmal

ſoviel Zucker (vier Millionen Kilogramm) als bisher fertig zu bringen. Mit der Siederei iſt eine Rumdeſtillation verbunden. In den meiſten Fabriken der Inſel gewinnt man aus den zuckerhaltigen Abfällen einen ganz abſcheulichen Branntwein, welcher nur bei den Negern oder den Kreolen der niederen Klaſſe Abnehmer findet; Herr Deshayes aber verſteht es, dem rohen Rum durch eine von ihm erfundene Kühlungs- und Reinigungsweiſe allen üblen Beigeſchmack zu entziehen und ein wirklich feines Getränk daraus herzuſtellen. Seine Muſterpflanzung hat er aus einer Wüſte hervorgezaubert. Wir mußten den freundlichen Mann in ſeine bequem und geſchmackvoll eingerichtete Wohnung begleiten und von ſeinem berühmten Rum koſten; wir konnten nicht umhin, demſelben unſere volle Anerkennung zu zollen.

Der auf beiden Seiten mit Filaos oder Kaſuarinen beſtandene Weg führt weiterhin durch eine wenig anziehende, ſteinige Gegend bis nach St. Pierre. P. Java brachte uns bei dem freundlichen Curé der Stadt unter und fuhr dann, obwol es bereits zu dunkeln anfing, nach St. Joſeph weiter, wo wir am nächſten Tage wieder mit ihm zuſammentreffen wollten. Der Curé, ein gewandter Schachſpieler, und die anderen Geiſtlichen der Pfarre waren ſehr gebildete Leute und angenehme Geſellſchafter, mit denen wir uns bis zum ſpäten Abend auf das Beſte unterhielten.

Am Morgen unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt. St. Pierre iſt mit großer Regelmäßigkeit auf einer nach dem Strande zu ſich ſenkenden Fläche erbaut und erhält durch einen Kanal, welcher die Straßen in mehreren Armen durchfließt, eine den anderen Städten fehlende Zierde. Die vielen hübſchen Wohnhäuſer und Gärten ließen uns erkennen, daß in dieſer zweiten Handelsſtadt der Inſel große Wohlhabenheit herrſcht. Von öffentlichen Gebäuden ſind nur der ſtattliche Gerichtshof, das Rathhaus, welches auf einem geräumigen, mit ſchönen Anlagen verzierten Platze liegt, die Schule und eine Gendarmeriekaſerne der Erwähnung werth. Wir verließen die immerhin einförmigen Straßen bald und begaben uns nach dem im Bau begriffenen Hafen, von welchem wir ſchon ſoviel ſprechen gehört hatten. Dieſe großartige Unternehmung iſt nicht nur für St. Pierre von höchſter Wichtigkeit, ſondern auch für die ganze Kolonie, welche bekanntermaßen keinen Hafen beſitzt. Als das Bedürfniß hervortrat, den Schiffen einen Zufluchtsort zu bieten, durchforſchte man die Küſten auf das Sorgfältigſte und kam dabei zu der Ueberzeugung, daß St. Pierre der einzige Ort ſei, wo ein ſolcher ſich anlegen ließe. Man ging ungeſäumt ans Werk, und die am nächſten betheiligte Stadt ſowol als die Verwaltung der Kolonie boten alle Kräfte auf, dem immer fühlbarer werdenden Uebelſtande möglichſt ſchnell abzuhelfen. Dennoch rückte das Werk nicht nach Wunſch vorwärts, da die erforderlichen Geldmittel nur langſam aufgetrieben werden konnten. Zur Zeit unſeres Beſuches fanden wir die Ummauerung eines für dreißig bis vierzig Schiffe berechneten Hafenbeckens vollſtändig fertig und den großen Damm, welcher einen äußeren Hafen abſchließen und die Gewalt der Wogen brechen ſoll, zum größten Theile; man begann eben, das noch abgeſchloſſene Becken auszubaggern, doch förderte die Arbeit nicht ſehr, weil die in Europa beſtellten Maſchinen noch nicht angekommen waren. Später ſollte dann durch Oeffnung des Mauerwerkes die Verbindung mit dem Meere hergeſtellt und der Hafen zur Benutzung übergeben werden. Man ſetzt große Hoffnungen auf dieſen Hafen; derſelbe wird jedoch nichts Vollkommenes ſein, da er wol gegen die Gewalt der Wogen ſchützt, nicht aber gegen die Wut der gerade hier ſehr heftigen Winde.

Wenn wir die Rührigkeit und den Unternehmungsgeiſt der Bewohner von St. Pierre anerkennen müſſen, ſo können wir nicht umhin, die Bemerkung fallen zu laſſen, daß der Drang, im Aeußeren vorwärts zu kommen und Geld zu verdienen, hier alle Thätigkeit in übertriebenem Maße in Anſpruch nimmt, der Kern von allem Dichten und Trachten iſt: Kunſt und Wiſſenſchaft und andere Dinge, mit denen ſich nicht unmittelbar Gewinn erzielen läßt, ſcheinen nicht zu gedeihen. Ein ſprechendes Zeugniß für die einſeitige Richtung der Ein-

wohnerſchaft legt auch die hieſige Kirche ab, die einzige der 28,000 Seelen zählenden Stadt, ein durchaus unwürdiges Gebäude, welches faſt für ein Dorf zu ſchlecht iſt.

Zu der Gemeinde von St. Pierre gehört die geſammte Plaine des Cafres und das „Entre-deux“ genannte Gebiet zwiſchen den zwei Armen der Rivière de St. Etienne. Die große Ausdehnung der kirchlichen und Verwaltungsbezirke auf Réunion hat viele Uebelſtände zur Folge; Dies merkt man namentlich hier, wo einzelne Gebiete faſt vollſtändig von dem Verkehre mit anderen abgeſchloſſen ſind und die Einwohnerſchaft ſich bis in die Mitte der Inſel erſtreckt. Schon längſt hat man das Bedürfniß gefühlt, die Zahl der „Kommunen“ zu vermehren; bisher ſind aber die hierauf gerichteten Bemühungen immer noch an dem Widerſtreben einflußreicher, beim Fortbeſtehen des jetzigen Zuſtandes betheiligter Gemeindemitglieder geſcheitert.

Nachmittags fuhren wir in einem Miethwagen in geringer Entfernung vom Strande hin weiter. Die Landſchaft zu beiden Seiten war hübſcher als irgend eine der bisher geſehenen: die Mais- und Bohnenfelder waren in beſtem Zuſtande, und die Rohrkrankheit hatte nicht ſo traurige Verheerungen hervorgebracht. Ganz beſonders hübſch nahmen ſich die nahe an der Straße gebauten, von zierlichen Blumengärten und Palmenwäldchen umgebenen Häuſer aus.

Dicht vor St. Joſeph trafen wir P. Fava, welcher eine neuerbaute Kirche in der Nähe eingeweiht hatte. Wir gingen mit ihm nach dem Hauſe des Curé und fanden hier, obwol unſere Geſellſchaft vier Perſonen zählte, die freundlichſte Aufnahme und Herberge für die Nacht. Zum Abendeſſen waren wir bei einem Freunde der geiſtlichen Herren eingeladen, welcher eine Zuckerpflanzung außerhalb der Stadt beſaß, zugleich Arzt und Bürgermeiſter von St. Joſeph war und ſonſt noch ein Dutzend Ehrenämter bekleidete. Der Herr Bürgermeiſter ꝛc. holte uns mit ſeinem Geſpann ab und führte uns nach ſeiner allerliebſten, auf einer Höhe gelegenen Villa; unterwegs erzählte er uns, daß er früher auf den Seſchellen eine Zeit lang als Arzt gewirkt habe. Er und ſeine Frau, eine feingebildete Dame, welche den lebhafteſten Antheil an Reiſen und den Fortſchritten der Erdkunde nahm, boten Alles auf, um uns auf das Angenehmſte zu unterhalten.

Es verlohnt ſich, daß wir einige Worte ſagen über die Art und Weiſe, in welcher ein Diner auf Réunion verläuft. Das Mahl ſelbſt iſt ebenſo eingerichtet wie überall in den Kolonien und Indien d. h. Speiſen und Getränke ſind von großer Mannigfaltigkeit und ausgezeichneter Güte, da man ſich in der Ferne nicht gern Das verſagt, was für andere, fehlende Genüſſe einen Erſatz bieten muß. Eigenthümlich aber erſcheint die Sitte, auf jeden der Gäſte einen Trinkſpruch auszubringen: keiner der Geladenen geht leer aus, alle werden in der aufmerkſamſten und feinſten Weiſe mit einem ſchmeichelhaften Toaſt bedacht und müſſen natürlich zur Erwiederung ihre Rednergaben in Bezug auf den Wirth und ſeine Familie glänzen laſſen. Wir kannten dieſen Gebrauch ſchon von den verſchiedenen Feſteſſen her, denen wir in St. Denis, namentlich bei den Herren Geiſtlichen, beigewohnt hatten. Im Anfang iſt es peinlich, vor einer größeren Geſellſchaft, welche man eben erſt kennen gelernt, mit Lobſprüchen überſchüttet zu werden; bald aber gewöhnt man ſich daran, und jetzt hatten wir bereits im Voraus an dieſen Brauch gedacht und uns durch Erkundigungen über die Verhältniſſe unſeres Wirthes aufs Beſte vorbereitet, um den an uns geſtellten Anforderungen genügen zu können. — Sobald das letzte Gericht verzehrt iſt, kommt ein trefflich bereiteter Kaffee auf die Tafel; man füllt die außerordentlich kleine Taſſe bis zur Hälfte mit Zucker in kleinen, kandisähnlichen Kriſtallen, läßt dann den Kaffee darauf gießen, ſchüttet, nachdem man ihn geſchlürft, die Taſſe voll Rum, ſpült damit den Reſt des Zuckers zuſammen und trinkt den Inhalt auf einen Zug. Jetzt erſcheint ein zierliches, verſchließbares Kiſtchen auf der Tafel, welches ſechs oder zwölf feine

Karafen mit den ausgezeichnetſten Liqueuren enthält (zwei Sorten Chartreuſe, den orangegelben Curaçao, Abſynth, Kognak, Arak u. dgl. m.) nebſt einer entſprechenden Anzahl Gläſer, ſodaß ein Jeder das ihm am beſten behagende Getränk wählen kann. Solche Liqueurkiſtchen ſind in Bourbon außerordentlich beliebt; ſie fehlen wol in keinem Haushalte, welcher Anſpruch auf behagliche Einrichtung macht. In einem Lande, wo man dem Magen öfters etwas Geiſtiges bieten muß, ſind ſie auch wirklich recht bequem und angenehm, da ſie gewiſſermaßen eine Hausapotheke — für Geſunde darſtellen. Die Toaſtliebhaberei und das Trinken ſo verſchiedenartiger geiſtiger Flüſſigkeiten gibt den hieſigen Diners einige Aehnlichkeit mit den ſchwediſchen, wie man ſie oft beſchrieben findet.

In ſpäter Abendſtunde brachte unſer freundlicher Wirth uns nach der Cure (Pfarrei) zurück. Schon früh fünf Uhr am nächſten Tage fuhren wir mit der Diligence weiter; wir hatten wiederum das Glück, den Wagen mit nur wenig Reiſenden beſetzt zu finden, konnten uns alſo ganz nach Bequemlichkeit einrichten. War ſchon geſtern die Landſchaft auffällig verändert, ſo fanden wir heute den Gegenſatz zu dem früher Geſehenen noch viel beträchtlicher: wir waren in die feuchte, von den herrſchenden Winden beſtrichene Hälfte der Inſel eingetreten (Partie du Vent), nicht wie die Verwaltung ſie annimmt (44), ſondern wie die Natur ſie gebildet hat. Die Friſche und Schönheit der reich mit Orchideen geſchmückten Wälder wirkten außerordentlich wohlthuend auf das an trockene Steinflächen und verkümmerte Pflanzungen gewöhnte Auge. Dazu wurde die Landſchaft immer großartiger, je weiter wir fuhren: ſteile Felswände und rauhe, zum Theil wieder dicht bewachſene Lavaſtröme zeigten uns an, daß wir einem Schauplatze gewaltiger Naturkräfte naheten. So geſpannt wir waren, das Gebiet des Vulkans in Augenſchein zu nehmen, von welchem wir ſchon in St. Denis ſoviel erfahren, wir mußten uns noch eine Weile gedulden, weil der Kutſcher ſeine Pferde wechſeln und der freundliche Curé von St. Philippe ſein Frühſtück mit uns theilen wollte.

Wir kamen noch über zwei größere Lavaſtröme (Coulées) — wahrſcheinlich ſehr alten Urſprungs, denn ſie waren bereits wieder mit prächtigem Walde und üppiger Schmarotzervegation bedeckt — ehe wir durch die rieſige Umfaſſungsmauer (Grand Enclos) des Feuerherdes in den Grand Brûlé eintraten, eine vier Meilen weite, dunkle Fläche von Trümmern und Schlacken, welche ſich in ſtarker Neigung nach dem Feuerberge emporzieht. Das Bild war keineswegs ſo düſter und unbelebt, als wir erwartet. Große Waldinſeln, welche der Feuerſtrom verſchont hatte, ſtanden hier und da in dem erſtarrten Geſteine; auf jüngeren, doch immerhin noch alten Strömen waren rundblätterige Büſche und ſchlanke Filaos emporgewachſen; anderorts hatten Farnkräuter, Mooſe und Flechten ſich angeſiedelt, und ſelbſt die Lava neueſten Urſprungs war ſtellenweiſe mit den Anfängen jungen Pflanzenlebens wie mit einem leichten Flaume bedeckt. Im Allgemeinen freilich erſcheint die dunkle, ſonnendurchglühte Brandſtätte traurig und öde genug: dieſe Gruppen hoher Bäume inmitten der Lava ſind ja nur Ruinen des großartigen Waldes, welcher einſt dieſes Feld bedeckt hat, und den jüngſt emporgeſproßten Pflanzen ſieht man es an, wie ſchwer es ihnen wird, ihr Leben auf der rauhen Steinfläche zu friſten.

Schwarz iſt die Hauptfarbe der jüngſten Geſteine Bourbons; Braunroth und Ochergelb ſind aber gleichfalls hier und da vertreten. Die Formen, welche die Lava beim Erkalten angenommen, ſind eigenthümlich genug; auch ohne zu wiſſen, wie dieſe Ströme entſtanden ſind, müßte man aus ihrer Geſtalt ſchließen, daß ſie einſtmals ein halbflüſſiger Teig geweſen, welcher, über unebenen Boden fließend, hier ſich emporſtaute, dort Lücken zwiſchen den Armen ließ und ſich vertheilte; wo der Strom eine Hemmung fand, bildeten ſich breite, runde Wülſte, anderwärts dagegen blieb die Oberfläche verhältnißmäßig glatt.

Ein Ausbruch des Vulkans von Réunion ſoll überaus großartig ſein. Sobald die Kunde ſich verbreitet, daß der Berg zu ſpeien anfange, begibt ſich Jeder, der irgendwie von ſeinen Geſchäften loskommen kann, auf den Weg, um das erhabene Schauſpiel zu genießen. Fuhrwerk ſoll dann Goldes werth ſein; man ſagte uns, daß für den einfachſten Wagen fünf- bis zehnmal höhere Preiſe gefordert und bezahlt würden als für ein feines Geſchirr zu anderen Zeiten. Zu beiden Seiten des Einſchließungswalles ſammeln ſich die Zuſchauer. Kühnere begeben ſich in den Brûlé ſelbſt, um Alles möglichſt nahe anzuſehen; einige Bevorzugte haben vielleicht auch auf einem Schiffe Platz gefunden und bewundern von See aus den Geſammteindruck, während Jene die Einzelnheiten des Bildes genießen. Langſam rückt der Feuerſtrom heran. Er nähert ſich einer der Waldinſeln: im Nu ſteht das Unterholz in Brand, gierig lecken die Flammen an den hohen Bäumen empor, bald ſind Blätter und Aeſte verzehrt und die Stämme verkohlt, die einen ſinken hin, die anderen bleiben in erbarmungswürdiger Dürre aufrecht ſtehen. Immer weiter wälzt ſich die zähflüſſige Maſſe. Jetzt erreicht ſie ein Wäldchen von größerer Ausdehnung: da ſieht man, kaum iſt es zu glauben, einen Mann mit Weib und Kind hervorſpringen, arme Kreolen der niedrigſten Klaſſen (petits créoles), welche in dem ſo lange verſchont gebliebenen Buſche ein kümmerliches Daſein friſteten und nun mit der Hacke und dem eiſernen Kochkeſſel, ihren einzigen Habſeligkeiten, flüchten vor dem langſam aber unwiderſtehlich vordringenden Feinde, dem ſie ſo lange Trotz geboten.

Die durch den großen Brûlé führende Straße war im beſten Zuſtande; bereits einige Tage nach dem großen Ausbruch im Jahre 1859, dem letzten, welcher Lavaſtröme bis in das Meer ſandte, war ſie vollſtändig wieder hergeſtellt. Außerhalb der Straße hat man freilich beſchwerliches Wandern, und eine Beſteigung des Feuerberges über die rauhen Lavaflächen hinweg würden wir für unmöglich gehalten haben, hätten unſere Begleiter uns nicht verſichert, daß man von hier aus am ſchnellſten und bequemſten an die „Eſſe" (fournaise) käme. Mühſam, meinten ſie, ſei der Weg trotzdem, nicht nur wegen der Unebenheit und Rauhheit des Bodens, wegen der zahlreichen offenen oder nur dünn überdeckten Höhlungen und Spalten, ſondern auch, weil die dichten, dunklen Steine die Sonnenſtralen mit größter Begierde auffangen und eine überaus läſtige Wärme verbreiten.

Jenſeit des Brûlé zeigt die Pflanzenwelt eine gleiche Fülle und Friſche wie ſchon vor St. Philippe. Wir ſahen hier aus eigener Anſchauung, was wir ſo oft ſchon gehört und geleſen hatten, daß verwitterte Lava das fruchtbarſte Erdreich gibt, und konnten uns jetzt erklären, warum die Anwohner des Veſuv, des Aetna, der Vulkane Javas u. ſ. w. ſich durch die fortwährend drohende Gefahr und die bereits erlittenen Verluſte nicht abſchrecken laſſen, immer von Neuem Anſiedelungen in der Nähe des feurigen Schlundes zu beginnen. Wir gingen bisweilen ein Stück neben dem Wagen her, um die ſchöne Natur beſſer genießen zu können. Reizende Blumen reckten ihre bunten Köpfe aus ſaftigem Graſe empor, Erdbeeren und Himbeeren reiften am Wege, und der Ueppigkeit der Pflanzenwelt entſprach ein reiches Thierleben.

In Ste. Roſe, einem Städtchen innerhalb der äußeren Umſchließung des Vulkangebietes, hielt unſer Geſchirr über Mittag. Unſere Reiſegefährten wurden von der Geiſtlichkeit des Ortes und der Umgegend empfangen und uns für einige Stunden entführt. Wir gingen nach dem Gaſthaus, in welchem wir eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt fanden. Nach Tiſch überſchritten wir auf einer noch im Bau begriffenen Brücke die Rivière de l'Eſt, welche den größten Theil der im Gebiete des Feuerberges fallenden Waſſer durch eine ſteilwandige, weite Schlucht dem Meere zuführt. Die Ueberbrückung dieſes Fluſſes hat ſchon bedeutende Summen verſchlungen, weil die Uebergänge nach einiger Zeit immer wieder

weggeriſſen wurden. Von den früheren Erfahrungen Nutzen ziehend, errichtet man die neue Brücke an einer anderen Stelle, in der Hoffnung, den zerſtörenden Wirkungen des Stromes hier beſſer begegnen zu können.

Auf Réunion erfordert die Anlegung und Unterhaltung der Straßen einen ungeheueren Aufwand von Geld und Arbeit. Hier ſind es die toſenden Waſſer, welche in kürzeſter Zeit oft kilometerlange Strecken des ſo mühſam hergeſtellten, theueren Weges und die feſteſten Brücken hinwegreißen, dort iſt der Vulkan mit ſeinen das Meer erreichenden Lavaſtrömen der Zerſtörer der menſchlichen Arbeit; hier muß man über die Schluchten kunſtvolle Brücken bauen, da die Straßen in weiten Bogen oder langem Zickzack auf Anhöhen leiten, um ſie auf der anderen Seite wieder hinabzuführen. Aber die Kolonie hat all die großen Opfer gern gebracht; ſolcher Aufwand war nothwendig, weil man hier, wo ein beſtändig unruhiges Meer gegen die meiſt ſteilen Küſten ſchlägt, wo kein einziger ſicherer Hafen den Schiffen Zuflucht vor Stürmen gewährt, wo man weder ſchiffbare Kanäle noch Flüſſe hat, weil man hier allein auf die Straßen als Verkehrsmittel angewieſen iſt. Seit man die Nothwendigkeit ausgedehnter, guter Verkehrswege erkannt, hat man die für die kleine Inſel gewiß ungeheuere Summe von mehr denn fünfundzwanzig Millionen Franken auf den Bau von Straßen und Brücken verwendet, Alles aus eigenen Mitteln, ohne das Land mit Schulden zu belaſten, ohne die Hilfe der Regierung in Anſpruch zu nehmen! Und nicht genug, daß man die alten Wege auf das Beſte unterhält, eine Arbeit, welche hier wegen der hohen Löhne ganz beſonders theuer iſt, mehrere Abtheilungen von der Arbeiterſchar des Atélier Colonial (45) ſind fortwährend beſchäftigt, das die Inſel durchziehende und durchkreuzende Wegenetz zu vervollſtändigen und zu verbeſſern. Die erſte Route de Ceinture (route impériale du tour de l'ile) in der Länge von 232 Kilometern iſt fertig; jetzt arbeitet man daran, eine zweite Straße in der Höhe von 1300 bis 2800 Fuß rings um die Inſel zu führen, die Route Henry Delisle (deuxième route de ceinture). Ebenſo ſind die bewohnten Gebiete des Inneren von trefflichen Wegen für Fuhrwerk oder für Reiter durchzogen, und da, wo es erſt Fußwege gibt, iſt man eifrig beſchäftigt, die Straßen auch für anderen Verkehr brauchbar zu machen. Außerdem hat man, um eine beſſere Bewäſſerung der trockenen Gebiete zu ermöglichen, großartige Kanäle angelegt, und jetzt geht man daran, den von erleuchteten Geiſtern ausgeſprochenen Gedanken eines Gürtelkanals auszuführen, welcher ſich in einer Höhe von drei- bis viertauſend Fuß hinziehen und die Waſſer der Höhen von den Orten, wo ſie überflüſſig vorhanden ſind, hinwegführen ſoll nach anderen, welche des Lebenselementes entbehren: er wird das Innere der Inſel aufſchließen und Höhen bewohnbar machen, welche bisher öde und unbebaut waren. Man kann es in der That den Bewohnern von Réunion nicht verdenken, wenn ſie mit Stolz auf ihre ſchöne Heimat blicken, nicht nur wegen der Fülle der Gaben, welche die Natur über ſie ausgeſchüttet hat, ſondern auch in Anbetracht Deſſen, was hier der Menſch in ſtetem Kampfe mit feindlichen Mächten errungt.

Von hier an betraten wir ein neues Gebiet, die Abdachung der Plaine des Palmiſtes und der Plaine des Salazes, das fruchtbare, feuchte Küſtenland, welches ſich bis zur Rivière du Mât hinzieht, nach dem Inneren zu ſich ſtufenweiſe erhebend. Hier regnet es mehr als an irgend einem anderen Theile der Inſel: von den kalten Bergen geſtaut, geben die Oſtwinde in faſt täglichen Regengüſſen ihre Feuchtigkeit ab. In St. Benoit beträgt jährlich die Geſammtmenge der wäſſerigen Niederſchläge gegen 220 Zoll, alſo etwa achtmal mehr als durchſchnittlich in Deutſchland. Die Waſſer ſtürzen ſich in zahlloſen, kleinen Fällen von den Höhen herab, vereinigen ſich dann bei ruhigem Laufe zu ſtärkeren Bächen und eilen, in vier Hauptſtrombetten geſammelt, dem Meere zu. In vollem Regen zogen wir in St. Benoit ein.

Wir ſuchten ein Unterkommen im Hotel, während unſere Begleiter ſich bei ihren Amtsbrüdern einquartierten. Eben wollten wir an der ſtarkbeſetzten „Table d'hôte" Theil nehmen, als P. Fava zurückkam und uns eine Einladung des Curé überbrachte. Keine Ausrede half uns los, wir mußten wohl oder übel dem gaſtfreundlichen Manne Beſcheid thun. Wir hatten es nicht zu bereuen, denn wir brachten in angenehmer Geſellſchaft einen höchſt vergnügten Abend zu. Einer der Gäſte, der Curé einer benachbarten Ilette — einer Art Inſel zwiſchen zwei Schluchten oder Regenbetten ähnlich wie das von den Dſchaggareiſen her bekannte Kiſuani der Suaheli — trug namentlich durch die luſtigen Lieder, welche er mit wohlklingender Stimme vortrug, zur Erheiterung bei: dieſe Abendmahlzeit war ein würdiges Seitenſtück zu dem fröhlichen Frühſtück in St. Dominique.

Am anderen Morgen fuhren wir nach Bras-Panon zur Feier des Johannisfeſtes, zu welcher von allen Seiten die Geiſtlichen herbeigekommen waren. Die Kirche ſah von außen nicht eben hübſch aus, war dagegen im Inneren geſchmackvoll eingerichtet und ausgeſchmückt. Ein Uebelſtand jedoch war namentlich heute, bei der ungewöhnlich großen Menge der Theilnehmer, ſehr bemerklich — die geringe Höhe des Raumes. Wir erhielten gute Plätze dicht am Altar und konnten der anſprechenden, außerordentlich klar gehaltenen Rede P. Favas Wort für Wort folgen.

Nach dem Gottesdienſte vereinigte uns ein feſtliches Frühſtück. In meinem Tiſchnachbar, dem Curé von St. André, lernte ich einen durch joviales Weſen und vielſeitige Bildung ausgezeichneten Mann kennen. Er war in den Naturwiſſenſchaften zu Hauſe, wußte auf dem Gebiete des deutſchen Schriftthums Beſcheid, ſprach, obwol geborener Franzoſe, unſere Mutterſprache recht gut und erregte unſere Bewunderung auf das Höchſte durch den fehlerloſen Vortrag des Göthe'ſchen Liedes: „Es war einmal ein König" ꝛc. Seine Vielſeitigkeit erklärte ſich daraus, daß er, bevor er ſich dem Dienſte der Kirche widmete, eine Stelle in einem chemiſchen und ſpäter in einem anatomiſchen Lehrſaale bekleidet hatte; und ſeine Liebe zum Deutſchen ſchrieb ſich aus ſeiner Freundſchaft mit einem jungen Grafen her, welcher in Bonn ſtudirt und ihm ſo Vieles von Deutſchland erzählt hatte, daß er ſelbſt ſich mit deutſcher Sprache und Literatur zu beſchäftigen begann.

Nach dem Mahle ſahen wir uns den hübſchen Pfarrgarten und die Umgegend ein wenig an. Der liebenswürdige Curé geſellte ſich zu mir, beantwortete mir alle meine neugierigen Fragen, half mir ſogar mit Käfer ſammeln und führte mich endlich in eine ausgedehnte Vanillenpflanzung. Bisher hatte ich die gewürzreiche Orchidee nur in Gärten geſehen, in denen ſie mehr zum Vergnügen der Beſitzer gezogen wurde, wenngleich man nicht verſchmähte, die Schoten für ſpäteren Gebrauch aufzuheben: hier ſah ich zum erſten Mal eine Anlage im Großen, welche genügte, den Vanillenbedarf eines ganzen Landes zu befriedigen. Die Pflanzung glich einem Bohnen- oder Schotenfelde unſerer heimiſchen Gärtnereien; an kreuzweiſe übereinander gebundenen Stangen kletterte das rankende Gewächs mit den fleiſchigen, glänzendgrünen Blättern empor. Der Gewinn, welchen dieſe Pflanzung abwirft, iſt überraſchend groß, nimmt jedoch alljährlich ab, weil in Folge des größeren Ertrages der Preis der Vanille zurückgeht. Wie die edle Dattelpalme muß auch die Vanillenliane künſtlich befruchtet werden, wenigſtens in Ländern, wo das die Befruchtung vermittelnde Inſekt fehlt. In der Geſchichte der Entdeckung dieſes Befruchtungsgeheimniſſes gleicht die Vanille dem Muskatnußbaume, nur daß es hier nicht ein einſichtsvoller Anſiedler, ſondern ein ungebildeter Schwarzer war, welcher das Geheimniß den Pflanzern von Réunion enthüllte. Im Jahre 1840 brachte der junge Edmond, ſo hieß der Entdecker, den Staub der ſeltneren männlichen Blüte mit den weiblichen in Berührung, und ſiehe da, das bisher unfruchtbare Gewächs gab den ſchönſten Ertrag. In kurzer Zeit verbreitete ſich der beinahe ſchon wieder aufgegebene Anbau der Vanille über die ganze Inſel, und ſchon im Jahre 1843 erntete man

nicht unbeträchtliche Mengen des Gewürzes. Die Zubereitung der grünen Schoten, namentlich das Schwitzen- und Abwelkenlaſſen derſelben, muß mit größter Sorgfalt vorgenommen werden, ſoll die Waare einen guten Preis im Handel erzielen. —

Mit verſchiedenen Gelegenheiten, fahrend und reitend, gelangten wir am Nachmittage durch grünende Felder und Auen über St. André und das Quartier Français nach Ste. Suzanne, wo wir die Poſt zu treffen hofften. Der Wagen kam, doch war nicht genug Platz für uns vorhanden, weil der Poſtmeiſter, trotz allen Zuredens, nicht mehr als vier Perſonen außer dem Kutſcher einſteigen laſſen wollte. Ich blieb zurück, um mit einem Miethwagen weiterzufahren, und unterhielt mich einſtweilen mit dem Curé der Ortſchaft. Er erzählte mir mancherlei von den kirchlichen Verhältniſſen und erklärte mir unter Anderem, warum auf der Inſel die vielen Kirchen gebaut wurden, zu deren Einweihung P. Fava hauptſächlich ſeine Rundreiſe unternommen hatte. „Seit der Emancipation der Schwarzen“ ſagte er, „hätten die alten Kirchen nicht mehr ausgereicht, weil die neubekehrten und in die vollen bürgerlichen Rechte eingeſetzten Neger ſich in immer zunehmenderer Menge zu den Predigten gedrängt hätten, ſodaß jetzt zwei Drittel von den Beſuchern des Gottesdienſtes und namentlich der Meſſe aus Farbigen beſtänden.“

Während wir, über Dies und Jenes plaudernd, im Garten auf- und abgingen, rollte ein leichter Wagen heran, deſſen Inſaſſe mich zu meiner Verwunderung lebhaft grüßte und mir winkte. Er hielt an. Beim Nähertreten erkannte ich in ihm einen von den Reiſegefährten an Bord des Nepaul, welcher mir ſchon bei der Ankunft in Port Louis und St. Denis durch Erklärung der ſich vor uns aufthuenden Landſchaft gefällig geweſen war. Als er von meiner Verlegenheit hörte, nöthigte er mich zum Einſteigen. Ich zögerte nicht, das freundliche Anerbieten anzunehmen, und bald darauf fuhren wir hurtig dem vorausgeeilten Poſtwagen nach. Die Zeit verſtrich mir in angenehmſter Unterhaltung; der junge Mann war außerordentlich bewandert, er nannte mir die Namen, erzählte mir die Geſchichte faſt aller Menſchen, Pferde und Häuſer, welche wir unterwegs trafen. In der Stadt angelangt, fuhr er mich bis in die Evêché, in welcher kurz vorher der Baron mit unſeren Wirthen angekommen war. Mit einem freundlichen: „Auf Wiederſehen!“ verabſchiedete er ſich. Wir ſahen uns nie wieder.

Meine bisherigen Reiſegefährten waren nicht wenig über mein ſchnelles Eintreffen erſtaunt. In fröhlichen Geſprächen über das zuſammen Erlebte und über Pläne zu neuen gemeinſchaftlichen Ausflügen vergingen uns einige Stunden; dann begaben wir uns mit dem wärmſten Danke für all das Angenehme, was wir durch Vermittelung unſerer liebenswürdigen Gaſtfreunde genoſſen, nach unſerem trauten Haus am Ende derſelben Straße.

Dreißigſter Abſchnitt.

Salazie und der Piton des Neiges.

Bis St. André. — Straße nach dem Herzen der Inſel. — Waſſerreichthum. — Hellbourg. — Kaffeepflanzungen. — Im Badeort. — Der Brunnen von Salazie. — Erſchließung des Inneren und Entdeckung der Quelle. — Was wir in Salazie trieben. — Aufbruch nach dem Piton des Neiges. — In Flußbetten bergaufwärts. — Beſchwerden und Gefahren des Weiterwegs. — Caverne des Muſards. — Die „kleinen Kreolen“ und ihre Geſchicklichkeiten. — Lebensmittel in Blechbüchſen. — Wärme und Witterung in der Höhe. — Ueber den Wolken. — Ein Vollkreis-Regenbogen. — Spärlicher Pflanzenwuchs. — Ausblühungen von Eis. — Ein ländliches Frühſtück. — Großartige Ausſchau. — Das Felsgerüſt der Inſel. — Frühere Wanderer und ihre Urkunden. — Trockenheit und Verdunſtungskälte. — Höhlenbildung. — Nachtlager in der umgekehrten Hundsgrotte. — Bodenbeſchaffenheit, Pflanzen und Thiere der höchſten Ebene. — Ein ſaurer Entſchluß. — Der Gürtel der Farne und Bambuſe. — Wieder im Badeort. — Weg nach der verſteinernden Quelle. — Urſprung und Beſchaffenheit des Waſſers. — Andere warme Quellen der Inſel. — Der Rückweg. — Rückreiſe nach St. Denis.

Bereits am 29. Juni waren wir wieder unterwegs, um einen der anziehendſten inneren Bezirke der Inſel, den Cirque de Salazie, zu beſuchen und den über zehntauſend Fuß hohen Piton des Neiges zu beſteigen. Wiederum erfreuten wir uns vortrefflicher Reiſegeſellſchaft, da P. Martin zu dieſer Zeit gerade Geſchäfte in Salazie hatte. Um unabhängig zu ſein, fuhren wir diesmal nicht in der Diligence, ſondern in einem Miethwagen. Wir rollten ſchnell über die aus ſteiler Schlucht hervortretende Rivière des Pluies durch die fruchtbare, gutbebaute Landſchaft, welche wir ſchon vor einigen Tagen geſehen, aber damals wegen der eintretenden Dunkelheit nicht deutlich hatten in Augenſchein nehmen können.

Zu beiden Seiten der Straße ſtehen die dem Fremden ſo auffälligen Kugelaloës, die Vacoua (eine überaus nützliche Art Pandanus oder Schraubenpalme, aus welcher hier jährlich drei Millionen Säcke zur Verſendung des Zuckers und Kaffees bereitet werden) und ab und zu auch Reihen von Filaos. Zwiſchen Gärten und Feldern hindurch gelangten wir an den beiden Städtchen Ste. Marie und Ste. Suzanne vorbei, deren Bewohner vom Landbau, theilweis auch von ein wenig Fiſchfang und Rhederei leben, nach dem anſehnlicheren St. André, neben St. Louis die einzige nicht dicht am Meere erbaute Stadt der Kolonie. St. André, in dem Champ Borne gelegen, einem fruchtbaren Stück Anſchwemmungsland, dem größten ebenen Striche der Inſel, iſt eigentlich nur eine Straße; die Häuſer und Gärten ziehen ſich wol eine Stunde weit längs des Hauptweges hin.

Nachdem der Kutſcher die Pferde gewechſelt und wir bei dem heiteren Curé einen Imbiß genommen, fuhren wir, dicht hinter der Stadt rechts umbiegend, auf gut unterhaltener

Straße ziemlich ſteil empor in dem Thal der Rivière du Mât, des Abzugskanals für die Waſſer des Keſſels von Salazie. Unſere neuen Pferde waren bei weitem nicht ſo tüchtig wie die früheren, und doch hätte Dies der Beſchwerlichkeit des Weges halber eigentlich umgekehrt ſein müſſen. So kamen wir denn nur langſam vorwärts, hatten aber dafür das Vergnügen, die prächtige Landſchaft mit deſtomehr Muße betrachten zu können. Kurz nachdem wir in das enge, von hohen Felswänden eingeſchloſſene Thal des Fluſſes eingetreten, hatte das Bild ſich umgewandelt: nicht nur die Wildheit der Felspartien und die Steilheit des Weges ſtanden im lebhafteſten Gegenſatz zu der glatten, einförmigen Gegend, welche wir bisher durchfahren, auch der Pflanzenwuchs war durchaus verſchieden. Von Feldern war keine Rede mehr, man ſah die Natur in ihrer Urſprünglichkeit, in einer Fülle, wie ſie nur in den Tropen durch reichliche Feuchtigkeit hervorgebracht werden kann. Die köſtlichſte Friſche der Luft und des Lebens herrſchte in dem engumſchloſſenen Thale: aus allen Felsritzen rieſelte und perlte es, von der Höhe herab ſtürzten zahlloſe kleinere und größere Waſſerfälle, weiter unten ſich zu ruhigeren Rinnſalen ſammelnd, welche ſich mit dem anſehnlichen Fluſſe vereinigten; und das im prächtigſten Grün prangende Geſträuch zu Seiten des Weges und auf den Vorſprüngen der Felswände war reichlich beſetzt mit glitzernden Thautropfen oder beſprengt mit dem Staube der Kaskaden.

Zum erſten Male bei unſeren Wanderungen auf Réunion ſahen wir hier Baumfarne (arbres fougères). Dieſes überaus zierliche Gewächs ſcheint nur da zu gedeihen, wo Waſſer in größtem Ueberfluſſe vorhanden; hierfür ſpricht ebenfalls ſein Vorkommen auf dem Kilimandſcharo, denn auch dort hatten wir Farnbäume nur in einem von Feuchtigkeit dampfenden Flußthale gefunden.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt, gegen welche das ſpärliche Thierleben umſomehr abſtach, und die fortwährende Veränderung der wirklich großartigen Landſchaft boten unabläſſig Unterhaltung und Abwechslung. Bei dem Baron rief die Geſtaltung und der Waſſerreichthum des Thales alte Erinnerungen wach an ſeine Reiſen in Algier; er hatte dort in der Ravine de la Chiffa zwiſchen Medeah und Blidah überraſchend Aehnliches gefunden. Den größten Theil des Weges gingen wir zu Fuß, theils um ſeine Schönheit beſſer zu genießen, theils um raſcher vorwärts zu kommen. Einige Stunden nach Beginn unſerer Bergfahrt erweiterte ſich das Thal des Fluſſes, deſſen grünblaues Waſſer raſch über die Felsblöcke ſeines tiefen Bettes dahin ſchoß — wir betraten das keſſelförmige Gebiet von Salazie. Bald darauf überſchritten wir eine hübſche Lattenbrücke und betraten den Hauptort der Gemeinde, Hellbourg genannt nach dem vielverdienten Kapitän Hell, welcher im Jahre 1838 Statthalter der Inſel wurde. Von Hellbourg an, einem freundlichen kleinen Flecken mit einer hübſchen Kirche, einer Mairie und einer Schule der geiſtlichen Brüder, beginnt ein gut erhaltener, bis zum Badeort führender Reitweg (route des cavaliers). Wir begaben uns ſogleich nach der Schenke, in der Hoffnung, dort einen Erſatz für unſeren Wagen zu erhalten; allein wir fanden blos ein einziges Pferd, welches übrigens nicht einmal vielverſprechend ausſah. Nachdem wir ein beſcheidenes Frühſtück eingenommen und bei dem Cnré vorgeſprochen hatten, leider nur um zu erfahren, daß er in Geſchäften abweſend, ſetzten wir unſere Reiſe fort. Der Baron ritt; er hatte den ſchlechteren Theil erwählt, denn das unglückliche Pferd litt an kurzem Athem und blieb aller hundert Schritte ſtehen, um Kräfte zu ſammeln und Luft zu ſchöpfen, ſodaß der Reiter endlich abſteigen und das arme Thier am Zügel hinter ſich herziehen mußte. Wir Anderen ſchritten und kletterten auf den ſogenannten petits Chemins, welche die zahlreichen Windungen des Reitweges abſchneiden, rüſtig vorwärts. Die Landſchaft iſt hier etwas wilder als vorher; die oft ſenkrechten Bergwände ſind mit Moos bedeckt, und auch die Pflanzendecke der Tiefe gewinnt ein anderes Anſehen.

Nach einigen Kilometern Weges, etwa in der Mitte zwiſchen beiden Ortſchaften, breitet ſich eine kleine Ebene aus, zu deren Beginn der Waſſerhühnerteich (mare à poules d'eau, vermutlich ein alter Krater) in anmutiger Umgebung liegt. Hinter der gutbebauten Fläche klommen wir wieder aufwärts, bald durch urſprüngliches Land, bald durch anſehnliche Kaffeepflanzungen. Wir betrachteten die immergrünen Kaffeeſträucher mit beſonderer Theilnahme, weil wir an dem vortrefflichen Kaffee des Landes uns ſchon ſo oft erquickt und uns längſt darauf gefreut hatten, einmal die Orte zu ſehen, an denen er am beſten gedeiht. Die Sträucher oder Bäumchen erreichen eine Höhe von acht bis zwölf Fuß; die Aeſte ſind lang, dünn, ungetheilt, leicht nach unten gebogen und mit gegenſtändigen, lorbeerähnlichen, glänzenden Blättern beſetzt. Die weißen, kurzgeſtielten Blüten ähneln denen des Jasmin; aus ihnen entwickelt ſich eine rothe Beere, welche an Geſtalt und Größe etwa mitten inne ſteht zwiſchen der Korneliuskirſche und der gewöhnlichen Kirſche. Das ziemlich farbloſe, angenehm ſchmeckende Fleiſch umhüllt zwei harte, längliche Samen, die Kaffeebohnen, welche, mit ihren flachen Seiten aneinanderliegend, von einer knorpligen Haut, dem ſogenannten Pergament, umſchloſſen ſind und ſo einen einzigen Kern darſtellen. Die aus dem Kaffeeſamen gezogenen Pflänzchen werden, wenn ſie einige Größe erreicht, in abwechſelnden Reihen (in Quincunxgeſtalt) auf das ihnen angewieſene Feld geſetzt, zwiſchen ſie andere Gewächſe von angemeſſener Größe, welche dazu dienen, die Kaffeepflanzen vor allzu ſtarkem Sonnenbrand und heftigen Winden zu ſchützen, gewöhnlich der Ambrevaden-Strauch (Cytisus cajan L.) — ein naher Verwandter des Goldregens oder Bohnenbaums (Cytisus laburnum L., falſches Ebenholz) — oder die Malabar-Akazie (Mimosa lebbek L.), ein ſtattlicher, zur Blütezeit prächtiger Baum.

Daß Bourbon ſich vorzüglich für den Kaffeebau eignen müſſe, ſchloſſen die erſten Anſiedler ſchon aus dem Vorkommen von mehreren wilden Kaffeearten, café marron (marron, urſprünglich von entlaufenen Negern geltend, nennt man hier alles Wilde im Gegenſatz zu dem Kultivirten). Man führte Bohnen von Mocka ein, ſpäter auch von Aden und zog einen Kaffee, welcher dem beſten arabiſchen an Güte nur wenig nachſtand, den weſtindiſchen aber bei Weitem übertraf. Der Anbau des Kaffees breitete ſich ſchnell über die ganze Inſel aus und wurde eine der anſehnlichſten, faſt die ausſchließliche Quelle des Wohlſtandes. Im Jahre 1817 wurden bereits ſieben Millionen Pfund Bohnen auf den Markt gebracht, allein bald kam dieſe Kultur in Verfall, namentlich weil man nicht mehr ſo ſtreng wie früher auf die Güte der Waare hielt, ſie weniger ſorgfältig zubereitete und Kaffee von auswärts einführte, um ihn als Bourbonkaffee wieder zu verkaufen. Als dann ſchließlich der Alles überwuchernde Anbau des Zuckerrohrs begann, wurde der Kaffee immermehr vernachläſſigt, und bald wurden die Erträge ſo gering, daß ſie nur noch für den Bedarf der Bevölkerung ausreichten.

Kurz vor dem Badeort hatten wir nochmals eine Brücke zu überſchreiten, welche zwei den Fluß zuſammendrängende Felswände verbindet; dann ſtiegen wir wieder durch ſchöne Kaffeepflanzungen empor und auf der anderen Seite hinab in einen mit Häuſern beſetzten Thalkeſſel, in deſſen Sohle, neben einem rauſchenden Bache, das Badehôtel ſich erhebt. Der Beſitzer der Anſtalt, Herr Daniel, ſtand vor der Thür und empfing uns, die Hände in den Hoſentaſchen, die Cigarre im Munde, gab ſich aber nicht die geringſte Mühe, uns Wohnung zu verſchaffen. Erſt nach halbſtündigem Umherlaufen gelang es uns, ein kleines, an die Schattenſeite einer feuchten Felswand gebautes Bretterhaus ausfindig zu machen. Freilich war dieſes Unterkommen beſcheiden genug — es enthielt zwei kleine Gemächer, jedes ſieben Fuß im Geviert, ausgeſtattet mit einem Bett, einem Stuhle und einem an die Wand befeſtigten Brete, welches als Tiſch in jedem Sinne des Wortes zu dienen beſtimmt war; doch bedachten wir uns nicht lange und ergriffen Beſitz von dieſem

„Pavillon.“ Wir hängten Barometer und Thermometer auf und richteten uns ſo gut als möglich ein. Père Martin reiſte noch an demſelben Abende nach Hellbourg zurück, da er am folgenden Tage bei Zeiten nach St. Denis zu kommen wünſchte.

Der Brunnen von Salazie iſt eine warme, kohlenſäurehaltige Quelle, welche 0,12% feſte Beſtandtheile enthält, hauptſächlich kohlenſaure Salze von Natron, Magneſia und Kalk; ſie hat eine Temperatur von 26° R. und eine Ergiebigkeit von ſtündlich 225 bis 350 Liter. In einer Felsſpalte im Bette des ſogenannten Bras-ſec, welche ſo niedrig liegt, daß ſie bisweilen vom Fluß überflutet wird, entſpringen die drei die Badequelle bildenden Waſſerfäden. Zum Trinken benutzt man den Brunnen ſo, wie er aus der Faſſung läuft, für Bäder wird er in einem geräumigen Becken geſammelt und dann beim Gebrauche bis zu dem gewünſchten Grade erwärmt.

Das Bad liegt beinahe dreitauſend Fuß über der Meeresfläche in einem ziemlich engen Thalkeſſel. Es zeichnet ſich keineswegs durch ein ſehr ſchönes Klima aus; denn die Oſtwinde, welche ſich in dem Thale fangen, geben hier, durch die ſteilaufſteigenden Felswände abgekühlt, einen beträchtlichen Theil ihrer Feuchtigkeit ab, ſodaß Nebel und Regen nicht ſelten ſind. Als mittlere Jahrestemperatur iſt 15,°2 R. anzunehmen; der höchſte hier beobachtete Wärmegrad beträgt 22,°4 und der niedrigſte, deſſen man ſich freilich nur einmal entſinnen kann, 1,°6 R. Zur Zeit unſeres Aufenthaltes ſchwankte die Wärme zwiſchen 9° und 15° R. In der trockenen Jahreszeit, während welcher man die Feuchtigkeit des Thales nicht ſo ſehr empfindet, bietet Salazie übrigens einen angenehmen und geſunden Aufenthalt, wennſchon für Kranke und Gebrechliche die Unebenheit des Bodens, welche bei jedem Spaziergang ein Steigen und Klettern bedingt, beſchwerlich genug iſt. Durch ſeine leichte Zugänglichkeit wird der Werth des klimatiſchen Kurortes Salazie weſentlich erhöht. Von St. André aus, welches zweimal täglich mit der Hauptſtadt in Verbindung ſteht, iſt der Weg nur dreiundzwanzig Kilometer lang, und von dieſen können fünfzehn im Wagen, die übrigen zu Pferd oder auf Tragſtühlen zurückgelegt werden.

Noch zu Ende der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts war Salazie vollſtändig unbekannt. Th. Cazeau, ein unternehmender Kreole, drang zuerſt, im Jahre 1829, mit unglaublichen Schwierigkeiten bis zum Mare à poules d'eau vor. Die Geſchichte ſeiner Anſiedelung gibt ein lehrreiches Beiſpiel, wie große Erfolge der Mut und die Ausdauer eines Einzelnen ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden erzielen können. Um zur nächſten menſchlichen Wohnung zu gelangen, hatte Cazeau von ſeiner Hütte aus zwei Tage lang zu wandern und dabei fünfunddreißig Mal die Rivière du Mât zu überſchreiten. Schwoll der Fluß an, ſo blieb der bedrängte Pflanzer oft wochenlang von der Außenwelt abgeſchnitten, gerieth ſogar, bevor er zum erſten Male geerntet, in nicht geringe Noth. Doch ſeine Felder trugen reichlich, und er hatte die Freude, bald Andere ſeinem Beiſpiele folgen zu ſehen. Bald drangen die Anſiedler weiter in der ſchönen Wildniß vor, und einer von ihnen, Villers-Adam, ein unerſchrockener Jäger, welcher den verwilderten Ziegen (cabris) nachſpürte, entdeckte im Jahre 1831 die warme Quelle von Salazie.

Begreiflicher Weiſe war es für die junge Niederlaſſung von größter Wichtigkeit, in beſſere Verbindung mit der Küſte zu treten, und in dieſer Hinſicht erwarb ſich namentlich Pierre Cazeau, ein Bruder des ebengenannten Pioniers von Salazie, die größten Verdienſte; er klärte einen Pfad aus, baute Brücken und verminderte ſo die Länge und die Beſchwerden des Weges ganz beträchtlich. Das erſchloſſene Paradies wurde nun auch von Vergnügungsreiſenden beſucht, und endlich gingen unternehmende Köpfe daran, den Geſundheitsbrunnen, den erſten, welcher in der Kolonie bekannt wurde, auszubeuten. Von den Behörden beſtätigt

und mit Vorrechten ausgeſtattet, bildete ſich eine Geſellſchaft Daniel u. Comp., welche ein Kurhaus mit Wohnungen zur Aufnahme der Fremden errichtete. Der Ruf der Quelle, des Klimas und der landſchaftlichen Schönheiten von Salazie verbreitete ſich bis nach der Schweſterinſel Mauritius, es kamen auch von dorther Gäſte. Nach Errichtung eines Sanitarium für Militärperſonen — auf der ſonnigen Höhe am Eingange des Thales, dem „Etabliſſement Thermale“ gegenüber — gewann das junge Bad einen neuen Aufſchwung, weil die Beſucher jetzt auch ärztliche Hilfe fanden.

Hierbei blieb die Unternehmungsluſt nicht ſtehen; immer neue Anſiedler jener ſo nützlichen Klaſſe, welche jede Nachbarſchaft unbequem findet, drangen vorwärts in die noch unbekannten Thäler, und bald war die Erforſchung des Keſſels von Salazie beendet, alles bebauungsfähige Land in Beſitz genommen.

Die noch ziemlich zahlreiche Badegeſellſchaft zählte namentlich viele Mauritianer; mit einigen derſelben, unſeren täglichen Tiſchgäſten, wurden wir ſchnell bekannt. Einen großen Theil ſeiner Zeit verbrachte der Baron in Geſellſchaft von Herrn Victor Bellier und deſſen liebenswürdiger Gemahlin, einer überaus feingebildeten Frau, welche er ſpäter noch manchmal wiederſehen ſollte. Wir lebten ſehr regelmäßig; die feſtſtehenden Zeitmarken lieferten die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten um zehn Uhr Morgens und ſechs Uhr Abends. Was der Ort ſelbſt für die Tafel bietet, iſt nur unbedeutend: Geflügel, Reis, Bohnen, Erbſen und Palmenkohl; doch verſtand es der treffliche Koch, Herr Cuiſard, deſſen Frau in Hellbourg die Wirthſchaft führt, aus dem Wenigen Etwas zu machen. Immerhin war jedoch das Beſte bei den Mahlzeiten die angenehme Unterhaltung, welche ſchon ein halbes Stündchen vorher auf dem freien Platze vor dem Kurhaus begann. Als ein großer Theil der Gäſte, unter ihnen auch unſere beſten Bekannten, das Bad verließen, war die allerdings ſchöne Natur das Einzige, was uns Unterhaltung gewährte.

Von dem Arzte des Hospitals, einem thätigen Reiſenden, welcher ſeine freien Stunden dazu benutzte, alle ſehenswerthen Punkte zu beſuchen, und dabei vortreffliche Skizzen aufnahm, erhielten wir guten Rath, wie wir die Beſteigung des Piton des Neiges am beſten ausführen könnten; durch ſeine Vermittelung gewannen wir auch einen erfahrenen Führer und ſechs Träger für den beabſichtigten Ausflug. Schon war Alles vorbereitet, der gefällige Cuiſard war dabei, Brod für uns zu backen und die ſonſt nöthigen Lebensmittel herzurichten: da bekam der Baron eine ſtarke Geſchwulſt der Leiſtendrüſen, ſodaß er nicht an eine Fußwanderung denken durfte, und ich wurde von einem Fieber befallen, welches mich ſo ſchwächte, daß ich nur mit Anſtrengung die wenigen Stufen nach dem Geſellſchaftsſaale hinabſteigen konnte. Weil es jedoch zu ſpät war, um Träger und Führer noch abzubeſtellen, beſchloß ich, wenigſtens einen Verſuch zur Beſteigung zu machen.

Freitag den 3. Juli früh ſechseinhalb Uhr brachen wir auf. Der Weg führte uns über eine kleine Anhöhe hinweg nach dem Bras de Fontaine, einem Zufluſſe der Rivière du Mât, und dann in dem rauhen, mit Felsblöcken erfüllten Bette dieſes Waldſtroms über eine Stunde lang aufwärts. Später ſtiegen wir über einige bewaldete Erdwälle in das Bett des Bras ſec, an welchem der Badeort liegt. Für meine gewandten, barfüßigen Begleiter war es eine Kleinigkeit, die ſteilen Felſen zu erklimmen; mir aber fiel das Steigen ziemlich ſchwer, weil mir in Folge des geſtrigen Fiebers die Beine noch wehe thaten und ich meiner dicken, dreiſohligen Stiefeln wegen ganz beſondere Vorſicht aufwenden mußte, um auf den oft ſchlüpfrigen, ſchrägen Flächen nicht auszurutſchen. In beiden Flüßchen bemerken wir nur hier und da etwas Waſſer; es fließt dieſes zumeiſt unter dem lockeren Geſteine hinweg und kommt nur da, wo der Untergrund minder durchläſſig, zum Vorſchein. Gegen zehn Uhr erreichten wir das Cap anglais, eine ſteile, von dichtem Wald umgebene Felswand.

Hier hielten wir, um etwas Fleisch, Brod und einen Schluck Wasser mit Kognak zu uns zu nehmen.

In derselben Weise wie wir, durch Emporklettern in Flußbetten und Ravinen, waren auch die ersten Erforscher der Insel in das Innere eingedrungen. Durch diese natürlichen Straßen, welche vom Mittelpunkt aus nach allen Seiten dem Meere zustralen, wurde ihnen ihre Mühe außerordentlich erleichtert, und einzig diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß schon in so frühen Zeiten wie im Jahre 1658 eine brauchbare Karte der Insel gezeichnet werden konnte.

Von unserem Frühstücksplatze bogen wir links in den Wald ab. Bald ging es an Abgründen hin, bald an steilen Gehängen empor auf Wegen, wie man sie abscheulicher sich nicht denken kann. Alle Glieder hatte man anzustrengen, um sich aufrecht zu erhalten und vorwärts zu kommen: Hände und Füße waren in gleicher Thätigkeit, und die Kniee, ja sogar das Gesäß leistete bisweilen vortreffliche Dienste; meine dicken Stiefeln aber, welche mir vorher lästig oder überflüssig erschienen, sowie die fast unverwüstlichen Winterkleider, die ich der Vorsicht halber angelegt, lernte ich hier so recht schätzen. Oft waren die Abhänge, an denen wir in die Höhe klettern mußten, nahezu senkrecht, und nur eine dünne Wurzel oder ein Loch im Felsen gab dem Fuß eine Stütze; oft aber auch war der einzige Anhalt die bereitwillig dargebotene Hand des Führers; andere Male wieder führte ein nur handbreiter Pfad längs einer steilen Felswand hin, zu deren Seite die unabsehbare Tiefe gähnte. Die schlimmsten Stellen waren die sogenannten Plumées (so wenigstens verstand ich den Namen) deren wir fünf oder sechs zu passiren hatten — Orte, wo ein Erdsturz Halt gefunden: die herabgerutschten Bäume und Büsche standen fast wagerecht aus den gerad abfallenden Wänden hervor, und über diese Stämme und Wurzeln hinweg oder zwischen ihnen hindurch mußten wir steigen oder kriechen, oft hunderte von Schritten weit, ohne den Erdboden zu berühren.

Mehr als drei lange Stunden dauerte diese Uebung. Ich mußte häufig stehen bleiben, um zu verpusten (siffler, wie meine Kreolen sagten). Dazu litt ich sehr vom Durst, denn wir hatten seit dem Cap anglais kein Wasser wieder gefunden; die Zunge klebte mir, im wahren Sinne des Wortes, am Gaumen. Endlich kamen wir an einen hohen, steilwandigen Felsen, welcher jedes Weiterkommen unmöglich zu machen schien. Aber meine barfüßigen Führer wußten, obschon sie Packete von fünfunddreißig Pfund Gewicht auf dem Rücken trugen, mit wahrer Katzenbehendigkeit hinaufzuklimmen, indem sie Zehen und Finger in wunderbar geschickter Weise gebrauchten. Ohne ihre Hilfe hätte ich umkehren müssen, und selbst, als einige von ihnen glücklich nach oben gekommen, folgte ich erst nach einigem Bedenken ihrem Beispiele und that, was sie mir hießen: der Eine hielt mir die Hand hin, daß ich darauf treten sollte, ein Anderer reichte mir von oben seinen Stock, dem Dritten stieg ich auf die Schulter und so langte ich, geschoben und gezogen, auf der Höhe an. Ich that noch einen Blick in die schwindelerregende Tiefe und warf mich dann, zum Tod erschöpft, auf den Rasen. Meine Willenskraft war gebrochen, und Alles, was um mich her vorging, ließ mich gleichgiltig; wäre ein Stein gewichen und hätte mich mit fortgerissen in den stillen Abgrund, ich würde keinen Schritt zur Seite gethan haben, um mich zu retten — so schimpflich hatten ein kleines Ungemach und die Nachwehen eines eigentlich unbedeutenden Fiebers mich beeinflußt!

Erst nach einiger Zeit gelang es meinen Begleitern, mich aus meiner Theilnahmlosigkeit zu wecken. Wir wanderten etwa fünf Minuten weiter nach einer Höhle, wo wir Ruhe und Erquickung fanden, nach der Caverne des Musards (Höhle der Maulaffen, vielleicht weil man hier einen Blick nach unten hat, oder weil man ausruht?). Ich trank von dem kühlen Wasser einer Pfütze dicht daneben, wickelte mich in meine Decke und sank

in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich, wunderbar gestärkt und erquickt, nach einer Stunde erwachte. Gern wäre ich jetzt noch weiter gegangen, um den nächsten Tag einen kürzeren Marsch bis zum Gipfel des Piton des Neiges zu haben; aber der Führer erklärte, es sei für heute zu spät, weil der nächste Halteplatz zweieinhalb Stunden von hier entfernt sei. Da er mir versprach, am anderen Morgen zwischen vier und fünf Uhr bei Mondenschein aufzubrechen, fügte ich mich, wenn auch mit einigem Mißbehagen, und meine Begleiter fingen an, ihre Mahlzeit zu bereiten.

Die sogenannten petits Créoles haben eine Menge von Geschicklichkeiten und Handgriffen, welche alle darauf hinausgehen, Geld zu sparen und mit den vorhandenen Mitteln möglichst viel zu erreichen. Schon beim Beginne des heutigen Marsches hatte ich mich gefreut über die Schnelligkeit, mit welcher meine Begleiter sich für ihre Lasten billige Tragbänder verfertigten, besser als theuere Stricke und Gurte, aus dem Bast eines gewissen Strauches; jetzt erregten sie wieder meine Bewunderung durch ihr einfaches Feuerzeug. Dieses besteht aus einem fingerlangen und zolldicken, mit trockenem, faulen Holze (Mulm) gefüllten Bambusrohr, in welches ein rundes Stück Holz als Deckel paßt. Ueber dem geöffneten Büchschen schlugen sie mit einem Flintenstein und dem Taschenmesser Funken, setzten so im Nu den Inhalt des Bambus in Glut, entzündeten hieran ein größeres Stück von dem Mulm, welchen sie stets in der Tasche führen, und bald flackerte, von dem überall umherliegenden Holze genährt, ein lustiges Feuer. Wurde der Bambus mit seinem Deckel, welcher an einem Riemchen herabhing, verschlossen, so verlöschte die vorher so lebhafte Glut und hinterließ einen ausgezeichneten Zunder.

Auf ihren Wanderungen haben die Kreolen stets eine Marmite bei sich, einen gußeisernen, auf drei Füßen stehenden Kessel, groß genug, das Essen für die ganze Gesellschaft aufzunehmen. Meine Begleiter füllten den ihrigen mit Mais, fügten ein wenig Speck und Zwiebel dazu, gossen Wasser darauf und stellten ihn auf das Feuer. Begreiflicher Weise wurde in der beträchtlichen Höhe, welche wir erreicht hatten, das harte Korn nicht mehr gar — muß man doch schon in Salazie, viertausend Fuß tiefer, hierauf verzichten; die Kreolen aber lassen sich Dies wenig kümmern, sie haben schon härteres Zeug gegessen und würden, wenn Noth an den Mann ginge, auch den ungekochten Mais zu kauen und zu verdauen wissen. Ich war neugierig, wie sie es anfangen würden, ohne Gabel, Löffel und Teller aus dem großen Kessel zu essen, in welchem die Masse immer noch langsam wallte. Auch für diesen Fall hatten sie sich vorgesehen: sie zogen ein fußbreites Baumblatt aus ihrem Kober oder Ränzchen, legten es auf die Erde und schütteten das heiße Essen in kleinen Mengen darauf aus; hier kühlte es sich in kürzester Zeit ab, und sie konnten fast unverweilt beginnen, ihren Hunger zu stillen — nach Negerart mit den Fingern.

Die armen „kleinen Kreolen" hatten sich durch ihre Anspruchslosigkeit und Gewandtheit meine volle Theilnahme und Achtung erworben. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Angenehmes; sie waren dienstreich und behilflich, wo sie konnten, und suchten nicht, wie Dies sonst die Führer thun, den Reisenden auszubeuten und zu benachtheiligen. Mancherlei habe ich von ihnen gelernt, und mit Vergnügen denke ich zurück an die in ihrer Gesellschaft verbrachten Tage. Ihre sanfte Sprache klingt einschmeichelnd und gemütlich, ist aber anfänglich nicht ganz leicht zu verstehen, weil viele Wörter verstümmelt, andere in ungewöhnlicher Bedeutung gebraucht werden und gewisse Laute eine Umänderung erleiden. Sch z. B., sei es nun G oder Ch geschrieben, wird stets durch S ersetzt. Mir kam die Kreolensprache vor wie eine Sprache der Kinder, wie ein Daalen oder Dalschen, und vielleicht eben dadurch wurde sie so herzgewinnend. Ob eine eigenthümliche Zungenbildung, oder nur Bequemlichkeit in der Handhabung der Sprachwerkzeuge die Ursache des Fehlens und Verstümmelns mancher Laute ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Mein Abendbrod beſtand aus einer Suppe von Tafelbouillon, aus Brod, Fleiſch und Leberwurſt mit Trüffeln von der Carſten'ſchen Fabrik in Lübeck. Solche Wurſt, welche mit feinem Fett in luftdichte Blechbüchſen eingelaſſen iſt und ſo ſich beliebig lange hält, iſt ein wahrer Leckerbiſſen und, wie überhaupt alle die ſogenannten Konſerven (Tins oder Weißbleche der Engländer), Fleiſch, Fiſch, Suppen, Gemüſe u. dgl. in zugelötheten Blechbüchſen, ein ſehr bequemes Reiſenahrungsmittel. Bei kleineren Ausflügen oder bei Reiſen längs der Küſte wenigſtens ſind ſie unſchätzbar, da ſie einen ausgezeichneten Wohlgeſchmack beſitzen und die Möglichkeit geben, eine kräftige Nahrung in wenigen Minuten herzuſtellen; ſelbſt bei Reiſen in das Innere, wo man doch ſo beſchränkt iſt in Mitteln zum Fortſchaffen, kann man nicht umhin, einige ſolcher Doſen zur Stärkung Kranker und Geneſender mitzunehmen, umſo eher, als die leeren Gefäße noch gut zu verwenden ſind, um kleinere Thiere luftdicht und inſektenſicher zu verpacken.

Die Nacht war hell und kühl, die Queckſilberſäule des Thermometers ſank bis auf 2° R., ſtieg aber wieder bis auf 4°,6, als einige Stunden vor Sonnenaufgang ein ſtarker Nebel zu fallen begann. Die mittlere Tageswärme war nahezu 8° R. geweſen, denn ſoviel zeigte das Waſſer in der vorerwähnten Pfütze. Da Dies im Juni war, alſo zur kälteſten Zeit, ſo mußte die Temperatur des Jahres weit höher ſein; ſie läßt ſich auf etwa 13° R. berechnen. Nach vielfachen, an verſchiedenen Orten der Inſel angeſtellten Beobachtungen ſinkt nämlich die Wärme bei einer Erhebung um je 250 Meter um 1° C.; an der Küſte beträgt ſie durchſchnittlich $24^1/_2$° C., alſo hier, in 2000 Meter Höhe, 8° weniger d. i. $16^1/_2$° C. oder etwas mehr als 13° R.

Für gewöhnlich weht auf den Höhen im Inneren der Inſel die Nacht über der Wind geradwegs nach der Küſte zu, ein Landwind, am Tage hingegen ein Oſtſüdoſtwind, der Paſſat. Auffällig iſt es dem Reiſenden, daß er bei einer gewiſſen Erhebung oft in Nebel und Regen wandert, während unten ſowol wie auf den höchſten Kuppen der Himmel kein Wölkchen zeigt. Die Schicht dieſer feuchten Dünſte haftet aber dem kalten Gebirge als ſolchem an, iſt alſo eigentlich nicht Das, was man unter Wolken verſteht, eine frei in der Luft ſchwebende Anhäufung von theilweis verdichtetem Waſſerdampf. Dieſe Erſcheinung, daß die oberſten Gipfel die Nebeldecke überragen, erklärt ſich daraus, daß ſie nicht mehr von dem feuchten Südoſtpaſſate getroffen werden, ſondern ſchon, wenigſtens zu gewiſſen Zeiten, im Bereiche des oberen rückkehrenden Paſſates liegen, welcher im heißeſten Gürtel der Erde aufſteigt und in allmählich abnehmender Höhe nach beiden Polen zu abfließt.

Weil die dichten Regennebel (brumes), wie ſie in dem mittleren Gebieten der Berge Bourbons oft tagelang herrſchen, dem Wanderer und Jäger nicht ſelten gefährlich werden, weigerten meine Führer ſich, das Lager zu verlaſſen; da ſie jedoch den Weg genau kannten, ließen ſie ſich endlich zur Fortſetzung der Reiſe bewegen. Fünfeinhalb Uhr verließen wir unſeren Lagerplatz. Ein friſcher Wind trieb uns ſeine, eiſige Tröpfchen entgegen und machte die am meiſten ausgeſetzten Theile des Geſichts faſt erſtarren; die Führer ſchützten ſich mit der Hand gegen die ſchneidende Kälte, ich wickelte mich in mein Plaid. Als wir höher kamen, wurde es etwas heller, und um ſechsdreiviertel Uhr waren wir bereits oberhalb des Nebels. Das Wolkenmeer dehnte ſich unter uns gleich einer weiten, weißlichen, ein wenig gewellten Ebene aus, nur vom Piton des Neiges, Grand Bénard und Vulkan, den höchſten Punkten des Gebirges, überragt; in der Ferne verdeckte es die See und verſchwamm mit dem Geſichtskreis, ſonſt hätten wir, ſagten die Führer, vielleicht die Inſel Mauritius zu ſehen bekommen als einen feurigen Streifen an der Grenze zwiſchen Luft und Waſſer.

Kurz nachdem wir den Staubregen oder Nebel verlaſſen, bot ſich uns ein prächtiges Schauſpiel. Wir ſtanden am Rande des von dem Geſpritzel erfüllten Thalkeſſels von

Salazie, welcher eben anfing, von der Sonne beleuchtet zu werden; da gewahrten wir, auf die Nebelwand gemalt, einen vollſtändig geſchloſſenen Regenbogen oder vielmehr einen Regenkreis. Sein Fußpunkt war uns ſo nahe, daß ein vorgehaltener Stock bis in die zarten Farben hineinreichte; der Höhepunkt des Kreiſes mochte kaum vierzig bis fünfzig Fuß Fuß entfernt ſein. Er war in etwa einem halben rechten Winkel vor uns aufgerichtet, während ein gewöhnlicher Regenbogen mit ſeinem Höhepunkte zumeiſt auf den Beſchauer herabgeneigt zu ſein ſcheint, als ob er nach vorn überfallen wollte. Einen derartigen Regenkreis ſoll man bisweilen unter günſtigen Umſtänden von den Maſten eines Schiffes aus beobachten können, nur daß er dann wagerecht unter dem Beobachter liegt wie ein Ring, welcher auf der Nebelmaſſe ſchwimmt.

Von der Caverne des Muſards an iſt der Pflanzenwuchs ziemlich ſpärlich. Dazu ſind die Büſche ſämmtlich entlaubt. Meine Begleiter erzählten mir, früher wären die Höhen vom ſchönſten Buſchwalde, von den ſogenannten Ambaville des Hauts (47) bedeckt geweſen, einige Reiſende aber hätten leichtſinniger Weiſe den Beſtand durch Feuer zerſtört. Die Spuren des Brandes ſah man noch deutlich an den verkohlten Aeſten und Stämmen; ſeine Urheber waren leider, wol aus übergroßer Nachſicht oder Nachläſſigkeit der betreffenden Behörden, unbeſtraft geblieben. Ein heftiger, orkanähnlicher Sturm (coup de vent) hatte viele der abgeſtorbenen Stämmchen vor einigen Monaten geknickt. Durch ihn ſoll auch der Weg unterhalb der Caverne des Muſards, welcher früher ziemlich bequem war, ſo ungangbar geworden ſein; denn eine Menge als Anhalt dienende Büſche wurden weggeriſſen und durch den begleitenden Regen ganze Flächen herabgeſchwemmt mit Allem, was darauf und daran war.

Nach langem Steigen kamen wir auf die faſt ganz kahle, nur mit Moos und Flechten bedeckte Ebene, aus welcher ſich der höchſte Gipfel des Gebirges, der Piton des Neiges, erhebt; ich beſtimmte durch Barometerableſung ihre Höhe zu 8000 Fuß. Die meiſten meiner Leute verließen mich hier, um mit dem entbehrlichen Gepäck nach der ſeitwärts gelegenen Caverne du ſour, unſerem heutigen Nachtlager, zu gehen. Ueberall auf dem Wege fanden wir Ausblühungen von dünnen, anderthalb Zoll hohen Eisſäulchen. Sie waren mit einer ſchwachen Schicht emporgehobener Erde bedeckt, ſodaß man, wenn man von oben darauf ſah, noch wirklich feſten Boden vor ſich zu haben glaubte. Das Herauswachſen ſolchen Eiſes hat ſchon manchen Wanderer auf dieſen Bergeshöhen in Erſtaunen geſetzt. Er hatte vielleicht Abends vor die Höhle, in welcher er ſchlief, einige Kiſten geſetzt und ſah beim Aufſtehen am anderen Morgen, daß dieſe ein Stück in den Boden geſunken waren. Schon dachte er an eine vulkaniſche Erſcheinung oder ein Erdbeben; er ging näher, um die Sache genau zu unterſuchen, da ſank auch er in den Boden ein: der wahre Hergang wurde ihm klar, und die ſo ſchnell entworfenen Erklärungsverſuche ſtürzten in ſich ſelbſt zuſammen wie die erdbedeckten Eisſäulchen, welche dazu Veranlaſſung gegeben. Auch bei uns hat man bisweilen Gelegenheit, ſolch zierliche Eisvegetation zu beobachten, namentlich wenn eine kalte Nacht einem warmen Tage gefolgt iſt. Es ſind verſchiedene Erklärungen dieſer eigenthümlichen Erſcheinung aufgetaucht; ich halte folgende für die wahrſcheinlichſte: das die feuchte Erde erfüllende Waſſer folgt bei dem Abkühlen derſelben ſeiner Neigung, zu kriſtalliſiren, und formt ſich zu kleinen Prismen, welche, da ſie beträchtliche leere Räume zwiſchen ſich laſſen, über die Oberfläche emporſteigen müſſen und dabei eine leichte Schicht von Erde oder Moos mit ſich nehmen, ſodaß der Boden ganz unverändert erſcheint, während er doch hohl und morſch iſt. Dieſelbe Neigung zur Bildung ſolcher Eisſäulchen zeigt ſich auch in Schneelagern, welche bei der Wärme des vorausgegangenen Tages bis in das Innerſte hinein feucht wurden und dann nach einer kalten Nacht wieder durchfroren; hier bemerkt man ſie jedoch verhältnißmäßig ſelten, weil die Säulchen

von einer glatten Eisrinde bedeckt ſind, man alſo bei flüchtiger Prüfung einen gewöhnlichen Schneehaufen vor ſich zu haben meint.

Einige Pfützen, welche wir unterwegs trafen, waren gleichfalls mit ziemlich ſtarkem Eiſe bedeckt; an einer derſelben hielten wir, um das Frühſtück einzunehmen. Eine große Eisſcholle diente mir als Teller; ich aß den Reſt meiner Trüffelwurſt mit etwas Schiffszwieback und trank einige Blechbecher voll eisgekühlten Champagner — ein herrliches Mahl, deſſen ich mich jetzt noch gern erinnere. Hier lernte ich den Schaumwein erſt in vollem Maße würdigen: die anderen Getränke, welche ich mitgenommen, Kognak und Rum, waren mir bei ſolchen Wanderungen zu ſtark und brennend; ſie trockneten den dürren Gaumen noch mehr aus, ſtatt ihn zu erfriſchen und zu kühlen.

In ziemlich ſteiler Steigung erklommen wir einen Kegel von rothbraunem und ockergelben Schutt, den Piton Rouge, das gewöhnliche Ziel der den Piton des Neiges beſuchenden Wanderer. Ein großartiger Blick über die höchſten Punkte der Inſel eröffnete ſich uns hier, ein noch erhabenerer in ihr zerriſſenes Innere, in die Keſſel, denen die Rivières du Mât, de St. Etienne und des Galets entſtrömen. Staunend fand ich, daß die Vorſtellung, welche ich mir von der Schroffheit jener Abſtürze nach der Karte gebildet hatte, von der Wirklichkeit bei Weitem übertroffen werden. Am jäheſten fallen die Felswände nach dem faſt kreisrunden Keſſel von Cilaos ab, in welchem dicht vor uns, in dem Trou de bois rouge, der Bras rouge entſpringt, ein Quellfluß der Rivière de St. Etienne. Der Gedanke an ein Hinabſteigen in dieſe Tiefe, welchen ich vorher gehegt, verging mir, als ich den erſten Blick in den Abgrund warf. Und dennoch verſicherten mich die Führer, daß man früher, als der Holzbeſtand an den Felswänden beſſer geweſen, bisweilen hinabgeklettert wäre; freilich brauchte man mindeſtens acht Stunden, um jene kleinen Teiche zu erreichen, auf denen ich mit dem Fernrohr deutlich die Enten ſchwimmen ſah.

Allmählicher ſenkt ſich der Abfall nach den beiden nördlichen Keſſeln. Salazie bot uns nicht viel des Anziehenden, da ſeine Tiefe von Nebeln erfüllt war; doch ſahen wir darüber hinaus den Strand zwiſchen Ste. Marie und St. André und erkannten deutlich den Leuchtthurm von Ste. Suſanne. Durch das Thal der Rivière des Galets genoſſen wir einen hübſchen Blick nach dem Strande von St. Paul und Poſſeſſion, und nach der anderen Seite hin ſchweifte das Auge über die Plaines de Salazes und des Cafres hinweg nach dem die Wolken überragenden Vulkan. Von hier aus mußte der Feuerſpeier wirklich leicht zu erreichen ſein, was uns ſchon Dr. Caſſien verſichert hatte, der vielgewanderte Arzt des Hospitals von Salazie. Leider konnte ich an einen ſolchen Ausflug nicht denken, weil meine Lebensmittel nur auf kurze Zeit berechnet waren.

Die Bildung des Felsgerüſtes oder des Rückgrats der Inſel, auf deſſen höchſtem Punkte wir hier ſtanden, iſt eine überaus merkwürdige. Von drei Seiten her laufen die Kämme zwiſchen den drei Keſſeln in dem Gros Morne zuſammen. Die Endpunkte der Ausläufer bilden: nach Oſten zu der Piton des Neiges mit ſeiner Erweiterung nach der Plaine de Salazes, nach Weſten der faſt ebenſo hohe Grand Bénard und nach Norden der Morne de Fourche, von welchem aus der Grat ſich in zwei Arme gabelt. Die zackige, „les trois Salazes“ genannte Felsgruppe, welcher der Bezirk von Salazie ſeinen Namen verdankt, befindet ſich in geringer Entfernung weſtlich von unſerem Standorte, dem Point de Vue, ſie wird als unzugänglich betrachtet. Ihre drei Zacken werden mit hölzernen Gabeln verglichen, die man vor dem Feuer in die Erde ſteckt, um darauf den Bratſpieß zu drehen, welche Vorrichtung die Madagaſſen „Salaze“ nennen.

Faſt alle bis hierher gelangte Wanderer hatten ihre Namen in irgend einer Weiſe zu verewigen geſucht. Der Curé von St. Leu, ein großer Fußreiſender, deſſen Bekanntſchaft wir auf der Rundreiſe machten, hatte ein Kreuz aufgepflanzt, und dieſes hatte wiederum

Anderen gedient, ihre Bemerkungen darauf einzuſchneiden. Auch auf dem Felſen fand ich Namen eingegraben, unter anderen den des Ingenieurs Schneider, welcher im Jahre 1824 die Inſel vermeſſen hat. Die ausführlichſte Urkunde entdeckten wir in einer umgeſtürzten Weinflaſche unter einem Felſen: ein Stück Kartonpapier mit den Namen von ſechs Herren aus Mauritius und Bourbon — nebſt Dr. Caſſien — und von zwei Kreolenführern, darunter ein zierliches Verſchen von Lieutnant Perlière aus Mauritius. Manche Reiſende binden ein Stück Baumwollenzeug von ſechs bis acht Meter Länge an einen Stock, um dann vom Badeort aus den Ort erkennen und Anderen zeigen zu können, auf welchem ſie die unvergleichliche Ausſicht genoſſen. Da ich nicht ſoviel Stoff zu verwenden hatte, opferte ich ein Taſchentuch, auf welches ich Namen und Datum ſchrieb, damit ein in nächſten Zeiten kommender Wanderer Nachricht finde von ſeinem unmittelbaren Vorgänger. Später wollten es die Führer mit ihren Luchsaugen von Salazie aus geſehen haben, doch kann ich nicht glauben, daß ein ſo kleines Stück Zeug ſo weithin erkennbar ſein ſoll.

Während vorher der Wind aus Oſt-Süd-Oſt gekommen war, wehte er jetzt aus Norden. Es war durchaus nicht ſo kalt, als ich nach der Höhe des Standpunktes erwartet hatte; an geſchützten Orten betrug die Temperatur 8° R., und das von der Sonne beſchienene Geſtein zeigte eine viel beträchtlichere Wärme. An einigen Stellen freilich maß der Boden nur 1° R., wahrſcheinlich weil er noch einige der obenerwähnten Eisſäulchen enthielt. Die Luft war außerordentlich trocken; denn als ich die mit Baumwollenzeug umwickelte Kugel des Thermometers befeuchtete, ſank die Queckſilberſäule in Kurzem um ſechs Grad. Aus dieſer Trockenheit erklärt ſich auch das Vorkommen von Eis, da meinem Minimumthermometer zufolge die Luftwärme nicht auf den Gefrierpunkt geſunken war — das Eis mußte durch Verdunſtungskälte entſtanden ſein. In noch größerem Maße wirkt dieſe auf den Abhängen des Grand Bénard nach St. Paul zu, dem trockenſten Gebiete der Inſel. Dort holen die „kleinen Kreolen“ aus einer regelmäßig ausgebeuteten Eisgrube (glacière) das Roheis und ſchaffen es nach St. Denis, wo man es zur Kühlung der Getränke und zu der Fertigung von Eiscrême benutzt. Wir hatten, wann wir Abends im traulichen Zimmer des P. Martin ſaßen, öfters ein Glas voll dieſer köſtlichen Erfriſchung genoſſen, welche von umherziehenden Verkäufern mit dem gellenden Rufe: „glace! glace!“ angekündigt wird. Neuerdings benutzt man die erſt nach langſtündigem Steigen auf beſchwerlichen Wegen zu erreichende Eisgrube nicht mehr ſo ſehr, da man es vorzieht, mit einer überaus einfachen Maſchine durch Anwendung von Ammoniakgas künſtliches Eis zu bereiten.

Nachdem ich Alles, was ich wollte, geſehen und beobachtet, brach ich mit meinen Führern vom Piton Rouge auf und begab mich nach der Caverne du Four, welche wir eine Stunde ſpäter, um vier Uhr, erreichten. Dieſe Höhle iſt weit geräumiger als die Caverne des Muſards und läßt die Art und Weiſe ihrer Bildung deutlich erkennen. Ihr Name „Backofenhöhle“ läßt ſchon auf ihre Geſtalt ſchließen: ſie iſt eine lange, niedrige Oeffnung unter einem Lavagewölbe. Solche Höhlen — offenbar dadurch entſtanden, daß, als die obere Kruſte des Lavaſtromes bereits erſtarrt war, die teigartig flüſſige Maſſe im unteren Theile noch langſam weiter ſtrömte — finden ſich häufig auf der Inſel, die eine bis zu einer Tiefe von einigen hundert Metern. Sie ſind eine große Wohlthat für den Gebirgsreiſenden, da ſie Obdach gegen Wind und Wetter gewähren. Es wohnt ſich ganz gut in ihnen, doch nur ſo lange man kein Feuer anzündet; denn dann erfüllt ſich der Raum bis etwa einen Fuß hoch über dem Boden mit dichtem Dampfe, ſodaß nur, wer mit einer beſonderen Rauchlunge begabt iſt, Luft ſchnappen kann, ohne unausgeſetzt zu huſten: umgekehrt, wie in der Hundsgrotte bei Neapel, wo die ſchwere, giftige Luft den Boden bedeckt, iſt hier die Luft nur dicht über dem Boden athembar, und man darf, um nicht zu erſticken, ſich nicht ſetzen oder ſtellen. Eine andere Unannehmlichkeit wird durch die

Feuchtigkeit verurſacht, welche vom Athmen, vom Feuerbrennen und vom Waſſerkochen herrührt. Sie verdichtet ſich an der kalten Decke des Gewölbes und fällt unabläſſig tropfenweiſe auf die Inſaſſen herab; wer nicht eine Gummidecke oder einen großen Hut zur Verfügung hat, welcher wenigſtens Kopf und Geſicht ſchützt, wird durch die endlos fallenden Tropfen im Schlafe geſtört und erwacht am Morgen ſteif vor Froſt und Näſſe.

Das Geſtein der Caverne du Four, eine dunkelfarbige Lava, iſt an vielen Stellen mit einer weißen, ſalzartigen Kruſte bedeckt, welche wahrſcheinlich beim Erſtarren der feuerflüſſigen Maſſe ſich ausſchied. Von dem vulkaniſchen Urſprung der ganzen Ebene umher zeugen allerlei Erſcheinungen: alte Lavaſtröme, Steindämme, wie wir ſie auch am Kilimandſcharo geſehen, Schuttkegel aus einem ſcharfkantigen Sande von oberflächlich verwitterter, poröſer Lava und vulkaniſche Bomben, von Kuchen- oder Kugelgeſtalt je nach der Feſtigkeit, welche die emporgeſchleuderten Schlackenmaſſen hatten, als ſie die Oberfläche erreichten. Bei der Höhe der Ebene (etwa 8000 Fuß) und bei der rauhen und feſten Beſchaffenheit des Bodens war begreiflicher Weiſe der Pflanzenwuchs ſehr ärmlich; wir ſahen zwar einzelne grüne Büſche, doch hauptſächlich nur graue Eiskräuter, Flechten und Mooſe, welche die dünne Erdſchicht und die Felſen bedeckten. Von Thieren bemerkte ich einige Fliegen und mehrere kleine Spinnen; und damit dieſen ein Feind nicht fehle, huſchten hier und da einige Oiſeaux blancs (Zosterops borbonica Gray) nach ſpärlicher Beute umher. Auch verwilderte Ziegen ſollen ſich bis hierher verſteigen, doch bekamen wir keine zu ſehen, Dank den vieljährigen eifrigen Nachſtellungen der jagdluſtigen Kreolen.

Am anderen Morgen begab ich mich auf den Rückweg, nachdem ich mich an einer Taſſe Chokolade erquickt. Schon nach anderthalb Stunden erreichten wir die Caverne des Muſards. Die Nebel, welche anfangs über den Höhen gelagert, begannen bei dem friſchen, öſtlichen Winde ſich raſch zu zerſtreuen, und in dem Keſſel von Salazie wurde es heller und heller. Ich war der Meinung, daß die Führer diesmal einen anderen, minder beſchwerlichen Weg einſchlagen d. h. mich erſt bei dem „das Fenſter“ (la fenêtre) genannten Abſtieg nach dem Thale führen wollten, und freute mich ſchon im Voraus auf die hübſche Ausſicht, welche ſich mir bei der zunehmenden Klarheit der Luft auf dem Wege längs des Abfalls der Plaine de Belous bieten mußte; meine Begleiter aber ſagten, es würde heut ſicherlich noch regnen und dieſer Weg dann ſchlimmer ſein als jener. Die Wiederholung der abſcheulichen Kletterei von vorgeſtern war mir höchſt unangenehm, doch tröſtete mich der Gedanke, daß Dies jetzt ſicherlich zum letzten Male geſchehe — ich ahnte nicht, daß mir dieſer Kelch noch einmal beſchieden war!

Das Hinabſteigen über den erſten ſteilen Felſen war natürlich ſchwieriger als das Hinaufklettern, und ich zagte anfangs, mich den Händen meiner Führer zu vertrauen; aber es ging Alles gut, auch waren die Beſchwerden des Weitermarſches nicht ſo groß, als ich erwartet hatte. Wir kamen raſch vorwärts, und ich fand unterwegs noch Zeit, eine Anzahl Pflanzen zu ſammeln. Das Vorherrſchen der Farne von Baum- und Krautgeſtalt fiel mir vor Allem auf; ich ſah da wunderbare Formen, welche ich, ohne die eigenthümliche Beſamung der Blattränder, niemals für Angehörige dieſer Familie gehalten hätte. Leider zeigten die Baumfarne, für welche ich von jeher eine gewiſſe Vorliebe beſaß, keine ſo ſchöne Geſtalt wie weiter unten im Thale der Rivière du Mât: es waren ziemlich unſcheinbare, in ihrer ganzen Tracht unſeren Kopfweiden nicht unähnliche Stämme, über und über mit Schmarotzerpflanzen aus derſelben und anderen Familien bedeckt. Nächſtdem bewunderte ich die Menge von verſchiedenartigen, zierlichen Bambuſen mit kaum federkieldicken Stengeln. Bei den Kreolen heißen ſie „Calumets“ und gelten als Mittel zur Höhenbeſtimmung, da ſie ſich in einem ziemlich ſcharf begrenzten Gürtel in gewiſſer Erhebung über dem Meere finden; man ſagt z. B.: „eine Stunde unterhalb oder oberhalb

der Calumets im Thale des und des Baches“ und erreicht dadurch eine vollständig genügende Bezeichnung des Ortes.

Meine Führer hatten mit ihrer Vorausſagung Recht gehabt. Noch ehe wir das Cap anglais nach zweiſtündigem Springen und Stolpern erreichten, begann ein feiner, Alles durchdringender Regen. Da wir einmal naß waren, ſetzten wir uns, ohne weiter nach einem Obdach zu ſuchen, auf der offenen Felsplatte zum Frühſtück nieder, an demſelben Orte, welcher uns ſchon vorher zu gleichem Zweck gedient hatte; mit größtem Behagen trank ich den Reſt meines immer noch ſchäumenden Sektes. Vierzig Minuten nach Mittag ſetzten wir die Reiſe fort; drei Viertelſtunden danach trafen wir die erſte Palme, einen Palmiſte rouge, eine halbe Stunde ſpäter erreichten wir das Bett des Bras de Fontaine, welchem wir ſiebzig Minuten lang bis drei Uhr folgten, und halb vier Uhr langten wir vor unſerem Pavillon in Hellbourg an.

Wir hatten zum Herabſteigen von der Caverne des Muſards knapp fünf Stunden gebraucht, während der Hinaufweg etwa ſieben Stunden in Anſpruch genommen hatte. Ich fühlte mich verhältnißmäßig wenig ermüdet, nur in dem Knie empfand ich einen ſtechenden Schmerz, den ich aber nicht als Folge der Anſtrengung, ſondern des vorausgegangenen Fiebers betrachtete. Nachdem ich meine vollſtändig durchnäßten Kleider gewechſelt und die geſammelten Pflanzen eingelegt hatte, ging ich mit dem Baron nach dem Speiſeſaale. Wir verbrachten den Abend ſehr vergnügt bei Schaumwein, welchen wir mit Eis vom Berge kühlten; ich hatte nämlich auf Anrathen meiner Führer am Abende vorher eine Anzahl Eisſchollen übereinander gelegt und den über Nacht zuſammengefrorenen Klumpen mit herabgebracht.

Tags nach meiner Rückkunft vom Piton des Neiges verließ der Baron Salazie, um ſich in die warmen Gebiete der Küſte zu begeben; ſeine Drüſengeſchwulſt ſollte, wie er hoffte, dort ſchnell und für immer verſchwinden. Ich blieb einige Tage länger im Bade, hauptſächlich um die verſteinernde Quelle (Source pétrifiante) zu beſuchen, von welcher wir ſchon ſo Vieles gehört und auch hübſche Ueberſinterungen der verſchiedenſten Art, ähnlich denen des Karlsbader Sprudels, geſehen hatten.

Am 8. Juli begab ich mich auf den Weg, begleitet von einem jungen Mann aus St. Denis und zwei Kreolen-Führern. Man hatte uns vielfach verſichert, daß der Weg abſcheulich ſei; wir überzeugten uns jedoch, daß er weit weniger beſchwerlich und viel angenehmer iſt als die meiſten Spaziergänge in der Nähe des Badeortes. Zwei Stunden lang ſchritten wir durch junge Anſiedelungen, durch Pflanzungen von Mais, Bohnen, Tabak und Kaffee oder durch Wald von erquickender Friſche. Die zierlichſten der Gewächſe, Bambuſe und Baumfarne, ſahen wir hier in ſelten ſchöner Entwickelung. Und nicht das Auge allein erquickte ſich an der Pracht der Pflanzenwelt, auch Gaumen und Magen waren reichlich bedacht: wir fanden an den Gehängen die köſtlichſten Himbeeren in ſolcher Fülle, daß wir uns Alle daran hätten ſättigen können, wenn wir es nicht vorgezogen hätten, ein Plätzchen für das kräftige, von Herrn Cuiſard bereitete Frühſtück zu laſſen.

Schon anderthalb Stunden vor der Ankunft erkannten wir den Waſſerfall der Quelle, und als wir näher kamen, unterſchieden wir deutlich die gelbrothe Färbung des Sinterabſatzes auf dem Felſen. Nach dreiſtündigem Marſch erreichten wir die etwa tauſend Fuß über dem Badeort Salazie gelegene Source pétrifiante. Sie entſpringt am Fuße des Grates, welcher, die drei mittleren Keſſel der Inſel trennend, in dem Gros Morne gipfelt, und von dem wir auf dem Wege von der Caverne des Muſards zum Piton des Neiges hinabgeblickt hatten. In der Nähe betrachtet, iſt ſie nicht ſo großartig, als es uns vorher ſchien, weil Das, was wir für einen Waſſerfall hielten, nur ein von der Quelle überrieſelter, im

Winkel von 30° geneigter Absturz des Felsens ist. Ich klomm gegen hundertfünfzig Fuß hoch an der schlüpfrigen Wand empor und sah hier eine kleine Quelle aus dem Gestein hervorkommen, eine zweite aber in doppelter Höhe. Beide vereinigen sich, überziehen, vielleicht durch noch eine oder mehrere verstärkt, den ganzen Felsblock und fallen in Absätzen nach der Rivière de Fleur jaune herab. Alles, was mit dem Wasser in Berührung kommt, Steine, frische Pflanzen und Stücke trockenen Holzes, wird mit einer ockergelben bis hellrothen Steinmasse überzogen. Am Fuße des Felsens ist dieser kalkartige Absatz ziemlich dicht und fest, weiter oben aber viel lockerer, und in den kleinen Becken, in denen die Quellen selbst sich sammeln, besteht er nur aus einem graugelben Sande. Nach der Menge des aufgelösten Kalkes zu schließen, muß die Quelle viel Kohlensäure enthalten, doch sprudelt sie bei ihrem Austritt aus dem Felsen nicht sehr stark. Das Wasser ist klar und von alkalischem, nicht unangenehmen Geschmacke; es zeigt je nach den Stellen, an denen man mißt, eine Wärme von 15,4° bis 16° R., während der Fluß, mit dem es sich vereinigt, nur 11° Wärme hat.

Jeder der drei Kessel, welche den Gros Morne umgeben, hat seine warme Quelle: Cilaos die ergiebigste, der Cirque de la rivière des Galets die kräftigste (die Schwefelquelle von Mafatte) und Salazie die besuchteste; sie alle scheinen ihren Ursprung in dem vulkanischen Inneren des Piton des Neiges zu haben, und alle kommen in Bach- oder Flußthälern zum Vorschein, weil in diesen tiefsten Einschnitten des Bodens ihrem Hervordringen die wenigsten Hindernisse entgegenstehen. Außer diesen bekannten Quellen gibt es wahrscheinlich noch viele andere, welche bisher noch nicht aufgefunden worden sind, namentlich weil sie, wie eben erwähnt, an den Rändern der Flußbetten oder in diesen selbst entspringen. Bei meinen Spaziergängen in Salazie habe ich öfters die Wärme des Wassers verschiedener Bäche gemessen und dabei gefunden, daß einige in nicht unbeträchtlichem Grade die Mittelwärme des Ortes überschreiten. Ginge man in solchen Bachbetten aufwärts bis zu der Stelle, an welcher sich wieder die gewöhnliche Temperatur findet, und dämmte danach das Wasser oberhalb ab, so würde man mit Leichtigkeit die warme Quelle finden, welche die Temperatur des ganzen Baches erhöht. Begreiflicher Weise würden die so aufgefundenen Quellen, eben weil sie auf der Sohle des Wasserlaufes münden, nur in den wenigsten Fällen unmittelbar zu verwerthen sein.

Von versteinernden Quellen sollen gleichfalls mehrere auf Réunion vorhanden sein, doch ist keine der bisher bekannt gewordenen so bedeutend wie die am Beginne der Rivière de Fleur jaune. Eine derselben findet sich in der Nähe von Salazie nicht weit vom Bette des Bras de Fontaine, aber sie dringt blos tropfenweise aus dem Felsen und ist fast nur an dem Sinterabsatz zu erkennen, welcher ihre Umgebung gelbroth färbt.

Nachdem wir unser treffliches Frühstück eingenommen und eine Anzahl der hübschesten Versteinerungen gesammelt hatten, begaben wir uns gegen zwei Uhr auf den Rückweg. Wir kamen diesmal durch längere Strecken Waldes; die Kreolen machten mich hier auf eine Menge Sträucher von wildem Kaffee (café marron) und auf die Betelliane als auf besonders nützliche Gewächse aufmerksam. Eindreiviertel Stunden lang hatten wir hauptsächlich das Thal desselben Flusses verfolgt, in welchen die versteinernde Quelle ihr Wasser ergießt. Dann gingen wir am linken Ufer des Bras de Mare d'assouches hin und überschritten endlich die Rivière du Mât, welche alle diese Zuflüsse aufnimmt, in der Nähe des Piton d'Encheine — dieser einzelnstehende, schon im Anfange der Straße nach Salazie sichtbare Felskegel, verdankt seinen Namen einem entflohenen Sklaven (nègre marron), Namens Encheine, welcher hier vierzehn Jahre lang sicher vor seinen Verfolgern lebte und so zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Bisher hatte der Weg eine rothe oder rothbraune Farbe gehabt, ähnlich wie sie der Boden der Ebenen Innerafrikas oder der unteren Abhänge des Kili-

mandſcharo zeigt; im Bette der Rivière du Mât aber fanden wir hauptſächlich nichtvulkaniſche Steine von blaugrüner Farbe. Es wollte mir vorkommen, als ob der blaugrüne Schein, welchen ich am Waſſer dieſes Fluſſes unterhalb Hellbourg bemerkt hatte, mit der Farbe dieſes Geſteines im Zuſammenhange ſtände.

Ziemlich ermüdet kamen wir gegen fünf Uhr an den erſten Häuſern des Badeortes wieder an. Wir waren durchaus befriedigt von Dem, was der Ausflug uns geboten hatte; denn wir hatten außer der gewiß merkwürdigen Quelle eine ſchöne, urſprüngliche Natur geſehen und uns erfreut an dem ſchnellen, ſtetigen Vordringen des Anbaues in dieſen Gebieten, welche vor wenigen Jahren noch unbewohnt waren.

Da ich in Salazie Nichts weiter zu ſuchen hatte, packte ich meine Sachen zuſammen und ging am folgenden Tag in Begleitung einiger Träger nach Hellbourg. Diesmal brauchten wir in ziemlich raſchem Laufe nur anderthalb Stunden. Nach langem Bemühen machte ich eine Fahrgelegenheit ausfindig, die beſte, welche hier aufzutreiben war: ich miethete ein Pferd für fünfzehn Franken und borgte mir dazu das Wägelchen des freundlichen Curé. Der Beſitzer des Pferdes kutſchirte. Bald nach unſerer Abfahrt geriethen wir in einen Nebel, welcher ſich ſchließlich zu einen kräftigen Platzregen verdichtete. Naß bis auf die Haut erreichten wir nach fünfviertel Stunden ſchneller Fahrt St. André.

Von hier an dachte ich die Diligence zur Weiterreiſe nach St. Denis zu benutzen. Zuvor wechſelte ich, um mich vor Erkältung zu bewahren, in dem gaſtfreien Hauſe des Curé meine Kleider, verſäumte jedoch darüber, trotz aller Eile, den Abgang der Poſt. Da ich keine Luſt verſpürte, bis zum nächſten Morgen in St. André zu bleiben, ſuchte ich einen Wagen zu miethen. Wol eine halbe Stunde wanderte ich zwiſchen der langen Häuſerreihe des Städtchens hin, ehe ich das nächſte Bureau de voitures erreichte. Der Beſitzer war eben mit ſeiner Familie bei dem Abendeſſen und bat mich, nachdem wir Handels einig geworden, ſein Gaſt zu ſein. Ich ſchlug es nicht aus, weil ich hungrig genug war und fürchten mußte, die guten Leute durch eine ablehnende Antwort zu beleidigen. Das Mahl war ſehr beſcheiden, noch beſcheidener das Eßgeräth: die ganze Familie, beſtehend aus Vater, Mutter und einigen munteren Kindern, begnügte ſich mit einer Schüſſel, einem Löffel und zwei Gabeln — ein Meſſer war nicht vorhanden.

Nach Sonnenuntergang fuhren wir ab; drei Stunden ſpäter kam ich nach Hauſe.

Einunddreißigſter Abſchnitt.

Ueber die Berge nach Cilaos.

Ein kühner Plan. — Trauriger Triumph. — Der Aufſtieg. — Sonderbare Reiſende. — Geſellſchaft in der Caverne du Four. — Halsbrechende Wege. — Der eßbare Palmiſte rouge. — Ein Blick nach oben. — Glücklich unter Dach und Fach. — Im Naturbad zu Cilaos. — Quellenreichthum des Bodens. — Entwickelungsgeſchichte von Cilaos. — Mafatte, die Schwefelquelle von Réunion. — Wilde Schönheit des Weges nach St. Louis. — Die letzten ſechs Kilometer. — Alles beſetzt! — Ein ſpaßhafter Zwiſchenfall in der Cure von St. Paul. — Nach der Léproſerie. — Die Ausſätzigen und ihre Pfleger. — Prächtige Ausſicht von der Höhe. — Wieder in der Evêché.

Quer über die Berge ſollte die nächſte Reiſe uns führen. Der raſch entworfene Plan hatte für Unkundige etwas Verführeriſches: man wollte am erſten Tage bis zum Badeort Salazie gehen, am zweiten in ſechs Stunden nach Cilaos, in den drei folgenden Tagen von dort aus den Vulkan nebſt den Plaines des Cafres und des Palmiſtes beſuchen, am ſechsten aber nach St. Denis zurückkehren — mich erſchreckte ſeine Ungeheuerlichkeit. Ich verſuchte, ſo anſchaulich als möglich zu ſchildern, was ich vom Piton des Neiges aus geſehen, da ich hinabblickte in die fürchterliche Tiefe zu meinen Füßen; ich nahm die Karte zur Hand und zeigte die dunklen Schattirungen, durch welche die furchtbaren Abgründe allerdings nur leiſe angedeutet werden; ich erklärte, die Reiſe von Salazie nach Cilaos ſei, wenn überhaupt, nicht unter zwei Tagen auszuführen — vergebens, der Ausflug blieb beſchloſſen, denn ein Kreole in Salazie hatte geſagt, daß man in drei Stunden vom Bade nach Cilaos gelangen könnte. In gerader Linie beträgt die Entfernung allerdings nur eine deutſche Meile, und auf dieſe rechnete der Kreole drei Stunden; die Reiſenden nahmen der Sicherheit wegen das Doppelte an, hatten alſo offenbar alle Schwierigkeiten genügend berückſichtigt.

Weil es ganz unmöglich war, zu glauben, daß beſagter Kreole in der Hälfte der Zeit, welche ich zum Hinaufklettern bis an die Caverne des Muſards gebraucht hatte, uns über den Raum hinweg und auf der anderen Seite wieder viele tauſend Fuß hinabzuführen vermöchte, dachte ich ſchließlich, es könnte wol ein geheimes Durchgangspförtchen vorhanden ſein, obſchon ich von der Höhe aus, welche mir einen vollſtändigen Ueberblick der Bodenbildung geſtattete, Nichts von einer die beiden Keſſel verbindenden Schlucht bemerkt, noch auch bei meinem Ausfluge nach der Source pétrifiante, alſo nach dem Fuße des trennenden Grates, von einem niedrigen Paſſe oder Tunnel Etwas geſehen oder gehört hatte. Die Annahme dieſer Möglichkeit brachte mich wieder in richtige Geiſtesverfaſſung; denn vorher hatte ich faſt an der Zuverläſſigkeit meiner ſinnlichen Wahrnehmungen zu zweifeln begonnen. Begreiflicher Weiſe erwartete ich mit nicht geringer Spannung den Ausfall unſerer Unterſuchung an Ort und Stelle.

Am 15. Juli früh ſechs Uhr verließen wir St. Denis und fuhren auf bekannten Wegen über St. André nach Hellbourg. Von hier aus begleitete uns der Curé der Ortſchaft bis zum Bade. Der Baron, welcher ſeinen Beinen noch nicht recht traute und ſich nicht ein zweites Mal mit einem Miethpferde plagen wollte, beſorgte ſich einen Tragſtuhl; von uns Anderen ritt abwechſelnd der eine auf dem Pferde des Geiſtlichen, während die beiden Uebrigen zu Fuße gingen. Dicht vor dem Keſſel, in welchem das zweite Städtchen von Salazie liegt, trafen wir unſere früheren Führer. Sie ließen ſich bereit finden, uns auf dem Wege nach Cilaos zu begleiten, meinten aber, in einem Tage ſei unſer Vorhaben ganz unmöglich auszuführen, weil der nächſte Weg an den Cavernes des Muſards und du Four vorüberginge. Der Triumph, welchen ich bei den erſten Worten des wackeren Führers empfunden, wurde mir durch letztere Bemerkung gründlich verbittert; ich dachte mit Schrecken an die ſchändliche Kletterei, die ich ſo vielmal verwünſcht hatte, und konnte mich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, daß ich ſie noch einmal vornehmen ſollte. Hätte ich den Anderen mein Leid von damals ausmalen können, ſie würden wahrſcheinlich noch in der letzten Stunde von ihrem Vorhaben abgeſtanden ſein. Meine Worte verhallten jedoch unbeachtet: es wurde Alles zum zeitigen Aufbruch am nächſten Morgen zurecht gelegt. In verſchiedenartiger Stimmung trennten wir uns ziemlich zeitig am Abende, während Herr Cuiſard noch beſchäftigt war, Mundvorräthe für uns herzurichten.

Es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet. Am Morgen warteten wir lange daß es ſich aufklären ſolle, ſetzten uns aber, als die Ausſichten hierzu nicht beſſer wurden, endlich gegen ſieben Uhr in Bewegung. Die Reiſe verlief ganz wie früher. Wir ſtiegen über den Landrücken zwiſchen den beiden Flüßchen hinweg; in dem Walde jenſeit der letzten Wohnungen fertigten unſere Kreolen ſich Tragbänder aus Baumbaſt; dann kletterten wir in den verſchiedenen Flußbetten binnen vier Stunden nach dem Cap anglais empor — der einzige Unterſchied war der, daß es jetzt bei dem Hinaufgehen, früher beim Hinabſteigen regnete. Auf dem beſchwerlichen Weitermarſche fühlte ich mich ſonderbarer Weiſe nur wenig ermüdet, vielleicht weil ich bereits einige Uebung in ſolchen Fahrten beſaß, vielleicht auch, weil — mir der Weg genau bekannt war und ich im Voraus alle die böſen Stellen aufzuzählen wußte, welche wir fernerhin noch treffen würden! Meine Begleiter hingegen fanden den durch den Regen noch verſchlechterten Weg überaus beſchwerlich; denn ſie hatten, wenn die eine ſchlechte Stelle überſtanden war, immer die ungewiſſe Erwartung zahlreicher anderer von noch viel ſchlimmerer Beſchaffenheit.

Père Fava wurde durch ſeine Kleidung, die lange, faltige Soutane, ſehr im Steigen und Klettern gehindert; er hatte immer nur die eine Hand frei, weil er mit der anderen den Rock halten mußte. Der Baron war von ſeinem Unwohlſein her noch ziemlich ſchwach, ſodaß ſeine Beine merklich zitterten, wenn er einen weiten Schritt über einen Graben hinweg oder von einem Baumſtamme zum andern zu thun hatte. Dennoch ließ Keiner ſeinen Unmut merken, und wir erreichten in heiterſter Stimmung die Caverne des Muſards. Der unverwüſtliche Humor P. Fava's und die Fortdauer des Regens, welcher ſchon ſeit langer Zeit uns Nichts mehr anhaben konnte, trugen nicht wenig hierzu bei. Trotz der Feuchtigkeit hatten wir Alle ſehr an Durſt gelitten; bei meiner früheren Beſteigung hatte ich geglaubt, daß dieſer Durſt eine Nachwirkung des Fiebers wäre, jetzt mußte ich annehmen, daß die ſo ſehr erhöhte Athmungsthätigkeit und der damit verbundene Verluſt von Feuchtigkeit aus dem Körper daran Schuld war.

Nachdem wir eine halbe Stunde in der Höhle geraſtet hatten, gingen wir, obwol die Führer hier zu übernachten wünſchten, nach der Caverne du Four weiter. Wer uns geſehen hätte, wie wir, in ſo mannigfachen Trachten und die mit Koth beſpritzten

Beinkleider emporgeſtreift, dahinmarſchirten, hätte unwillkürlich lachen müſſen. Voran ſchritt P. Fava mit Schnallenſchuhen, ſchwarzen Strümpfen und kurzen Kniehoſen, welche ſeine wohlgeformten Beine eng umſchloſſen; ihm folgte der noch einen halben Kopf größere Baron in ſchweren, dreifohligen Stiefeln und Ledergamaſchen, ſowie ich in dicken Winterkleidern und mit einer Blechbüchſe zum Sammeln von Pflanzen, hinter uns acht Kreolen, belaſtet mit verſchiedenartig geformten Bündeln, mit Körben und dem weißblechernen Koffer P. Fava's — im Nachtrab der muntere kleine Hund des Führers.

Der Weg durch die Hochebene war ziemlich gut im Vergleich zu dem eben verlaſſenen. Nach zwei Stunden tüchtigen Auftretens erreichten wir die zum Nachtlager auserſehene Höhle. Sie war bereits von vier Jägern eingenommen, welche einer erbärmlichen Ziege halber ſich tagelang in den Bergen umhergetrieben hatten; wir fanden jedoch auch noch Obdach. Nach einem einfachen, aber gemütlichen Abendeſſen wickelten wir uns in unſere Decken und hielten unſere Naſen unterhalb Hundshöhe, um nicht im Rauche der Feuer zu erſticken. Unter fortdauerndem Regen von der Decke herab ſchliefen wir ein.

Am anderen Morgen hatte das Wetter ſich aufgehellt. Wir genoſſen nach Südoſten zu einen hübſchen Blick auf den Vulkan, deſſen Haupt aus weißlichen Nebeln und Wolken blickte. Um halb neun Uhr brachen wir auf. Jäger und Führer waren der Anſicht daß wir acht Stunden brauchen würden, um nach den erſten Häuſern von Cilaos zu kommen. Als wir vom Rande der Ebene, den wir nach wenigen Schritten erreichten, hinabblickten in den Keſſel und die einzelnen Gegenſtände der Tiefe ſo klar und deutlich vor uns liegen ſahen, erſchien dieſe Behauptung uns ein wenig übertrieben, und wir trugen uns im Stillen mit der Hoffnung, den Kreolen zeigen zu können, daß wir Europäer im Stande wären, den Weg in der Hälfte der Zeit zurückzulegen. Wir ſchritten zuerſt einen Schuttkegel hinab, eine Aufhäufung von kleinem Geröll aus grobkörnigem Sande von poröſer Lava; dann gingen wir bald auf handbreiten Pfaden am Abgrunde hin, bald ließen wir uns, rutſchend oder kletternd, über eine ſteile Wand hinab. Früher ſoll der Weg viel beſſer geweſen ſein — einmal iſt er ſogar von einer Dame begangen worden — der oben erwähnte Waldbrand aber, welcher auch bis hierher vordrang, hat ihn weſentlich verſchlechtert, indem er eine Menge als Anhalt dienender Büſche verzehrte. Vielleicht wird er, weil das abgeſtorbene Holz alljährlich mehr verrottet, in wenigen Jahren ganz ungangbar ſein. Schon jetzt war er ſo ſchlecht und mitunter gefährlich, daß die Kreolen, welche doch an derartige Klettereien gewöhnt ſind, nicht müde wurden, ſich zu beklagen; zwei von ihnen ſchwuren ſogar, ihr Führerhandwerk aufzugeben.

Nach zwei Stunden gymnaſtiſcher Uebungen verließen wir die kahlen, ſteilen Felswände und traten in hohes Holz. Ein jäher Sturz in die Tiefe war hier nicht mehr zu befürchten, dafür aber begannen andere Schwierigkeiten: der Boden war durch den Regen ſchlüpfrig geworden, und wir rutſchten öfters lange Strecken hinab, bis es uns gelang, an einem Buſche Halt zu gewinnen.

In den tiefen Gebieten fanden wir einige „eßbare Palmen“ (palmiste rouge) von der Familie der Areka; wir fällten ſofort die jungen, durchaus nicht holzigen Stämme, ſchälten einige der äußeren Hüllen ab und erquickten uns an dem ſaftigen Inneren, welches zart und ſüß wie junge Nuß ſchmeckt. Man kennt drei Arten eßbarer Arekapalmen, den weißen, rothen und dornigen Palmiſte (palmiste blanc, rouge und épineux, Areca alba, rubra und erinata Bory) und eine giftige Art (palmiste poison, Areca lutuceus Bory), welch letztere man aber ihrer meergrünen Farbe und ihres bitteren Geſchmackes wegen nicht mit jenen verwechſeln kann. Anderwärts auf den Bergen ſind die Palmiſtes viel häufiger als an dieſen Abhängen; ſie werden von den wandernden Kreolen hoch geſchätzt, weil ſie Nahrung und Erfriſchung zugleich bieten. Leider werden die nützlichen Gewächſe von Jahr zu

Jahr ſeltener; denn Niemand empfindet Gewiſſensbiſſe, ſelbſt einen großen Stamm zu fällen, um ſeine Leckerei zu befriedigen. Vielleicht denkt man ſpäter daran, den Palmiſte, welcher den Bewohnern der Kolonie faſt unentbehrlich geworden, in Gärten oder Pflanzungen zu hegen. Ein Verſuch hierzu, welcher freilich nicht der Inſel Réunion zu Gute kommt, iſt in neueſter Zeit von dem Reiſenden Grandidier angeſtellt worden: er hat Samen mit nach Europa gebracht und in Miſtbeeten eine Menge junger Pflänzchen gezogen; dieſe gedenkt er ſpäter nach Algier zu verpflanzen, wo ſich nahezu dieſelben klimatiſchen und Bodenverhältniſſe wieder finden wie auf Réunion. Gedeihen die Pflanzen dort, ſo werden wir in wenigen Jahren den Palmiſte auf allen größeren Märkten Europas finden, ſowie wir jetzt ſchon theilweis mit algeriſchem Blumenkohl verſorgt werden. Wer die wohlſchmeckende Palme in ihren verſchiedenen Zubereitungen, im friſchen Zuſtand, als Gemüſe, als Salat gekoſtet, wird die Einführung eines ſo ausgezeichneten Gewächſes genugſam zu ſchätzen wiſſen.

Außerhalb des Waldes erreichten wir ein felſiges Flußbett. Hier gönnten wir uns die erſte Ruhe; wir kühlten uns ein wenig ab und labten uns an dem klaren Waſſer, welches in einzelnen Vertiefungen im Geſteine ſtand. Als wir emporblickten nach der himmelhohen Felswand, ſtaunten wir ſelbſt über unſere verwegene Kletterei. P. Fava, der an ſeine Verantwortlichkeit als erſter Geiſtlicher der Kolonie denken mochte, rief ſchwungvoll aus: „Mein Gott, welch Verbrechen habe ich begangen, da herunterzuſteigen!“ An unſerem Leibe hatten wir keinen Schaden genommen, wenn man die zahlloſen kleinen Schrammen und wunden Stellen an Händen und Füßen nicht rechnet; deſto ſchlimmer waren aber unſere Kleider zugerichtet: ſie waren mit Schmuz und Löchern förmlich überdeckt. Wir alle, die Kreolen nicht ausgenommen, „fühlten unſere Glieder“ — die gegentheilige Redensart zeugt von ſehr ſchlechter Beobachtungsgabe — und bei Jedem zeigte ſich die Ermüdung in verſchiedener Weiſe: der Eine ſah bläulich aus, der Andere hatte eine kirſchrothe, der Dritte eine quittgelbe Farbe.

Nun wir in der Tiefe angelangt waren, hofften wir in kurzer Zeit die nächſten Wohnungen zu erreichen; allein wir hatten noch drei Stunden lang in der halsbrechendſten Weiſe zu klettern, ehe wir ans Ziel gelangten. Ohne Murren gaben wir jetzt den Führern und Jägern Recht! Dem Thale des Bras de Benjoin folgend, ſprangen wir von einem Felsblock zum anderen, ließen uns halb gleitend, halb fallend über zehn bis zwölf Fuß hohe Wände hinab oder wanderten über große Rollſteine. Die Landſchaft war recht maleriſch, aber wir hatten keine Augen dafür, ſondern dachten nur an das prächtige Abendeſſen und an das noch ſchönere Bett, das uns erwartete. Endlich ſtiegen wir auf einem Fußpfade ſeitwärts empor. Von hier an wurde der Weg ſehr gut, er führte durch eine ebene Gegend zwiſchen grünenden Büſchen hin.

Wir näherten uns der Wohnung des Curé, bei welchem P. Fava uns hatte anmelden laſſen. Als wir den Rauch aus dem Schornſtein aufſteigen ſahen, ſetzten wir unſere Füße mit erneuter Kraft in Bewegung, denn wir wußten, die Küche rauchte für uns! Gegen fünf Uhr betraten wir die Stätte der Ruhe und des Behagens. Wir fanden eine außerordentlich liebenswürdige Aufnahme. Als wir nach eingenommenen Mahle noch eine Taſſe des wohlſchmeckenden Bohea-Thees (47) getrunken, begaben wir uns zur Ruhe. Trotz des Lärmens zahlreicher Ratten entſchlummerten wir bald und ſchliefen vortrefflich.

Zeitig am Morgen gingen wir hinab nach den Bädern. Die Badehäuschen beſtanden aus vier Wänden und einem Dache von Stroh, und die Badewannen waren Nichts als in die Erde gegrabene Löcher, in denen das Waſſer in dem Maße, wie es oben abfloß, unten wieder nachquoll; aber das 28° bis 30° R. warme Bad erfriſchte uns außerordentlich: während wir vorher noch ſteif und lahm einhergehinkt waren, fühlten wir jetzt neue Kraft zu den Anſtrengungen, welche der heutige Tag uns bringen würde. Auch die Einrichtungen

zur Bequemlichkeit der Beſucher laſſen viel zu wünſchen übrig und ſtehen ſelbſt denen von Salazie nach. In anderer Hinſicht hat Cilaos dem älteren Badeort gegenüber viele Vortheile. Die Luft iſt trockener, weil die Winde bei ihrem Weg über die Berge bereits den größten Theil ihrer Feuchtigkeit abgegeben haben; die landſchaftliche Umgebung des faſt kreisrunden Bergkeſſels (cirque de Cilaos), welcher einem ungeheuren, offenen Kunſtreiter-Cirkus gleicht, umſchloſſen von 5000 Fuß hohen, ziemlich ſenkrechten Felswänden, iſt ſchöner und großartiger; die Spaziergänge ſind wegen der ebenen Beſchaffenheit des Bodens nicht ſo anſtrengend und die Quellen weit ergiebiger als dort.

Der Boden enthält die heilkräftigen Waſſeradern in außerordentlicher Menge. Um ein gefülltes Bad zu haben, genügt es, in einem gewiſſen Gebiete, namentlich im Bette des Bras des Etangs, ein Loch von beliebiger Größe zu graben. Viele Quellen dringen durch eigene Kraft aus dem Boden; ihr Abfluß allein bildet ſchon einen ganz anſehnlichen Bach. Man ſchätzt die Geſammtergiebigkeit der bis jetzt bekannten Quellen auf zehntauſend Liter ſtündlich, das iſt etwa dreißigmal mehr, als der Badebrunnen von Salazie liefert. Leider iſt das Waſſer von Cilaos noch nicht genau analyſirt worden; indeſſen wird hoffentlich die Kolonie nicht lange mehr zögern, dem Schatze, welchen ſie in dieſen Quellen beſitzt, durch eine genauere Unterſuchung höheren Werth zu verleihen: daß es ihr Ernſt iſt, ihn aufzuſchließen, hat ſie durch die großen Opfer bewieſen, welche ſie bereits für die Herſtellung guter Wege gebracht hat.

Im Jahre 1828 (alſo drei Jahre vor der Auffindung der Waſſer von Salazie) entdeckte Paulin Técher die warmen Quellen von Cilaos. Viele Jahre lang blieben ſie unbenutzt und faſt unbekannt, weil ſie nur mit größter Beſchwerde zu erreichen waren. Da ging der Ingenieur Guy de Ferrières mit ſeltener Aufopferung und Selbſtverläugnung daran, ſie zugänglicher zu machen. Vom Jahre 1836 bis 1845 wurden die großartigen Arbeiten ausgeführt, und jetzt iſt der Weg nach Cilaos, der maleriſchſte und am kühnſten gebaute der Kolonie, ſelbſt für Kranke und Schwache ohne Anſtrengung zurückzulegen, in ſeinen erſten ſechs Kilometern zu Wagen, in den übrigen zweiunddreißig zu Pferd oder im Tragſeſſel. Nach Anlegung dieſer Straße errichtete man in der Nähe der heilſamen Waſſer anfangs nur einige Strohhütten als Wohnung für die hilfeſuchenden Reiſenden; jetzt gibt es bereits kleine hölzerne Pavillons, und in Kurzem wird man alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten finden. Allem Anſcheine nach hat das hieſige Bad eine große Zukunft und wird Salazie umſo leichter ausſtechen, als dort die Verwaltung eine ziemlich nachläſſige und wenig rückſichtsvolle iſt. Gegenwärtig ſind die Badegäſte zumeiſt Bewohner von Bourbon und Mauritius; ſpäterhin aber, wann der Ruf der prächtigen Quellen und des trefflichen Klimas ſich verbreitet haben wird, kommen Geneſung und Erholung Suchende ſicherlich auch von entlegeneren Orten und namentlich auch von Indien herbei.

Eine andere Quelle, welche gleichfalls berufen zu ſein ſcheint, dem Salazie-Bade die Palme zu entreißen, iſt die bereits erwähnte von Mafatte (madagaſſiſcher Name, welcher etwa ſoviel als „tödtend" bedeutet). Zwar muß man jetzt noch, um zu ihr zu gelangen, auf die mühſamſte Weiſe im Bette der Rivière des Galets emporklettern, doch arbeitet man bereits ernſtlich an der Herſtellung eines guten Weges. Nach Maillaird's unübertrefflichen Notes sur l'île de la Réunion — denen wir eine Menge der nützlichſten Angaben verdanken, namentlich alle geſchichtlichen — dringt ſie in einer Höhe von zweitauſend Fuß über dem Meer am rechten Ufer der Rivière des Galets hervor, aus einer faſt wagerechten Spalte von einem bis drei Centimeter Breite, und liefert jetzt, nachdem man die Oeffnung gehörig gereinigt, etwa achthundert Liter Waſſer von 24° bis 25° R. oder fünf bis ſechs Bäder in der Stunde, mehr denn doppelt ſoviel als früher. Da ihr wichtigſter Beſtandtheil, von dem ſie etwa 7½ Milligramm enthält (ob in einem Liter oder in 100 Grammen iſt aus

Maillards Buche nicht deutlich zu erſehen), Schwefelnatrium iſt, ſo leiſtet ſie gute Dienſte bei Hautkrankheiten.

Um nicht allein auf unſere Füße angewieſen zu ſein, mietheten wir zur Reiſe nach St. Louis einen Eſel und einen Tragſeſſel. Letzteren, welcher auf die einfachſte Weiſe aus einem gewöhnlichen Stuhle durch Daranbinden von zwei Stangen hergeſtellt wurde, benutzte der immer noch etwas angegriffene Baron; in die Reitgelegenheit theilten wir Anderen uns. Die erſten vier oder ſechs Kilometer war der Weg vortrefflich; die vier Träger, welche je zwei und zwei ſich nach jedem Kilometer ablöſten, liefen ausgezeichnet, und wir rückten raſch vorwärts. Später gab es einige ſchlimme Stellen, namentlich für mich, der ich auf P. Favas Wunſch zuerſt den Eſel beſtieg: der in den Felſen gehauene Pfad war hier und da ſo ſchmal, daß mein rechtes Bein über dem Abgrunde hing, in deſſen Tiefe der toſende Strom dahinſchoß, während das andere die Wand zur Linken ſtreifte. Anfangs fühlte ich mich als ſchlechter Reiter recht unbehaglich; doch Grauchen war ſo vorſichtig und klug, daß ich bald großes Vertrauen zu ſeiner Geſchicklichkeit gewann und mit Ruhe von meinem hohen Sitze in die gähnende Tiefe blickte. An manchen Stellen war ein Ausweichen der ſich Begegnenden unmöglich; deshalb waren von Strecke zu Strecke Erweiterungen angebracht, an denen die Einen warteten, bis die Anderen vorübergezogen. Anderwärts führte der Weg ſteil bergan und jäh abwärts, öfters auch durch lange Tunnel und Durchſtiche. Man hatte uns viel vorgefabelt von den Fährlichkeiten dieſes Weges, von Erdſtürzen, welche zuweilen die Reiſenden verſchütteten, vom Herabrutſchen in die Tiefe und Aehnlichem. Wie gewöhnlich waren dieſe Nachrichten übertrieben; es gab nicht eine Stelle, welche man nicht mit voller Sicherheit hätte paſſiren können. Das einzige Unglück, von dem man ſeit der Eröffnung der Straße gehört, iſt, daß ein Reiter, deſſen Pferd einen falſchen Tritt that, in den Abgrund ſtürzte und in dem wilden Strome ſein Grab fand. Auch dieſer beklagenswerthe Unfall würde wahrſcheinlich nicht vorgekommen ſein, wenn der Mann ſtatt ſeines Gauls einen zuverläſſigen Eſel gehabt hätte.

In landſchaftlicher Beziehung iſt der Weg von großartiger Schönheit. Weitgereiſte Touriſten verſichern, das Thal des Bras des Ciloas könne dem Schönſten, was andere Welttheile bieten, zur Seite geſtellt werden. Den Baron erinnerten einige Stellen lebhaft an die Pyrenäen; Andere wieder fanden ſich zu einem Vergleiche mit dem Kaukaſus und den Anden veranlaßt. Unſtreitig den anziehendſten Punkt des Ganzen bildet die Umgebung des Kap noir, wo ein über dreihundert Fuß langer Tunnel durch das Gebirge führt.

Etwa beim ſechzehnten Kilometer, als das Gepräge der Landſchaft etwas ſanfter wurde, beſtieg P. Fava das Reitthier, welches mich bis dahin ſo angenehm getragen. Wir kamen an einigen Pflanzungen vorbei, darauf in dichten Wald. Schon vorher war es ſo dunkel geworden, daß ich den hellfarbigen Eſel nur in unbeſtimmten Umriſſen vor mir leuchten ſah; im Wald aber konnte ich den Weg nur durch Taſten mit dem Stocke finden. Die Kilometerſäulen ſchwanden unerträglich langſam. Selbſt die Kreolen, welche bis dahin ſich ſo wacker gehalten und durch Gewandtheit und Ausdauer unſere Bewunderung erregt hatten, wurden zuletzt müde. Endlich kamen wir an der Säule Nummer ſechs an, wo der Fußweg endet und die breite Fahrſtraße beginnt. Die Träger verließen uns mit Stuhl und Eſel, und wir wanderten langſam weiter, nachdem wir uns durch ein Glas Zuckerwaſſer erquickt, welches ein Anwohner uns gaſtlich verabreichte. Die Füße bewegten ſich nur gewohnheitsmäßig, „par habitude“, wie P. Fava ſich ausdrückte; unſere Willenskraft war hierbei nicht betheiligt, wir ließen nur geſchehen, was unſere Glieder, dem Triebe der Selbſterhaltung folgend, thaten. In St. Louis gegen 8½ Uhr angekommen, begaben ſich der Baron und P. Fava noch zum Curé. Ich verlangte nicht mehr Geſellſchaft, noch Trank und Speiſe,

ſondern ſuchte übermüde mein Lager auf. Als die Herren ſich von der Tafel erhoben, hatte ich bereits drei Stunden erquickenden Schlafes hinter mir.

Am nächſten Morgen — es war an einem Sonntag — las P. Fava gewohntermaßen ſeine Meſſe; dann verbrachten wir einige gemütliche Stunden mit dem Curé von St. Louis und mit P. Eymard und fuhren gegen Mittag weſtwärts weiter. Abends acht Uhr erreichten wir die Rampe von St. Paul, von welcher wir einen allerliebſten Blick auf die unter uns liegende, hellerleuchte Stadt genoſſen. Wir freuten uns ſchon im Voraus auf ein behagliches Unterkommen in dem guten Gaſthauſe von St. Paul, ſahen uns aber, als wir hinabkamen, ſtark getäuſcht: die Herren Officiere von vier im Hafen liegenden franzöſiſchen Kriegsſchiffen hatten ſämmtliche Betten in Beſchlag genommen! So ſehr wir auch berechtigt waren, über dieſe Rückſichtsloſigkeit zu klagen, ſo blieb uns doch Nichts übrig, als die Sache zu nehmen, wie ſie ſtand. Einen anderen Gaſthof gab es in der Stadt nicht, mithin ſahen wir uns genöthigt, bei den Geiſtlichen ein Unterkommen zu ſuchen, obgleich es uns unangenehm war, eine Gaſtfreundſchaft, welche wir vorausſichtlich nicht erwiedern konnten, ſo häufig in Anſpruch zu nehmen. Der Curé war in Geſchäften abweſend; an ſeiner Stelle nahmen uns ſeine Herren Amtsbrüder mit größter Zuvorkommenheit auf. Sie verſchafften uns Alles, was wir bedurften, und überboten ſich gegenſeitig in Liebenswürdigkeit.

Bei Tiſche ereignete ſich ein ſpaßhafter Zwiſchenfall. Ein Jeſuitenmiſſionär aus Madagaskar, welcher zur Erholung von einem Fieberleiden hier weilte, ſuchte ſich ganz beſonders um uns verdient zu machen; er gönnte ſich keine Ruhe, lief geſchäftig hin und her, um irgend eine Leckerei für uns zu erſpähen, und ſchien glücklich zu ſein, wenn er Etwas erbeutet hatte. Unter Anderen brachte er auch einige Flaſchen Champagner herbei, ſetzte ſie vor P. Fava auf den Tiſch, öffnete die eine und ſchenkte ein. Aber ſiehe da, zugleich mit dem Wein kam, von nicht enden wollendem Gelächter begrüßt — ein großer lebendiger Kakerlak heraus nebſt mehreren dazu gehörigen Eierkapſeln. Das Getränk war auf das Stärkſte von dem widerlichen Geruche des Thieres verpeſtet, und Niemand hatte begreiflicher Weiſe Luſt, davon zu koſten. Wie es möglich war, daß in einem luftdicht verſchloſſenen Gefäß in einer mit Kohlenſäure überſättigten Flüſſigkeit ein Kerbthier leben konnte, war uns allen unbegreiflich; ſelbſt durch die Annahme, daß der Wein erſt an demſelben Tage vom Apotheker des Ortes bereitet worden, wurde das Wunder nicht erklärlicher. Die Thatſache aber ſteht feſt und kann von allen damaligen Tiſchgenoſſen beſtätigt werden.

Fünf Uhr Morgens am nächſten Tage nahmen wir Abſchied von unſeren liebenswürdigen Gaſtfreunden. In Poſſeſſion angelangt, wählten wir lange zwiſchen Boot und Wagen, entſchieden uns aber doch für letzteren, weil wir ſo auch den Landweg kennen lernten und zugleich die an der Straße gelegene Léproſerie (Krankenhaus für Ausſätzige) beſuchen konnten. Stundenlang ſchlängelten wir uns die ſteilen Windungen des Weges empor, ohne die Stadt unter uns aus dem Geſichte zu verlieren. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, und nun führen wir in wagerechten Schlingen an den Rändern der tiefeinſchneidenden Schluchten weiter. Die bemerkenswertheſte dieſer Ravinen, welche die Straße zu einer ſo ſchwierigen und koſtſpieligen machen, iſt die etwa in der Mitte des Weges gelegene Ravine Grande Chaloupe. Es iſt zu bedauern, daß man nicht, dem Vorſchlag einiger Baumeiſter folgend, die Straße längs des Meeres hinführte; allerdings würde ſie dann lange Tunnelbauten erfordert haben, dafür aber um das Dreifache verkürzt worden ſein.

Die Landſchaft machte einen traurigen Eindruck; man ſah faſt Nichts als ſchwarze, kahle Felſen. Wir freuten uns ſehr, gegen Mittag endlich die Léproſerie, unſer nächſtes Reiſeziel, zu erreichen. Wie überall in den Anſtalten der Geiſtlichen, wurden wir auf das Freundlichſte aufgenommen und auf unſeren Wunſch bereitwilligſt umhergeführt. Die vom Ausſatze befallenen Perſonen gehören zumeiſt den unterſten Schichten

der Geſellſchaft an und haben faſt ausnahmslos in früheren Zeiten einen ſchlechten Lebenswandel geführt. Ihre Krankheit iſt höchſt widerwärtig und zugleich anſteckend (?), ſodaß man in allen geordneten Staaten die damit Behafteten ſtreng abſondert, ihnen einen abgelegenen Wohnort anweiſt. Etwa hundertundfünfzig Kranke, zu drei Viertel oder vier Fünftel Männer, waren hier untergebracht. Alle hatten ein vergnügtes Ausſehen, Keiner ſchien das Elend, welches uns ſo abſchreckend vorkam, nur einigermaßen zu fühlen, Manche ergingen ſich ſogar in nicht eben feinen Späßen. Das entſetzliche Uebel äußert ſich in mannigfacher Weiſe: bei den Einen gewahrt man nur eine ſonderbare Ausartung der Haut — ſie iſt trocken, glatt und glänzend, ohne Schwären und Beulen, und kein Unkundiger würde glauben, daß Dies eine Form des ſchrecklichen Ausſatzes wäre; bei Anderen fehlen einzelne Glieder der Finger oder auch ſämmtliche Finger und Zehen, und Hand oder Fuß bilden einen roſafarbigen Fleiſchklumpen. Ein Curé, zwei geiſtliche Brüder und ſechs Filles de Marie haben die ſchwere Pflicht übernommen, die armen Ausgeſtoßenen zu überwachen und zu pflegen. Um zu wiſſen, was es heißen will, ein ſolches Amt zu verwalten, muß man die Ausſätzigen geſehen haben, wie ungebildet, roh und verwildert ſie ſind. Gewiß iſt der Mut, ſich Elender und Verworfener dieſer Art anzunehmen, viel bewundernswerther als die Todesverachtung, welche der Krieger im Schlachtgetümmel beweiſt. Und darin, daß ſie ſolche Unglückliche nicht verſtößt, ihrem Elende nicht überläßt, zeigt unſere chriſtliche Geſittung ſich in ihrer ganzen Größe! —

Unſer Geſchirr war nach Poſſeſſion zurückgegangen, doch hatten wir eine andere Fahrgelegenheit gefunden: der Curé von St. Paul, deſſen Gaſtfreundſchaft wir geſtern ohne ſein Wiſſen genoſſen, war mit ſeinem Wagen hier und wollte gleich uns nach St. Denis weiter reiſen; er zögerte nicht, uns zur Mitfahrt einzuladen. Dies war namentlich dem Baron ſehr erwünſcht, welcher ſich von den Anſtrengungen der vorhergegangenen Tage noch ſehr ermüdet fühlte. Wir Anderen zogen es vor, den etwas einförmigen, aber doch nicht aller Schönheiten baren Weg zu Fuße zurückzulegen. Die Landſchaft war nicht mehr ſo kahl als vorher; hier zeigte ſich ein Wäldchen, welches die heftigen Briſen auffing, dort eine bebaute Landſtrecke, und bisweilen eröffnete ſich ein hübſcher Blick in eine der tiefen Schluchten oder auf das weite Meer. Jemehr wir uns der Stadt näherten, deſto fruchtbarer wurde das Land, deſto ſchöner die Fernſicht. Am Rande der Hochebene war die Ausſicht auf St. Denis wirklich entzückend und weit großartiger als von den Höhen von St. François aus, wo die Reichen der Stadt ihre Landhäuſer haben: dort iſt man allzu weit entfernt, um die Einzelheiten deutlich erkennen zu können, hier aber hat man die Stadt dicht unter ſich mit ihren ſchmucken, von Gärten umſchloſſenen Häuſern (ſ. Anfangsbild des achtundzwanzigſten Abſchnittes). Père Fava hatte Luſt, hier eine kleine Niederlaſſung zu gründen, in welcher er ſich auf einige Tage zur Erholung und Erfriſchung zurückziehen könnte. Er war der Meinung, daß Viele, denen St. François nicht genug bietet, ſeinem Beiſpiele folgen würden, und trug kein Bedenken, dieſe Höhe als den geſundeſten und hübſcheſten Platz in der Nähe der Stadt zu bezeichnen.

Ziemlich ſchnell ſchritten wir die weiten Windungen der breiten, guterhaltenen Straße hinab. Auf halbem Wege kam uns die Biſchofskutſche entgegen; wir Fußgänger ſtiegen ein und langten nach kurzer Fahrt in der Evêché an, wo wir P. Martin bei beſtem Befinden trafen. Ein fröhliches Mahl, bei welchem die Erzählung unſerer kleinen Erlebniſſe, namentlich auch der Vorfall mit dem Kakerlaken, uns reichlichen Stoff zur Unterhaltung bot, beſchloß den ſo lehrreich verbrachten Tag.

Zweiunddreißigſter Abſchnitt.

Der Vulkan auf Réunion.

Neueſte Nachrichten aus Madagaskar. — Des Barons Beſchlüſſe. — Nach St. Benoît. — Ein Citoyen. — Grenze des Zuckerrohrbaues. — Die Plaine des Palmiſtes. — Verlaufen. — Der Arzt und Bürgermeiſter der Ebene. — Wanderungen durch Haus und Feld. — Eine frohe Nachricht. — Père Serſanous und ſeine Amtführung. — Die Muſterwirthſchaft in der kleinen Ebene. — Aufſtieg nach der Plaine des Cafres. — Bezähmung der Widerſpenſtigen. — Das Bett des Bras de Ponteau. — Die Wunder des Hochlandes. — Am Rande des erſten Enclos. — Nachtlager in der Caverne des Lataniers. — Die Neger und das Eis. — Ein See erſtarrter Lava. — Trennung beim Pas de Bellecombe. — Mein Reiſegefährte Fantaiſie. — Am erloſchenen Krater. — Der jüngſte Herd der Ausbrüche. — Bodenloſe Löcher. — Zurück nach der Höhle. — Man legt die Maske ab. — Fantaiſie auf dem Heimwege. — Die Poſt verpaßt! — Trennung in Frieden. — Unerwartete Reiſegelegenheit. — Marienſtraße Nr. 4.

Keine der ſpäter aus Madagaskar eingetroffenen Nachrichten ſagte etwas Anderes als die früheren: Radama der Zweite war und blieb ermordet. Er hatte zuletzt in ſinnloſer Weiſe regiert und den Staat an den Rand des Verderbens gebracht; Viele ſagen, und Dies ſcheint faſt die günſtigſte Annahme zu ſein, er ſei wirklich wahnſinnig geworden. Die Großen des Landes ſchritten zur Anwendung von Gewalt, als alle ihre Bitten und Vorſtellungen unbeachtet blieben; ſie verlangten die Auslieferung von dreißig Menamaſo, vertraute Rathgeber und Freunde Radama's, denen ſie die Hauptſchuld an den eingeriſſenen Mißbräuchen beimaßen, und erdroſſelten ſchließlich den König, welcher ſich mehrere Tage lang hartnäckig weigerte. Raboda, ſeine Gemahlin, mußte unter dem Namen Roſaherina „als unmittelbare Nachfolgerin Ranavalunas“ die Regierung übernehmen; Radama's des zweiten Herrſchaft ward als nicht vorhanden geweſen betrachtet; die Menamaſo wurden hingerichtet. Viel Einſicht und Mäßigung bewieſen die Großen Madagaskars durch die „Konſtitution“, welche ſie Roſaherina unterzeichnen ließen, um ſich in Zukunft vor Mißbräuchen der Herrſchergewalt zu ſchützen. Die Hauptpunkte derſelben (48) ſind:

Als Geſetz gilt fortan nicht mehr der Wille des Herrſchers allein, ſondern jeder von ihm, den Edelleuten und Abgeordneten des Volkes gemeinſchaftlich gefaßter Beſchluß.

Die Todesſtrafe bleibt beſtehen, doch kann das Urtheil nur vollzogen werden, wenn es dem Geſetze gemäß und durch einen Gerichtshof von zwölf Männern gefällt iſt. Die Unſchuldprobe des Tangintrinkens iſt abgeſchafft für immer.

Die Sklaverei wird nicht verboten; Jeder kann ſeine Sklaven behalten, entlaſſen oder verkaufen nach Belieben.

Die Gewiſſensfreiheit bleibt aufrecht erhalten.

In den freundſchaftlichen Beziehungen zu den fremden Mächten tritt keine Aenderung ein (nur die Schenkungen an Lambert und Genoſſen wurden für ungiltig erklärt); jeder Ausländer genießt Freiheit und Schutz, ſo lange er ſich den Geſetzen des Landes unterwirft.

Obwol alſo unſer urſprünglicher Reiſeplan vielleicht noch ausführbar geweſen wäre, zog doch der Baron es vor, ihn fallen zu laſſen, dafür aber mit nächſter Poſt nach Europa zu gehen, um durch ſeine Gegenwart den Bau ſeines Schiffs möglichſt beſchleunigen, ſowie ſelbſt die geeigneten Leute für die ſpätere Unternehmung auswählen zu können. Zuvor wollte er noch Mauritius beſuchen, während ich einen längſt beſchloſſenen Ausflug nach dem Vulkan unternehmen ſollte. Der Poſtdampfer, welchen ich anfangs noch hatte erwarten wollen, blieb ungewöhnlich lange aus, ſodaß man bereits das Schlimmſte zu fürchten begann. Es ſchien mir gerathen, meinen Ausflug nicht länger aufzuſchieben, weil ſonſt möglicher Weiſe gar Nichts daraus geworden wäre. Ohnehin war die Zeit bereits ſehr kurz; denn wenn der Dampfer wirklich noch kam, mußten wir in ſpäteſtens acht Tagen zur Abreiſe von der Inſel bereit ſein, und dieſe acht Tage mußten genügen für den Ausflug ſowol als für das Einpacken aller unſerer Sachen.

Mit einem Empfehlungsbrief von P. Fava an den Pfarrer der Plaine des Palmiſtes, deſſen Begleitung mir in Ausſicht geſtellt wurde, beſtieg ich am 30. Juni früh fünf Uhr die Diligence, um nach St. Benoit zu fahren, von wo der Weg ins Innere ablenkt. Die Straße, welche ich heut zum fünften Male durcheilte, hatte wenig Anziehendes mehr für mich: die Zuckerfabriken, die Wohnhäuſer mit ihren Gärten, die gefiederten Filaosbäume, die ſteifbeinigen Vacouas und ſtachligen Kugelaloës am Wege waren mir ſo bekannt, daß ich ſie hätte der Reihe nach aufzählen können. Nur die „heiligen" Städtchen, welche wir nach je einer Stunde Fahrt trafen, erfreuten mich, weil in ihnen unſer Geſpann, beſtehend aus zwei Pferden und zwei Maulthieren, gewechſelt wurde und wir dann mit neuer Kraft vorwärts kamen.

Um neun Uhr erreichten wir St. Benoît. Es regnete diesmal, was bemerkt zu werden verdient, nicht. Der Wirth des Gaſthauſes überließ mir für eine Entſchädigung von drei Franken täglich einen ſeiner Neger als Träger und Führer. Nach kurzem Aufenthalte begannen wir gegen elf Uhr munter die breite Straße nach der Plaine des Palmiſtes (den chemin de la plaine) emporzuſteigen.

Mein Begleiter war ein ſogenannter Citoyen, einer der 1849 freigelaſſenen Sklaven. Aus welchem Lande er ſtammte, vermochte ich nicht ſo ſchnell zu enträthſeln, doch war ich überzeugt, daß er, wie die meiſten der hieſigen Neger, von der Oſtküſte Afrikas herübergebracht ſein mußte. Er erzählte mir von ſeiner Heimat, ſie ſei vier Monate zur See von hier entfernt, und gab mir einzelne Proben ſeiner Sprache, aus denen ich nicht recht klug wurde. Schließlich kam ich hinter ſein Geheimniß: er ließ ſich mit einigen ſchwarzen Steinklopfern in eine Unterhaltung ein; es war nicht Franzöſiſch, was ſie ſprachen, und dennoch kamen mir die Töne überaus bekannt vor — es war Suaheli. Anfangs ließ ich mir nicht merken, daß ich ihr Geſpräch verſtand, dann aber gab ich einige Worte dazu. Die Schwarzen waren ſo erſtaunt, mich in ihrer Mutterſprache reden zu hören, daß ſie lange Nichts zu erwiedern im Stande waren. Nach einiger Zeit kam ihre Unterhaltung wieder in Gang, aber nunmehr in Kreolenfranzöſiſch. Dieſes war ihnen auch geläufiger; ſie waren vielleicht ſchon als Kinder nach Réunion gebracht worden und hatten ſich die Sprache des Landes aneignen müſſen, da die Franzoſen nicht ſo höflich ſind, die ihrer Diener zu lernen.

Gelind aufwärts ſteigend, durchſchnitten wir in etwa tauſend Fuß Höhe die zweite Rundſtraße (deuxième route de ceinture) der Inſel, die noch im Bau begriffene, nach ihrem Befürworter „Henry Delisle" genannte Straße. Von einigen Punkten aus genoſſen wir

allerliebſte Rückblicke auf die Landſchaft zu unſeren Füßen, auf die Rivière des Marſouins und die zu Seiten ihrer Mündung ſich ausdehnende Stadt St. Benoît. Wir wanderten über zwei Stunden lang immer zwiſchen Zuckerrohrfeldern hin, welche theils der Ernte harrten, theils erſt vor Kurzem beſtellt waren. In letzteren zeigte ſich nur wenig von dem Rohre; man hatte zumeiſt Mais und andere ſchnellebige Gewächſe zwiſchen die einzelnen Stöcke gepflanzt, um den Boden nicht unbenutzt zu laſſen während der fünfzehn bis achtzehn Monate, welche jenes braucht, um zur Reife zu gelangen. Dieſe Art der Feldbeſtellung iſt auch an der Küſte allgemein, wennſchon einſichtige Leute ſie nicht billigen, in der gewiß richtigen Annahme, daß hierdurch der Boden allzu ſehr in Anſpruch genommen werde. Die Zuckerrohrpflanzungen reichen durchſchnittlich bis 3500 Fuß Höhe hinauf; weiter oben iſt der Anbau nicht mehr ergiebig genug. In der Gemeinde St. Benoît, welche nächſt St. Pierre den meiſten Zucker hervorbringt, mag dieſe Grenzlinie durch die feuchten Oſtwinde und die Wärme etwas höher hinaufgerückt ſein als in den anderen Gebieten, wo die herrſchenden Winde in weniger gerader Richtung auftreffen.

Oberhalb der Zuckerrohrfelder begann die große Steigung, welche die Plaine des Palmiſtes von dem Hochlande von St. Benoît trennt. Die Krümmungen und Windungen der Straße verkürzten wir uns durch Benutzung der Richtwege. Dieſe „petits Chemins" ſind gewöhnlich nichts als kleine Gießbachbetten und ſtellen einen ziemlich ſteilen und überaus holperigen Pfad dar. Vielleicht hätte ich mich weniger ermüdet, wenn ich die Straße fortgegangen wäre; doch welchen Mühſeligkeiten unterzieht ſich nicht der Fußgänger, um zehn Schritt zu erſparen! Uebrigens hatten die „kleinen Wege" das Gute, daß ſie durch dichtes Gebüſch führten und uns ſo vor den brennenden Sonnenſtralen ſchützten. Von bekannteren Gewächſen ſah ich Himbeerſträuche und eßbare Palmiſtes, hohe Farnkräuter und kriechende Lykopodien; außerdem fanden ſich bisweilen größere Beſtände verſchiedener Pandanusarten, namentlich des nützlichen Vacoua.

Die Plaine des Palmiſtes ſtellte ſich mir als ein weiter, auf drei Seiten von ſteilabfallenden Felswänden umſchloſſener Keſſel dar; ein nach Südoſten ſich abzweigender Arm, welcher vermutlich einen beſonderen Namen führt, grenzt nur nach zwei Seiten an jene Höhen. Die eigentliche Ebene wird von zwei Armen der Ravine Sèche durchzogen. Von allen Seiten her wenden ſich raſche Bäche den beiden Schluchten zu, welche das von den Höhen herabträufelnde oder in Abſätzen herabſtürzende Waſſer ſammeln: — ſie iſt, vermöge ihrer öſtlichen Lage und ihrer umſchloſſenen Geſtalt, einer der feuchteſten Theile der Inſel. Dementſprechend iſt auch der Pflanzenwuchs außerordentlich üppig; insbeſondere ſieht man hier baumartige Farne, welche wir ſchon mehrmals an Orten von gleichem Waſſerreichthum getroffen haben, in größter Menge und reichſter Entwickelung. Ganze Wäldchen des ſchönen Gewächſes ſtehen links und rechts von den Wohnungen, ſodaß man unwillkürlich zu der Annahme gedrängt wird, der ganze Landſtrich ſei, bevor die Ausrodungen begannen, durchaus mit Farnbäumen beſtanden geweſen. Das Klima der etwa dreitauſend Fuß hoch gelegenen Ebene iſt ſehr mild, angenehm und bekommt den europäiſchen Anſiedlern vortrefflich, auch gedeihen hier alle unſere Getreidearten und Früchte.

Wir waren bereits mehr als drei Stunden gegangen und mußten nach der Rechnung der Leute in St. Benoît ſchon längſt das Pfarrhaus von St. Agathe, der einzigen Ortſchaft der Ebene, erreicht haben. Mein Führer behauptete jedoch, wir hätten noch viel weiter zu gehen, und in dieſer Meinung ließ er ſich auch nicht beirren, als links ab vom Wege ein helles Glöcklein ertönte. Ich wünſchte dem Klange nachzugehen, um auf geradeſtem Wege die Kirche und die gewiß nicht weit davon entfernte Wohnung des Curé zu erreichen; aber mein Schwarzer entgegnete, nur eine Täuſchung des Gehöres könne die Urſache ſein, daß die

Glocke von dieſer Seite her ertöne, denn die Kirche liege noch weit von uns entfernt, in gerader Richtung vor uns. Die Sache war mir verdächtig, indeſſen lief ich noch ein langes Stück mit, bis mich endlich ein Bewohner der Ebene belehrte, daß wir die Pfarre ſchon längſt hinter uns hätten und ſie nun erſt in weitem Bogen wieder erreichen würden; ſie läge an dem anderen Arme der Straße. Sehr ärgerlich und mißmutig — denn ich war ermüdet und ſehnte mich nach Ruhe und Erfriſchung — kehrte ich, der Weiſung folgend, um. Mein Citoyen ward übrigens von der unangenehmen Botſchaft noch ſchwerer betroffen, weil er bei dem eiligen Aufbruch am Morgen das Frühſtück verabſäumt, alſo bereits ſeit zwanzig Stunden Nichts gegeſſen hatte: er war völlig entmutigt, und ich hatte große Noth, ihn überhaupt noch fortzubringen.

Jetzt war ich vorſichtig geworden und fragte Jedermann nach dem richtigen Wege, obgleich ein Verlaufen auf der breiten Straße nicht mehr möglich erſchien. Und es war gut, daß ich Dies that, denn unter den Angeredeten befand ſich auch der Mann, welchen ich gerade brauchte. Es war ein Herr Brunet, ein kleiner, freundlicher Mann, welcher mir erklärte, daß er der Stellvertreter des Curé in deſſen Abweſenheit ſei, und ſich erbot, mich in das Pfarrhaus zu führen, wenn ich mich kurze Zeit gedulden wolle. Er war vor vierzehn Tagen als Arzt für die Ebene von St. Benoît nach hier übergeſiedelt und wohnte einſtweilen, da er noch kein eigenes Haus beſaß, bei dem Geiſtlichen. Herr Brunet war zugleich Apotheker, und das mit Gläſern und Büchſen vollgepfropfte Breterhaus, in welchem ich mich befand, ſtellte ſeine „Gifthütte“ vor; nebenbei bekleidete er auch das Amt eines Bürgermeiſters der Ebene als Erſatzmann des wirklichen Maire, welcher dieſen Bezirk niemals beſucht. Der „Doktor und Apotheker“ erſah mit Kennerblick, daß ich Qualen des Durſtes litt, und erquickte mich mit einem trefflichen Gemiſch aus Waſſer, Fruchtſirop und vanillirtem Rum, den man hier in allen Kreolenhäuſern findet.

Mit nicht geringem Verdruß erfuhr ich, daß unter einigen Tagen kein Führer nach dem Vulkane zu beſchaffen wäre. Einige Herren aus der ſogenannten „kleinen Ebene“ (dem höher gelegenen Theile der Plaine des Palmiſtes), welche kurz nach mir in der Apotheke eintrafen, ſtimmtem Dem bei; ſie verſprachen mir übrigens, ſich bemühen zu wollen, daß es nicht noch länger dauere. Ich nahm ihr Anerbieten dankſagend an, hoffte aber innerlich, daß ich nicht nöthig haben würde, von der Güte dieſer Herren Gebrauch zu machen; denn der Gedanke, hier zwei Tage müßig zu liegen, während ich in St. Denis noch ſo Vieles zu beſorgen hatte, war mir überaus unbehaglich.

Endlich war mein Vicewirth mit Wägen, Rühren und Schütteln fertig; er ſchloß ſein Arzenei-Blockhaus ab und ging mit mir nach der eine Viertelſtunde entfernten Pfarre. Mein Träger ſchlich mir nach wie ein Geſpenſt, ſein kühner Mut von vorher — er hatte behauptet, noch an demſelben Abende nach St. Benoît zurückkehren zu wollen — war gebrochen; der Aermſte dachte nur noch an den herrlichen Reis ohne Fett, Brühe und Salz, welcher in Kurzem ſeinen leeren Bauch füllen, und an die warme Ecke in der Küche, wo er ſchlafen ſollte.

Die Wohnung des Curé iſt zwar gleich den anderen Häuſern nur aus Holz gebaut, aber ſo geräumig und hübſch eingerichtet, daß ſie einen recht angenehmen Aufenthalt darſtellt. Herrn Brunets Frau, eine ſtattliche und trotz ihrer fünfundzwanzigjährigen Verheirathung noch ziemlich jugendliche Erſcheinung, empfing uns in freundlichſter Weiſe. Wir verbrachten nach einem ſchmackhaften Abendeſſen ein Stündchen in angenehmer Unterhaltung, trennten uns aber dann, weil das Kind der guten Leute, ein allerliebſter Knabe von fünf bis ſechs Jahren, an einem bräuneähnlichen Uebel erkrankte. —

Ich ſchlief nach der harten Arbeit des warmen Tages vortrefflich und wäre, da man Thür und Läden dicht verſchloſſen, gewiß nicht vor Mittag erwacht, wenn man mich nicht

endlich gerufen hätte. Als ich das Zimmer öffnete, drang mir ein Strom hellen Lichtes entgegen und belehrte mich, wie spät es sei. Ich trat in das Freie und athmete mit Wonne die köstliche, frische Luft ein. Die Nebel, welche am frühen Morgen die Höhen bedecken, waren bereits verschwunden, und die Aussicht nach dem fernen Meere war hell und klar.

Bis Mittag suchte ich mir die Zeit so gut als möglich in der nächsten Umgebung zu vertreiben; dann begleitete ich meinen Wirth auf seinen Krankenbesuchen. Wir kamen in die Hütten verschiedener Leute und fanden, obwol es mancherorts nach unseren Begriffen etwas ärmlich aussah, überall zufriedene Stimmung und eine gewisse Behäbigkeit. Die Wohnungen sind entweder leicht aus Bretern gezimmert, wie auch in den tiefer gelegenen, warmen Gebieten, oder dauerhafter, aus unbehauenen Baumstämmen, in Blockhausgestalt. Nur die Wohnstube enthält Glasfenster, die übrigen Oeffnungen werden mit Läden verschlossen. Getrennt von dem Wohn- und Schlafhause für die Familie des Herrn, aber in nächster Nähe, stehen Hütten für die Dienerschaft, für die Küche und andere mehr. Eigenthümlich und bewundernswerth einfach waren die Stallungen der Hühner: man hatte Stümpfe von Farnbäumen, etwa drei Fuß hoch und zwei Fuß im Durchmesser haltend, von unten her ausgehöhlt und die Oeffnung mit einem Stück Rinde als Thür verschlossen! Da solche Stämme nur aus verwachsenen und verflochtenen Holzfasern bestehen, welche man, wenn sie einigermaßen verrottet sind, schon mit der Hand herausnehmen kann, ist der Bau der Hühnerställe eine sehr leichte Arbeit. Die Ländereien rings um die Wohnungen sind meistentheils nicht völlig urbar gemacht: hier stehen Pflanzungen von Mais, Kartoffeln, Bohnen und Tabak, von einzelnen geschonten Farnbäumen überschattet, dort finden sich, von Feldern umgeben, noch Bestände von Busch oder Wald. In den Besitzungen zerstreut und ziemlich weit voneinander entfernt, liegen die Häuser der Ansiedler; nur in dem sogenannten „Village", in dem Dorfe St. Agathe, stehen sie zu beiden Seiten des Weges etwas enger zusammen d. h. immer noch durch Zwischenräume von fünfzig bis hundert Schritt und mehr getrennt und ebenso weit von der Landstraße.

Das bebauungsfähige Land der Ebene wird in sogenannte Kategorien eingetheilt. Man unterscheidet solche erster bis fünfter Klasse. Eine Landstrecke fünfter Kategorie ist so groß, daß sie einem Handwerker seinen Bedarf an Lebensmitteln liefert, eine der ersten Art ist noch zu klein für Denjenigen, der allein von ihrem Ertrage leben will. Wer den Landbau in größerem Maßstabe zu betreiben wünscht, muß mehrere Kategorien vereinigen oder um eine „größere Concession" nachsuchen; die Herren, welche ich gestern kennen lernte, hatten auf diese Weise die einige tausend Hektaren umfassende kleine Ebene erworben. Für die Abtretung wird Nichts bezahlt, dagegen hat der Besitzergreifende die Pflicht, den Boden sobald als möglich urbar zu machen. Ist Dies zu einem Drittel geschehen, so erhält er den endgiltigen Besitztitel des Ganzen und kann dann mit dem Lande anfangen, was er will, es selbst benutzen, oder es verkaufen und sich eine neue Concession geben lassen.

Die kleine Gemeinde der Plaine des Palmistes vergrößert sich rasch; alljährlich kommen neue Ansiedler, gelockt von dem fruchtbaren Boden und dem herrrlichen Klima, und dieser Zufluß muß noch zunehmen, wenn die im Baue begriffene Wasserleitung und andere gemeinnützige Anstalten erst fertig sind. Sicherlich wird in wenigen Jahren die Ebene dicht bewohnt und so verändert sein, daß der frühere Besucher sie kaum wiederzuerkennen vermag.

Ich hatte den Nachmittag so nützlich und angenehm hingebracht, als ich nur wünschen konnte; für mich gibt es nichts Anziehenderes, als derartige Ansiedelungen in ihren ersten Anfängen zu beobachten, und zu erkennen, wie schnell der Mensch mit Geschick und Ausdauer eine vorher unwegsame Wildniß sich nutzbar machen kann. Durch diesen lehrreichen Spaziergang wurde ich einigermaßen ausgesöhnt mit meinem Mißgeschicke.

Bei unſerer Rückkehr fanden wir die Zeitungen vor, welche der inzwiſchen eingetroffene Poſtdampfer gebracht; ſie bildeten meine Abendunterhaltung, da Herr Brunet und Frau von der Sorge für ihr krankes Kind ausſchließlich in Anſpruch genommen wurden. Am nächſten Morgen dachte ich ernſtlich an mein Weiterkommen. Wir ſchrieben den erſten Auguſt, und am ſechſten ſollte ich mit dem Poſtſchiff nach den Seſchellen abreiſen; ich frug mich beſorgt, wie es möglich ſein würde, mein Vorhaben noch zur Ausführung zu bringen! Herr Brunet nahm ſich meiner freundlichſt an und begab ſich mit mir auf den Weg, um mir, wenn irgend möglich, noch heut einen Führer zu verſchaffen. Der Zufall begünſtigte uns. Schon nach wenigen Schritten trafen wir die beiden Herren, welche ich geſtern in der Apotheke kennen gelernt, einen Schiffskapitän und den Schwager des Herrn Godefroi, des Hauptbeſitzers der kleinen Ebene. Sie theilten mir mit, daß der erwartete Führer aus St. Pierre angekommen wäre, und daß ſie Luſt hätten, mich zu begleiten; wenn es mir recht wäre, möchte ich heut Abend bei ihnen übernachten, damit wir am Morgen mit dem Früheſten nach der Plaine des Cafres aufſteigen könnten. Genannte Herren waren nach Ste. Agathe gekommen, um einen Theil vom Fleiſch eines Ochſen zu verkaufen. Ihre Waare ging reißend ab, denn das geſchlachtete Thier war kein gewöhnlicher, dürrer Madagaskarochſe, ſondern ein wohlgenährter von engliſcher Raſſe. Ich erwarb mir ſofort einige Pfund Lende als Reiſevorrath, kaufte mir dann noch Kaffee und Rum und ging zurück nach der Cure, um Alles in Ordnung zu bringen.

Da rollte die Straße herauf ein Wäglein, hielt an, und heraus ſtieg — Père Serjanous, der wackere Pfarrer der Ebene. Er verſicherte mich nachträglich auf das Herzlichſte ſeiner Gaſtfreundſchaft, ſah ſich aber, weil er in den nächſten Tagen die Kirchenviſitation erwartete, zu ſeinem Leidweſen verhindert, an dem Ausflug nach dem Vulkane Theil zu nehmen. P. Serjanous, ein kleiner, aber kräftig gebauter Mann, bekannt als einer der beſten Fußgänger, iſt das Muſter eines biederen Landgeiſtlichen. Seine Theilnahme an dem Wohlergehen der ihm anvertrauten Gemeinde, ſein heiteres und freundliches Weſen haben ihn ſo beliebt und geachtet gemacht, daß ein ſanftes Wort oder ein Scherz von ihm mehr fruchtet als eine ſtrenge Rede Anderer. In der ganzen Ebene iſt er bekannt unter dem Namen „le petit père", wird auch wol wegen des Anſehens, das er genießt, „der kleine König der Ebene" (le petit roi de la plaine) genannt. In welcher Weiſe er für ſeine Pfarrkinder ſorgt, ſollte ich ſogleich ſehen. Wir beſuchten die Schule; P. Serjanous erkundigte ſich nach dem Verhalten der Schüler während ſeiner Abweſenheit, ſah die Hefte nach und ließ auch das Aeußere der Kleinen nicht unberückſichtigt: als er einen Knaben mit langem, ſtruppigen Haare ſah, ließ er ſich vom Lehrer einen Kamm und eine Scheere geben, kämmte das Bürſchchen zur Beluſtigung ſeiner Kameraden tüchtig durch und ſchnitt ihm eigenhändig den Ueberfluß der Haare ab. Dem armen Kleinen war das Weinen näher als das Lachen; ich war überzeugt, daß dieſe handgreifliche Ermahnung die Mutter veranlaſſen würde, ſich ihres Söhnchens künftig beſſer anzunehmen.

Nachmittags ließ ich mir mein Fleiſch braten, meine zwei Pfund Kaffee brennen, mahlte ſie ſelbſt und packte mein Geräth in zweckdienlicher Weiſe. Als die Dämmerungsfalter um das Kreſſebeet des Pfarrgärtchens zu ſchwärmen begannen, meldete ſich der eine meiner künftigen Reiſegefährten. Nach kurzem Abſchiede von dem biederen Geiſtlichen und den Brunet'ſchen Eheleuten, welche immer noch troſtlos am Bette ihres leidenden Kindes ſaßen, ſchritten wir ſchnell die Straße entlang. Der andere Herr, welcher währenddeſſen die mit der Poſt gekommenen Packete und Briefe geholt, geſellte ſich ſpäter zu uns. Die kurze Dämmerung wich raſch der Nacht; faſt undurchdringlich aber wurde die Finſterniß, als wir in einen Wald eintraten. Wir vermißten ſchmerzlich den Neger, welcher uns hier mit einer

Laterne erwarten ſollte; denn der Weg war erſt im Bau begriffen, an den beſten Stellen mit fauſtgroßen Steinen bedeckt, an den ſchlechteren wirklich halsbrechend.

Nach einer Stunde kamen wir an die ſogenannte „kleine Steigung“, hinter ihr in die „kleine Ebene“, die etwa 150,000 Gauletten (49) umfaſſende, auf drei Seiten von ſteilen Bergwänden umſchloſſene Beſitzung des Herrn Godefroi. Anfangs wanderten wir noch eine Strecke in ſchönem Walde; bald aber kamen wir in urbar gemachtes Land, zwiſchen ausgedehnte Felder, welche mit mannshohen Wällen von ausgezogenen Wurzelſtöcken umgeben waren, dann an die Wirthſchaftsgebäude und Wohnhäuſer. Herr Godefroi kam uns entgegen und führte uns nach einem freundlichen Willkommen in das Familienzimmer. Das kleine Gemach war überaus behaglich: zwei Aſtrallampen erleuchteten es — faſt überall, ſelbſt in St. Denis, brennt man nur Stearinkerzen — und ein eiſernes Oefchen verbreitete eine wohlthuende Wärme. Darinnen ſchalteten die liebenswürdige, feingebildete Gattin Herrn Godefroi's und ſeine Schwägerin inmitten einer Schar allerliebſter Kinder. Ich fühlte mich alsbald in dem trauten Kreiſe zu Hauſe. Durch ihre Gaſtlichkeit iſt dieſe Familie Allen bekannt, welche in der Plaine des Palmiſtes geweſen; auch die Herren von der Evêché hatten vor einiger Zeit bei ihr Aufnahme gefunden. Hier in der Höhe, wo es noch keine Wirthshäuſer gibt, wird der Pflanzer immer hoch erfreut durch den Beſuch gebildeter Leute, weil dieſer ihm Gelegenheit gibt zum Austauſch von Gedanken und Anſchauungen. Herr Godefroi iſt ein ſehr einſichtiger Landwirth; er erzählte mir, wie er und ſein Schwager vor zwei Jahren mit nur vier Arbeitern ihre Pflanzung begonnen, wie ſie Wohnungen gebaut und Hausgeräth gezimmert, den Wald gerodet und das Feld beſtellt hätten, und wie ihnen ihre Mühe ſo wohl gelungen wäre. Spät am Abende noch führte er mich in ſeinem ſtattlichen Gehöft umher, zeigte mir ſeine Felder und Gärten, ſeine Ställe mit dem prächtigen engliſchen Vieh, ſeine Waſſerleitung und Anderes mehr, was er mit Anſtrengung und Ausdauer in ſo kurzer Zeit hergeſtellt hatte. Durchdrungen von aufrichtigſter Bewunderung für den Fleiß und die Geſchicklichkeit der Anſiedler, kehrte ich von dem Rundgange zurück.

Schon früh vier Uhr weckte uns der Kapitän. Die kleinen Vorbereitungen, das Herrichten des Gepäckes und der Lebensmittel, nahmen ſoviel Zeit in Anſpruch, daß wir erſt eine Stunde vor Sonnenaufgang fortkamen. Unſere kleine Geſellſchaft beſtand außer dem Kapitän, Herrn Dumaine (dem Mitbeſitzer der Anſiedelung) und mir aus dem Führer, zwei Madagaſſen und einem Citoyen, welcher meine Habſeligkeiten trug. Nach wenigen hundert Schritten gelangten wir an den großen Aufſtieg (grande montée), an welchem ſich die Straße in ſteilen Windungen nach der fünftauſend und einigen hundert Fuß über dem Meere gelegenen Plaine des Caſres emporzieht. Wir ſtärkten uns noch durch einen Schluck Vanillenrum (coup de sect, wie man hier allgemein ſagt); dann blies Herr Dumaine auf ſeinem Waldhorn eine weithin ſchallende Fanfare, und luſtig ging es vorwärts, in den ſinkenden Nebel hinein. Auf der Höhe angelangt, ſahen wir eine weite, nahezu ebene Fläche mit einzelnen vulkaniſchen Kegeln von unbedeutender Höhe vor uns. Der Boden iſt größtentheils bedeckt mit ſchönem, kurzen Graſe, trägt aber auch hier und da mannshohe Heidebüſche — wenn wir den vielumfaſſenden kreoliſchen Namen Ambavilles des Hauts (46) ſo wiedergeben dürfen — und ſtattlichen Wald. Der einzige Baum, welcher hier noch gedeiht, iſt eine Tamarindenart (Tamarin des hauts, Acacia heterophylla Willd.); er bildet wahre Urwälder, in denen man Baumrieſen neben jungem Nachwuchſe ſieht und dazwiſchen halbverrottete, vom Sturme geknickte Stämme.

Wir gingen neben einer bedeckten Waſſerleitung hin, auf einem Fußſteig, welcher durch die ganze Ebene bis hinab nach St. Pierre führt, und erreichten nach anderthalber Stunde die erſte Niederlaſſung, eine große Viehzüchterei. Einige Madagaſſen bewohnen die hölzernen Gebäude, um die Aufſicht über eine ſtattliche Heerde von Madagaskarkühen zu führen. Friſche

Lebensmittel, Hühner, Milch und Käſe, waren in Ueberfluß vorhanden, doch weigerte man ſich, uns irgend Etwas zu verkaufen. Da alles Zureden und Bitten Nichts half, begannen wir endlich ohne Umſtände, die Hühner, welche wir zu unſerer Reiſe nöthig zu haben glaubten, mit Stöcken und Steinen zu erlegen. Die Madagaſſen thaten nicht nur keinen Einſpruch gegen unſere Verwüſtungen, ſondern gaben uns ſogar, als wir den landesüblichen Preis für das getödtete Geflügel bezahlten, mit größter Bereitwilligkeit Alles, was wir ſonſt noch wünſchten.

Nach einiger Zeit kamen wir, an einer zweiten Beſitzung vorbei, nach dem nahezu trockenen Bras de Ponteau, einem Zufluſſe der im Südweſten der Inſel mündenden Rivière de St. Etienne — wir hatten die Waſſerſcheide überſchritten. Sein felſiges, ziemlich ſtark geneigtes Bett war mit einer Menge tiefer, runder Löcher bedeckt, welche, wie ich nicht anders annehmen konnte, durch Umherkreiſen von Felstrümmern ausgehöhlt worden; Ich wurde hierdurch in meiner Anſicht beſtärkt, daß die ähnlich gebildeten Ngurunga des oſtafrikaniſchen Küſtengebietes auf ähnliche Weiſe entſtanden ſein müßten. Eine Stunde ſpäter überſchritten wir den Bras de Ponteau noch einmal und fanden wieder ganz dieſelbe Beſchaffenheit des Flußbettes. Das in den Löchern enthaltene Waſſer war mit Pflanzen durchwachſen und beherbergte zahlreiche ſchwimmende und kriechende Thierchen; es ſchmeckte in Folge deſſen nicht beſonders gut, doch benutzten wir es, da wir in nächſter Zeit kein anderes zu erwarten hatten, zur Bereitung unſeres Kaffees. Wir genoſſen ein Göttermahl von Ochſenbraten, Brod und Käſe, ſchlürften danach einen Becher urkräftigen Bohnentranks und goſſen nach Landesbrauch ein gleiches Maß Rum über das Ganze.

Neugeſtärkt ſchritten wir auf dem langſam anſteigenden Wege weiter. Der mit grobem, vulkaniſchen Sande bedeckte Boden war noch feucht von dem Nebel der Nacht und begann unter dem erwärmenden Einfluſſe der Sonnenſtralen zu rauchen. Gerad an der Grenze zwiſchen Dunſt und reiner Luft dahin ſchreitend, hatten wir ein Schauſpiel, deſſen ich bereits bei der Wanderung nach dem Piton des Neiges gedachte: wir ſahen in dampfender Tiefe vor uns einen vollkommen geſchloſſenen Regenbogen, diesmal aber noch weit ſchöner und vollkommener als vorher. Als wir höher kamen, gewahrten wir die Gipfel des Piton des Neiges, des Grand Bénard und andere, welche ſich ſcharf abgrenzten von den weißen, die Thäler und Keſſel erfüllenden Nebelmaſſen und von dem dunkelblauen, ſtralenden Himmel. Der Pfad wand ſich endlich ſteiler empor, an einem Berge vorbei, welcher, ſeiner eigenthümlichen Form wegen, den Namen Ochſennaſe (le Nez du Boeuf) erhalten hat. Zu unſeren Füßen ſproßten Blüten von einer Lebhaftigkeit und Pracht der Farben, wie wir ſie in dieſer Erhebung über dem Meere nicht erwartet hatten. Blickten wir aber von der Höhe zurück auf die hinter uns liegende Ebene, ſo ſchien uns die weite Landſchaft wie mit rieſigen Blumenſträußen bedeckt zu ſein: ſo lieblich ſahen von oben die kugeligen, lebhaft gelben, grauen oder braunen Heidebüſche aus, deren Schönheit wir vorher, als wir mitten unter ihnen wanderten, nicht gewürdigt hatten.

So auf das Angenehmſte unterhalten durch das Neue und Schöne, was ſich uns auf jedem Schritte bot, gelangten wir ſchnell und ohne daß wir uns ermüdet fühlten nach unſerem heutigen Lagerplatze, der Caverne des Lataniers. Daß es hier, in der Höhe von ſieben bis achttauſend Fuß, keine Lataniers oder Fächerpalmen giebt, nach denen die „kleinen Kreolen“ oder die Neger dieſen Platz benannt haben, iſt wol ſelbſtverſtändlich; es überraſchte mich einigermaßen, auch bei dieſen Leuten eine Namengebung nach der Art des „lux a non lucendo“ zu finden. Möglich indeſſen, daß die Benennung einen tieferen Grund hat.

Gern wäre ich noch weiter gegangen, doch meinten die Anderen, wir würden ſpäter kein Unterkommen mehr finden. Um die berühmte Lavaebene, welche die beiden Krater wie ein erſtarrter See umſchließt, wenigſtens noch zu ſehen, ging ich vorwärts, bis ein Blick

nach Oſten ſich eröffnete. Ein ſteiler Abſturz, der Premier Enelos, ſchied mich von der weiten Fläche tief unter mir. Die jüngſten Schichten des vormals feurig flüſſigen Geſteins waren kohlſchwarz, die älteren mit weißlichgrauen Mooſen und Flechten bekleidet, die älteſten mit hohen Heidebouquets und grünenden Akazienbüſchen. Die bunte Miſchung der Farbengegenſätze, das Durcheinander von Lebendigem und Todtem gab der düſteren Hochebene einen eigenthümlichen Reiz, welcher noch durch die wilde Schroffheit der Umfaſſungsmauer und die anmuthigen Formen der prächtig blauen Vulkankegel vermehrt wurde. Wie bedauerte ich, daß ich meinen photographiſchen Apparat nicht bei mir hatte! Reichlich belohnt für die Mühe des Weges, ging ich zur Höhle zurück und rief, um Theilnehmer an meiner Freude zu haben, die Anderen herbei.

Indeſſen hatte man unſer Mahl bereitet. Der im eiſernen Keſſel gekochte Reis wurde auf ein großes Baumblatt geſchüttet und in Ermanglung von Löffeln mit den Fingern gegeſſen. In mannigfacher Unterhaltung vergingen uns ſchnell die Stunden, bis die Zeit der Ruhe herankam. Wir richteten uns ſo bequem als möglich ein; Dies will jedoch wenig ſagen bei der Caverne des Lataniers, denn ſie iſt die unwohnlichſte der Höhlen, welche ich bis jetzt kennen gelernt, niedrig, eng und nach Oſten, nach der Windſeite zu, offen. Es wurde bitter kalt trotz der zahlreichen Steine, mit denen der Eingang ziemlich weit verſetzt iſt. Mich unter meiner Pferdedecke beläſtigte die Friſche der Luft gar wenig, deſtomehr aber meine weniger gut ausgerüſteten Gefährten, welche die ganze Nacht hindurch ein großes Feuer unterhielten, trotzdem aber tüchtig froren. Außerdem litten ſie viel durch das unabläſſig von der Decke tröpfelnde Waſſer, während ich in dem dicken Rauche beinah erſtickte.

Am anderen Morgen waren einige kleine Pfützen in der Nähe dick überfroren und der Boden mit Stengeleis bedeckt. Wiederum war die Eisbildung nur durch Verdunſtungskälte ermöglicht worden; denn die Queckſilberſäule im Thermometer ſtand vier Grad über Null und ſank erſt, nachdem ich die Kugel angefeuchtet, unter den Gefrierpunkt herab. Mein Citoyen und die Madagaſſen, welche bisher noch kein Eis geſehen, verwunderten ſich höchlich über das ſonderbare, feſte Waſſer; wir erlaubten uns den Scherz, ihnen einige Stücke davon zwiſchen Hemd und Rücken zu ſtecken, und ſahen boshaft zu, wie ſie zappelten und ſich der kalten Berührung zu entwinden ſuchten.

Unſere barfüßigen Begleiter hielten uns lange auf, da ſie ſich aus einigen Stücken Sackleinwand noch „Mokaſſins“ zum Schutze gegen Kälte und gegen ſcharfe Steine fertigten. Erſt halb ſieben Uhr waren wir ſo weit, daß wir die Höhle verlaſſen konnten. Wir banden einen Vorrath von halbtrocken gekochtem Reis in ein großes Tuch, nahmen dazu Fleiſch, Käſe, etwas altes Brod und Rum mit und ließen die anderen Sachen unter dem Schutz eines Madagaſſen zurück.

Nach einer guten Viertelſtunde erreichten wir den Abfall, von welchem aus wir geſtern die herrliche Ausſicht genoſſen. Eine halbe Stunde beſchwerlichen Kletterns brachte uns hinab in die „Plaine des Sables“ genannte Lavaebene, in welcher die Rivière de l'Eſt entſpringt — d. h. wenn es regnet. Von einem Wege, welchen der Bruder unſeres Führers früher eröffnet und bezeichnet haben wollte, war Nichts zu erkennen: auf der glatten, hier und da von grobem vulkaniſchen Sande bedeckten Fläche hinterläßt der Fuß keine Spuren. Wir gingen alſo auf gut Glück nach dem Feuerberge zu, zwiſchen einigen niedrigen Hügeln hindurch. Das von der Sonne erhitzte, dunkle Geſtein ſtrahlte eine unangenehme Wärme aus. In Schweiß gebadet, gelangten wir nach zehn Uhr an den 8- bis 900 Fuß tiefen zweiten Abſturz, den Grand Enelos. Wer dieſe ſteile, in Form einer Parabel gezogene Wand ſieht, wie ſie überall in gleicher Höhe das Gebiet des Feuerherdes umſchließt, Dem kann kein Zweifel aufkommen über die Art und Weiſe ihrer Entſtehung: die ſchwarze Ebene da unten muß vordem in gleicher Höhe mit der oberen verlaufen und danach mit einem Male hinabgeſunken ſein!

Wie wir hier hinunterkommen ſollten, vermochten wir nicht einzuſehen, doch verſicherte uns der Führer, es gäbe einen geeigneten Abſtieg. Längs des Walles hin wandernd, bemerkten wir auch endlich eine weniger ſteile Stelle — es war der Pas de Bellecombe welchen wir ſuchten. Dies iſt wiederum eine ſehr unpaſſende Bezeichnung, denn der Herr Gouverneur Bellecombe kehrte, wie wir von Bory de St. Vincent wiſſen, eben hier entmutigt um; richtiger vielleicht iſt der Name Caverne de Bellecombe, welchen man einer geräumigen, etwa zwanzig Fuß unter unſerem Standpunkt befindlichen Höhle gibt.

Auch meine Gefährten ſcheuten ſich, ihre Glieder hier zu Markte zu tragen. Ich ſchritt voran, aber ſie waren durch Nichts zu bewegen, mir zu folgen, und wurden auch nicht beherzter, als ich ohne Unfall die Tiefe erreicht hatte. Am ängſtlichſten war der Kapitän; er rief mir mit lauter Stimme nach, daß er ſich nicht in augenſcheinliche Lebensgefahr begeben wolle um des elenden Ruhmes willen, den Vulkankegel erklommen zu haben: — es iſt eine bekannte Sache, daß die meiſten Seeleute, ſo kühn ſie auch auf ihrem Schiffe ſind, auf dem ungewohnten Boden des Landes Nichts zeigen von ſolcher Eigenſchaft des Geiſtes. Auf ſein und der Anderen Verlangen mußte ich ihren Madagaſſen mit einem angemeſſenen Theile der bei mir befindlichen Lebensmittel zurückſchicken. Jetzt blieben nur noch der Führer und Fantaiſie, mein Träger, bei mir.

Als Fantaiſie unſere Geſellſchaft ſo klein werden ſah, verlor er allen Mut und wäre am liebſten den Anderen gefolgt. Je näher wir dem Berge kamen, deſto verzagter wurde er. Ob er über die Maßen ermüdet war, oder ob eine dunkle Angſt vor einem Ausbruch des Vulkans ihn beherrſchte, konnte ich nicht enträthſeln; kurz, als wir den Fuß des Berges erreichten, war er nur noch mit größter Mühe einige Schritt vorwärts zu bringen, dann aber blieb er aufgeregt und keuchend ſtehen und erklärte entſchieden, nicht weiter gehen zu wollen. Mit allen Mitteln der Ueberredung lockten wir ihn noch bis auf die halbe Höhe; von hier an blieb er immer mehr zurück und war endlich verſchwunden, ohne daß wir wußten, wohin er ſich verſteckt. Auf all unſer Rufen und Bitten antwortete er nicht, ſodaß wir ſchließlich umkehren und ihn hinter den Felſen ſuchen mußten. Ich war ſo aufgebracht über dieſe Störrigkeit, daß ich ihm ſicherlich eine Züchtigung hätte angedeihen laſſen, wenn er nicht als Neger, welch Volkes Gemütsſchwankungen oft wunderbar ſind, einige Nachſicht verdient hätte. Da es unmöglich war, Fantaiſie zur geringſten Ortsveränderung zu veranlaſſen, ließ ich ihn hier und nahm ihm nur die unentbehrlichſten Sachen ab.

Der Weg über die rauhen, höckerigen und wulſtigen Lavamaſſen war ein ſehr beſchwerlicher; auch die Glut der Sonne und die Dünne der Luft trugen nicht wenig dazu bei, uns die Arbeit ſauer zu machen: doch war es recht wohl auszuhalten, da ja die Beſteigung höchſtens ein Stündchen dauern konnte. Indem wir aller zwanzig Schritte ein wenig raſteten, langten wir gegen Mittag dicht am höchſten Punkte des Vulkans, an dem ſteilen Kegel des alten Kraters an. Noch ſahen wir Nichts von der Oeffnung, aus welcher ehemals die Eingeweide der Erde ſich mit ungeheurer Kraft ihres Inhaltes entledigt hatten. Als wir aber, auf dem Bauche liegend, uns behutſam aufwärts zogen, that ſich vor uns ein ungeheurer, faſt kreisrunder Keſſel auf, ziemlich ebenſo weit wie tief, mit ſenkrecht abfallenden Wänden, mit einem Boden ſo glatt wie ein gefrorener See. Alles war kalt und ſtarr in der Tiefe; keine Spur vulkaniſcher Thätigkeit, nicht das leiſeſte Rauchwölkchen zeigte ſich mehr — es war eben der erloſchene Krater.

Viel Mühe hatten wir, ein Feuerchen zu entzünden, weil mein Träger den mitgenommenen Zunder aus Bequemlichkeit weggeworfen hatte und der Führer aus St. Pierre nicht ſo gut mit Reiſeerforderniſſen verſehen war wie ſeine weniger ſeinen Standesbrüder in Salazie. Endlich gelang es meinem Manne, mit Stal und Stein etwas von dem mürben Futter ſeiner Weſte zum Glimmen zu bringen. Wir fachten den Funken zur Flamme, nährten

dieſe mit Spänen und Splittern von einem Reiſeſtock und ſahen bald das Waſſer in dem kleinen Meſſingkeſſel kochen (50).

Nachdem ich die Geräthe zuſammengepackt, wandten wir uns dem 350 Fuß niedriger gelegenen zweiten, dem thätigen Krater zu. Wir beſchleunigten unſere Schritte nach Kräften, denn wir hatten ſeit dem frühen Morgen Nichts genoſſen, und unſere Lebensmittel waren bei Fantaiſie zurückgeblieben. Anfangs ging es über runzelige und holperige Lava, wie wir ſie ſchon in der Ebene und beim Aufſteigen kennen gelernt; dann kamen wir jenſeit eines Abfalles auf lockeren Boden, bedeckt mit ſcharfem vulkaniſchen Sande und mit Bruchſtücken eines graugelben, glimmerglänzenden Steines. In zwanzig Minuten erreichten wir die jüngſte Stätte der Ausbrüche. In dieſen Schlund zu blicken, iſt gefährlicher als dort, weil ringsum tiefe Spalten laufen, welche ein breites Stück des feſten Bodens abtrennen und unſicher machen. Mit der äußerſten Vorſicht ſchoben wir den Kopf vorwärts und lugten hinab in den Keſſel: er iſt ganz ähnlich geſtaltet wie der alte Krater, nur beſitzt er bei etwa gleichem Durchmeſſer eine beträchtlichere Tiefe. Auch hier war Alles ſtarr und todt, doch ließ ein ganz leichter Schwefelgeruch, welcher an einigen Stellen aufſtieg, erkennen, daß hier die Verbindung mit dem Erdinneren, wenn ſchon eine ſehr dürftige, noch beſtand. Nichts verrieth, daß einige Wochen darauf ein ſchrecklicher Ausbruch ſtattfinden ſollte mit Feuerſtrömen, welche das ſechs Meilen entfernte Meer erreichten — erſt acht Tage nach meinem Beſuche begann eine Säule aufſteigenden Rauches das bevorſtehende Ereigniß zu verkünden. Der Ingénieur colonial Maillard, deſſen vortrefflichem Werk über die Inſel Réunion wir ſo Vieles verdanken, war glücklicher als ich; er beſuchte den Krater kurz nach dem Ausbruch und genoß einen erhabenen Anblick: in der fürchterlichen Tiefe unter ſich ſah er die Lava noch glühen und wallen, nicht als eine einzige feurige Maſſe zwar, wol aber in leuchtend rothen Adern zwiſchen Feldern einer halberſtarrten, dunklen Kruſte. Der noch thätige Krater hat, nach Maillard, eine Tiefe von etwa 150 Metern bei einem Durchmeſſer von 200 bis 300 Metern. Dem großen oder erloſchenen Krater gibt unſer Gewährsmann 200 Meter Durchmeſſer und zehn bis zwanzig Meter Tiefe (Notes sur l'île de la Réunion, p. 128); letztere Angabe beruht wol auf einen Irrthum, denn unſerer Erinnerung nach ſind beide Krater tiefer als weit.

Meine Neugier war befriedigt. Ohne Verzug begab ich mich auf den Rückweg und beeilte mich umſomehr, da ich entdeckte, daß auch der Boden, auf welchem ich wandelte, unſicher und trügeriſch war: ich ſah ein kopfgroßes Loch nicht weit von mir, näherte mich und warf einen Stein hinab, um zu ſehen, wie tief es ſei; über eine Minute lang horchte ich, aber vergebens, der Stein ſchlug nicht auf; ich klopfte mit dem Bergſtock auf den ſo unſchuldig und glatt ausſehenden Boden — hu, Das klang hohl und dünn wie ein irdener Topf! Erſchrocken ſprang ich auf, lief fliegend mehr als ſpringend dem vorausgegangenen Führer nach und fühlte mich nicht eher wieder behaglich, als bis ich auf unſerem früheren Standpunkt angekommen war. Weiterhin aber betaſtete ich den Boden immer erſt vorſichtig, bevor ich ihn betrat, und ging, wo er nicht recht ſicher klang, im weiten Bogen ringsum. Noch lange hinterher gruſelte es mich, wenn ich daran dachte, wie leicht ich ohne Zweck und Nutzen in das Bodenloſe hätte ſinken können. Das Vorhandenſein ſo dünner Lavaſtellen beſtimmte mich auch, den alten Weg wieder zu benutzen, anſtatt, wie ich früher gewollt, über den Grand Brûlé und Ste. Roſe zurückzukehren.

Um ein Uhr kamen wir bei Fantaiſie an. Er hatte ſich's unterdeſſen bequem gemacht und ſchien neue Kräfte zu fühlen, auch war ſeine Angſt zum großen Theil geſchwunden, als er uns mit heiler Haut zurückkehren ſah. Ueber unſere Vorräthe hatte er getreulich Wacht gehalten; zum Lohn dafür kredenzten wir ihm einige Schluck Rum — in Ermangelung

eines Glaſes in dem Boden einer leeren Flaſche. Dann öffneten wir unſer Vorrathstuch und vertilgten geſchwind den immer noch lauwarmen Reis.

In ſcharfem Schritte, gewiß drei Meilen die Stunde, marſchirten wir unſerem geſtrigen Nachtlager zu. Fantaiſie folgte uns mit einer Behendigkeit, die wir ihm nicht zugetraut hätten — ging es doch nunmehr heimwärts! Von dem Fuße des Kraters an erreichten wir nach fünfundzwanzig Minuten den ſteilen Wall bei dem Pas de Bellecombe, in zwanzig Minuten hatten wir ihn erklommen, eine Stunde erforderte der Weg durch die Ebene zwiſchen den beiden Enclos und fünfundzwanzig Minuten das Emporklettern nach der letzten Stufe; acht Minuten darauf ſtanden wir vor der Caoerne des Lataniers, in welcher, zu unſerem nicht geringen Erſtaunen, unſere treuloſen Reiſegefährten noch hauſten. Auch ſie waren einigermaßen verwundert, uns hier zu ſehen, da ſie mich, wenn überhaupt noch am Leben, auf dem Wege nach Ste. Roſe geglaubt hatten. Den Kapitän, welcher vorher mit Selbſtgefühl von ſeinen großen Reiſen in das Innere von Senegambien erzählt, ſchien es einigermaßen zu verdrießen, daß er ſich von einer ſo unbedeutenden Schwierigkeit, wie der Pas de Bellecombe es iſt, hatte zurückſchrecken laſſen. Er begann, ſeine Seelaune auf die unliebenswürdigſte Weiſe zu zeigen: er wollte nicht glauben, was ich geſehen, bezweifelte die Angaben meiner Uhr und ließ in Worten und Geberden ſeinen Aerger merken. Als ich von dem Abſtieg nach Cilaos erzählte, um zu zeigen, daß im Vergleiche mit ſolchen Fahrten unſer heutiger Ausflug wenig Beſchwerden gehabt, frug er heftig, ob ich ihn denn für ein Kind hielte, daß ich ihm ſolche Dummheiten weiß machen wolle, wie, daß ein Geiſtlicher mit Soudane und Schnallenſchuhen die furchtbare Wand hinabgeſtiegen ſei! So ſchimpfte er den ganzen Abend über fort, ſo lange ich noch Etwas hörte.

Am nächſten Morgen, am 4. Auguſt, weckte ich meine Gefährten zeitig, weil ich St. Denis noch an demſelben Tage zu erreichen wünſchte. Man erklärte Dies für unmöglich und that deshalb Nichts, um den Aufbruch zu beſchleunigen. Gegen ſechs Uhr verließen wir die Höhle. Wir wanderten auf demſelben Wege wie vorher und unterbrachen unſeren Marſch nur minutenlang. Die Zeit verging uns ſchnell, denn der Kapitän erzählte in geſchwätziger Weiſe von Frankreichs Ruhm und ſchmähte andere Nationen ſowie auch die hieſige Geiſtlichkeit, Beides in der ſchlecht verhehlten Abſicht, mir Etwas anzuhaben. Da er ſich bald in die Hitze hinein ſprach und ich ruhig blieb, bot ſich manche Gelegenheit, ihm derbe Winke über das Unfeine ſeines Benehmens zu geben. Herr Dumaine ſchien ſich an den kleinen Häkeleien zu ergötzen und verhielt ſich „neutral". Einmal nahm er mich bei Seite und bat, ich möchte dem Kapitän nicht zürnen; dieſer habe bisweilen ſeine ſchlimmen Stunden und beläſtige dann auch die Bewohner der friedlichen Anſiedelung in der „kleinen Ebene" nicht wenig.

Nach dreiſtündigem Wege hatten wir die gaſtliche Pflanzung des Herrn Godefroi erreicht. Ich wollte jeden Aufenthalt vermeiden, weil die Stunden mir koſtbar waren; aber die liebenswürdige Hausfrau ließ mich nicht von dannen, ohne mich und meinen Träger bewirthet zu haben. Leider ſollte das freundliche Bild, welches die am weiteſten vorgeſchobene Niederlaſſung der Plaine des Palmiſtes in meinem Gedächtniß hinterlaſſen, nicht ungetrübt bleiben. Es kam zur Bezahlung der Reiſekoſten. Schon vorher hatte ich meine Gefährten mehrmals gefragt, wie hoch ſich die an den Führer zu zahlende Entſchädigung belaufen würde, doch waren jene beharrlich einer beſtimmten Antwort ausgewichen. Mein Mißtrauen war hierdurch nicht rege geworden, weil mir die Leute als wohlhabend bekannt waren und anſtändig zu ſein ſchienen. Jetzt fragte ich den Führer ſelbſt nach meiner Schuld; er wollte gleichfalls nicht mit der Sprache heraus. Daraufhin ſchlug ich ihm vor, denſelben Lohn zu geben, den unſere Führer in Salazie erhalten hatten, nämlich ſechs Franken täglich. Ob dieſes beleidigenden Anerbietens aber gerieth der Mann außer ſich: fünfzehn Franken (vier Thaler) wollte er als Taglohn, obgleich er nicht, wie

die Salazie-Führer, eine Laſt getragen, ſondern nur mit uns gewandert und gegeſſen hatte. Um raſch fertig zu werden, bewilligte ich ſeine Forderung und legte ihm fünfzehn Franken als meinen Antheil hin. Da war das Erſtaunen ein allgemeines: der Führer wie meine Gefährten blickten mich verwundert an, und ich wiederum konnte mir Dies nicht erklären, bis mir endlich der Kapitän ſagte, „der Mann aus St. Pierre ſei blos meinetwegen mitgenommen worden, ſie als die Bewohner der Ebene brauchten keinen Führer, hätten mich überhaupt blos aus Gefälligkeit begleitet!“ Natürlich bezahlte ich nun ohne Zögern die verlangte Summe von fünfundvierzig Franken. Beim Abſchied drückten mir Herr und Frau Godefroi mit doppelter Herzlichkeit die Hand, gleichſam um mir zu zeigen, wie ſie über dieſen Auftritt dächten. Ihre Liebenswürdigkeit erſchien mir, ſeit jene beiden Herren die Maske abgeworfen, in noch ſchönerem Lichte; ich werde ihnen immer ein warmes Angedenken bewahren, verdanke ich ihnen doch einige der angenehmſten Stunden meines Reiſelebens!

Im Laufſchritt, im „Hundetrott“ (pas de chien), wie mein Träger ſagte, wanderten wir durch Wald und Rodung die Ebene hinab. Ein rauher Wind trieb uns den herabſtrömenden Regen heftig ins Geſicht — es war ein Wetter, wie es zu meinem Unmut paßte. In deſto beſſerer Stimmung ſchien Fantaiſie zu ſein; er rief ſein „bonjour, bonjour!“ in alle Hütten und grinſte freundlich, auch wenn Niemand ihm dankte. Ich hatte ihm nämlich einige „Coups de Sect“ und ein gutes Trinkgeld in Ausſicht geſtellt für den Fall, daß wir noch vor Abfahrt der Poſt nach St. Benoît kämen. Leider dauerte ſein Feuereifer nicht lange, ſeine Schritte verzögerten ſich bald, und endlich war er wieder ebenſo ſtörrig wie bei der Beſteigung des Vulkans. Vorher hatte er ſich gebrüſtet, den ganzen weiten Weg in zwei Stunden gehen und noch an demſelben Abende nach ſeiner Hütte zurückkehren zu wollen; jetzt war er verzagt und ließ ſich weder durch Bitten und Verſprechungen, noch durch gelegentliche Püffe und Drohen mit Lohnentziehung aufmuntern. Da es mir bei der bekannten Nachläſſigkeit der hieſigen Poſt Nichts genützt hätte, ohne mein Gepäck nach St. Benoît zu kommen, und ich es auch nicht ſelbſt zu tragen vermochte, begann ich ſchon, an dem Gelingen meines Vorhabens zu verzweifeln, als plötzlich wieder ein guter Geiſt in meinen Mann fuhr und er ſich wieder in Trab ſetzte.

Am Rande der Ebene angekommen, verließen wir die Straße und gingen in den nun zu wirklichen Gießbächen gewordenen „petits Chemins“ eiligſt die Steigung hinab. Einigermaßen ermüdet, erreichten wir die Brücke der Ravine Sèche, etwa in der Mitte des Weges nach Benoît. Ein kräftiger Schluck Vanillenrum aus der dortigen Kantine (Schenke oder Trinkbude) ſtärkte uns; Fantaiſie ſtreifte ſeine regenſchweren „Mokaſſins“ ab, und rüſtig ſchritten wir auf der nun ziemlich gerade verlaufenden Straße weiter. Der Regen wurde dünner und hörte endlich ganz auf. Unſer Ziel, St. Benoît, lag deutlich vor uns; wir mäßigten unſere Eile, weil es keinem Zweifel zu unterliegen ſchien, daß wir es noch rechtzeitig erreichen würden. Von dem angeſtrengten Laufen und dem brennenden Rum waren unſere Gaumen trocken geworden; Fantaiſie verſchaffte Linderung, indem er ſich auf einem Felde, wo man gerade erntete, einige Stengel Zuckerrohr erbettelte und mir großmütig die Hälfte davon überließ.

Später begann es wieder zu regnen, doch kümmerte uns Das nicht mehr, da wir bald die erſten Häuſer der Stadt erreichten. Ueber die ſtattliche Brücke der Rivière des Marſouins hinweg eilten wir dem Poſtbureau zu. Mein Begleiter jubelte laut über das ihm ſicher dünkende Trinkgeld; denn es war erſt zweidreiviertel Uhr und er glaubte wie auch ich, daß der Wagen um drei Uhr abginge: — wir erfuhren indeſſen, die Diligence habe St. Benoît bereits vor einer Viertelſtunde verlaſſen!

Wer über dieſe Nachricht mehr erſchrak, ob Fantaiſie oder ich, war ſchwer zu ſagen: er war um ſeine Franken gekommen, und ich hatte einen halben Tag der mir faſt unerſetzlichen

Zeit verloren. Privatwagen, nach denen ich fragte, waren ſo theuer, daß mir die Luſt, einen zu miethen, verging. Ich machte mich alſo mit dem Gedanken vertraut, die Nacht in dem Regenneſte St. Benoît zubringen zu müſſen, und ließ mir, um Dies wenigſtens recht behaglich thun zu können, ein Zimmer anweiſen oder beſſer geſagt eine „Bude“, ein beſcheidenes Kämmerchen mit Breterwänden. Eben war ich damit fertig, meine ſchrecklich zugerichteten Kleider zu wechſeln, als Jemand eintrat und mir einen Wagen nach St. Denis für fünfundzwanzig Franken anbot. Ich traute meinen Ohren kaum — denn die Diligence koſtete beinahe ebenſoviel — und dachte, die angebotene Kutſche würde wol ein erbärmlicher Karren ſein; doch war ich entſchloſſen, auch das ſchlechteſte Gefährt zu benutzen, und machte mich bereit.

Fantaiſie, den ich ſchon vorher mit Kaffee und Rum bewirthet, erhielt den Reſt meiner Reiſevorräthe und ein kleines, unerwartetes Trinkgeld: tiefgerührt verſprach er mir, mich nie zu vergeſſen. Herz und Mund gingen ihm auf, als er ſah, was ich zu Hauſe für ein guter Kerl ſei. Er erzählte mir von ſeiner Vergangenheit und Zukunft und ſagte nicht ohne Stolz, daß er bereits in zwei Jahren Grundbeſitzer ſein würde; er war nämlich vor ſechzehn Jahren in Dienſte getreten, aber nicht für anderthalb Franken täglich, wie die anderen Engagés, ſondern für eine Entſchädigung an Land, für die freie Benutzung von dreihundert Gauletten, welche nach achtzehn Jahren Dienſtzeit ihm zu eigen gehören ſollten. Begeiſtert nahm er Abſchied von ſeinem Quäler und Gönner; er wollte noch dieſen Abend nach Hauſe zurückkehren, um ſeinem Weibe das ihm zu Theil gewordene beſcheidene Glück brühwarm zu erzählen. Ich mußte ihm geloben, auf allen meinen künftigen Reiſen in der Plaine des Palmiſtes nur ſeine Dienſte zu benutzen. Dies that ich gern und mit umſoweniger Bedenken, als ich leider überzeugt war, daß ich das ſchöne Land nie wieder ſehen würde.

Inzwiſchen fuhr der Wagen vor, — ein zweiſpänniger, verdeckter Wagen! Der Inſaſſe bat mich, einzuſteigen, er forderte die Bezahlung nicht im Voraus — die Sache wurde immer wunderbarer! Die Auflöſung des Räthſels ergab ſich bald aus der unterwegs geführten Unterhaltung: mein Retter war ein Zuckerpflanzer oder ſo etwas Aehnliches; er hatte nothwendige Geſchäfte in St. Denis und dachte, den kleinen Beitrag zu ſeinen Reiſekoſten, welchen er durch ſeine Freundlichkeit gegen mich erlangte, mitnehmen zu können. Ich fragte ihn nicht nach ſeinem Namen, weil es ihm vielleicht unangenehm geweſen wäre, wenn man ſich ſpäter das Geſchichtchen von dem kleinen Nebenverdienſt erzählt hätte. Uebrigens beſaß der Mann, welcher mir durch ſeine Betriebſamkeit einen ſo großen Dienſt erwieſen, ein menſchlich fühlendes Herz: er ließ einen armen, deſſelben Weges ziehenden Mulatten ohne Bezahlung auf den Bock ſteigen.

Bequem und hurtig rollten wir durch die Nacht dahin. Ich entſchlummerte ſanft und erwachte erſt in den Straßen von St. Denis, als der Kutſcher mich fragte, ob ich nicht Marienſtraße Nr. 4 wohne. Der Mann wußte alſo, wer ich war! Die herbeieilenden Diener erzählten mir, daß der Baron noch in Mauritius weile. Ich erfriſchte meinen Pflanzer mit einem Glaſe Bordeaux-Bier und händigte ihm dann mit dem aufrichtigſten Danke das redlich verdiente Gold ein. Beiderſeits zufrieden trennten wir uns.

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Abschied von den Maskarenen.

Lebewohl den Freunden. — Die Getreuen Spekes und die sog. „gebildeten" Europäer. — Nachricht von Thorntons Tod. — Unsere Wege trennen sich. — Bourbon sonst und jetzt. — Ueberhandnehmen des Zuckerrohrbaues und schlimme Folgen davon. — Was dem Lande Noth thut. — Réunions Verhältniß zu Frankreich. — Beziehungen zu Mauritius und Madagaskar. — Verschiedene Arten von Kolonien. — Vortheile überseeischer Besitzungen für Deutschland. — Inwiefern eignet sich Ostafrika für deutsche Siedelungsversuche?

Unter Einpacken und Abschiednehmen verging die kurze Frist von zwei Tagen schnell genug. Der Postdampfer traf pünktlich am Morgen des 7. August ein und mit ihm der Baron, welcher im Fluge die Nachbarinsel durchstreift hatte. Ein fröhliches Frühstück in der Evêché vereinigte uns zum letzten Male mit unseren lieben Freunden. Sie gaben uns alsdann das Geleit bis an den Strand. Wir sagten ihnen nochmals Dank für all ihre außerordentliche Freundlichkeit, bestiegen das Boot und verließen bald darauf die schöne Insel, auf Nimmerwiedersehn, wie wir uns sagen mußten!

Diesmal war der Nepaul nicht so stark besetzt als früher; dafür aber beherbergte er einige merkwürdige Gäste, welche wir nicht unerwähnt lassen dürfen, da sie überall, wo sie auf ihrem Wege das Land berührten, mit Aufmerksamkeiten überschüttet worden: „die Getreuen Spekes." Sie waren nach Beendigung der bewundernswerthen Reise ihres Herrn über Gondokoro nach Kairo gekommen, von dort mit der Eisenbahn nach Suez und mit dem Dampfer nach Mauritius gefahren, um über die Seschellen nach Sansibar zurückzukehren. In Port Louis waren sie die Helden des Tages gewesen: der Statthalter und die Einwohnerschaft hatten sich beeifert, ihnen Theilnahme und Dank für ihr anerkennenswerthes Verhalten zu bezeigen; man hatte sie allerwärts umhergeführt, zu Festlichkeiten geladen und sie endlich mit einer schnell gesammelten, namhaften Summe beschenkt. Während der Fahrt nach den Seschellen kamen Spekes Getreue wenig zum Vorschein; sie saßen, zumeist auf die Hacken gekauert und die Hände über die Knie gefaltet, auf ihrem Platz am Hinterdeck. Als die auf Sansibarweise gekleideten Neger und Negerinnen in Port Viktoria den Dampfer verließen, erregten sie bei den Kajütfahrgästen, welche vorher keine Ahnung von ihrem Hiersein gehabt hatten, das größte Aufsehen. Leider gaben die „gebildeten" Weißen ihre Neugier und Verwunderung in einer sehr unschicklichen Weise kund: sie lächelten verächtlich, spotteten über Tracht und Haltung und brachten die armen Eingeborenen, welche durch das

Spalier der schöngekleideten Fahrgäste Spießruthen laufen mußten, in die ärgste Verlegenheit. Unartiger als Alle benahm sich eine kleine, von den Maskarenen nach Europa zurückkehrende Schauspielerin; wer ihr Gebaren sah, Dem drängten sich Zweifel auf, ob die äußere Bildung, deren sie und ihres Gleichen sich rühmen, denn wirklich einen Vorzug vor den „Wilden" begründet! Soviel ist sicher, daß jene Neger an diesem Tag einen sehr schlechten Begriff von europäischer Gesittung empfangen haben.

Späterhin, in Sansibar selbst und schon auf der Weiterreise, lernte ich die Getreuen Spekes genauer kennen; sie zeigten sich, als ihr anfängliches Mißtrauen geschwunden, in ihrer gemütlichen Natürlichkeit, erzählten mit Wohlgefallen von ihrer großen Reise, von den Ehrenbezeigungen und Freundlichkeiten, welche sie in Kairo, Aden und Mauritius empfangen, und verriethen durch Nichts, daß sie dümmer wären, als vollständig unerzogene Menschen in Europa, als die Mehrzahl unserer unter Gänsen und Kühen aufgewachsenen Landsleute: sie zeigten im Gegentheil eine gewisse Geweckтheit in ihrem Gedankenkreise, wie man sie ja auch daheim bei Leuten von mangelhafter Bildung und einseitiger Beschäftigung findet.

Nach fünftägiger Fahrt kamen wir auf den Seschellen an. Durch besondere Vergünstigung wurden uns die inzwischen angekommenen Briefe sogleich ausgeliefert. Der Baron empfing aus Sansibar die Trauerkunde, daß Thornton, sein Begleiter auf der ersten Dschaggareise, an Bord des Livingstoneschen Dampfers „Pioneer" einem bösartigen Fieber erlegen sei (51). Dies war also der dritte Todesfall, welcher unseren Reisenden seit seiner Ankunft in Afrika näher berührte! Und doch sollten die Namen Roscher, Koralli und Thornton nur den Anfang einer längeren Liste bilden. — Ich dagegen hatte die unbeschreibliche Freude, die ersten Nachrichten von den Meinen zu erhalten, die ersten Briefe in den sechzehn Monaten meiner Abwesenheit von Europa.

Die Stunde der Trennung von meinem verehrten Chef, welchem ich so vieles Gute und Schöne verdankte, war herangekommen: er ging mit dem Nepaul weiter nach Aden und von da nach der Heimat, um die Vorbereitungen zu seiner nächsten großen Reise zu leiten, den Bau eines geeigneten Flußdampfers zu besorgen, neue Gefährten zu gewinnen und sich mit den nöthigen Vorräthen auszurüsten — ich kehrte nach Sansibar zurück, um dort mit Beobachtungen, Sammlungen und Ausflügen den bisher verfolgten Zwecken weiter zu dienen.

Bald waren die Postgeschäfte beendet; die Passagiere für Sansibar hatten sich auf einem bereitgehaltenen Boote eingeschifft, und weiter dampfte der Nepaul nach Aden zu. Der Pleiad, auf welchem ich meine Rückreise vollenden sollte, lag bereits im Hafen; seine Abfahrt verzögerte sich indessen um einige Tage, weil er herwärts durch heftige Winde gelitten und noch einige Ausbesserungen zu besorgen hatte. Ich vertrieb mir die Zeit mit Wiederholen der früheren Beobachtungen und, in der angenehmen Gesellschaft meiner alten Freunde Hewison und Bishop, mit öfteren Spaziergängen am Strand und auf den herrlichen Bergen. — Diesmal dauerte die Fahrt nach Sansibar nur sechs Tage, während wir vorher über vierzehn gebraucht hatten. Ich mit meinen zwei Leuten bildete wol den am wenigsten erwarteten Theil der Reisegesellschaft; man glaubte uns bereits im waldigen Inneren Madagaskars oder am Hofe Radamas II., da man noch keine Ahnung hatte von den jüngsten Ereignissen auf der großen afrikanischen Insel.

Nun wir Réunion kennen mit seinen Bergen, Schluchten und fruchtbaren Gefilden, sei es gestattet, einen Blick zu thun auf dessen Vergangenheit und Zukunft. Maillard's ausgezeichnetes Werk „Notes sur l'Ile de la Réunion", dessen wir schon früher gedacht haben, wird uns vielfach ein zuverlässiger Führer hierbei sein. Wer die herrliche Insel

durchwanderte, welche Alles, was Landſchaften der verſchiedenen Himmelsſtriche Schönes und Großartiges bieten, gewiſſermaſſen in einer Nußſchale vereinigt; wer die vortrefflichen Einrichtungen des Landes bewundern gelernt und Monate lang ſich erfreut hat an der berühmten Gaſtfreundſchaft ſeiner Bewohner, Der muß zugeſtehen, daß die Franzoſen Grund haben, Réunion die ſchönſte und reichſte ihrer Kolonien zu nennen. Wie aber iſt dieſes Eiland, welches vor dreihundertfünfzig Jahren der Welt noch unbekannt war, danach hundertfünfzig Jahre lang unbewohnt blieb und erſt im Laufe der Zeiten ſeine jetzigen Reichthümer zugebracht erhielt, wie iſt Bourbon zu Dem geworden, was es jetzt iſt? Die Beantwortung dieſer Frage dürfte in mehr als einer Hinſicht lehrreich ſein, namentlich für uns Deutſche, die wir jetzt ernſtlich daran denken müſſen, uns auch Kolonien zu ſchaffen.

Zwiſchen dem Bourbon von jetzt und von früher iſt ein großer Unterſchied. Die Reiſenden zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erzählen von prächtigen, bis zum Meere herab reichenden Waldungen; ſie fanden Ueberfluß an allerlei Wild — auf den Bergen Ziegen, Schweine und Rinder, welche man früher ausgeſetzt, in den Gewäſſern ungeheure Fiſche und Schildkröten und am Strande ſeltſame, plumpe Rieſenvögel, welche ſo wenig ſcheu waren, daß man ſie mit Knütteln todtſchlagen konnte; die Anſiedler aber, erſt wenige Hunderte an Zahl, erfreuten ſich in Geſundheit dieſer Reichthümer der „Inſel mit dem herrlichſten Klima unter der Sonne" und nahmen die Fremden ſo liebenswürdig auf, daß einer von dieſen ſagt: „Ich kenne keinen Ort, wo die Geſellſchaft ſo zuvorkommend und angenehm, die Gaſtfreundſchaft ſo großartig und die Geſittung ſo ſanft wäre, wie hier." . . . Jetzt ſind die Wälder zum großen Theile verſchwunden und mit ihnen die jagdbaren Thiere; die Gewäſſer ſind entvölkert, und von den merkwürdigen Vögeln lebt kein einziger mehr; das Klima hat ſich verſchlechtert, und vordem unbekannte Krankheiten ſind eingeſchleppt worden — nur das Eine iſt unverändert geblieben, die Sittenanmut und, trotz allen Mißbrauchs, auch die Gaſtfreundſchaft der tauſendfach vermehrten Einwohnerſchaft. Doch ſo groß auch die Wandlungen ſein mögen, welche Bourbon in zwei kurzen Jahrhunderten zu beſtehen hatte, es ſieht in der nächſten Zeit noch bedeutſameren entgegen. In dieſe Verhältniſſe kann uns Nichts einen beſſeren Einblick verſchaffen, als die Betrachtung der Lebensweiſe und Thätigkeit der Einwohner zu den verſchiedenen Zeitabſchnitten.

Ehemals nährten die Anſiedler ſich hauptſächlich von dem Ertrag ihrer Gärten und Felder. Reis, Mais und europäiſches Getreide, Kartoffeln, grünes Gemüſe und allerlei Früchte wurden in ſolcher Menge erzeugt, daß nicht nur Bourbon und Mauritius, ſondern auch die vorbeifahrenden Schiffe reichlich damit verſorgt werden konnten. Danach beſchäftigte man ſich viel mit dem Anbau von Gewürzen, und eine Zeit lang war Kaffee der Hauptreichthum des Landes. Neuerdings aber (ſeit 1813) hat der Zuckerrohrbau die Kolonie dermaßen überſchwemmt, daß ſie den größten Theil ihrer Lebensbedürfniſſe von außen her beziehen muß. Die Begierde, Zuckerpflanzer zu ſein, ergriff die Leute wie ein wildes Fieber: blühende Gärten, Kaffee- und Gewürznelkenpflanzungen und die Wälder der Höhe, Alles mußte dem neuen, verheißungsreichen Gewächſe weichen. Namentlich Das war dem „kleinen Manne" verführeriſch, daß er von dem Zuckerſieder leicht Vorſchüſſe erhalten konnte, wenn er die Erträge ſeiner Felder ihm zum Voraus verſprach, und Das eben richtete ihn zu Grunde; denn die hohen Zinſen (zehn bis fünfzehn vom Hundert) verzehrten ſeine Einkünfte, und eine einzige Mißernte genügte dann, ſein verſchuldetes Gut dem Darleiher verfallen zu laſſen.

So kam es, daß der kleine Beſitz verſchwand und faſt das geſammte Grundeigenthum einigen hundert reichen Familien zu Theil wurde. Die Folgen blieben nicht aus: friſche Lebensmittel wurden mit der Zeit ſo theuer, daß nur noch Wohlhabende ſie ſich beſchaffen konnten, während Aermere und ſelbſt der Mittelſtand ſich mehr und mehr darauf angewieſen

ſahen, ihre Familien mit Reis, Mais und geſalzenen, von auswärts eingeführten Fiſchen und Fleiſchwaaren zu ernähren.

Noch eine andere Urſache trug zur Entſtehung dieſes Mißverhältniſſes bei: der Mangel an Arbeitskräften oder, was daſſelbe iſt, der hohe Preis der Handarbeit. Seit Abſchaffung der Sklaverei und ſeit dem Ueberhandnehmen des Zuckerrohrbaues war es nur größeren Eigenthümern noch möglich, die hohen Summen für die „Engagements“ (52) fremdländiſcher Arbeiter aufzubringen — kleinere Beſitzer mußten ihre Felder unbenutzt liegen laſſen, weil es ihnen an Händen fehlte, ſie zu bearbeiten, oder mußten die Grundſtücke, welche ihnen ein todtes Kapital geworden, nothgedrungen an die Zuckerpflanzer verkaufen.

Demungeachtet gedieh die Kolonie und entwickelte ſich ſchneller als je. Mit der Zeit jedoch entartete das Zuckerrohr, die Ausſaugung des Bodens machte ſich bemerklich, und oft zerſtörten Krankheiten und ſchädliche Inſekten einen großen Theil der Ernte. Nun wären Viele gern zu dem alten Anbau zurückgekehrt — aber es war zu ſpät, denn die Pflanzungen waren vernichtet, und in manchem des Zuckerrohrs wegen entholzten Gebiete war das fruchtbare Erdreich vom Regen herabgeſchwemmt worden, ſodaß der nackte Fels zu Tage ſtand und jeglicher Anbau ſchlechterdings unmöglich war. Die Frage: was ſoll Réunion beginnen, wenn das Rohr noch ſchlechter gedeiht als jetzt und die Einführung neuer Stecklinge Nichts mehr hilft, wird alljährlich eine brennendere. Bourbon ſteht vor einer Kriſis, welche in den nächſten Jahren hereinbrechen muß, und es iſt mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen, daß von dem Zuckerrohrbau in einigen Jahrzehenden nur wenig mehr übrig ſein wird.

Trotzalledem iſt das Land noch nicht verloren! Schon bemühen ſich die beſten und einſichtigſten Männer, die Lebensfrage der Inſel auf eine entſprechende Weiſe zur Löſung zu bringen. Man hat verſchiedene Vorſchläge gethan, um den beſtehenden Uebelſtänden abzuhelfen. Die Einen riethen, ſich gänzlich auf Anbau von Getreide zu beſchränken, in der ſehr richtigen Erwägung, daß alsdann die Anſiedler wenigſtens nicht zu verhungern brauchten — aber ein Land, welches nur Das erzeugt, was es für ſich braucht, würde in Kurzem der Barbarei wieder anheimfallen. Andere meinten, man müſſe frühere Gewerbszweige wieder aufnehmen oder mit größerer Kraft betreiben — aber auch Dies wird nur theilweiſe helfen, denn manche der früheren Kulturen, wie der Gewürznelkenbau, ſind unmöglich geworden durch die geänderten Handelsverhältniſſe, und andere, wie der Anbau von Kaffee oder Vanille, würden keinen dauernden Erſatz bieten, theils weil nur gewiſſe Länderſtrecken dazu benutzt werden können, theils weil die vermehrte Erzeugung der Waare ſehr bald ein Sinken des Preiſes zur Folge haben würde. Vielleicht iſt die an manchen Stellen vortrefflich gedeihende Baumwolle berufen, dereinſt eine Rolle im Haushalte der Inſel zu übernehmen.

Ueber mehrere der Gewächſe, welche künftighin Bourbons Reichthum bilden ſollen, ſind erſt noch Erfahrungen zu ſammeln. Derartige Verſuche durchzuführen, genügt es nicht, daß die Pflanzer hier und da ihre Felder mit neuen Gewächſen beſtellen: es iſt auch die Fürſorge des Staates nothwendig, damit Jeder die Belehrung finde, welche er ſucht, und die neuen Pflanzen, welche er braucht. Leider werden die für deren Eingewöhnung ſo unſchätzbaren Einrichtungen, welche Bourbon bereits beſitzt, der botaniſche Garten und die beiden Jardins d'Acclimatation in einer unbegreiflichen Weiſe vernachläſſigt: es wäre Pflicht der Verwaltung, beſonders aber der Ackerbaukammer, dafür zu ſorgen, daß ſolchen Uebelſtänden ſchleunigſt abgeholfen und die Anſtalten, welche zu ſo großen Dienſten für das Land berufen ſind, aufs Reichlichſte mit den erforderlichen Mitteln verſehen würden.

Soll das Land ſich gedeihlich entwickeln und der Ackerbau der „kleinen Leute“ wieder zur Blüte kommen, ſo iſt es ferner, wie bereits erwähnt, auch nothwendig, die Zahl der Gemeinden zu vermehren. Es würden ſich dann neue Mittelpunkte der Bevölkerung bilden, und man könnte Landſtriche bebauen, welche außerhalb des Zuckerrohrgürtels liegen

und von den jetzigen Städten und Dörfern allzu weit entfernt sind, als daß die Erzeugnisse sich mit Vortheil verwerthen ließen. Selbstverständlich müßten dann auch neue Verkehrswege angelegt und vor Allem die zweite Gürtelstraße, die Route Henry Delisle, vollendet werden.

Ein anderer Vorschlag, die Zukunft der Kolonie sicher zu stellen, ist der ebenfalls schon erwähnte, einen Gürtelkanal in der Höhe von achthundert bis tausend Metern über der Meeresfläche rings um die Insel zu führen: durch ihn würden die Erträge der Insel sich geradezu verdoppeln lassen. „Die vollständige Verwirklichung dieses Vorschlages", sagt Maillard, „ist vielleicht nur ein schöner Traum, die theilweise aber ist möglich und gewiß; denn auf Réunion ist unter Mitwirkung des Landes, der Gemeinde und der Bevölkerung Alles ausführbar."

Wie wir Bourbon kennen gelernt, zweifeln wir nicht, daß man Mittel finden wird, die bevorstehende Krisis zu überwinden, ja wir sind überzeugt, daß die schöne Siedelung verjüngt und gekräftigt aus ihr hervorgehen muß: nach Einführung der erwähnten Verbesserungen wird der Wohlstand gewiß gleichmäßiger vertheilt und gesicherter sein, als er je in den besten Tagen der Zuckerrohrzeit war, wie ja auch seit Einführung der freien Arbeit, allen Befürchtungen der Pflanzer zum Trotz, die Entwickelung des Landes eine günstigere, die Begründung der Vermögen eine festere geworden ist.

Jetzt tritt an uns die Frage heran: Was hat Bourbon dem Mutterlande genützt, und was nützt es ihm noch? Unmittelbar bringt diese Kolonie wie die meisten anderen, Java vielleicht ausgenommen, geringen Vortheil; denn, so gut geordnet auch Verwaltung und Finanzen sind, die Einnahmen gestatten eben, Alles im Stand zu erhalten und die nöthigen Verbesserungen vorzunehmen, reichen aber nicht aus zur Bestreitung anderer Unkosten. Frankreich hat sogar jährlich dritthalb Millionen Franken zuzuschießen für Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, Kirche und Schule und für verschiedene Bauten, ungerechnet die noch beträchtlicheren Summen, welche Militär und Flotte in Anspruch nehmen. Wollte man aber deshalb meinen, es wäre rathsam für Frankreich, sich des zehrenden Anhängsels zu entledigen, so beginge man einen gewaltigen Irrthum; man würde ganz außer Acht lassen, daß tausende von Franzosen hier ihr Glück gefunden und Vermögen erworben haben, daß Anderen, denen die Heimat zu eng war, die Kolonie Raum und Gelegenheit bot, ihre Kräfte zum Nutzen des Vaterlandes zu verwenden, daß Frankreichs Handel und Gewerbe sich bereicherten, indem sie ihre Erzeugnisse nach der fremden Insel lieferten, daß endlich die französischen Kriegsschiffe in Bourbon ihre Hauptstation für den indischen Ocean und einen wichtigen Erholungsort haben.

Noch höheren Nutzen in jeder Hinsicht würde Réunion bringen, wenn es mit Mauritius vereinigt wäre. Beide Inseln gehören naturgemäß zusammen und ergänzen eine die andere: Mauritius, dem größten Theile seiner Oberfläche nach dem heißen Himmelsstrich angehörig, die mit zwei schönen Häfen versehene Handelsinsel, in welcher fast alle nach Indien und China segelnden Schiffe anlaufen — und das bergige, in die kühleren Gebiete hineinragende Réunion, welches Getreide und Schlachtvieh in Menge liefern könnte und in seinen gesunden, hochgelegenen Thälern den Bewohnern des Nachbarlandes eine Genesungsstätte bietet. Es war ein unglücklicher Mißgriff, Mauritius und Réunion zu trennen, und französischerseits ein unverzeihlicher Fehler, sie nicht wieder zu vereinigen, als man das reiche Mauritius gegen die unbedeutenden französischen Besitzungen in Indien (Pondichery und Carical) erwerben konnte. Der „Mauritius-Almanac" äußert hierüber: „Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, ob über die Beschränktheit des englischen Staatsmannes, welcher diesen Tausch anbot, oder über die Unfähigkeit des französischen Ministers, welcher das glänzende Anerbieten zurückwies."

Doch es iſt nutzlos, über die Vereinigung der beiden Inſeln zu ſprechen; ſie werden wol für immer getrennt ſein! Allerdings erinnert auf Mauritius noch Alles an die franzöſiſche Herrſchaft; die Einwohner ſind ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe nach zumeiſt Franzoſen und ſprechen franzöſiſch, die Zeitungen erſcheinen halb franzöſiſch, halb engliſch und Aehnliches mehr: aber England wird gewiß niemals ſeine reiche Beſitzung aufgeben, den vortrefflichen Hafen, den einzigen im Umkreiſe von tauſend Meilen, wo ſeine Schiffe Schutz finden und Ausbeſſerungen vornehmen können, den feſten Fußpunkt für die Kriegsmarine, welche die oſtafrikaniſchen Wäſſer beherrſchen, die britiſchen Schiffe ſchützen und den Sklavenhandel unterdrücken ſoll. Und ebenſowenig wird Frankreich die ärmere, aber ſchönere der beiden Schweſterinſeln abtreten, ſchon aus dem Grunde nicht, weil es von hier aus ſeinen noch niemals aufgegebenen Plan einer Beſitzergreifung von Madagaskar ſo bequem zur Ausführung bringen kann.

Ließen die ehrgeizigen Beſtrebungen Frankreichs ſich verwirklichen, was allerdings nicht Jedem wahrſcheinlich vorkommt, ſo würde Bourbon als Vermittlerin zwiſchen Madagaskar und Europa eine erhöhte Wichtigkeit erlangen, doch nur auf kurze Zeit, denn bald würde Madagaskar die kleine, wenn auch weiter vorgeſchrittene Siedelung weit überflügeln, und letztere würde dann nur noch ein Anhängſel ſein der großen, reichen Inſel, welche den Mittelpunkt der ganzen Gruppe bildet.

Man hat viel darüber geſprochen und geſchrieben, ob es auch für Deutſchland räthlich ſei, überſeeiſche Pflanzſtätten anzulegen. Viel Verwirrung iſt in dieſen Streit gekommen durch die Verwechſelung der verſchiedenen Arten von Kolonien. Mancher kämpft gegen tropiſche Anſiedelungen überhaupt und bringt Gründe vor, welche nur gegen eine Art derſelben, gegen Ackerbaukolonien gerichtet ſind — an dieſe aber hat vernünftiger Weiſe Niemand gedacht, wenigſtens in der Weiſe nicht, wie jene Herren meinen. Und ſolche Unklarheit herrſcht noch in Kreiſen, denen man ein reiferes Urtheil zutrauen ſollte. Das Erſcheinen eines Buches, welches dieſe Verhältniſſe in gemeinfaßlicher Weiſe darſtellt, iſt deshalb freudig und mit Dank zu begrüßen — wir meinen Ernſt Friedel's (53) „Die Gründung preußiſch-deutſcher Kolonien im indiſchen und großen Ocean.“ Der verdienſtvolle Verfaſſer, welcher unermüdlich thätig iſt, den richtigen Anſchauungen über Koloniſationsweſen Bahn zu brechen, ſetzt die erwähnten Unterſchiede, auf welche Wilhelm Roſcher zuerſt mit Nachdruck hingewieſen, mit großer Klarheit auseinander. Einige ihm entlehnte Beiſpiele werden am geeignetſten ſein, die ſo wichtige Eintheilung in Handlungs-, Pflanzungs-, Eroberungs- und Ackerbaukolonien zu verdeutlichen.

Ackerbaukolonien ſind oder waren Auſtralien und Nordamerika. In derartige Länder, deren klimatiſche Verhältniſſe europäiſchen Auswanderern nicht allzu fremdartig vorkommen, ſtrömen Millionen von Anſiedlern, bemächtigen ſich in Kurzem der ausgedehnten Ackerbau- oder Weideflächen und vernichten in faſt ſtetem Kriege die eingeborne Bevölkerung. Zugleich haben ſie mit einer mächtigen Natur zu kämpfen: ſie haben Wälder zu roden, Sümpfe auszutrocknen oder dürre Ländereien zu bewäſſern, Straßen, Kanäle, Schulen und Kirchen zu bauen, brauchen alſo Geld, ſehr viel Geld und können mithin dem Mutterlande wenig oder Nichts abgeben, beziehen vielmehr beträchtliche Unterſtützungen von dort, murren, ſo oft ſie Etwas dagegen leiſten ſollen — ſei es nun an Geld oder an Menſchenkräften bei einem ausbrechenden Kriege — und fallen über lang oder kurz als ſelbſtändige Staaten mit demokratiſchen Verfaſſungen von jenem ab. Wenn man im gewöhnlichen Leben von Kolonien ſchlechtweg ſpricht, ſo meint man in der Regel dieſe.

Anderer Art sind die Eroberungskolonien, wie sie früher die Spanier und Portugiesen in Mittel- und Südamerika begründeten, wie neuerdings die Franzosen eine in Nordafrika (Algerien) angelegt haben. Auch nach ihnen ziehen sich Auswanderer in Massen, aber nicht Ackerbauer, sondern hauptsächlich Abenteurer sowie Soldaten, Beamte und Geistliche; es entsteht in ihnen eine schroffe Ungleichheit der Stände, und die Eingebornen werden nicht ausgerottet, sondern bilden nur die unterste Klasse der Bevölkerung, den Stoff, über welchen die Eingewanderten herrschen. Eroberungskolonien werden immer in gewissem Grade unsittlich sein und ungesunde Verhältnisse zeigen, bis sie über lang oder kurz in eine der anderen Formen übergangen sind.

Pflanzungskolonien sind diejenigen, aus denen wir die Kolonialwaaren beziehen. Unter heißem Himmelsstriche gelegen, bringen sie Zucker, Kaffee, Gewürze u. dgl. hervor, selbstverständlich nicht durch die freie Arbeit europäischer Ansiedler, sondern mit Hilfe von eingeborenen oder aus anderen Ländern herbeigeschafften Arbeitern (Negersklaven, Engagés, indischen oder chinesischen Kulis). Die einträglichsten der Kolonien gehören dieser Abtheilung zu, und unter ihnen wieder ist Java die gepriesenste — das kleine Holland gewinnt alljährlich zehn bis vierzehn Millionen Gulden aus dieser Niederlassung allein.

Hierzu kommen noch die Handelskolonien der seefahrenden Völker. Derartige Niederlassungen können mit den geringsten Kosten, ja fast ganz ohne Aufwand errichtet werden, bringen reichen Ertrag und nehmen oft eine außerordentlich günstige Entwickelung. Eine Handelskolonie ist Singapore; Sansibar könnte eine solche werden, wenn die Insel durch irgendwelche Streitigkeiten in den Besitz einer europäischen Macht käme.

Nicht in allen Fällen läßt sich diese Eintheilung streng durchführen. Ein Beispiel hierfür bietet die Insel Réunion, welche in hervorragendem Sinne Pflanzungs-, zugleich aber auch Ackerbaukolonie ist, da in ihren höher gelegenen Gebieten Arbeiter europäischer Abstammung das Feld selbst bestellen können, ohne ihre Gesundheit zu beeinträchtigen. In anderen Siedelungen ist die Vermischung dieser vier Abtheilungen noch bunter, doch tragen sie immer vorwiegend das Gepräge von einer derselben.

Was uns Deutsche zur Anlegung von Kolonien veranlassen könnte, ist etwa Folgendes:

1) Wir haben eine Auswanderung, welche alljährlich sehr beträchtliche Summen an Geld sowie an körperlicher und geistiger Kraft dem Auslande zuführt und somit uns erhebliche Verluste bringt; denn von den Ausgewanderten kehrt selten jemand mit dem in der Fremde vermehrten Vermögen zurück, die meisten werden sogar nach ein oder zwei Geschlechtern der heimischen Sprache untreu.

2) Bei uns gibt es tausende von Leuten, und zwar höchst befähigte, geschickte und achtungswerthe Leute, welche in den engen, von unserer Gesittung gesteckten Schranken sich nicht wohl fühlen, weil sie nicht den richtigen Wirkungskreis, nicht Spielraum für ihre Kräfte finden; außerdem gibt es, um mit Friedel zu sprechen, Viele, welche durch eine unbedachte Handlung oder ein sorgloses Leben gezwungen worden, die Heimat zu verlassen und sich jenseit des Weltmeeres eine Heimat zu suchen, in welcher sie von Neuem beginnen und sich im Schweiß ihres Angesichtes eine ehrenvolle Stellung erringen können: alle Diese gehen mit wenigen Ausnahmen bei unsern jetzigen Verhältnissen zu Grunde; entweder sie verkümmern auf ungeeignetem Boden im Vaterlande, oder sie werfen sich verzweiflungsvoll dem Ausland in die Arme und finden dort, vorzeitig an Geist und Körper zerrüttet, ein trauriges Ende. Für solche „Schiffbrüchige“ würde schon eine kleine deutsche Kolonie ein Rettungshafen sein.

3) Nicht nur die Auswandernden allein, auch das gesammte Volk würde geistigen Vortheil haben von dem Verkehr mit einer überseeischen Besitzung. Um Dies zu erkennen,

ſehe man nur die Angehörigen koloniſirender Nationen an, wie unternehmend, ſtark und ſelbſtvertrauend ſie ſind der Mehrzahl unſerer Landsleute gegenüber, oder man betrachte diejenigen unter uns, welche nach längerer Abweſenheit von „drüben“ zurückkehren, wie ſie ganz Andere geworden, als ſie vorher waren! Zugleich gewinnt auch der Staat, welcher Ruhe als die erſte Bürgerpflicht betrachtet, entſchieden dadurch, daß die unruhigen Geiſter, welche zu Hauſe nicht gut thun, außer Landes gehen; denn erfahrungsmäßig erwachſen aus dieſen nicht nur brauchbare Glieder für die menſchliche Geſellſchaft überhaupt, ſondern auch oft höchſt nützliche Staatsbürger für das Heimatsland, welches ſie erſt in deſſen Kolonien ſchätzen und würdigen lernen.

4) Außerdem könnten, wenn wir ein Stück Land über dem Meere beſäßen, Staat und Gemeinden ſich Leute vom Halſe ſchaffen, welche ihnen jetzt eine drückende Laſt ſind, wie unverbeſſerliche Landſtreicher, Diebe und andere Plagen der Geſellſchaft; wie gern würde man oft das Doppelte des Ueberfahrtspreiſes bezahlen, um der beſtändig durch ſie verurſachten Sorge überhoben zu ſein! Die Ueberwachung der „Deportirten“ in der Strafcolonie iſt vielleicht nicht billiger als ihre Beaufſichtigung und Verpflegung im Mutterlande; dafür aber hat man die Ausſicht, jene Verwahrloſten dort noch zu retten, während ſie jetzt bei den Mängeln unſeres Strafverfahrens eher noch verſchlechtert werden. Viele der Aufgegebenen und Ausgeſtoßenen, Diebe, Wildſchützen u. dgl., würden ganz von ſelbſt ehrliche Menſchen ſein, wo es kein Eigenthum gibt, an welchem ſie ſich vergreifen, und keine Geſetze, welche ſie übertreten könnten. Für Andere würde der dort entbrennende „Kampf um das Daſein“ Veranlaſſung werden, daß die bisher verkümmerten guten Seiten ihres Weſen ſich entwickeln auf Koſten des im Müſſiggang zur Ausbildung gekommenen ſchlimmen. Wäre Dies nicht der Fall, ſo würde die Erſcheinung unerklärlich ſein, daß man in vielen Verbrecherkolonien ſicherer wohnt als in den großen Städten Europas. Rechnen wir noch

5) die greifbaren Vortheile dazu, welche heimiſche Gewerbsthätigkeit, Handel und Schifffahrt aus dem Verkehre mit überſeeiſchen Beſitzungen ziehen und hierdurch der Staat, deſſen Angehörige erhöhte Leiſtungsfähigkeit gewinnen, ſo leuchtet es wol Jedem ein, daß es für uns Deutſche von ungeheurer Wichtigkeit wäre, wenigſtens *eine* Kolonie zu beſitzen.

Und dennoch wollen noch Manche den Nutzen deutſcher Siedlungen beſtreiten! Sie berufen ſich in ihren Auslaſſungen hauptſächlich auf Nordamerika, welches doch gewiß ein mächtiges, blühendes Land ſei und einen mit fabelhafter Schnelligkeit ſich ausbreitenden Handel beſitze: die Herren bedenken aber nicht, daß die vereinigten Staaten vor Kurzem bereits mehrere Handelskolonien käuflich erworben haben, ferner daß Amerika dem größten Theile nach ſelbſt noch ein unentdecktes oder wenigſtens unausgebeutetes Land iſt, welches durchaus keinen Ueberfluß an Menſchen hat, vielmehr alljährlich einen ungeheuren Strom von Auswanderern in ſich aufnimmt, daß dort alſo eigentlich Alles fehlt, was uns mit Gewalt dazu drängt, Kolonien zu errichten. Viele meinen auch, daß die Opfer, welche die Gründung von überſeeiſchen Anſiedlungen erfordern würde, allzu beträchtlich wären im Verhältniß zu dem gehofften Nutzen: dieſe vergeſſen, daß manche Kolonien gar keine nennenswerthen Summen beanſpruchen, und daß, wer Nichts in ſein Geſchäft hineinſteckt, auch Nichts herausnehmen kann. Das beſte Beiſpiel, wie reichlich die vom Mutterlande gebrachten Opfer ſich verzinſen, bietet Bourbon dar, wo faſt Alles, was den Reichthum des Landes ausmacht, Pflanzen, Thiere und Menſchen, erſt eingeführt worden iſt, und wo durch koſtſpielige Unternehmungen, durch Wege, Brücken und Kanalbauten, noch größere Schätze zu heben ſind.

Gewiß wird es hier am Platze ſein, einige Worte darüber zu ſagen, ob und wie *Oſtafrika*, das Gebiet, in welchem von der Deckens Reiſen ſich bewegen, für europäiſche und beſonders für deutſche Koloniſation geeignet iſt. Schon bei mehreren Gelegenheiten haben

wir darauf hingewieſen, geradezu oder mittelbar, daß dieſes oder jenes der beſuchten Länder uns Deutſchen Vortheil bringen könnte. Wir haben in dieſer Hinſicht vom Kilimandſcharo geſprochen und von dem Bergland Uſambara, wir haben auch Sanſibar ſelbſt ſowie Mombas und die benachbarte Küſte in Betracht gezogen, und ſpäterhin, bei Erzählung der Reiſen im Lande der Somali und Galla, wird dieſer Punkt noch mehrfach betont werden. Es iſt unſere feſte Ueberzeugung, daß Oſtafrika ſich für Anſiedlungen aller Art eignet, wenn auch nicht für Maſſenauswanderungen europäiſcher Ackerbaufamilien. Nirgends in Afrika, oder wenigſtens nicht in dem unbeſetzten Theile dieſer Ländermaſſe, finden wir ſo viele Vortheile vereinigt wie hier: die Wärme iſt gleichmäßig, das Klima trotz aller Verleumdungen ſo geſund wie irgendwo zwiſchen den Wendekreiſen (man bedenke nur, daß Burton und Speke auf ihren langen Reiſen im Inneren Oſtafrika's keinen Mann von ihrer zahlreichen Begleitung verloren haben); werthvolle Bodenerzeugniſſe ſind im Ueberfluſſe vorhanden, nicht nur die, welche wir bis jetzt erwähnt und in einem beſonderen Anhange des dritten Theiles weiter zu behandeln gedenken, ſondern auch Schätze, welche am beſten geeignet ſind, tauſende von Einwanderern in die Wildniß zu locken — das Gold der ausgedehnten, von C. Mauch entdeckten Gebiete (ſ. Petermann's geogr. Mittheil. März und April 1868). Dazu kommt noch der gewichtige Umſtand, daß man in Afrika nicht um Arbeitskräfte verlegen zu ſein braucht.

Oſtafrikas Erzeugniſſe ſind jetzt ſo reichlich vorhanden, daß man fürchten muß, dem Lande wie dem Handel geſchehe Schaden, wenn nicht bald für beſſeren Abfluß geſorgt wird; ſie werden ſich ſtetig mehren im Verhältniß zur Nachfrage. Wer aber in Oſtafrika noch Etwas erlangen will, der muß ſich dazu halten! Schon iſt die Welt zum größten Theile weggegeben, und wenn die Entwickelung ſo fortſchreitet wie bisher, wenn die Entdeckungen Mauch's ſich beſtätigen, wann der Suezkanal vollendet ſein wird, in wenigen Jahren vielleicht ſchon, wird auch dort Nichts mehr zu holen ſein. Dann aber werden wir „träumeriſchen, unentſchloſſenen Deutſchen", wie man ſo oft uns nennt, nicht nur den Schaden, ſondern auch den Spott haben! Darum möge man die Worte beherzigen, welche einer unſerer berühmteſten Gelehrten und Reiſenden, der auch um die Erweckung der Theilnahme für deutſche Koloniſation hochverdiente Adolf Baſtian, beim vierzigjährigen Stiftungsfeſte der Berliner geographiſchen Geſellſchaft, deren Vorſitzender er iſt, bezüglich der Kolonialfrage ſprach: „Jetzt, wo Preußen gleichberechtigt in die Reihe der übrigen Seemächte eintritt, wo ſich die Flagge des norddeutſchen Bundes in den fünf Continenten entfaltet, wo ſie in jedem Meere von den Wimpeln der Kriegsſchiffe weht, die Gerichtsbarkeit der Konſuln ſchützt, jetzt muß baldmöglichſt und möglichſt raſch das Verſäumte nachgeholt werden!"

Vierunddreißigſter Abſchnitt.

Noſſibé.

Mein Reiſeplan. — Verzögerte Küſtenfahrt. — Bana Ali und ſeine Suria. — Ein Sturm und ſeine Folgen. — Am Ziele vorbei! — Mayotte in Sicht. — Schurkerei des Schiffers. — Troſtloſe Lage. — Unerwartete Rettung. — Im Hafen von Noſſibé. — Das Café Reſtaurant des Herrn Reyband. — Die Polizei auf meiner Spur. — Verhör beim Kommandanten. — Hudeleien. — Verrottete Zuſtände. — Bodenbeſchaffenheit und Gewäſſer der Inſel. — Noſſibé, ein Stück Madagaskar. — Das Chamäleon. — Andere Thiere. — Die Bevölkerung. — Geſchichte der franzöſiſchen Niederlaſſung. — Tiniaru, Sultahn von Noſſimitſiu. — Die Hauptſtadt Hellville. — Mein Wirth und ſeine Familie. — Ambanuru, der Markt von Noſſibé. — Vergebliche Bemühungen um ein Fahrzeug. — Photographiren. — Müßiggang zehrt. — Ein Strafausflug. — Uebertriebener Pflichteifer. — Spuren vulkaniſcher Thätigkeit. — Trotz des Führers auf falſchem Wege. — Herr Brune Martin und ſeine Zuckerſiederei. — Geradwegs in das Innere. — Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn. — An den Kraterſeen. — Sakalaviſches Familienleben. — Keine Krokodile geſehen. — Zurück. — Meine Lage am Ende der Regenzeit. — Ein Helfer in der Noth. — Mannigfache Enttäuſchungen. — Verkehr mit Dr Monestier und Anderen. — Die Haft wird immer unangenehmer.

Schon längſt hatte ich den Wunſch gehegt, die Inſel Angaſija oder Groß-Komoro näher kennen zu lernen, von welcher ich bereits viel Merkwürdiges erfahren. Ihren prächtigen, hohen Vulkan hatte ich ſelbſt geſehen beim Vorüberfahren an der Komorengruppe; von dem letzten, großartigen Ausbruche dieſes Feuerberges hatte mir ein amerikaniſcher Kaufmann zu Sanſibar erzählt, und Mancherlei war mir berichtet worden von der Grauſamkeit und Glaubenswut der Eingeborenen, was ich durchaus nicht zuſammenreimen konnte mit dem friedlichen Ausſehen und dem guten Betragen der mir bekannten komoriſchen Hausdiener. Erſt im Frühjahre 1864, als Baron von der Decken in Europa weilte, bot ſich mir eine Gelegenheit, mein Vorhaben auszuführen.

Der Nordoſtmonſun ging ſeinem Ende entgegen. Es litt mich nicht mehr in der Stadt; ich mußte hinaus, um eine neue Thätigkeit zu beginnen. Mit dem letzten Wehen des nördlichen Windes hoffte ich das nahegelegene Komoro-Eiland ſchnell und ſicher zu erreichen, mit Beginn des Südweſtes gedachte ich die Rückfahrt anzutreten — die Ausſicht war verlockend, Alles ſchien meinem Unternehmen günſtig zu ſein; doch galt es, ſich zu beeilen, da der entgegengeſetzte Wind leicht früher eintreten und ſo die Reiſe verhindern konnte.

Am liebſten hätte ich ein Fahrzeug für die ganze Dauer der auf vier bis ſechs Wochen berechneten Reiſe gemiethet, hauptſächlich, um unabhängiger in meinen Bewegungen zu ſein und um den immerhin verdächtigen Eingeborenen gegenüber einige Sicherheit zu haben. Leider war Dies nicht thunlich, weil in den Monaten der gewinnbringenden Südfahrten kein Schiffer ſich auf kurze Zeit verdingen wollte. Nicht ohne Mühe machte ich ein nach Madagaskar beſtimmtes Bethen ausfindig, deſſen Nahoſa und Eigner, Juma ben Saidi aus Lamu, ſich verpflichtete, mich nach Angaſija zu bringen und daſelbſt zwei Tage zu verweilen, um mich wieder an Bord nehmen zu können, falls ich ſchlechte Aufnahme fände; er verlangte für jeden Tag ſowol der Reiſe als auch ſeines Aufenthaltes im Hafen eine Entſchädigung von vier Thalern. Dieſen ungewöhnlich hohen Preis bewilligte ich ihm, als er mir verſprach, auf dem nächſten Wege der Inſel zuzufahren und nicht, wie es die arabiſchen Schiffer gewöhnlich thun, längs der Küſte hin bis zu einem beſtimmten, dem Ziele gegenüberliegenden Punkte.

Ich war aufs Beſte ausgerüſtet mit allen erforderlichen Waaren und anderen Gegenſtänden ſowie mit Empfehlungsbriefen Seid Madjids, welche ich der freundlichen Vermittelung des engliſchen Konſuls, Oberſt Playfair, verdankte. Nachdem ich das Haus beſtellt und meine Papiere dem Hamburger Konſul übergeben, ging ich am Nachmittag des 20. April mit einem Gefolge von elf Leuten an Bord meines Bethens, nicht ohne von mehreren Seiten im Ernſt und Scherz vor den mordluſtigen Komorianern gewarnt worden zu ſein. Durch die Unpünktlichkeit einiger Fahrgäſte aufgehalten, kamen wir an dieſem Tage nur bis zur kleinen Inſel Schumbi, ſieben Meilen ſüdlich von der Stadt, und ankerten hier die Nacht über.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung und trotz ſeines Verſprechens fuhr der Nahoſa am folgenden Tage nahe am Lande hin und hielt bei Dunkelwerden hinter Ras Adege an der Feſtlandsküſte. Er beruhigte mich, indem er mir verſicherte, er würde morgen beſtimmt den gewünſchten Kurs einſchlagen. Aber auch nächſten Tages traf er keine Anſtalten dazu, ſegelte vielmehr immer nur mit halber Kraft, um die Schiffe einiger ſeiner Freunde zu erwarten und ihnen glückliche Fahrt zu wünſchen, und ließ am Abende, ſo ſehr ich auch dagegen ſprach, bei Kiſimani an der Oſtſpitze der Inſel Maſia (Monfia der Karten) Anker werfen. Da ein prächtiges Abendroth den Himmel über dem Feſtland erhellte — bei den Arabern ein Anzeichen von Sturm und Regen — ſtach Juma ben Saidi, den Regeln der europäiſchen Schiffahrtskunſt zuwider, auch am vierten Tage nicht in die offene See, deren hohe Wogen er fürchtete: er machte bei Zeiten Halt in der Nähe des Kap Kiloa, welches wir in langſamen Laufe erreichten. Das lange Ausbleiben des angekündigten Unwetters veranlaßte ihn, auch nächſten Tages die Küſtenfahrt fortzuſetzen und ſich ſchon zeitig am Nachmittag im Hafen von Mdjinga vor Anker zu legen. Alle meine Einreden, Bitten und Drohungen blieben ohne Wirkung; der Nahoſa ſchwur, nicht anders fahren zu können, erklärte, ſein Verſprechen ſei unter den beſtehenden Verhältniſſen unausführbar, verſprach jedoch, am nächſten Tage ſicherlich die gerade Richtung nach unſerem Reiſeziel einzuſchlagen. Ich mußte mich fügen, ſo unangenehm der Zeitverluſt mir war, behielt mir aber vor, den verſprochenen Ueberfahrtspreis auf angemeſſene Weiſe zu kürzen.

Bis jetzt war die Reiſe, abgeſehen von der langen Verzögerung, recht angenehm geweſen und hatte mancherlei Abwechſelung geboten. Das kleine Fahrzeug gewährte allerdings keine Bequemlichkeiten; es war nicht beſonders feſt gefügt, ſodaß von unten das Seewaſſer und von oben bei ſchlechtem Wetter der Regen eindrang; auch war es zu eng für die unverhältnißmäßig zahlreiche Schiffsgeſellſchaft: dieſe Uebelſtände empfand ich jedoch nicht ſehr, weil ich mich den größten Theil des Tages auf Deck aufhalten konnte. An Unterhaltung fehlte es nicht; denn das Wechſeln der Umgebung und die Bemerkungen meiner Begleiter über die Natur der Inſeln, an denen wir vorbei fuhren, nahmen meine Aufmerkſamkeit faſt unabläſſig in Anſpruch, des Abends aber, oder wann es außerhalb nicht viel zu ſehen gab, übten die kleinen Vorgänge an Bord und der Verkehr der verſchiedenartigen, hier zuſammengewürfelten Menſchen ihre Anziehungskraft auf mich aus.

Die merkwürdigſte Perſönlichkeit unter den Fahrgäſten war Bana Ali (Herr Ali), ein luſtiger Araber von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, welcher die Mannſchaft fortwährend in heiterſter Stimmung erhielt. Bald erzählte er lange Geſchichten, die er mit ſo drolligen Faxen begleitete, daß Keiner ernſthaft bleiben konnte; bald ſang er mit Fiſtelſtimme Lieder von recht anſprechender Melodie, bald erheiterte er uns durch ſein ſonſtiges Thun und Treiben. Sein zweites Ich war ſeine Suria, eine ſchwarze Sklavin, ein keineswegs hübſches, aber recht gutmütiges Geſchöpf. Am Tage, während die Männer auf Deck weilten, hielt ſie ſich hinter dem erſten Verſchlage der Kajüte auf; am Abende, wann ſie kein Licht und keine neugierigen Augen mehr zu fürchten hatte, kam ſie hervor, nahm in

dem allgemeinen Geſellſchaftsraume Platz neben ihrem Herrn und Meiſter und lauſchte mit Andacht ſeinen Erzählungen und Geſängen; Nachts aber wickelte ſie ſich mit ihrem betagten Gatten in eine gemeinſame Matte, vermutlich um ihn mit ihrem Jugendfeuer zu erwärmen, und ſchlief hier, von einem Kamelhaarmantel zugedeckt, bis der Morgen ſie wieder in ihr Verſteck trieb. Bana Ali wachte mit Eiferſucht über der Tugend ſeiner Sklavin; nicht genug, daß er durch die Art und Weiſe ſeiner nächtlichen Einrichtung Treuloſigkeiten verhinderte, er erzählte auch der Abſchreckung halber allerlei Schauergeſchichten von Strafen, welche die Verführer und Verführten treffen, von Verſtümmelungen, Erſäufungen und dergleichen. Freilich erregte er hierdurch mehr Gelächter als Furcht, denn Niemand konnte ſich unter dem luſtigen Ali einen blutigen Tyrannen vorſtellen. Spaßhaft war es zu ſehen, wie er ſich, von Rheumatismus oder Verdauungsbeſchwerden geplagt, von ſeiner Suria heilkünſtleriſch behandeln ließ: ſie ſetzte ſich neben oder auch auf ihn und begann, mit ihren ſammetweichen, von keiner Arbeit rauh gemachten Händen ihren Gebieter vom Halſe bis zu den Füßen herab zu kneten und zu ſtreichen, an den leidenden Stellen, an Schultern, Armen und Beinen, längere Zeit verweilend. Dieſes „Walken", ein überaus angenehmer und wohlthätiger Brauch, eine Kunſt, in welcher, wie früher erwähnt, die Suahelimädchen unterrichtet und geſchult werden, erfreut ſich bei den Morgenländern großer Beliebtheit und wird bei allerlei Unpäßlichkeiten mit vielem Erfolge geübt. Letzteres iſt leicht erklärlich, ſowol für einen Anhänger der Heilkunde als auch des thieriſchen Magnetismus.

Am 25. Februar endlich, bei der Mikindanibai, nördlich vom Kap Delgado, wurde das Fahrzeug öſtlich gewendet; der Kompaß ward in das bekannte, mit Hirſekörnern gefüllte Käſtchen geſetzt und der Kurs nach der Mitte der Inſel Angaſija genommen. Blieb der Wind günſtig, ſo konnten wir bereits am nächſten Abend unſer Reiſeziel erreicht haben. Aber das ſchöne Wetter war nun vorbei: noch in derſelben Nacht entlud ſich ein heftiges Gewitter, und ein Sturm erhob ſich, daß dem Seevolk angſt und bange wurde. Blendende Blitze fuhren ziſchend in das dunkle, aufgeregte Meer; dazu krachte der Donner, bald in kurzen, heftigen Schlägen, bald mit langandauerndem Getöſe, und die aufgeregte Flut umbrauſte uns, als ob ſie das Schiffchen verſchlingen wollte. Schon beim Nahen des Wetters war das Segel herabgenommen worden — jetzt ſtand das Steuer verlaſſen, und das Schiff war ein Spielball der Wogen; die Mannſchaft barg ſich zitternd in der Nähe der Kajüte, die Araber lagen auf den Knieen und riefen Allah den Barmherzigen an, doch Niemand that Etwas, um für den Fall eines Unglücks durch eigene Kraft ſich ſicherzuſtellen. Unſere Lage war nicht ohne Gefahr: eine einzige Sturzſee hätte genügt, den faſt offenen Raum mit Waſſer zu füllen, ein beſonders heftiger Windſtoß, das ungleich belaſtete Fahrzeug zu kentern. Allmählich aber beruhigten ſich die Elemente; gegen Morgen konnte wieder das Segel geſetzt werden, und wir durchſchnitten bei friſchem Winde die immer noch hochgehenden Wogen.

Wir fuhren in das Unbeſtimmte; denn Niemand konnte ſagen, wie weit wir in der Nacht verſchlagen worden waren. Zu allem Unglück blieb der Himmel den ganzen Tag über bedeckt, ſodaß eine aſtronomiſche Ortsbeſtimmung unmöglich. Auch die folgende Nacht war trübe. Endlich, gegen drei Uhr Morgens, zeigten ſich wieder einige Sterne, unter ihnen der glänzende Jupiter. Da dieſer erſt in zwei Stunden ſeine größte Höhe erreichte, ſomit eine Breitenmeſſung noch nicht thunlich war, begab ich mich wieder in die Kajüte und trug dem Nahoſa auf, mich in ſpäteſtens anderthalb Stunden zur Beobachtung zu rufen. Ich erwachte von ſelbſt, eilte auf Deck und gewahrte mit Schrecken, daß die Sonne dem Aufgange nahe, die Beobachtung alſo, an welcher mir ſo viel lag, verſäumt war. Der ſtumpfſinnige Schiffer ſaß in einer Ecke des Verdecks; er ſchlief nicht, hatte aber meinen

Auftrag vollſtändig vergeſſen. Ihm war es ziemlich gleichgiltig, wann und wo wir ankommen würden, da er die große Inſel Madagaskar doch nicht wohl verfehlen konnte.

Der Himmel umzog ſich wieder; die Sonne trat nicht eine Minute lang aus den Wolken, der Geſichtskreis war unklar und zeigte, ſo ſehr wir auch ſpäheten und lugten, Nichts, was einer Inſel ähnlich ſah. Nachmittag zwei Uhr indeſſen grenzte ſich im Norden eine dunkle Linie von dem Nebel ab. Anfangs ſchien es eine Wolke zu ſein, doch es war Land, eine nicht allzu hohe Inſel. Aber welche war es? Angaſija, Moali oder Mayotte? Ich rieth dem Nahoſa, das Fahrzeug zu wenden und näher anzuſegeln, damit wir erführen, wo wir eigentlich wären. Bei der guten Nordoſtbriſe hätten wir mit zweimaligem Wenden aufkommen müſſen — aber der Araber wollte davon Nichts wiſſen. Ich erinnerte ihn an ſein Verſprechen, ſprach von dem beträchtlichen Schaden, den er mir zufügen würde, wenn wir an den Komoren vorüber führen, drohte endlich, ihn nach der Rückkehr beim Konſul zu verklagen: doch weder Bitten noch Drohungen bewegten ihn, er blieb bei ſeinem Kurſe, und bald war das Land unſeren Blicken entſchwunden.

Die Prüfung der Karte lehrte, daß der geſehene Landſtreifen nur Moali oder die franzöſiſche Inſel Mayotte geweſen ſein konnte. Im erſteren Falle blieb mir eine Hoffnung; ich konnte nach Mayotte kommen und von dort aus möglicher Weiſe noch mein Ziel erreichen. Was andernfalls geſchehen mußte, wagte ich nicht auszudenken, da meine Vorräthe nur auf wenige Wochen berechnet waren und lange Monate vergehen konnten, ehe ſich eine Gelegenheit zur Rückreiſe fand! Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit durchmuſterte ich den trüben Himmel, ob nicht endlich die Sonne durchbrechen und mir eine Meſſung geſtatten würde. Da, als es beinahe Abend ward, erſchien ſie als ein heller Fleck in dem grauen Nebelſchleier. Scharfe Umriſſe waren nicht zu erkennen, doch gelang es mir, mit einem Piſtorſchen Prismenkreiſe die Höhe des Mittelpunktes zu meſſen. Hiernach berechnete ich mit angenommener Breite die Ortszeit, verglich ſie mit der beobachteten Chronometerzeit und fand zu meiner größten Beruhigung, daß wir uns ein wenig öſtlich von Moali befanden, alſo die Komoren noch nicht hinter uns hatten.

Auf mein Andringen verſprach Juma ben Saidi, mich in Mayotte anszuſetzen. Da ich indeſſen der Steuergeſchicklichkeit ſeiner Leute nicht recht traute und mich nicht nochmals einer Täuſchung ausſetzen wollte, wachte ich die ganze Nacht über an Deck und beobachtete fleißig den Kompaß. Am anderen Morgen, als die Sonne ſich erhob, hatte ich die Freude, Mayotte in der Ferne vor mir liegen zu ſehen. Bei prächtigem Wetter und feiner Briſe rückten wir der Inſel näher und näher. Gegen elf Uhr ſahen wir ganz deutlich das ſeichte, grüne Waſſer innerhalb der ringsum laufenden Riffe — ein Verfehlen des Eilandes erſchien jetzt nicht mehr möglich! Von der Nachtwache ermüdet, legte ich mich ein wenig zur Ruhe.

Als ich gegen zwei Uhr erwachte, eilte ich auf Deck, in der frohen Erwartung, dem erſehnten Hafen nahe zu ſein. Ich ſah vor mir — Nichts als das blaue Meer. Verwundert rieb ich mir die Augen, doch was ich ſah, war Wirklichkeit: Mayotte lag hinter uns, und der Nahoſa ſteuerte ruhig auf Madagaskar zu! Dieſe kaltblütige Frechheit und Wortbrüchigkeit des Elenden verſetzte mich in Zorn. Mit heftigen Worten warf ich ihm ſein Verhalten vor und forderte ſchleunige Umkehr. Lange hatte ich zu kämpfen, bis er ſich bewogen fühlte, ſein Fahrzeug zu wenden.

Wir ſegelten nun der nordweſtlichen Einfahrt in die Riffe zu. Um thunlichſt dicht bei dem Winde zu bleiben, ſetzte ich mich ſelbſt vier Stunden lang ans Steuer und brachte, was vorher alle als unmöglich beſtritten hatten, das Schiff der Südoſtſpitze von Mayotte ſo nahe, daß wir jeden einzelnen Buſch erkennen konnten. Eine leichte Landbriſe ſetzte ein, wir glitten langſam nordwärts, und ich gab mich der Hoffnung hin, den Paß in Kurzem zu erreichen. Da auf einmal gab der ſchurkiſche Araber Gegenbefehl und blieb dabei, ich mochte

ſagen, was ich wollte. Ich bat ihn, er möge noch bis zum folgenden Morgen warten und dann, wenn eine Einfahrt nicht möglich, nach Madagaskar fahren, ich wolle dann keinen Groll gegen ihn hegen; ich drohte ihm anderſeits mit einer Schadenerſatzklage — der Elende ſchüttelte mit dem Kopfe, er ſchien eine höhniſche Freude zu empfinden, daß ein Mſungu ſich vor ihm bis zum Bitten erniedrigt hatte. Mit Gewalt mußte ich meine Aufregung bemeiſtern, um keine Unvorſichtigkeit zu begehen, welche bei ſpäteren Reiſen viel Schaden bringen konnte: es trieb mich, den Nahoſa mit dem Revolver in der Hand zur Erfüllung ſeiner Verpflichtung zu zwingen — ein Unterliegen hätte ich nicht zu befürchten gehabt, da die feigen Araber und Neger, wie bekannt, ſich auf die Seite des Entſchloſſenen ſtellen — doch rieth mir eine innere Stimme, es nicht aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen, und ich gehorchte ihr.

Wie betäubt von der Gewißheit, dem gefürchteten Schickſale verfallen zu ſein, ſtieg ich hinab in die Kajüte. Es erbitterte mich, daß ich ſo ganz ohne die Möglichkeit eines Widerſtrebens in die Hände jenes verächtlichen Geſellen gegeben war, dem ich faſt täglich Wein, Brod und Thee gegeben, dem ich mit Arzenei geholfen, wann er das Fieber hatte — doch ich mußte mein Loos ertragen. Schlaflos ſaß ich auf meinem Bette bis zum Morgen, in trübe Gedanken verſunken, ein zweiter Odyſſeus, welcher, hilflos von Strand zu Strande verſchlagen, weinend den Göttern ſeine Noth klagt.

Mit Tagesanbruch erhob der Sturm ſich wieder, und der Regen fiel mit geringen Unterbrechungen bis zum Abende. Das Steuerruder zerbrach, die Fugen des Schiffes thaten ſich auf, daß alle Hände ſchöpfen mußten, um das Waſſer zu bewältigen. Wann unſere Reiſe endigen würde, war nicht abzuſehen; denn der Nahoſa hatte nach arabiſcher Art ſchon wieder das Segel eingezogen, und das ſteuerloſe Fahrzeug war ein Spiel der Winde und Strömungen. Dauerte dieſes Wetter noch lange, ſo ſtand uns, wenn überhaupt das Schiff es aushielt, ſogar Mangel bevor; bereits wurde das ziemlich verdorbene Trinkwaſſer knapp, und die friſchen Lebensmittel gingen zu Ende. Dieſer Gedanke, ſowie die Unannehmlichkeiten des Aufenthalts in der Kajüte, in welcher jetzt gegen dreißig Menſchen zuſammengekauert ſaßen und das Waſſer von ihren ſchmuzigen Kleidern abrauchen ließen, übten jedoch keinen Eindruck auf mich: theilnahmlos und ohne nach Nahrung zu verlangen, ſaß ich Tag und Nacht in meiner Kammer und ſtarrte nach meinem Handkompaß, um zu ſehen, in welcher Richtung wir getrieben würden.

Am zweiten Morgen vor Sonnenaufgang klärte der Himmel ſich auf. Ich begab mich an Deck, um Jupitershöhen zu meſſen und nach ihnen den Ort des Schiffes zu beſtimmen. Da ſehe ich, nur wenige Meilen entfernt, eine bergige Küſte. Kaum traute ich meinen Sinnen — meiner Rechnung nach konnte noch nicht die halbe Entfernung von Mayotte nach dem nächſten Lande durchſegelt ſein — aber eine Täuſchung war undenkbar, wir hatten ohne Zweifel Land vor uns, ein Stück von Madagaskar, wir waren von einer günſtigen Strömung faſt unmerklich über die Hälfte der Entfernung dahingetragen worden! Nun war wenigſtens das Eine ſicher, daß wir nicht auf See zu verderben brauchten, daß ich bald meinem Gefängniß entrinnen konnte! Solch frohe Ausſicht übte einen wunderbaren Einfluß auf meine Stimmung und mein Befinden: ich bekam wieder Verlangen, Etwas zu mir zu nehmen, ich genoß mit Behagen eine Taſſe Thee und eine kräftige Suppe, und danach fühlte ich mich außerordentlich erquickt und geſtärkt.

Das Land lag im Nordoſten vor uns. Bei dem Kurſe, welchen wir zuletzt inne gehalten, mußte es die Landzunge im Süden der Bai von Paſandava ſein; die Seeleute aber behaupteten, es wäre die innerhalb der Bai gelegene Inſel Noſſibé, eine Beſitzung der Franzoſen. Ich bemühte mich, ihnen das Gegentheil zu beweiſen, allein vergeblich — die erfahrenen Männer, welche bereits zehn- oder zwölfmal in Noſſibé geweſen, mußten Das beſſer wiſſen als ich, der ich das Land nur aus meinem Papiere kannte; ſie nannten mir alle

Namen der ſichtbaren Berge und Inſeln und ſteuerten oſtwärts weiter. Als wir näher kamen, wurde ihnen die Sache bedenklich: ſie erwogen die Möglichkeit, daß ich doch vielleicht Recht haben könnte. Demzufolge richteten ſie das Schiff, wie verſuchsweiſe, nach Norden. Einige Zeit danach wußten ſie ganz beſtimmt, wo wir waren, und nun ſchwuren ſie auf ihre jetzige Meinung ebenſo keck, wie ſie kurz vorher die entgegengeſetzte vertheidigt hatten. Wir näherten uns dem Hafen überaus langſam. Später begann der Regen noch einmal und veranlaßte den Rahoſa wieder, zwei Stunden lang das Segel einzuziehen. So kam es, daß wir erſt gegen Sonnenuntergang den Ankerplatz erreichten.

Keine Stunde länger als unbedingt nöthig wollte ich in den Räumen bleiben, wo ich ſo Viel erduldet! Der Schiffer weigerte ſich indeſſen, mich an Land zu bringen, bevor die franzöſiſchen Zollbehörden ihm Dies geſtattet hätten. Da ich aber mit aller Entſchiedenheit auf meinem Vorhaben beſtand und die Verantwortung auf mich zu nehmen verſprach, gab er, vor Furcht zitternd, nach und ließ das Boot ins Waſſer ſetzen. Dies brachte auf einem kleinen, dauartig aufgetakelten Fahrzeuge, welches in einiger Entfernung vor uns lag, eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Ein Farbiger, deren mehrere ſich dort auf Deck tummelten, rief mir in madagaſſiſcher Sprache zu, ich dürfe das Schiff nicht verlaſſen. Selbſtverſtändlich kam mir ſolches Verbot aus dem Mund eines Madagaſſen überaus lächerlich vor und hinderte mich ebenſowenig wie die Bitten und Beſchwörungen der Schiffsmannſchaft an der Ausführung meiner Abſicht. Ich fühlte ein unwiderſtehliches Verlangen, wieder unter fühlende, gleichgeſinnte Menſchen zu kommen, in einem reinlichen Gemache zu ruhen und meinen Hunger und Durſt mit etwas Anderem zu ſtillen, als mit Schiffszwieback und übelriechendem Waſſer.

Der Vorſicht halber, um keine Unannehmlichkeiten mit Polizei und Zollbeamten zu haben, nahm ich nur zwei meiner Leute als Begleiter und eine wollene Decke mit mir. Langſam durch die Dunkelheit rudernd, an einem Schiffswrack vorüber, erreichten wir nach kurzer Zeit den Hafendamm; hier ſtiegen wir aus. Gleichzeitig mit uns landete ein Boot von dem vorerwähnten, mit Madagaſſen beſetzten Fahrzeug. Ich ließ die Leute nach der Polizei fragen, um dieſer zuerſt meinen Beſuch abſtatten zu können, erhielt aber nur verworrene Andeutungen. Die Madagaſſen entfernten ſich; wir folgten ihnen, weil wir auf dieſe Weiſe am ſicherſten die Stadt zu erreichen hofften. Hier angelangt, wiederholte ich meine Frage, aber mit demſelben Erfolge. Ich glaubte, jetzt meine Schuldigkeit gethan zu haben, und bemühte mich ohne Zögern, ein Unterkommen zu finden. Nach langem Umherlaufen in der Finſterniß und nach vielem Fragen entdeckte ich endlich ein Haus mit dem vielverheißenden Schilde „Café Restaurant“. Der freundliche Wirth, ein Herr Reybaud, bereitete mir, da er zu ſo ſpäter Stunde nichts Beſſeres hatte, einen Eierkuchen, trug hierzu eine Doſe „Sardinen in Oel“, eine Flaſche Rothwein und vortreffliches Waſſer auf, alles Dinge, an denen ich mich mit nie gefühltem Behagen labte.

Kaum hatte ich die Mahlzeit beendet, als ein behäbig ausſehender Herr eintrat, „um ſich nach dem Fremden zu erkundigen, welcher ohne Erlaubniß an Land gekommen ſei,“ und mich aufforderte, mit ihm zum Commandant particulier zu gehen. Obgleich ſehr müde, folgte ich ihm unverweilt. Wir gingen in das Haus des Statthalters, des Polizei- und Marinekommiſſärs, trafen aber Niemand zu Hauſe. Herr Berger, ſo hieß mein Begleiter, der Befehlshaber eines kleinen Wachtſchiffes — ein abgetakelter Schooner, wie ſich ſpäter herausſtellte — deſſelben Fahrzeuges, aus welchem mir die Madagaſſen ihr Verbot zugerufen und mir an Land gefolgt waren, erkundigte ſich freundlich und theilnehmend nach meinem Schickſal und empfahl mir, am nächſten Morgen zeitig zum Kommandanten zu gehen. Er war vernünftig genug, mich hiernach allein zu laſſen; vielleicht fühlte er ſich auch ermüdet, denn der kurze Weg auf den nicht beſonders ebenen Straßen hatte den wohlbeleibten Mann außer Athem gebracht. Ich begab mich nach dem Gaſthaus zurück, wo mir Herr

Reybaud im Billardzimmer ein Sofa eingeräumt hatte. Hier ſchuf ich mir in Schnelle ein bequemes Lager; meine ſchwarzen Begleiter ſtreckten ſich in einer Ecke des Zimmers aus, und bald lagen wir Alle in tiefem Schlafe.

Schon bevor ich erwacht war, hatte der Kommandant, Monſieur Déruſſat, mehrmals nach mir fragen laſſen; mein Wirth aber hatte in freundlicher Rückſichtnahme mich nicht geſtört. Um nicht ſäumig zu erſcheinen warf ich mich ſchnell in meine Reiſekleider und eilte hinab in das Regierungsgebäude. Ich mußte eine geraume Zeit warten, ehe ich vorgelaſſen wurde. Nach einer vorläufigen Frage, ob ich Franzöſiſch verſtehe, begann das Verhör.

„Mein Herr“, ſagte der Kommandant, „wiſſen Sie nicht, daß Sie ſich großen Unannehmlichkeiten ausſetzen, wenn Sie ſo ohne Erlaubniß ein fremdes Land betreten?“

„Das iſt mir allerdings neu,“ erwiederte ich, „denn ſeit Jahren bin ich nur in Ländern gereiſt, in denen es keine Polizei gibt. Auch jetzt war es nicht meine Abſicht, hierher zu kommen, aber ich wurde durch widrige Winde verſchlagen. Ich bin als ein Schiffbrüchiger zu betrachten, welcher gleichfalls ohne Erlaubniß der Behörden landet, und bitte, mich gütigſt zu unterſtützen, damit ich die Inſel bald wieder verlaſſen kann.“

„Sie wurden aber doch von der Bemannung des Wachtſchiffes gewarnt“, fuhr er fort; „wie leicht hätten Sie die Peſt oder Cholera einſchleppen und ſo die Kolonie ins Unglück ſtürzen können!“

„Ich habe nicht geglaubt, mit franzöſiſchen Behörden zu thun zu haben, da ich in madagaſſiſcher Sprache angeredet wurde. Uebrigens war ich der Meinung, es handele ſich nur um eine mögliche Zellunterſchlagung, und einem ſolchen Verdachte ſuchte ich zu begegnen, indem ich einzig meine Wolldecke mit an Land nahm. Sogleich nach meiner Ankunft wollte ich mich bei der Polizei melden, doch erhielt ich nirgends Auskunft, auch nicht von den Madagaſſen des Wachtſchiffes. Was die Gefahr einer Einſchleppung von Seuchen betrifft, ſo kann ich verſichern, daß ich keinesfalls das Schiff verlaſſen haben würde, wenn ich aus einem von anſteckenden Krankheiten verpeſteten Lande gekommen wäre. Da ich aber nun einmal ein Verſehen begangen, werde ich die feſtgeſetzte Strafe ohne Murren zu tragen wiſſen.“

Hiervon wollte er Nichts wiſſen; dagegen fragte er mich weiter nach dem Zweck meiner Reiſe. Ich erzählte ihm ein wenig von meiner Irrfahrt und ſagte, mein Zuſtand wäre zuletzt ſo unausſtehlich geweſen, daß ich jedem Verbote getrotzt haben würde, um nur dem verhaßten Schiffsboden zu entfliehen. Als ich ihm von meinen früheren Reiſen mit Baron von der Decken ſprach, wurde ſeine ſtrenge Amtsmiene etwas freundlicher; doch ſchien er den Verdacht, daß ich ein verkappter Kaufmann oder Schmuggler ſein könne, noch nicht gänzlich aufgegeben zu haben. Meines Vergehens erwähnte er nicht weiter, ließ mich aber auch durchaus keine Geneigtheit merken, mir irgendwie in meiner Verlegenheit behülflich zu ſein.

Daß den Herren Beamten hier mein Erſcheinen verdächtig vorkam, erkannte ich deutlich aus den Schwierigkeiten, welche man mir in allen Dingen entgegenſtellte: meine Leute durften erſt am nächſten Tage das Land betreten, mein Gepäck erhielt ich erſt am dritten Tag und zwar nicht vollſtändig, denn einen guten Theil davon behielt man, nachdem ich jedes einzelne Stück geöffnet und ausgepackt hatte, im Zollſpeicher zurück, und, was mir am ſonderbarſten vorkam, für die zehn oder zwölf gebrauchten Gewehre meiner Träger verlangte man Eingangszoll! Der Unterſchied zwiſchen den Kolonien Bourbon und Noſſibé, zwiſchen der Zuvorkommenheit der dortigen Franzoſen und den Hudeleien, denen ich mich hier unterwerfen mußte, war in der That ein großer, und Dies ſollte mir noch merklicher werden ſpäter, als ich nähere Einſicht in die hieſigen Verhältniſſe erhielt. Um mit dem Unange-

nehmen bald fertig zu werden, will ich gleich hier die Hauptmängel darzuſtellen verſuchen, an denen die kleine Niederlaſſung krankt.

Die oberſten Beamten üben gegen gewiſſe Leute ihre Gewalt in tyranniſcher Weiſe aus, während ſie Anderen, namentlich ihren Unterbeamten gegenüber, allzu nachſichtig ſind. Faſt alle Angeſtellten treten hochtrabend und anmaßend auf gegen Den, welcher Nichts beſitzt, kriechend gegen den Höheren. Ich ſelbſt war Zeuge von derartiger Unverſchämtheit eines Beamten: ein reicher, arabiſcher Kaufmann aus dem Nachbarſtädtchen Banurū, ein gebildeter Mann, welcher ſechs bis ſieben Sprachen ſpricht, wurde von einem etwa zwanzigjährigen Schreiber, welcher die Stelle eines Trésorier vertrat, „Du" genannt, mußte aber ſelbſt den jungen Mann mit „Sie" anreden! Dieſe Kennzeichnung des Raſſenunterſchiedes bei Angehörigen einer Nation, welche den Grundſatz der Gleichheit erfunden und auf ihre Fahnen geſchrieben hat, berührte mich auf das Unangenehmſte, zumal jedem Vourtheilsfreien der arabiſche Kaufmann wichtiger, gediegener und nicht weniger befähigt vorkommen mußte als der weißfarbige Schreiber.

Wie es mit der Gerechtigkeitspflege ſteht, kann man ſich hiernach leicht vorſtellen; auch in dieſem Felde habe ich während meines Aufenthaltes auf Noſſibé einige ſtarke Stückchen erlebt. Die Leute klagen und ſchimpfen im Geheimen und öffentlich über die Mängel, haben aber nicht den Mut, ſich bei einer höheren Behörde der Heimat zu beſchweren, noch helfen ſie ſich ſelbſt, auch wenn ihnen ſchreiendes Unrecht geſchieht. Man iſt verſucht zu glauben, daß die hieſigen Franzoſen, welche allerdings zumeiſt in der oder jener Beziehung von dem Gouvernement abhängig ſind, einem ganz anderen Stamm angehören als die europäiſchen.

Sonderbare Mißgriffe kommen auch in der Verwaltung vor. Eine große, breite Straße zieht ſich mitten durch die Stadt: bei Regenwetter wird ſie faſt ungangbar, weil ſie weder gepflaſtert noch mit Steinen belegt iſt, während die Straßen außerhalb der Thore ſich im beſten Zuſtande der Erhaltung befinden. Eine ſteinerne Kirche wurde nach einem ſchlechten Plane gebaut, mußte deshalb vor der Vollendung theilweiſe wieder eingeriſſen werden: ſo verſchwendete man auf der einen Seite das Geld, welches auf der anderen zu nothwendigen Dingen fehlte, z. B. zur raſchen Vollendung des Hafendammes. Nicht die geringſte Kleinigkeit, nicht Hemden, Meſſer, Lichte, Zündhölzchen u. dgl. kann man in der Hauptſtadt Hellville kaufen: aller Handel liegt in den Händen der Araber und Indier des einige Meilen entfernten Städtchens Banurū; wer Etwas braucht, muß dorthin fahren, was bei ſchlechtem Wetter oft unmöglich iſt. Ebenſowenig wie der Handel werden die Gewerbe unterſtützt und befördert oder hierher zu ziehen geſucht. So kommt es, daß man in Hellville Nichts von dem Wohlſtand und der Behäbigkeit bemerkt, welche ſich in den kleinſten Städten der Inſel Réunion ſowie in allen engliſchen Beſitzungen ſo erfreulich zeigen — Hellville iſt eben hauptſächlich Beamtenſtadt, der erwerbende Stand fehlt faſt vollſtändig.

Traurig wie die öffentlichen Verhältniſſe, ſind auch die der Einzelnen. Nur zwei oder drei der hieſigen Europäer ſind wirklich verheirathet oder es geweſen, die anderen behelfen ſich mit madagaſſiſchen Interimsfrauen; ein Familienleben iſt ſomit faſt unbekannt, und alle die Uebelſtände, welche in einem Junggeſellenſtaate zum Vorſcheine kommen müſſen, treten in reichſtem Maße auf.

Nach allem Dieſen kann von einem Aufblühen Noſſibés nicht eher die Rede ſein, als bis durchgreifende Aenderungen von oben bis unten eintreten. Wer aber ſoll dieſe anregen? Unabhängige Leute gibt es ſo gut wie nicht; die Wenigen, denen die Behörden nicht ſchaden könnten, thun es nicht, die Beamten aber halten zuſammen und keiner verräth den anderen, weil er das Gleiche von ſeinen Kameraden erwartet. Unſeres Erachtens krankt die Kolonie daran, daß ſie zu klein, zu einſeitig iſt, daß man ihr vom Mutterlande aus nicht genug Aufmerkſamkeit widmet, daß ſie außerhalb des friſchen Lebensſtromes ſteht, welcher

anderen, im Gedeihen begriffenen Siedelungen zufließt — kein Wunder, wenn in ſolch abgeſchloſſenem kleinen Staatsweſen Verderben und Fäulniß ſich zeigen.

Viele der hier zu Tage tretenden Uebelſtände und viele Schwächen der hieſigen Beamten können daraus erklärt werden, daß die Eingewanderten oft und lange kränklich ſind. Dies entſchuldigt allerdings den Mangel an geſelligen Tugenden ein wenig, nicht aber die Parteilichkeit der Gerichte, nicht ihre Ungerechtigkeit und Härte, die Unredlichkeit der Beamten und die ſchlimmen ſittlichen Zuſtände. Begreiflich werden die Verhältniſſe auf Noſſibé nur dann, wenn man annimmt, daß dieſe Kolonie als Strafplatz gilt, wohin man diejenigen Beamten ſchickt, welche ſich anderwärts nicht löblich aufgeführt haben.

Noſſibé, eine Inſel von dreieinhalb deutſchen Geviertmeilen Oberfläche, liegt zwiſchen 48° 15′ bis 26′ ſüdlicher Breite und 13° 11′ bis 25′ öſtlicher Länge von Greenwich zwiſchen den Baien von Paſandava und Chimpaykee. Eine vorzügliche Karte und Beſchreibung der Inſel nebſt den ausführlichſten Angaben über die Beſchaffenheit des Bodens verdanken wir dem Dr. Herland, einem eifrigen und gewiſſenhaften Forſcher, welcher lange Zeit als Arzt in Noſſibé lebte. Noſſibé iſt vulkaniſchen Urſprungs; Dies beweiſen ſeine Geſteine und die zahlreichen kleinen, kreisrunden Seen im Inneren der Inſel: ausgebrannte, mit Waſſer gefüllte Krater. Außerdem aber findet ſich im Süden Granit und im Norden Kalk. Weitere Auskunft giebt Herland in der Revue coloniale vom April 1856. Die Bäche oder Flüßchen der kleinen Inſel ſind nicht bedeutend; nur der eine von ihnen, welcher durch das Eindringen der Flut an ſeiner Mündung etwas ausgetieft iſt, kann einige Kilometer weit mit Booten befahren werden.

Stellenweiſe iſt die Inſel gut bebaut, namentlich mit Reis, dem Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Nächſtdem wird auch viel Zuckerrohr erzeugt, doch gedeiht, wie man mir ſagte, von den ſechs oder acht größeren Pflanzungen und Fabriken nur die eine gut, die des Herrn Brune-Martin, welche ich ſelbſt zu ſehen Gelegenheit hatte. Andere tropiſche Gewächſe, ausgenommen vielleicht den Kaffee, zieht man nicht in großem Maßſtabe, obgleich Boden und Klima überaus günſtig ſind und viele Nutzpflanzen — wir nennen nur den Indigo — ohne Zuthun des Menſchen gedeihen. Von den 19,500 Hektaren Oberfläche waren im Jahre 1863 etwa 3048 für Reis-, 537 für Zuckerrohr-, 31 für Kaffeebau, 5391 als Wieſen verwendet, 3000 dagegen mit Wald bedeckt. Jetzt mag die Vertheilung eine andere ſein, namentlich ſoll der Kaffeebau beträchtlich zugenommen haben.

Wie es ſich von ſelbſt verſteht bei einer dem „Feſtlande" ſo nahe liegenden Inſel, kommen eigenthümliche Formen des Pflanzen- und Thierreiches gar nicht oder nur wenig vor: Noſſibé iſt bereits madagaſſiſches Gebiet, Das verräth uns ſchon die Ravenala, der „Baum des Reiſenden", welchen man hier und da ſeine großen, bananenähnlichen Blätter entfalten ſieht. Ebenſo trifft man hier nur madagaſſiſche Charakterthiere, Makis der verſchiedenſten Trachten und Farben, ſchwarze Papageien, Chamäleons, madagaſſiſche Rieſenſchlangen u. dgl. mehr. Die beſten und eigenthümlichſten Sachen, welche der Sammler auf Noſſibé erlangt, ſtammen von der großen Inſel, ſind entweder zufällig herüberkommen oder abſichtlich eingeführt worden. Von afrikaniſchen Bekannten treffen wir den großen, ſchwarzen Raben mit weißem Halsbande, den Kunguru der Suaheli (Corvus scapulatus Daud.) wieder, und den Mewe, den Schmarotzermilan (Milvus parasiticus Daud.). Verwandte dortiger Arten haben wir in mehreren Gattungen, in den ſchönen Nektarinen oder Honigvögeln — den afrikaniſchen Kolibris, wie man ſie in nicht ganz paſſender Weiſe nennt — ferner in bunten Eisvögeln und großen, langſchweifigen, braunen Piſangfreſſern

Colius- oder Schizorhis-Arten), welche aufrecht oder verkehrt an den Baumäſten auf und ab klettern oder raſch von einem Buſche zum anderen fliegen.

Mannigfaltiger noch als dieſe beiden oberſten Thierklaſſen und ganz beſonders auffällig durch ihre Häufigkeit ſind die Kriechthiere. Man braucht in einem Garten nicht zwanzig Schritt zu gehen, um auf irgend einem Buſche ein Chamäleon zu gewahren; den langen Schwanz zur Scheibe gerollt, mit dem einen Auge nach vorn, mit dem anderen nach hinten ſchielend, erwartet es in träger Ruhe, das Herannahen eines Opfers. So grimmig indeſſen ein Chamäleon — Erdlöwe in wörtlicher Ueberſetzung — auch ausſieht, wenn es ganz langſam, die dünnen Beinchen hoch emporhebend, den zackigen Buckel wie zum Sprunge krümmend, auf den Zweigen dahin ſchreitet, ſo ungefährlich iſt es für den Menſchen: es ziſcht heftig, wenn man es fangen will, kneipt wol auch ein wenig mit ſeinen harten Kinnladen oder drückt die ſcharfen Krallen in den hingehaltenen Finger, kann aber Niemandem etwas Ernſtliches zu Leide thun. Die Farbe der hieſigen Chamäleon iſt zumeiſt ein hübſches Grün; werden ſie aber zornig und blaſen ſie ſich auf, wobei der vorher linſenförmige Querſchnitt des Körpers ziemlich rund wird und die ſchmächtigen Rippen deutlich hervortreten, ſo nimmt die Haut eine ſchwarze Farbe an, weil eine Luftſchicht die durchſichtige Oberhautdecke von der darunterliegenden Farbenſchicht trennt. Daſſelbe findet ſtatt, wenn man das Thier in Spiritus tödtet. Nach Dem, was man bei uns zu Lande von dem Farbenwechſel des Chamäleon hört, ſollte man meinen, daß die Veränderung plötzlich vor ſich gehe und ſehr mannigfaltig ſei; Dies iſt aber durchaus nicht der Fall: hat man die Chamäleon längere Zeit beobachtet, ſo findet man jenes Farbenſpiel durchaus nicht mehr auffällig, wundert ſich vielmehr, wie es ſoviel Aufſehen hat erregen können. Der Menſch, behaupte ich, iſt von viel weniger beſtändiger Farbe als die Schillerechſe, mit welcher man ihn vergleicht: er kann erröthen, kann gelb und ſchwarz werden vor Aerger, kann erbleichen vor Furcht, während das berühmte Chamäleon blos grau oder ſchwarz anläuft, anſtatt, wie man gewöhnlich glaubt, in allen Farben des Regenbogens zu ſpielen. Trotzdem bleibt es ein überaus merkwürdiges Thier und übt durch Geſtalt und Weſen, durch ſeine ganze Lebensweiſe große Anziehungskraft auf den Naturfreund. In der Gefangenſchaft iſt es ein angenehmer und nützlicher Stubengenoſſe, da es den Fliegen und Mücken mit wahrer Raubthierluſt nachſtellt. Sein Greifwerkzeug iſt die Zunge, ein dicker Fleiſchklumpen an einem langen, dünnen, biegſamen Stiele. Wehe dem jagdbaren Thiere, welches ſich unachtſam auf Schußweite nähert: der klebrige Pfeil trifft mit unfehlbarer Sicherheit, zieht ſich zurück und — verſchwunden iſt das flüchtige, geflügelte Geſchöpf im Rachen des trägen Ungethüms.

Auch beweglichere Eidechſen gibt es hier in großer Anzahl, unter anderen die allerliebſte, rothgetupfte Art, welche an die der Seſchellen erinnert; ſie iſt gleich den einfarbigen Geckos Mitbewohnerin jeder Hütte: letztere hauſen nächtlich im Inneren derſelben, jene huſchen außerhalb im hellſten Sonnenſchein an den Wänden umher und ſtatten nur bisweilen, durch eine Lücke der lockeren Wand kriechend, einen Beſuch im Zimmer ab. Krokodile ſollen in Menge vorkommen; doch habe ich mich hiervon nicht perſönlich überzeugen können, auch hatte keiner der Europäer, welche ich kennen lernte, ſie ſelbſt geſehen. Die Erzählung hiervon halte ich für ebenſowenig zuverläſſig, wie die Berichte der Eingeborenen von den rieſigen zwölf bis achtzehn Fuß langen Fiſchen, welche die kleinen, aber „unergründlich tiefen“ Kraterſeen beleben ſollen.

Fiſche vom feinſten Wohlgeſchmacke liefert das Meer um Noſſibé in Menge. Bei meinen Spaziergängen am Strande bemerkte ich auch eine Menge der Spring- und Kletterfiſche (Periophthalmus Koelreuteri Bloch-Schneider), welche ich an der oſtafrikaniſchen Küſte ſowie auf den Seſchellen und in Bourbon getroffen hatte; hier erlangte ich ſie, Dank

der Geſchicklichkeit meiner Fanggehilfen, zum erſten Mal in größerer Menge. Von Kerbthieren habe ich nur wenige geſehen, vielleicht in Folge der ungünſtigen Jahreszeit, vielleicht aber auch, weil die kleine Inſel überhaupt nicht viele Arten hervorgebracht hat, oder weil die vorhanden geweſenen von den Vögeln vertilgt wurden.

Die Bevölkerung von Noſſibé beſteht zum größten Theil aus Madagaſſen; die Zahl der hieſigen Europäer (54) beträgt kaum mehr als hundert: Beamte, Marineſoldaten, Geiſtliche und einige wenige Anſiedler, Kaufleute und Handwerker. Daß man ſich hier in einem neuen Sprachgebiet, im Lande der Sakalaven befindet, merkt man ſchon beim flüchtigen Durchmuſtern der Karte an den langen, fremdklingenden Namen der Ortſchaften. Außer den Sakalaven, welche durch ihre Anzahl und ihre Thätigkeit den wichtigſten Theil der

hieſigen Einwohnerſchaft bilden, ſind noch eine Anzahl Inder und einige Araber zu erwähnen, welche hauptſächlich in der kleinen Handelsſtadt Bannrū angeſiedelt ſind. Bis zum Jahre 1839 zählte Noſſibé etwa 5000 Einwohner. In den erſten Maitagen dieſes Jahres aber kamen gegen 1000 Sakalaven vom Feſtlande dazu, welche hier Schutz ſuchten vor den Verfolgungen der Hova. Seitdem iſt die Bevölkerung auf mehr als 9000 Seelen geſtiegen.

Zur Zeit jener Einwanderung hatte der im Jahre 1838 zum Statthalter von Réunion ernannte Linienſchiffskapitän Hell ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Theil von Madagaskar gerichtet, um hier eine Station für Kriegsſchiffe zu gründen. In ſeinem Auftrage ſchloß Kapitän Paſſel am 14. April des Jahres 1840 einen Vertrag mit den Bewohnern von Noſſibé, durch welche dieſe in den franzöſiſchen Unterthanenverband aufgenommen wurden und ſo Schutz erhielten gegen die noch fortwährend drohende Gefahr eines Ueberfalles der Hova. Am 13. Februar 1841 befahl Hell, Beſitz von der Inſel zu ergreifen; am 5. März

desſelben Jahres wurde dieſer Befehl ausgeführt und danach mit der Erbauung der Stadt Hellville begonnen. Zum Schutze der jungen Niederlaſſung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde im folgenden December Kapitain Guillain mit ſeiner Korvette „Dordogne“ geſchickt; er blieb acht Monate in Noſſibé und wandte ſich, nachdem er ausführliche Erkundigungen über das Land Ankara eingezogen, ſüdwärts zur Erforſchung der Staats- und Handelsverhältniſſe an der Weſtküſte Madagaskars.

Faſt gleichzeitig mit der Einwanderung auf Noſſibé fand eine andere auf der kleineren, nördlich gelegenen Inſel Noſſimitſu ſtatt, jene von Bueni, dieſe von Ankara her. Letzter Herrſcher der Antankara d. i. Bewohner von Ankara war Simiaru, der ältere Sohn von Siliu. Im Jahre 1832, nach ſeines Vaters Tode, trat er die Regierung an. Auch er vermochte den Hova, welche von der Feſte Murunſanga aus das Land in Schach hielten, nicht zu widerſtehen, zog ſich deshalb nach den Bergen gegenüber Noſſi-Mitſiu zurück, wo er ſich namentlich in dem ſogenannten „Trou de Simiarou“, neun Meilen landeinwärts, lange hielt, und ſiedelte endlich, im Jahre 1840, nach der Inſel ſelbſt über. Guillains Berichten zufolge war der junge Sultahu damals zweiunddreißig bis fünfunddreißig Jahre alt; ſein Geſicht erinnerte etwas an die afrikaniſche Raſſe, doch fehlte ihm der Ausdruck von Geiſt, Mut und Thatkraft nicht. Während meines Aufenthaltes in Noſſibé hatte ich das Glück, Simiaru, welcher damals mit ſeiner ganzen Familie in Hellville zum Beſuche weilte, photographiren zu können; der nach dieſem Bilde gefertigte Holzſchnitt nebenan gibt beſſer als alle Worte Anſchauung von ſeinem Aeußeren, von ſeiner Tracht und ganzen Erſcheinung.

Die Sakalaven beſchäftigen ſich hauptſächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Wie bei uns die kleinen Leute ſich ein Schweinchen halten und daſſelbe mäſten, ſo iſt hier die Ochſenmaſt zu Hauſe; doch züchtet man das Vieh nicht für den Hausbedarf, ſondern um es zu verkaufen. Das Schlachtvieh von Noſſibé iſt ganz ausgezeichnet, und mit wahrem Genuſſe erinnere ich mich noch an die Beefſteaks, welche mein biederer Wirth mir faſt täglich vorſetzte, welche mir umſo trefflicher mundeten, als ich Jahre lang nur Fleiſch von ungemäſtetem Vieh genoſſen hatte. Jeden Tag werden in Hellville zwei Ochſen geſchlachtet, der eine von der Verwaltung für den Bedarf der Soldaten und Beamten, der andere, ſoviel ich weiß, von einem unternehmenden Eingeborenen.

Es gibt auf Noſſibé zahlreiche Mittelpunkte der Bevölkerung, von denen die meiſten als Dorf, einige ſogar als Stadt bezeichnet zu werden verdienen. Hellville mit der nördlich daran liegenden Madagaſſenſtadt Duani iſt Hauptort. Es umfaßt große Steingebäude für die Regierung und die Polizei, eine Kaſerne, ein ausgedehntes Krankenhaus, eine damals (1864) im Baue begriffene Kirche, Häuſer für Geiſtliche, Arzt und Schulzwecke, Vorrathshäuſer und mehrere Privatgebäude. Die meiſten Wohnungen beſtehen aus dünnen, faſt durchſichtigen Wänden von Bambus oder von einem geſpaltenen, leichten Holze, denen ſtarke, in die Erde gerammte Balken einigen Halt geben, darüber ein ebenſo leicht zuſammengeſetztes Dach. In den von Europäern bewohnten Häuſern dieſer Art ſind Fenſteröffnungen angebracht, welche mit Läden geſchloſſen werden können. Die innere Einrichtung und das Hausgeräth iſt eine dem Mutterlande entlehnte und deshalb ſehr einfach, weil der weite Transport die Preiſe ſehr erhöht. Wenn dieſe Wohnungen auch nicht ſo feſtgefügt und ſauber ſind wie die auf den Seſchellen, ſo ſind ſie doch kühl, ſchützen vor Unbill der Witterung und ſchließen das Eigenthum ab — und Das iſt ja Alles, was man von einem Hauſe verlangt.

Ich fand Unterkommen in einem kleinen, ähnlich gebauten „Pavillon“, einem Gartenhauſe des Herrn Reybaud; meinen Leuten wurde ein gerade leerſtehendes, ſteinernes Haus zur Wohnung angewieſen. Wäre mein Aufenthalt in Hellville kein gezwungener geweſen, ſo würde ich mich bei meines freundlichen Wirthes Pflege vortrefflich befunden haben: ich war ihm ein ſeltener Gaſt, denn die meiſten Beſucher Noſſibés ſprechen bei ihm nur vor, um ſich an Wein oder Rum

zu ſtärken oder Billard zu ſpielen, halten ſich aber nicht länger bei ihm auf. Herr Reybaud war früher Soldat geweſen und hatte dann die obrigkeitliche Erlaubniß zu ſeinem „Café Reſtaurant“ erhalten. Er ſtand ſeinem Geſchäft in thätiger und umſichtiger Weiſe vor und war gefällig, wo er nur konnte. Sein Hausſtand und ſeine Familie, beſtehend aus zwei allerliebſten Kindern, welche ſeine Frau, eine geborene Franzöſin, ihm hinterlaſſen hatte, konnten

Simiaru, Sultahn von Noſſimatſiu, und ſein Sohn.

als muſterhaft für die gute Stadt Hellville gelten, wo häusliches Glück in unſerem Sinne faſt unbekannt iſt; nach unſeren gemeinſchaftlichen täglichen Mahlen habe ich oft noch ſtundenlang mit dem Pfleger meines Leibes zuſammengeſeſſen und mich an ſeiner verſtändigen Unterhaltung, an dem Spiele ſeiner munteren Kinder erfreut. Es wollte mir ſcheinen, als ob das beſcheidene Los des braven Mannes verſchiedenen hohen Perſönlichkeiten ein Dorn im Auge wäre, ſei es nun, daß man Herrn Reybaud beneidete, oder daß man fühlte, wie

ſehr er Anderen als Beiſpiel diente: er hatte während meiner Anweſenheit mancherlei Anfechtungen zu erfahren, welche nicht unweſentlich dazu beitrugen, mich in meiner ungünſtigen Meinung von der hieſigen Beamtenwelt zu beſtärken.

Tagelang nach meiner Ankunft konnte ich das Haus nicht verlaſſen, weil es faſt ununterbrochen regnete. Soweit ich die arabiſchen Schiffer kannte, mußte es unter ſolchen Verhältniſſen unmöglich ſein, eine Fahrgelegenheit zur Weiterreiſe zu finden. Daſſelbe ſagte auch mein Wirth. Ich wollte indeſſen Nichts unverſucht laſſen, um meine Gefangenſchaft thunlichſt abzukürzen, und fuhr deshalb eines Tages nach Banurū, wo alle Fahrzeuge von arabiſcher Bauart ankern. An zwei Landvorſprüngen vorüber, bald rudernd, bald ſegelnd, kamen wir nach der flachen Bucht, in deren Hintergrunde der Handelsplatz liegt. Die ſchlammige Beſchaffenheit des Meeresgrundes, welcher hier täglich auf weite Strecken hin offen gelegt wird und ſeine fieberbringenden Dünſte aushaucht, läßt dieſen Hafen als durchaus ungeeignet für europäiſche Schiffe erſcheinen. Man behauptet, daß die Mannſchaften ſchon bei einem Aufenthalte von wenigen Tagen ſich bösartige Fieber zuziehen.

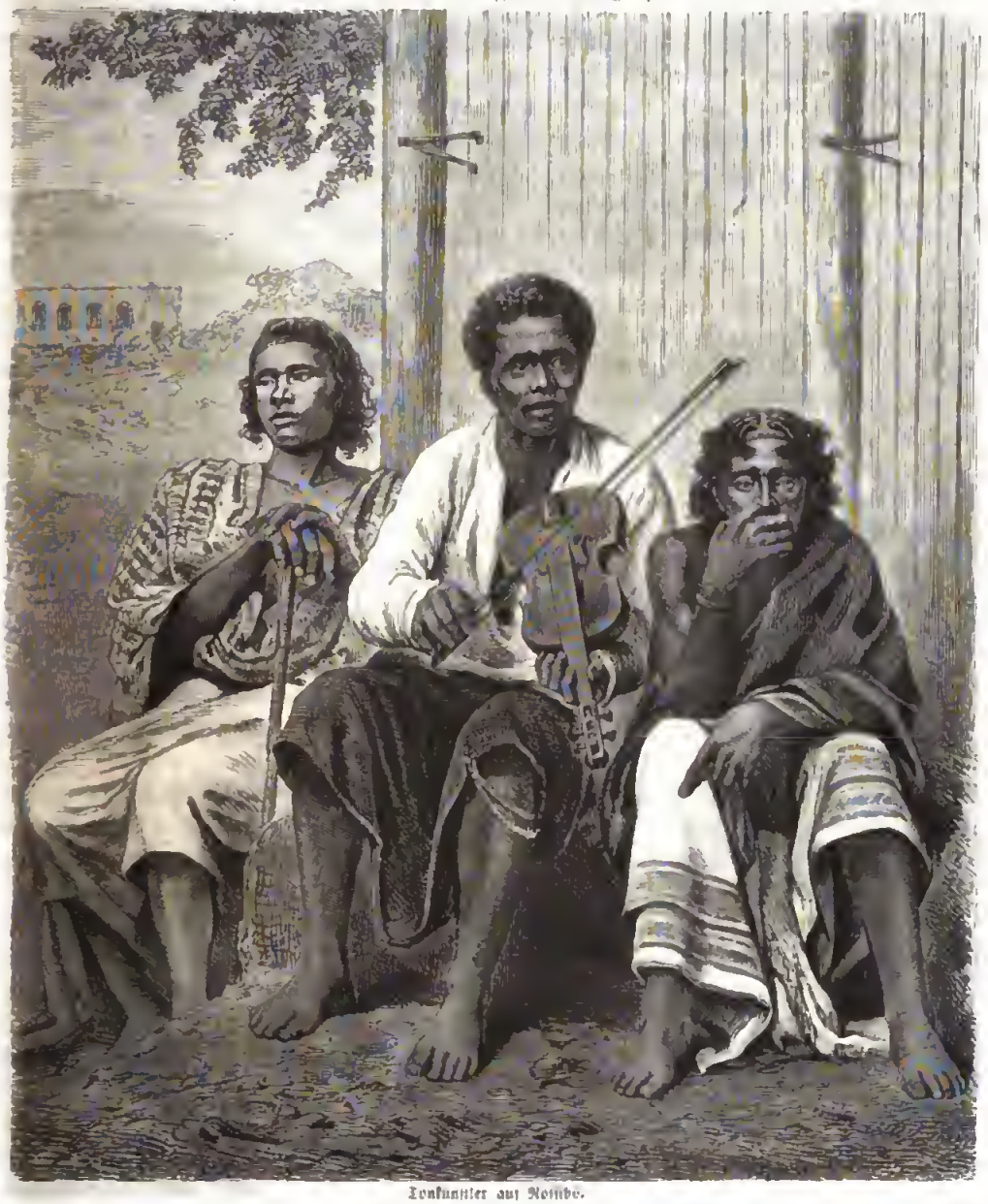
Banurū — oder Ambanourou, wie es geſchrieben wird — beſteht aus einer einzigen Straße, welche ſich dicht an den nahe herantretenden Bergen längs des Strandes hinzieht. Eine der Hinduſtraßen Sanſibars in madagaſſiſcher Umgebung gedacht, bietet ein genaues Bild von Banurū: die alten, bekannten Geſichter, das Durcheinander von Suaheli- und Hindoſtaniſprache, die Einrichtung der Butiken, Alles iſt daſſelbe wie dort. Sämmtliche Gegenſtände des täglichen Gebrauches ſind in ziemlicher Auswahl, von guter Beſchaffenheit und, Dank der zahlreichen Mitbewerbung, zu mäßigen Preiſen zu finden. Unſere deutſche Gewerbsthätigkeit iſt durch die buntköpfigen, öſterreichiſchen Salonhölzchen vertreten, die amerikaniſche durch Petroleumlampen und Uhren; die anderen Waaren ſind franzöſiſchen, ſeltener engliſchen oder indiſchen Urſprungs.

Wie ich nicht anders erwartet, waren alle meine Verſuche, ein Fahrzeug für die Reiſe nach Komoro zu miethen, vergeblich; die Schiffer verweigerten entweder die Fahrt ganz, oder wollten ſie nicht vor einem Monate unternehmen und forderten dafür ſo übertriebene Preiſe (mehrere hundert Thaler), daß ich keinenfalls einen ſolchen Handel eingegangen wäre, ſelbſt wenn ich Geld in Menge gehabt hätte. Um fortwährend auf dem Laufenden zu bleiben, bat ich den hier anſäſſigen Kaufmann Chalifahn ben Ali, mit welchem ich ſchon in Hellville bekannt und in Folge meiner Kenntniß des Suaheli faſt befreundet geworden, mir von jeder ſich bietenden Fahrgelegenheit Kenntniß zu geben. Er verſprach mir bereitwillig, ſich meine Sache angelegen ſein zu laſſen, und ſo fuhr ich einigermaßen beruhigt nach Hellville zurück.

Die folgenden Tage, wenn das Wetter irgend es erlaubte, kam ich immer wieder nach Banurū, aber ſtets mit demſelben Erfolg. Bald wurde ich eine bekannte Erſcheinung in dem Städtchen; alle Leute wußten, was ich wollte und ſuchte, und die, deren unverſchämte Forderungen ich zurückgewieſen, fragten, ſo oft ich vorüberging, mit höhniſchem Lächeln, ob ich nun ein Fahrzeug gefunden hätte. Auch dem Nahoſa Juma ben Saidi, welchem ich mein Unglück verdankte, mußte ich hier begegnen. Er fühlte ſich durchaus nicht verlegen oder unangenehm berührt, bat vielmehr, als ob Nichts vorgefallen wäre, um ſeinen rückſtändigen Fahrlohn; ich entgegnete, ich hätte noch eine große Rechnung, welche ſeine Forderung um das Vielfache übertreffen würde, mit ihm auszugleichen. Meine Schadenerſatzklage gedachte ich ſpäter beim franzöſiſchen Konſul in Sanſibar anzubringen, weil vor dieſem der Vertrag mit Juma ben Saidi abgeſchloſſen worden war; vielleicht wäre es klüger geweſen, Dies ſchon hier zu thun, doch unterließ ich es, da ich bei der Unfreundlichkeit des geſtrengen Herrn Kommandanten kaum hoffen durfte, irgend Etwas zu erreichen.

Ich ſuchte meine Zeit ſo nützlich als möglich mit aſtronomiſchen und magnetiſchen Beobachtungen, mit Ausflügen und mit Sammeln von Pflanzen und Thieren zu verbringen.

Viel Unterhaltung bereitete mir auch das Photographiren mit einem kleinen Apparate, welchen mir der Baron aus Europa geſchickt hatte. Als nichtgelernter Photograph hatte ich anfangs mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich in Folge der großen Wärme und des grellen Lichtes; ſpäter mißlang mir ſehr ſelten ein Bild. Es wurden allerdings keine Meiſterwerke, ſie ſtellten aber die betreffenden Gegenſtände klar und deutlich dar und



Tonkünſtler aus Nembe.

erwieſen ſich nachmals bei der Anfertigung der Bilder für den Reiſebericht ſehr nützlich. Hier, wie auch ſchon in Sanſibar, weigerten die Eingeborenen ſich niemals, wenn ich ſie aufforderte, mir zu ſitzen — ja, ſie forderten nicht einmal eine Geldentſchädigung — und ließen ſich ohne Widerſtreben in die geeignete Stellung bringen; das fertige Bild betrachteten ſie mit einer gewiſſen Freude und Verwunderung, ſprachen aber nie den Wunſch aus, einen Abdruck zu beſitzen: „ſie wüßten nicht, was ſie damit anfangen ſollten.“ Abends ſaß

ich, wenn ich nicht bei Herrn Reybaud war, öfters vor meiner Thür und lauschte der Musik einiger Eingeborenen, welche mich dann und wann besuchten. Sie spielten Geige und Mundharmonika und sangen dazu recht entsprechende Lieder.

Meine Diener wußte ich nicht genügend zu beschäftigen. Es waren ihrer elf an Zahl: ein gebildeter Komorianer, Hammadi, als Hauptmann und politischer Agent für zehn Thaler monatlich in Sold genommen, der von früher her bekannte Assani ben Edi für fünf Thaler, und neun andere, für drei bis vier Thaler Dienende, zumeist Angasijaner, welche die gute Gelegenheit zu einem Besuch ihrer Heimat benutzen wollten. Durch den Müssiggang immer träger geworden, befolgten sie meine Anordnungen unpünktlich und entwickelten auch außerdem eine Menge Untugenden. Merkwürdig war es, daß diese Leute, obwol sie fast keinerlei körperliche Anstrengung hatten, fast noch einmal soviel aßen wie sonst. Lange konnte ich mir Dies nicht erklären, bis ich endlich durch Verrath und eigene Aufmerksamkeit hinter den Grund kam: sie begannen bei Tagesanbruch zu kochen, aßen und schwatzten, bis sie müde wurden, legten sich darauf zum Schlafe nieder, aßen nach dem Erwachen zum zweiten Male, trieben sich ein wenig umher, kamen dann hungrig und müde zurück und begannen wieder, zu essen und auszuruhen; Nachts konnten sie natürlich nicht sogleich schlafen, weil sie schon am Tage soviel auf den Kitandas gelegen hatten, aßen deshalb zur Abwechselung von Neuem, bis sie endlich einschliefen und dann am Morgen die vorerwähnte Tagesordnung wieder aufnahmen.

Diesem Treiben beschloß ich ein Ende zu machen. Ein Ausflug nach den kleinen Kraterseen im Inneren der Insel, von denen ich schon Viel gehört hatte, sollte meine Leute ermüden, damit sie später ein vernünftigeres Leben führten. Zugleich wollte ich mich hierbei überzeugen, ob es dort wirklich Krokodile gäbe und Riesenfische von achtzehn bis zwanzig Fuß Länge, sowie ob die Tiefe der Wasseransammlungen eine unergründliche wäre. Für letzteren Zweck hatte ich eine lange Lothleine geliehen und einen Baumkahn mit Auslegern — für den Spottpreis von dreizehn Franken — gekauft. Als ich verkündigte, daß dieses nicht ganz leichte Boot nach den Seen getragen werden sollte, entstand ein großer Aufruhr. Alle meinten, wir brauchten das Fahrzeug nicht mitzunehmen, es gäbe Kähne in Menge bei den Fischern, welche in zahlreichen Hütten in der Nähe der Seen wohnen; sie selbst nähmen nicht einmal ihre Matten mit, weil sie wüßten, daß sie ein vortreffliches Unterkommen fänden; übrigens würde die Beschaffenheit des Weges es kaum gestatten, das Boot an Ort und Stelle zu bringen. In ihren Behauptungen und Bitten wurden sie unterstützt von einem als Führer angenommenen Madagassen. Daher gab ich endlich nach und nahm nur das Senkblei mit zur Sondirung der Wassertiefe und eine Anzahl Flinten zur Abwehr der „zahllosen Krokodile."

Am 18. März, ziemlich spät am Morgen, verließen wir in nördlicher Richtung die Stadt. Als wir an dem kleinen Fort vorbeikamen, hielt der wachthabende Soldat uns an und fragte, ob ich eine schriftliche Erlaubniß des Statthalters hätte, Gewehre in das Innere zu schaffen. Da ich eine solche nicht besaß, verlangte er, ich solle den Ausgangszoll erlegen. Seinen übertriebenen Pflichteifer beruhigte ich, nicht ohne Mühe, durch einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, durch welchen ich die Thatsache zugestand, daß ich eine gewisse Anzahl Feuerwaffen der Jagd wegen aus der Stadt mitgenommen habe, und versprach, dieselben vollzählig zurückzubringen.

Eine gut unterhaltene Straße führt durch die Vorstadt Duani nach Ampombulava, einer freundlich und gesund gelegenen Ortschaft an dem Bache gleichen Namens, der volkreichsten der Insel nächst Hellville; sie zählt mehrere Niederlassungen von Europäern und eine gutbesuchte Schule der Jesuiten. Von hier an treten Spuren vulkanischer Kräfte immer häufiger und deutlicher auf: vulkanischer Sand, Trappgestein und Basaltschichten

bedecken den Boden; die Stadt wird überragt von einem Berge mit zwei ausgebrannten Kratern, an deſſen Fuß eine warme alkaliſche Schwefelquelle entſpringt, und weiterhin, in der Nähe des unbedeutenden Dorfes Djabala, gewahrt man rechts vom Weg eine kreisrunde, mit Waſſer gefüllte Vertiefung, den erſten der Kraterſeen; doch ich ſchritt meines Weges weiter, ohne mich aufzuhalten. Jenſeit des Djabalabaches kamen wir in eine ſumpfige, mit Manglebüſchen beſtandene Niederung und dann über einen zweiten Bach wieder in trockenes Gebiet von der vorerwähnten Bodenbeſchaffenheit.

Meiner Vorſtellung nach hätten wir ſchon längſt nach dem Inneren ablenken müſſen; allein der Führer behauptete, wir befänden uns auf dem beſten und nächſten Wege nach den Seen. Als ich beim nächſten Halt an einigen Hütten die Karte hervornahm, ſah ich ſofort, daß wir uns noch in ganz geringer Entfernung vom Meere befanden, wenn ich anders die Berge ringsum und die Bäche, welche wir überſchritten hatten, richtig zu deuten wußte. Die letzten Zweifel in dieſer Hinſicht wurden mir benommen durch zwei Europäer, welche aus einem anſehnlichen Holzhauſe hervortraten und freundlich grüßend ſich mir näherten: ſie bezeichneten den Berg im Weſten vor mir als das Vorgebirg von Paſandava und belehrten mich, daß die Kraterſeen mindeſtens noch fünf oder ſechs Stunden entfernt wären, beinahe weiter, als von dem vier Stunden hinter uns liegenden Hellville aus! Alſo um dieſes Ergebniß zu erzielen, hatte ich einen Führer gedungen! Der einfältige Menſch entſchuldigte ſich damit, daß er mich habe den bequemeren Weg führen wollen.

Einer der Herren, Namens Brune-Martin, der Beſitzer der Zuckerſiederei und der Pflanzungen in der Nähe, lud mich ein, ihm in ſein Haus zu folgen und ſein Gaſt zum Frühſtück zu ſein. Dieſe freundliche Aufforderung vernahm ich mit einigem Erſtaunen — es war die erſte der Art, welche mir auf Noſſibé geworden. Im weiteren Verkehr erkannte ich mit Freude, daß ich es mit einem wahrhaft gebildeten Manne von echt franzöſiſcher Liebenswürdigkeit zu thun hatte. Indeſſen lehnte ich um längeren Aufenthalt zu vermeiden, die Einladung zum Eſſen höflich ab; zur Entſchädigung hierfür drang man mir eine fette Ente und einen Vorrath von Eiern auf. Herr Brune-Martin begleitete mich ein gutes Stück und zeigte mir auf mein Verlangen ſeine Anſtalt. Daß er aus dem Zuckerbau Vortheil zog, verdankte er nur ſeinen techniſchen Kenntniſſen und Fertigkeiten; während nämlich andere Pflanzer ihre Arbeiten einſtellen mußten, ſobald ihnen irgend Etwas an ihren Geräthen zerbrach, war er mit ſeinen Gehilfen im Stande, derartige Schäden ſelbſt auszubeſſern. Alles, was ich ſah, war außerordentlich zweckmäßig eingerichtet; die Art und Weiſe der Verarbeitung des Saftes namentlich konnte nicht beſſer ſein: Herr Brune-Martin verpackte den Zucker, welchen er am Morgen in Saftgeſtalt aus dem Rohre preßte, bereits am Abend in Fäſſer zum Verſand über See. Die wunderbar einfache Maſchine, welche ihm Dies ermöglichte, war eine aus Röhren zuſammengeſetzte, von heißem Dampfe durchſtrömte Rührvorrichtung in Geſtalt einer Trommel; ſie bewirkt, indem ſie ſich in einer halbcylinderförmigen, mit bereits eingedicktem Safte gefüllten Mulde dreht, eine überaus ſchnelle Verdampfung, weil das Waſſer nicht nur von der Oberfläche abdunſtet, ſondern zugleich auch von den zahlreichen Röhren, welche abwechſelnd in den Trog eintauchen und ſich in freier Luft bewegen. Dieſes Geräth iſt weit vortheilhafter als die ſonſt üblichen Vakuum-Pfannen, in denen der Saft in luftleerem Raume bei niederer Temperatur eingeſotten wird, wenn Dies ohne Gefahr der Zerſetzung nicht mehr in gewöhnlichen Pfannen geſchehen kann; aus ihm kommt die ziemlich zäh gewordene Maſſe von Sirop und kleinen Zuckerkriſtallen nach einiger Abkühlung in die Centrifugal- oder Schleudermaſchine, welche in wenigen Minuten die Mutterlauge mit den Unreinigkeiten entfernt und einen beinahe trockenen, zur Verpackung fertigen Rohzucker hinterläßt. Eine kleine Brennerei verarbeitet die abfallende Melaſſe zu Rum, für welchen es in der Umgegend an willigen Abnehmern nicht fehlt.

Zwiſchen weiten, mit prächtigem Rohre bepflanzten Flächen hindurch, gleichfalls das Eigenthum des Herrn Brune-Martin, gelangten wir an die Gouvernementsſtraße. Hier verließ mich mein freundlicher Begleiter, nachdem er mir noch einige Andeutungen über den einzuſchlagenden Weg gegeben. Ich war gezwungen, in geringer Entfernung vom Strande nach dem Dorfe Djamanzare zu gehen, weil erſt von dort aus ein Weg nach dem Inneren führt. Oſtwärts abbiegend, geriethen wir dann in einen weiten Sumpf, in welchem meine Leute Schlangen geſehen haben wollten, und kamen endlich, durchnäßt und beſchmuzt, in einen höher gelegenen Landſtrich. Zartes Gras bedeckte die Ebene und die Hügel, ſtattliche Rinderheerden weideten ohne irgend welchen Führer oder Hirten an den ſanften Abhängen, im Hintergrund aber ſtanden einzelne Häuſer inmitten anmutiger Baumgruppen, welche mich lebhaft an die Obſtbaumhaine unſerer Dörfer erinnerten.

Durch ausgeſchickte Boten erfuhr ich, daß wir an den Höhen vor uns emporzuklettern hätten, um nach dem „Tane Latſak“ oder „gefallenen Lande“ zu kommen, in welchem die Kraterſeen ſich befinden. Wir folgten dem Laufe des Djamanzarebaches, ohne jedoch bis zu Anbruch der Dunkelheit einen See oder auch nur eine Niederlaſſung zu erreichen. Da zu befürchten ſtand, daß wir weiterhin kein Waſſer finden würden, lagerten wir nicht weit von dem Bach in der Nähe einer Gruppe von Fächerpalmen mit halbvertrockneten Blättern. Ich kroch in das kleine, ſchon früher erwähnten Zelt des Barons, welches ich in dunkler Ahnung des Kommenden mitgenommen; meine verwöhnten Begleiter richteten ſich im Freien ein. Bald nachdem wir gegeſſen und uns zur Ruhe begeben hatten, umzog ſich der Himmel, ein ſchreckliches Unwetter brach los, es donnerte und blitzte, daß man bange werden konnte, und dazu regnete es ſtundenlang mit aller Macht. Mein Zelt bewährte ſich vortrefflich, ich war vollſtändig geſchützt vor der Unbill der Witterung. Deſto ſchlimmer ging es meinen Leuten: ſie mußten, faſt ohne zu ſchlafen, die Zeit bis zum Morgen auf den klitſchigen Lehmboden hingekauert zubringen; ſie wurden mit beſtraft für die Lügen des Führers, denen ſie ſo bereitwillig Gehör geſchenkt hatten.

Folgenden Tages durchſchritten wir zwei weite, durch einen Sattel voneinander getrennte Thäler. In dem zweiten befand ſich eine Niederlaſſung, Namens Balabungu, deren Beſitzer Abdallah ſich zum Wegweiſer anbot. Abdallah, ein Miſchling aus Sanſibar, hatte ſich in dieſem einſamen Thale eine hübſche Wohnung errichtet, beſaß Enten und Hühner ſowie eine Heerde von Ochſen, und baute Reis in nicht unbeträchtlicher Menge. Dennoch aber ſehnte er ſich nach ſeiner Heimat zurück; lebhaft erfreut vernahm er die Neuigkeiten von dort, und ſeiner Freunde, namentlich Sadik's, des Aufſehers von O'Swald u. Co., gedachte er mit herzlichen Grüßen. Er führte uns eine Anhöhe hinauf, von welcher aus wir zwei der Kraterſeen, nur durch eine ſchmale Landenge voneinander getrennt, vor uns liegen ſahen, den Mpariha und den Sidi. Die Ufer ſenken ſich ſteil nach der Waſſerfläche; nur an einzelnen Stellen befindet ſich ſeitwärts eine ebene Stelle, welche den See bequem zu erreichen geſtattet. Von Hütten und Fahrzeugen war Nichts zu ſehen, und ebenſowenig entdeckte ich Krokodile, obwol ich mit einem Opernglaſe, welches mich die kleinſten Vögel auf dem jenſeitigen Ufer erkennen ließ, eifrigſt umherſpähte. Abdallah geleitete uns dann oſtwärts nach einem anderen runden See von ganz ähnlicher Beſchaffenheit, dem Simangawaka. Auch hier gewahrte ich Nichts von Dem, was ich zu finden hoffte: nur ein elender Schuppen zur Bergung der Fanggeräthe eines Fiſchers ſtand am unteren Abhange des ſteilen Ufers; Kähne gab es nicht, mithin waren die beabſichtigten Tiefenmeſſungen unmöglich.

Am jenſeitigen Fuße der Höhe, auf deren Grate wir dahinwanderten, an einem kleinen, dem See entſpringenden Bache, hatten zwei Sakalaven, Mewa und Djimdudaka, ihre Wohnungen errichtet. Wir ſtiegen hinab und baten um Obdach. Unſere Bitte wurde freundlichſt gewährt; man räumte mir die Hälfte des einen Hauſes ein, doch überließ ich dieſe

meinen Leuten, da ich es vorzog, im Zelte zu bleiben. Ich fand viel Vergnügen, die beiden kinderreichen Familien meiner Gaſtfreunde zu beobachten. Hätten Farbe und Ausdruck des Geſichts, Haartracht und Kleidung mich nicht belehrt, daß ich Sakalaven vor mir hätte, ſo würde ich geglaubt haben, mich in einem Suaheligehöft zu befinden. Die hübſche, junge Mutter behandelte ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit. Während ſie aber das eine auf dem Rücken trug und die anderen beobachtete, verabſäumte ſie ihre häuslichen Arbeiten nicht: ſie ſtand vor einem großen, aus hartem, dunklen Holze gefertigten Mörſer und handhabte mit Kraft und Geſchick den ſchweren Stößel, hob ihn und ſtieß ihn kraftvoll nieder, um das in der Höhlung befindliche Kafferkorn zu enthülſen; dann ſchüttelte und ſchwang ſie das geſtampfte Getreide auf einer flachen, geflochtenen Schüſſel, daß die Spreu davonflog von dem reinen Korn. Und die Kinder, ebenſo hübſch und artig wie der jüngſte Nachwuchs in Sanſibar und Mombas, zeigten dieſelbe Selbſtändigkeit, welche ich bei Suahelikindern ſo oft bewundert; bald wurden ſie auch zuthunlich, kamen vor mein Zelt und lauſchten geſpannt den einfachen Tönen einer kleinen Mundharmonika. Die kleine Niederlaſſung bot mir das anmutige Bild einer Familie, welche bei aller Einfachheit ihrer Verhältniſſe glücklich und friedlich dahinlebt.

Nach Mittag ſtieg ich in Begleitung einiger bewaffneter Träger nach der Höhe empor, um nochmals nach Spuren von Krokodilen zu ſuchen. Ich durchforſchte wiederum mit dem Glaſe die Ufer, ging trotz der Furcht meiner Leute in einer ſumpfigen Niederung am Waſſerſpiegel umher, ſah aber weder Krokodile noch Spuren von ſolchen, konnte auch nach der Rückkehr zu meinen Sakalaven Nichts über das Vorkommen ſolcher Ungeheuer erfahren. Da ein längerer Aufenthalt ohne Nutzen geweſen wäre, beſchloß ich, am nächſten Tage nach Hellville zurückzukehren; meinen Hauptzweck, das Innere der Inſel durch eigenen Augenſchein kennen zu lernen und meinen Leuten durch die Anſtrengung einiger Tage einen beſſeren Geiſt beizubringen, hatte ich ja erreicht.

Wiederum entlud ſich in der Nacht ein fürchterliches Gewitter; vor Sonnenaufgang aber war der Himmel wieder heiter. Ich ging noch einmal auf den Berg, ſah aber auch diesmal keine Krokodile am Lande. Dann maß ich ſchnell einige Winkel und kehrte nach der Niederlaſſung zurück, wo inzwiſchen Alles zur Abreiſe bereitet worden war. Wir gingen ziemlich geradwegs nach Hellville zu und kamen, obwol wir uns öfters mit Jagd der Vögel aufhielten, ſchon nach dreiſtündigem Marſch in der Stadt an. Der Weg war etwas holpriger als jener über Djamanzare, hatte aber den Vorzug, nicht durch ſchlammige und ſumpfige Striche zu führen.

Allmählich war das Wetter beſſer geworden, und der neue Wind, der Südweſt, fing mit größerer Regelmäßigkeit zu wehen an. Die Ausſichten, eine Reiſegelegenheit nordwärts zu finden, beſſerten ſich hierdurch, doch begannen für mich andere, längſt vorausgeſehene Verlegenheiten. Mein baares Geld, von dem ich ohnehin nur wenig mitgenommen, weil auf Angaſija nur Tauſchhandel getrieben wird, war in dem theuren Noſſibé, wo ich täglich für mich und meine Leute beträchtliche Summen brauchte, raſch auf die Neige gegangen; Empfehlungsbriefe hatte ich nicht mitgenommen, weil ich nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, auf einer ſo kurzen Fahrt verſchlagen zu werden, und auf Treu und Glauben Geld geborgt zu erhalten, konnte ich nicht hoffen, da Noſſibé in nur ſeltener Verbindung mit Sanſibar ſteht. Ich hätte mich entſchließen müſſen, meine Waaren, welche mir doch ſpäterhin auf Angaſija als Tauſchmittel dienen ſollten, zu veräußern, wäre mir nicht ein Retter erſchienen, gerad als die Noth am größten war. Es kam eines Tages im Hafen

von Noſſibé ein engliſches Schiff an, der „Enfield“, deſſen Kapitän, Mr. Biſhop, für das Sanſibar-Haus Fraſer Gelder eintreiben ſollte. Ich lernte Mr. Biſhop kennen und hatte Gelegenheit, mich ihm gefällig zu zeigen, als er mit faſt ſeiner ganzen Mannſchaft am Fieber erkrankte; ich ſprach mit ihm von meiner Lage und erhielt auf das Bereitwilligſte eine Summe von tauſend Franken, welche ich etwa noch zu brauchen gedachte, gegen einen Wechſel auf O'Swald u. Co. vorgeſchoſſen. Der brave Mann bot mir auch freie Fahrt an, konnte jedoch nicht beſtimmt verſprechen, ob er mich unterwegs auf einer der Komoren auszuſetzen vermöchte; denn jene Inſeln haben keinen genügenden Hafen, und es wäre gefährlich geweſen, ſowol bei Sturm als auch bei den hier ſo häufigen Windſtillen, in jenem Meere zu weilen. Auf eine ſo unſichere Sache mochte ich mich nicht einlaſſen: ich wollte keinesfalls nach Sanſibar zurückkommen, ohne Angaſija beſucht und den Vulkan beſtiegen zu haben. Mr. Biſhop verſprach, da er mir in dieſem Punkte nicht dienen konnte, mein Mißgeſchick in Sanſibar zu erzählen und meine Freunde auf das Eintreffen etwaiger ſpäterer Wechſel vorzubereiten. So konnte ich der Zukunft wieder mit mehr Ruhe entgegen ſehen.

Unglücklicher als in Geldſachen war ich mit meinen Bemühungen um eine Fahrgelegenheit. Nach dem Enfield kam ein franzöſiſches Schiff des Herrn Bérard in Sanſibar; allein ſeine Beſtimmung ließ ſich durchaus nicht mit meinen Abſichten vereinigen. Später ankerte der Ariel, ein engliſches Kanonenboot, im Hafen; doch auch die Verhandlungen mit deſſen Commander, Mr. Chapman, dem ich bereits von Sanſibar her bekannt war, zerſchlugen ſich, weil der Kreuzer den Bewegungen eines großen, des Sklavenhandels verdächtigen Spaniers folgen mußte und nicht wiſſen konnte, wohin ſeine Jagd ihn führen würde. Einige Tage ſpäter traf das franzöſiſche Poſtſchiff Lynx von Mayotte ein, welches nach jener Inſel zurückfahren und das hier im Hafen liegende Wachtſchiff im Schlepptau mitnehmen ſollte; der Kapitän, ein wegen ſeines barſchen Weſens bekannter Mann, wies meine Bitte, mir und meinen Leuten Ueberfahrt zu gewähren, mit kurzen, unhöflichen Worten zurück, und der Kommandant Déruſſat, den ich erſuchte, mir einen Platz auf dem leeren Wachtſchiffe zu bewilligen, verweigerte mir dieſe erſte Gefälligkeit unter dem Vorwande, daß meine Geſellſchaft (elf Mann) zu zahlreich wäre — ich ſollte eben von der hieſigen Obrigkeit nichts Angenehmes erfahren! Als ich ſo wieder auf mich allein verwieſen war, ging ich mit umſo größerer Emſigkeit daran, in Banarū ein Küſtenfahrzeug zu finden. Chalifahn ben Ali, mit welchem ich durch Kapitän Biſhop noch näher befreundet worden, gab ſich viele Mühe um mein Weiterkommen; es gelang ihm indeſſen nicht, eine paſſende Gelegenheit ausfindig zu machen, namentlich weil die Schiffer allzu übertriebene Forderungen ſtellten.

Der ſo ungebührlich verlängerte Aufenthalt auf Noſſibé wurde mir immer läſtiger. Meine kleinen Ausflüge am Strand und nach der von wilden Kaninchen bevölkerten kleinen Inſel Tanikeli (Ile aux lapins der Franzoſen), meine Sammlungen und Beobachtungen boten mir nur noch wenig Reiz; denn der Gedanke an die ungewiſſe Zukunft drückte mich nieder, und er war umſo unangenehmer, als bei längerer Dauer dieſer Haft mein bereits wieder zuſammengeſchmolzener Geldvorrath nicht zureichen konnte. Wahre Erholung und angenehme Stunden bereitete mir der Umgang mit einigen wohlwollenden und theilnehmenden Menſchen, mit meinem braven Wirthe Reybaud, mit Herrn Berger, dem Befehlshaber des kleinen Wachtſchiffes im Hafen, namentlich aber mit Dr. Moneſtier, einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne, welcher mit der Lynx von Mayotte gekommen war, um einſtweilig den Geſundheitsdienſt auf Noſſibé zu verſehen. Mit ihm hatte ich öfters lehrreiche Geſpräche über hieſige Einrichtungen und Verhältniſſe; ſein zuvorkommendes Weſen ließ mich den Mangel an Bildung bei Anderen und namentlich bei den Beamten des Gouvernements vergeſſen. Leider nahmen Berufspflichten meinen neu-

gewonnenen Freund ſo ſehr in Anſpruch, daß wir nie längere Zeit zuſammen ſein und vor Allem keine gemeinſchaftlichen Ausflüge unternehmen konnten. Es ſind nämlich auf dem ungeſunden Noſſibé für die nicht unbeträchtliche Anzahl der Europäer und für die ſtarke Beſatzung nur zwei Aerzte angeſtellt, und jetzt ruhte dazu die ganze Laſt der Arbeit, welche vorher ſchon von Zweien nicht gut bewältigt werden konnte, auf den Schultern des Einen, weil der Oberarzt nach Mayotte gereiſt und der andere vor einiger Zeit geſtorben war. Daß der Mangel an genügenden ärztlichen Kräften mancherlei Uebelſtände mit ſich führen muß, iſt offenbar. Die im Hafen liegenden Schiffe empfinden Dies vorzugsweiſe; bricht dort eine Krankheit aus, ſo hat der Arzt gewöhnlich keine Zeit, an Bord zu fahren, und die Leidenden müſſen lange warten, bis ſie den geſuchten Beiſtand erhalten, oder müſſen ſelbſt an Land gehen, um ärztlichen Rath und Pflege zu finden.

Unter den Leuten, denen ich Dank für ihre Güte ſchulde, muß ich auch die hieſigen Geiſtlichen erwähnen. Es ſtand zwar nicht in ihrer Macht, mir thätlich Beiſtand zu leiſten, doch haben ſie mir durch ihre theilnehmende Freundlichkeit angenehme Stunden bereitet. Sie ſchienen in geſelligen Tugenden ihren Amtsbrüdern in Réunion gleichzuſtehen, und ihre vornehmſte Anſtalt, welche ich einigermaßen kennen lernte, das große Krankenhaus, war den beſten dortigen Einrichtungen ebenbürtig.

So verbrachte ich denn meine Tage gleichmäßig zwiſchen einer Thätigkeit, an welcher ich keine Freude empfand, und zwiſchen Beſorgniß und Hoffnung. Eine ſtumpfe Gleichgültigkeit wollte manchmal ſich meiner bemächtigen, wenn immer und immer wieder alle Bemühungen fehlſchlugen; indeſſen tröſtete und ermutigte mich dann der Gedanke, daß endlich doch die Stunde der Erlöſung ſchlagen müſſe, und daß, wie ich bisher vor dem Schlimmſten behütet worden, auch fernerhin ein günſtiger Stern auf meinen Wegen leuchten werde.

Fünfunddreißigſter Abſchnitt.

Annäherung an das Ziel.

Unerwartete Hilfe. — Abreiſe von Noſſibé. — Der Hafenplatz Mununſanga auf Madagaskar. — Feierlicher Beſuch des Statthalters. — Ein Ball im Fort Andufa. — Photographiſche Erfahrungen. — Der gelehrte Sherif von Mununſanga. — Wieder vor Mayotte. — Windſtille. — Nochmals vorbeigefahren. — Ein ſonderbares Geſpann. — Aufnahme beim Sultahn von Moali. — Geſchichte des Herrſcherſtammes. — Stadt und Inſel. — Ein Fieberanfall. — Ausflug nach Niumaſchua, dem ſüdlichen Hafen. — Abſchied von Moali.

Faſt ohne Hoffnung zu hegen, mehr aus Pflichtgefühl, fuhr ich eines Tages, wie gewöhnlich, nach Banurū. Ich hatte die üblichen Fragen an alle Araber und Indier gerichtet, ohne eine troſtreiche Antwort zu erhalten, und wollte eben wieder nach Hellville zurückkehren, als ein Schiffer, welcher ein Bethen des Sultahns von Sanſibar führte, von meiner Verlegenheit vernahm. Er lag ohne Beſchäftigung im Hafen, um die Ankunft größerer Reisvorräthe zu erwarten, konnte alſo die Gelegenheit, eine Summe Geldes nebenbei zu verdienen, ohne Unbequemlichkeit für ſich oder ſeinen Herrn benutzen. Im Hauſe Chalifahns, wo er mich traf, verſprach er mir, gegen eine Entſchädigung von hundert franzöſiſchen Thalern mich nach Moali (Mohilla der Karten, Mohéli der Franzoſen) und Angaſija zu bringen. Mit lebhafteſter Freude begrüßte ich dieſe Ausſicht auf Erlöſung, ſo wenig glänzend ſie auch war. Ehe ich jedoch daran denken konnte, das Geſchäft endgiltig abzuſchließen, mußte ich Geld zu erlangen ſuchen; denn mein kleines Vermögen reichte eben noch hin, um den für die Ueberfahrt geforderten Preis zu bezahlen.

Ich ging umher bei den indiſchen Kaufleuten, welche, wie ich wol wußte, jederzeit Baargeſchäfte abzuſchließen bereit ſind; ich bot ihnen Zwölf vom Hundert monatliche Zinſen und einen Wechſel auf ein ſicheres Haus, aber die ſchlauen Schacherer glaubten, ich müßte ihr Geld haben, und forderten für jede hundert Thaler eine Anweiſung auf hundertzwanzig, zahlbar nach Sicht in Sanſibar. Auf ſolchen Wucher wollte ich mich nicht einlaſſen, bevor nicht alle Mittel erſchöpft wären; ich fuhr alſo, da ich Chalifahn als meinen Freund nach bekannten Grundſätzen nicht um Geld angehen wollte, nach Hellville zurück, um zuvörderſt bei einem der mit Sanſibar in Geſchäftsverbindung ſtehenden Europäer mein Glück zu verſuchen. Ich ſollte ſchneller, als ich dachte, zum Ziele gelangen: Herr Reybaud, mein freundlicher Wirth, den ich um Rath fragte, erbot ſich aus eigenem Antriebe, mir zinſenfrei die nöthige Summe vorzuſtrecken. Auf das Angenehmſte überraſcht, nahm ich mit größtem Danke das liebenswürdige Anerbieten, jedoch nur gegen landesübliche Zinſen, an.

Niemand war jetzt glücklicher als ich. Der Gedanke, in wenigen Tagen die Insel verlassen zu können, welche ich auf so unangenehme Weise hatte kennen lernen, und die Hoffnung, das ersehnte Ziel nun bald zu erreichen, belebten und erfrischten mich geistig wie körperlich. Es kam, sozusagen, ein neuer Geist über mich, und alle meine Arbeiten, welche ich vorher verdrossen gethan, nur um die Zeit auszufüllen, verrichtete ich jetzt mit Freudigkeit. Die Reise wurde, nachdem ich dem biederen Schiffshauptmann Seid Madjids fünfzig Thaler Angeld gezahlt, auf den 6. April festgesetzt, später aber auf den 7. verschoben, da es sich herausstellte, daß der zuerst bestimmte Tag der 28. eines arabischen Monats, also unglückbedeutend war!

Herr Reybaud war so freundlich, mich in seinem leichten Boote bis nach Tanikeli zu bringen, wo mein Schiffer mich abholen wollte. Dort trafen wir unerwartet Herrn Berger, den Befehlshaber des kleinen Wachtschiffes, und die drei Offiziere der Garnison, welche ich früher schon kennen gelernt. Wir verbrachten noch einige Stunden in angenehmer Geselligkeit, bevor das plumpe Boot meines Küstenfahrzeugs erschien. Reich beschenkt mit Brod und Wein, von nun an unerreichbare Dinge für mich, verließ ich diesen äußersten Vorposten der französischen Besitzung, mit einem herzlichen Lebewohl an die Zurückbleibenden, namentlich meinen braven Wirth.

Mühsam quälte das kurze, breite Boot sich durch die Wellen; und so kräftig auch die schwarzen Matrosen mit ihren sonderbaren Rudern (einfache Stangen, daran runde Bretter von Tellergröße angenagelt) das Wasser schlugen, wir erreichten erst nach geraumer Zeit das Bethen. Der Wind war ungünstig und hörte dann öfters ganz auf, sodaß wir zwei volle Tage brauchten, um die wenigen Meilen südwärts zurückzulegen bis nach Murunsanga, wo mein Schiffer sich mit Reis für die Fahrt versorgen wollte.

Spät am Abende des 9. April gingen wir auf der flachen Rhede des in der Geschichte Madagaskars berühmt gewordenen Küstenplatzes vor Anker. Am nächsten Morgen kamen einige Hova-Zollbeamte an Bord. Sie sahen sonderbar aus in ihrer halb wilden, halb europäischen Kleidung, und der Cylinderhut, welchen sie vermutlich als Zeichen ihrer Würde trugen, paßte gar komisch zu ihrem Lendenschurze. Da sie nichts Verdächtiges fanden, gaben sie uns die Erlaubniß zum Betreten des Landes, welche ich ohne Zögern benutzte. Hammis ben Ali, der Bruder Chalifahn's, empfing mich am Lande. Er stellte mich einigen der vornehmsten Personen vor, von denen mehrere Suaheli, andere etwas Französisch und Englisch sprachen, und schickte den mir von Chalifahn gegebenen Empfehlungsbrief nach dem Fort Andusa, dem Sitze des Statthalters. Dann führte er mich in seine hübsch eingerichtete, leicht aus Holz und Matten gebaute Wohnung und bat mich, „sein Haus als das meinige zu betrachten."

Ich unternahm sogleich einen Ausflug, um mit dem Städtchen und seiner Umgebung bekannt zu werden. Fast alle Hütten nebst den zugehörigen Gärten waren ringsum mit Mattenzäunen eingehegt; Straßen und Plätze bewiesen, daß die Einwohner Sinn für Sauberkeit haben. Außerhalb der Ortschaft, in der Nähe eines Baches, war der Boden an einigen Stellen versumpft, was im Verein mit der Flachheit des Meeresbodens einen übeln Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse ausüben muß. Eine große Mannigfaltigkeit der schönsten Vögel belebte die wasserreiche, mit prächtigem Pflanzenwuchs geschmückte Landschaft.

Während ich noch so umherstreifte, vernahm ich einen rasch herannahenden Lärm. Kurz darauf kamen einige meiner Leute und theilten mir mit, daß der Statthalter käme, um mich zu begrüßen. Bestaubt und schmuzig wie ich war, ging ich dem Strande zu, wo die Baraka für öffentliche Verhandlungen steht. Halbwegs traf ich einen sonderbaren Zug: vorn Musikanten, dann einiges Gefolge, danach der Statthalter, auf einer Tragbahre sitzend, und hinterher eine Menge Soldaten, alle in Uniform und gut bewaffnet. Ich war

nicht wenig überraſcht, daß man hier ſo viel Weſens mit mir machte; denn in Noſſibé hatte man mich nicht gerade durch Aufmerkſamkeit verwöhnt.

Faſt gleichzeitig mit dem hohen Würdenträger langte ich auf dem Platze vor dem Zollhauſe an. Er ſtieg von ſeinem hohen Sitz und begrüßte mich in würdevoller Weiſe. Die Soldaten ſtellten ſich in weitem Halbkreis vor der Baraſa auf, wo ich mit Hammis und einigen Anderen ſtand, voller Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Es dauerte nicht lange, ſo wurden Befehle und Zeichen gegeben, getrommelt, muſicirt und das Gewehr präſentirt; dazwiſchen hielten der Statthalter und ſeine Officiere Reden, ſenkten grüßend die Säbel und entblößten ihre Häupter. Ohne ein Wort zu verſtehen, ſtand ich dabei und wußte nicht, wie ich mich benehmen ſollte, da ich die Geſetze der madagaſſiſchen Höflichkeit nicht kannte. Um nicht für ganz ungebildet zu gelten, nahm ich an einigen Stellen der Reden, wo es mir paſſend erſchien, den Hut ab und ſchwenkte ihn nach Kräften, wie es auch die Herren gegenüber mit ihrer Kopfbedeckung thaten! Beinah eine Stunde dauerten dieſe Förmlichkeiten; dann erhielt ich einen Korb voll Reis und einen Ochſen zum Geſchenk, welchen ich mit der Mannſchaft meines Fahrzeuges und mit der eines gerade im Hafen liegenden Schiffes von Seid Madjid theilen ſollte. Ich dankte verbindlichſt, und der Zug entfernte ſich unter klingendem Spiele.

Nach Tiſche begab ich mich mit den Angeſehenen von Murunſanga nach Andufa, wo mir zu Ehren — in Folge der Empfehlung Chalifahns, wie ich nicht anders annehmen konnte — ein „Bal champêtre" ſtattfinden ſollte. Der Weg führte etwa dreiviertel Stunden lang durch ebenes, an einzelnen Stellen mit Buſch oder Wald beſtandenes Grasland an den Fuß eines Hügels, auf welchem die hölzerne Feſtung der Hova erbaut iſt. Das Klettern bergauf war recht beſchwerlich, zumal man wol abſichtlich den Pfad in ſchlechtem Zuſtande gelaſſen. Angelangt an dem hohen Palliſadenzaune, welcher die Anlage umgibt, mußten wir geraume Zeit warten, ehe wir die Erlaubniß zum Eintritt erhielten. Man führte uns durch ein ziemlich ſtarkes Thor in die Wohnung des Statthalters, ein hohes, hölzernes Haus inmitten eines geräumigen, mit Schanzpfählen umſchloſſenen Hofes. Hier waren bereits Herren und Damen in Menge verſammelt, und Muſiker mit großen Trommeln, mit Geigen, Trompeten, Pfeifen und einer Art Klarinette erwarteten das Zeichen zum Beginne. Der Feſtgeber empfing uns in „Civil", in feinem Frack — die Preisnummer, welche man vielleicht für eine Auszeichnung hielt, war noch an einer recht ſichtbaren Stelle befeſtigt! — ſchwarzen Beinkleidern und Cylinderhut; ich in meinen beſcheidenen Reiſekleidern hätte mich beinahe vor dem geputzten Manne geſchämt, hätte ich nicht, in Bezug auf Kleidung, dieſes Gefühl bereits einigermaßen verlernt gehabt. Er führte uns eine gute Treppe empor nach einem bedeckten, rings um das ganze Haus laufenden Gange, von welchem aus ich eine ſehnſuchterweckende Ausſicht nach dem ſanftgehügelten Inneren der ſchönen, großen Inſel genoß.

Unter Auswechſelung einiger Höflichkeiten traten wir auf die Hofſeite des „Balkons"; der Statthalter winkte, und alsbald begann die Muſik zu ſpielen, und die Paare traten an. Die Herren trugen ſich theils bürgerlich, theils militäriſch, zumeiſt in engliſchen Uniformen mit der Regimentsnummer auf den Schulterklappen; die Damen prangten in altmodiſchen europäiſchen Ballkleidern. Alle waren ziemlich hellfarben. Sehr hübſche Geſichter habe ich nicht geſehen, dagegen viele geiſtig belebte. Der Verkehr zwiſchen beiden Geſchlechtern ſchien ebenſo frei zu ſein wie bei uns in Europa, im auffallenden Gegenſatz zu der abgeſchloſſenen Stellung, in welcher die Frauen bei den Mahammedanern verkümmern. Nach den nöthigen Verbeugungen führte man in gemeſſenem Taktmaß einige Gegen- und Reihentänze auf; Herren und Damen gingen unter mancherlei Wendungen und Schwenkungen erſt zuſammen und trennten ſich dann, um ſich bald darauf wieder zu vereinigen. Am zierlichſten tanzte das ſtarke, nicht das zarte Geſchlecht. Das Ganze bot ein heiteres, anmutiges Bild, ein

für dieſe Ecke der Welt überraſchend hübſches Schauſpiel. Als ich hierüber meine Verwunderung ausſprach, erzählte mir Hammis, daß vor mehreren Jahren ein franzöſiſcher Tanzmeiſter Murunſanga beſucht und die Leute in ſeiner Kunſt unterrichtet habe.

Der Tanz dauerte etwa eine Stunde lang. Beim Abſchied ſchenkte ich dem Statthalter einen neuen Filzhut mit einem weißen Shawl um die Krempe; dabei ſagte ich ihm einige Artigkeiten über das ſchöne Feſt und bat um die Erlaubniß, ihn photographiren zu dürfen. Ueber meine Gabe ſchien er ſehr erfreut zu ſein, und die Gewährung meiner Bitte ſtellte er mir in Ausſicht. Ich erſchien am nächſten Morgen zur beſtimmten Zeit mit meinen Geräthſchaften, aber leider vergebens: die Bedenklichkeiten des Gouverneurs hatten über Nacht zugenommen, er hielt es für Unrecht, ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeiner Königin ein Bild von ſich fertigen zu laſſen. Ziemlich ärgerlich entfernte ich mich; denn ohne die geſtrige, wenn auch nicht ganz beſtimmte Zuſage würde ich ſicherlich den ſteilen Berg nicht noch einmal erklettert haben, da ich eine Wunde am Schienbein hatte, welche mir das Laufen ſehr erſchwerte. Um nicht ganz umſonſt gegangen zu ſein, nahm ich unterwegs ein kleines Bild von der Feſtung Andufa auf, deren Häuſer mit ihren hohen, ſpitzigen Dächern an eine mittelalterliche, deutſche Reichsſtadt erinnern (ſ. Anfangsbild des 26. Abſchnittes).

Am Abende beſuchte ich den Scherif Seid Muhammadi ben Seid Abdallah ben Nur, welcher einer Anzahl junger Leute den Korahn und einige andere in Suaheli, Arabiſch und Madagaſſiſch verfaßte Schriften auslegte. Als der würdige Mann ſeinen Unterricht beendet hatte, nahm ein Anderer ein arabiſches Buch zur Hand und überſetzte Satz für Satz in Suaheli, aber in parodirender Weiſe, ſodaß er die Tagesereigniſſe ſchilderte, während ſeine Vorlage ganz andere Dinge enthielt; er erregte durch ſeine treffenden Bemerkungen und witzigen Vergleiche allgemeines Gelächter. Zu meinem lebhaften Bedauern gelang es mir nicht, eines der handſchriftlichen Bücher zu erwerben.

Tags darauf wollte mein Schiffer den Hafen verlaſſen. Der Scherif gab mir für die Reiſe ein ausgezeichnet ſchönes Schaf mit. Ich ſagte, daß ich ihm Nichts dafür zu bieten vermöchte, doch meinte er, darauf ſei es nicht abgeſehen. Um mich erkenntlich zu zeigen, verſprach ich, ihm einen arabiſchen Korahn zu ſchicken. Leider erfuhr ich bei meiner Rückkehr nach Sanſibar, daß der wackere Mann bereits geſtorben war, konnte alſo bei den ungeregelten Erbverhältniſſen in jenen Ländern mein Verſprechen nicht zur Ausführung bringen. Ehe ich den gaſtlichen Strand verließ, ſchickte mir der Statthalter noch einen Gruß mit der Bitte, ich möchte ihm wegen ſeiner Weigerung nicht mehr zürnen.

Obgleich die Briſe günſtig war, um den Kurs geradwegs nach Mayotte, der nächſten der Komoreninſeln zu richten, fuhren wir längs der Küſte hin, wie Dies bei den Suaheli Brauch iſt: von Noſſibé aus gehen ſie für gewöhnlich ſoweit nach Süden, bis ſie eine rein nördliche Richtung nehmen können — ſie laſſen ſich nur auf ganze Kompaßviertel ein, die Zwiſchenwinkel wie Nord-Weſt und Nord-Nord-Weſt ſcheinen ihnen nicht ſicher genug! Der Nahoſa behauptete übrigens, es gebe nördlich von Noſſibé einen Kranz von Riffen, in welchen kleinere Fahrzeuge unfehlbar, nicht ſelten ſogar auch größere durch einen ſtarken Strom oder Wirbel getrieben würden. In $14^3/_4{}^0$ Breite, ſüdlich von den Sankaſſi-Inſeln gab endlich der Schiffslenker meinem Zureden nach und ſchlug die gerade Richtung nach Mayotte ein. Gegen Mittag des 13. April hatten wir das ſüdliche Riff dieſer Inſel in etwa vier Meilen Entfernung vor uns, befanden uns alſo wieder an derſelben Stelle wie vor fünfundvierzig Tagen. Aber welche Erinnerung lag nicht zwiſchen damals und jetzt!

Nunmehr glaubte ich, in wenigen Stunden den Fuß an Land ſetzen zu können; allein es trat Windſtille ein (Schwari, wie die Suaheli ſagen), und wir kamen zwei volle Tage

lang nicht von der Stelle; der weiße Felſen vor uns im Südweſten von Moali und die Kegelberge von Anjuani und Mayotte zu rechter Hand erſchienen uns unabänderlich unter demſelben Kompaßwinkel. Endlich, in der Nacht des 16. April, erhob ſich eine ſchwache Briſe. Ich gab, als wir uns Moali ein wenig genähert hatten, dem Schiffer die Weiſung, immer nordweſtwärts längs des Strandes hin zu ſteuern, bis er um die Ecke ſehen könne, dann aber mich zu wecken und ſüdwärts zu fahren. Befolgte der Nahoſa meine Vorſchrift, ſo mußten wir mit aller Sicherheit die Hauptſtadt und den Hafen von Moali erreichen; der gute Mann vergaß jedoch, daß er vor Allem den Nordweſtkurs einzuhalten hatte: er ſegelte längs des Strandes hin und drehte das Schiff mit der veränderten Richtung der Küſte — kein Wunder, daß er bei den ſanften Biegungen des Landes Nichts von einer Ecke zu ſehen bekam. Als ich von ſelbſt erwachte befanden wir uns bereits jenſeit der Nordſpitze der Inſel! Nun ließ ich allerdings ſofort wenden; doch bald wurde die Briſe flauer und flauer und hörte endlich ganz auf. Es war wirklich peinlich, den Komorenſtrand, nach welchem ich mich ſo lange geſehnt, tagelang vor Augen ſehen zu müſſen, ohne ihn erreichen zu können.

Da ich nicht ſobald auf Eintreten einer günſtigen Briſe rechnen konnte, ging ich, um die Zeit zu nutzen, bei Tagesanbruch an Land. Zwei kleine Ortſchaften, Schoani und Mbadje, lagen dicht nebeneinander am Strande. Die Bewohner ſchienen noch nie einen Miſungu geſehen zu haben; ſie folgten mir auf Schritt und Tritt und ſahen allen meinen Handlungen mit Verwunderung zu. Sie baten mich, einige Mewefalken (Milvus parasiticus Daud.), die Feinde ihrer Hühner, zu ſchießen, und ſobald ich einen der Räuber vom Baume herunterholte, brüllten hunderte von Jungen und Alten mir Beifall zu. Auch von den Halsbandraben (Corvus scapulatus Daud., Kunguru der Suaheli) fielen mir einige zur Beute; ſie waren hier wie auch in Murunſanga außerordentlich dreiſt, während es in Noſſibé ein Kunſtſtück war, ihnen auf Schußweite nahe zu kommen. Dann kaufte ich für einen Frank einen braunen, ſogenannten ſchwarzen Papagai, welcher jedoch, wie ich vermute, nicht auf der Inſel ſelbſt zu Hauſe iſt, ſondern von Madagaskar ſtammt. Einen Papagai ganz derſelben Art hatte ich auf Noſſibé erworben; beide gewannen während der langen Dauer ihrer Gefangenſchaft Nichts von der Zutraulichkeit, durch welche andere Sittiche uns ſo lieb werden.

Erſt gegen Mittag kamen wir wieder zum Aufbruch, nicht ohne daß mehrere Leute noch Arzenei von mir verlangt hätten. Langſam ſtrichen wir über das ſpiegelglatte Meer dahin. Nach einiger Zeit wurde es wieder ſtill, und ein ungünſtiger Strom trieb uns zurück, ſodaß wir von Neuem ankern mußten. Später halfen uns einige Böen fort (ſchnell vorübergehende Windſtöße mit Regen); der Nahoſa ließ nämlich auf mein eindringliches Bitten die Segel ſtehen, während ſonſt die Araber bei den unbedeutendſten Regenſchauern die Raa herablaſſen. Schon ſahen wir vor uns das Ras (Landſpitze, Vorgebirge), hinter welchem die Hauptſtadt von Moali liegt, da hörte wiederum der Wind auf! Glücklicherweiſe hatte ich auf dieſer Reiſe ſchon ein wenig Uebung erlangt, mich in Geduld zu faſſen. Ich ließ das Boot ausſetzen, um zu verſuchen, ob man das Fahrzeug nicht die kurze Strecke ziehen könnte, doch ohne Erfolg.

So kam der Abend heran. Da näherte ſich uns ein Baumkahn. Der Inſaſſe, ein Hafenbeamter von Moali, welcher einigen von der Mannſchaft bekannt war, ſtieg an Bord und verſprach, als er unſere ärgerliche Lage erfuhr, ſofort eine Anzahl Ruderboote zu ſchicken, damit wir endlich an das Ziel gelangten. Am anderen Morgen (18. April) erſchienen ſechs bis acht elende, mit je zwei Schwertern verſehene Baumkähne und ſpannten ſich vor unſer Schiff. Der Bugſirzug ſah ſpaßhaft aus: in jedem der Boote ſaßen vier Eingeborene, alle mit ſonderbaren, ſpitzen und breitkrempigen Hüten bedeckt (ſ. Anſicht von Kitanda Mdjini

Lumboni, Hauptstadt von Moali, vor ihrer Zerstörung im Jahre 1867.

p. 222

[illegible] von Moali und die
[illegible] unveränderlich unter
[illegible] sich eine schwach
[illegible] Schiffer die Weisung
[illegible] die Ecke sehen könn
[illegible] meine Vorsch
[illegible] Moali erreichen;
[illegible] halten hatte; er sei
[illegible] Richtung der
[illegible] von einer Ecke
[illegible] jenseit der Nord
[illegible] die Brise flauer
[illegible] Komorenstrand,
[illegible] ohne ihn erre
[illegible]

[illegible] konnte, ging ich
[illegible] Schoani
[illegible] schienen noch nie
[illegible] sahen allen m
[illegible] (Milvus pa
[illegible] einen der Räuber
[illegible] Beifall zu. Auch
[illegible] fielen mir
[illegible] dreist, während es
[illegible] Dann kaufte er für
[illegible] jedoch, wie ich ver
[illegible] stammt. Einen Papagai
[illegible] während der langen
[illegible] welche andere Sittiche
[illegible]

[illegible] daß mehrere Leute noch
[illegible] Segelglatte Meer dann
[illegible] trieb uns zurück, sodaß
[illegible] einige [illegible] schnell vorübergehende
[illegible] auf mein [illegible] Bitten die Segel
[illegible] Neu[illegible] die [illegible] herablassen
[illegible] Vorgebirge [illegible] Hauptstadt
[illegible] Wind auf! [illegible] ich auf dieser
[illegible] in Geduld zu fassen. Ich [illegible] das Boot aus
[illegible] Fahrzeug nicht die kurze Strecke ziehen könnte, doch

[illegible] näherte sich uns ein Baumkahn. Der Insasse, ein
[illegible] von der Mannschaft bekannt war, stieg an Bord
[illegible] Lage erfuhr, sofort eine Anzahl Ruderboote zu schicken,
dann [illegible] gelangten. Am anderen Morgen (18. April) erschienen
sechs [illegible] Schwertern versehene Baumkähne und spannten sich vor
uns [illegible] sah spaßhaft aus; in jedem der Boote saßen vier Eingeborene,
alle [illegible] und breitkrempigen Hüten bedeckt (s. Ansicht von Kitanda Mdjuti

Digitized by Google

Fumboni, Hauptſtadt von Moali, vor ihrer Zerſtörung im Jahre 1867.

Digitized by Google

im nächſten Abſchnitt), und handhabten die breiten Paddelruder mit aller Kraft; da Niemand ſteuerte, kam das ganze Geſpann bald zu weit rechts, bald zu weit links — das Schiff ſchien einen Schwanz zu haben, mit welchem es ſich durch Hin- und Herſchlängeln langſam vorwärts bewegte. Glücklicher Weiſe erlöſte eine leichte Briſe die ſingenden und lärmenden Fiſcher ſchon auf halben Wege von ihrer ſchweren Arbeit; er blähte das Segel, das Bethen ſchoß ſchnell dahin und ließ in Kurzem die Ruderboote weit hinter ſich. Bald bogen wir um die letzte Landzunge. Da lag es, das lang erſtrebte Fumboni mit ſeinem Hintergrunde von Palmen und ſchöngeformten, duftigen Bergen: ein langes, weißes Haus (der Palaſt der Königin) mit zahlreichen Schießſcharten, rechts davon eine ſteinerne Moſchee, und ringsum die Hütten der Eingeborenen, ein eigenthümliches Bild, verſchieden von Allem, was ich bisher auf meinen Fahrten geſehen. Die enge Rhede iſt von niedrigen Felſen umſchloſſen und ziemlich flach, ſodaß wir weitab ankern mußten. Hammadi, der Oberſte meiner Schwarzen, ging ſogleich mit einem Empfehlungsbriefe Seid Madjids an Land, während ich meine Sachen zurecht legte. Nach einer Stunde brachte er das Willkommen des Herrſchers.

Seid Hammadi, der Sultahn oder vielmehr Gemahl der Königin von Moali, nahm mich überaus freundlich auf. Er wies mir ein hübſches, kleines Haus nicht weit von dem ſeinigen zur Wohnung an, ſchickte Ziegen, Eier, Reis und Kokosnüſſe und ließ mir ſagen, ich möchte, wenn ich ſonſt Etwas brauche, mich nur an ihn wenden, denn ich ſei ſein Gaſt und dürfte Nichts von Anderen annehmen. Zugleich ſtellte er einen engliſch ſprechenden Mann zu meiner Verfügung, welcher den ganzen Tag über in meiner Nähe bleiben, alle meine Aufträge ſofort beſorgen und mich auf meinen Ausflügen als Führer und Dolmetſch begleiten mußte.

Nachmittags beſuchte ich den Sultahn in ſeinem ſtattlichen, ungemein ſauber gehaltenen Hauſe. Er beſaß eine Menge Kanonen, Gewehre, europäiſches Hausgeräth, auch Wein, Chokolade u. dgl., meiſtentheils Geſchenke früherer Beſucher. Zu den Aufgeklärten ſeines Stammes gehörend, zeigte er Geſchmack für europäiſche Künſte und hielt ſich nicht mit übertriebener Strenge an die Vorſchriften des Korahn: ſo geſtattete er mir, was die Heiligen Mahamneds nie thun, ſein Bild zu nehmen, und verſchmähte, wie ich ſpäter fand, keineswegs den Genuß von feinen geiſtigen Getränken, wenigſtens nicht, wenn er allein war. Gleich Seid Madjid hielt er viel auf ſeine kleine Garde; ſeine Trommler und Pfeifer waren aber entſchieden beſſer geſchult als die, welche ich in Sanſibar gehört; ſie bliesen öfter, länger und mit mehr Abwechſelung. Leider bekam ich ſein Gemahl, die „liebenswürdigſte aller farbigen Königinnen", von welcher ich ſchon ſoviel gehört hatte, nicht zu ſehen; ich konnte ein Gefühl des Unwillens nicht unterdrücken, daß Seid Hammadi ſeine an madagaſſiſche Freiheit gewöhnte Frau, durch welche er ſeine Stellung doch erſt erlangt, jetzt auf arabiſche Weiſe behandelte.

Dſchombi Fatombi, die von allen Madagaſſen verehrte und bewunderte Königin von Moali, ſtammt aus dem Geſchlechte Radamas; ihr Vater war der ſchon mehrfach erwähnte Ramanetaka, welcher 1828 beim Regierungsantritt des blutigen Ranavaluna allein von allen Prinzen des königlichen Hauſes dem Tode entging: er flüchtete nach Moali, ward von den Bewohnern willkommen geheißen und zum Herrſcher gewählt, und ſpielte ſeitdem eine nicht unwichtige Rolle in der Geſchichte ſowol Madagaskars (bei den Aufſtänden der nördlichen Sakalaven in den Jahren 1835 und 36) als auch der Komoren. Nach ihres Vaters Tode übernahm Dſchombi Fatombi die Herrſchaft auf Moali. Sie heirathete einen Araber aus Sanſibar, den obengenannten Seid Hammadi. Ihre Ehe ſcheint unfruchtbar geblieben zu ſein; ob ſie glücklich war, iſt nicht beſtimmt zu ſagen, doch ſpricht man, daß die ſchöne Königin einſtmals die Abſicht gehabt hätte, ſich von ihrem Gemahl ſcheiden zu laſſen, um ihren ſie zärtlich liebenden Vetter Rakoto (Radama II.) zu heirathen. Die Eiferſucht der nachmaligen Königin Roſaherina und der Ausbruch der madagaſſiſchen Staatsumwälzungen im Jahre 1863 ſoll Dies verhindert haben.

Später traf ich Seid Hammadi gewöhnlich Nachmittags, auf der ſteinernen Bank vor der kleinen Moſchee am Strande ſitzend. Hier ertheilte er Audienzen, unterhielt ſich mit den Vornehmen der Stadt und erfreute ſich der friſchen Seeluft und der angenehmen Ausſicht. Ich mußte ihm von Europa und den dortigen Verhältniſſen erzählen. Um nicht allein der gebende Theil zu ſein, erlaubte auch ich mir eine Frage, und zwar eine ziemlich freimüthige: ich fragte ihn, woher er ſeine Einnahmen bezöge, da er doch bei dem ſchwachen

Beſuche ſeines Hafens die Unkoſten ſeines vortrefflich eingerichteten Haushaltes nicht von dem Ertrage der Zölle beſtreiten könne, wie dies Seid Madſid thäte. Er geſtand mir lächelnd, daß dies allerdings unmöglich ſei; dagegen habe er die auf ſeiner Inſel befindlichen Wohnungen beſteuert und laſſe ſich von jedem Hausbeſitzer alljährlich einen Thaler geben. Der Betrag dieſer „Grundſteuer" mußte nicht ganz unbeträchtlich ſein; denn die Stadt Fumboni allein zählte mehrere hundert Häuſer, und außer ihr gibt es noch ſechzehn größere oder

kleinere Dörfer auf der Insel, deren Namen mir mein Dolmetscher angab. Nebenbei treibt Seid Hammadi wahrscheinlich einigen Handel; er kann somit, da er seinen Bedarf an Lebensmitteln von seinen eigenen Feldern und Heerden zieht, recht gut als kleiner König auftreten.

Die Stadt Fumboni nimmt sich auch beim Durchwandern der Straßen sehr freundlich aus im Gegensatz zu anderen derartigen Städten, welche nur in der Ferne einen hübschen Eindruck hervorbringen. Hütten und Häuser, von ähnlicher Bauart wie die auf Nossibé und Sansibar, sind theils durch hohe Mattenzäune, theils durch lebende Hecken abgeschlossen, die Straßen reinlich erhalten und ziemlich breit. Durch die Menge der Kramläden mit Eßwaaren, gewebten Stoffen, Farbe- und Arzeneiwaaren wurde ich an gewisse Theile der Stadt Sansibar erinnert. Doch Fumboni hat auch seine kleinen Eigenthümlichkeiten und „Wahrzeichen": das eine ist ein Schuppen in der Mitte der Ortschaft, in welchem die Felle der geschlachteten Ochsen bis zum Verkauf an die vorüberfahrenden Schiffe aufbewahrt werden, das andere bilden an einigen Stellen der Straße große Lavablöcke mit glatten, runden Löchern von sechs bis acht Zoll Tiefe, — Mörser, in denen man mittelst eines länglichen Steines Porzellanscherben zerstößt, um ein scharfes Pulver zum Putzen der Gewehre zu erlangen.

Außerhalb der Stadt tritt man unmittelbar in schöne Gärten und Pflanzungen, in Schamba's, welche durch die Fülle des Pflanzenwuchses und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse denen der Insel Sansibar in Nichts nachstehen. Das Gestein des vulkanischen Bodens ist allerorts mit einer dicken, fruchtbaren Erdschicht bedeckt, und selbst die vielen, bis zur Höhe von einigen tausend Fuß sich erhebenden Bergkuppen sind mit einer grünen Grasdecke oder mit Busch und Wald geschmückt und lassen nur an einzelnen steilen Stellen den kahlen Fels zu Tage treten. Die ebenen Theile der Insel und die Thäler bringen viel Reis und Mtama hervor; Baumwolle sieht man überall wild wachsen, doch wird sie wol schwerlich verarbeitet.

In den wenigen Tagen meines Aufenthaltes gewahrte ich, außer den schon erwähnten Vögeln und einigem Strandgeflügel, eine Art Zibetkatze, den Fungo der Suaheli, fliegende Hunde von außerordentlicher Größe (Pteropus Edwardsii Geoffr., flying fox der Engländer) und den madagassischen Borstenigel oder Tanrek. Dazu brachte man mir einen großen Beutelkrebs (Birgus latro F., s. Bd. 1. S. 52), ein mit riesigen Scheren bewehrtes Thier, ins Haus; einer meiner Leute, welcher sich unvorsichtig mit der Hand näherte, wurde so fest gepackt, daß er laut aufschrie und nur durch die vereinte Kraft von zwei seiner Gefährten aus den fürchterlichen Zangen befreit werden konnte. Andere Thiere, namentlich Kerfe, kamen mir nicht zu Gesicht.

Die Mehrzahl der Bewohner zeigt schon deutlich den Angasija-Typus, welcher mir von Sansibar her bekannt war; unter ihnen finden sich aber auch viele Mischlinge und Einwanderer von Madagaskar und der afrikanischen Küste. Sie sprechen zumeist Angasija, Suaheli und Madagassisch zugleich. Kräftig gewachsen und von gesundem Aussehen, verrathen sie nicht, daß sie eine Insel bewohnen, deren Klima zu den verrufensten der afrikanischen Küste gerechnet wird: man erzählt, daß bisweilen die Mannschaft von Schiffen, welche sich nur einige Tage im Hafen von Fumboni aufhielten, fast völlig aufgerieben wurde. Möglich indessen, daß die örtlichen Verhältnisse Moalis auf die Eingeborenen nicht so gefährlich wirken, möglich auch, daß andere, noch nicht erforschte Ursachen solche Wirkungen mit hervorbringen. Mayotte z. B. und Nossibé sind nicht minder ihres mörderischen Klimas wegen verschrieen, und doch war in den vierziger Jahren Kapitän Margotin vom Dreimaster Bisson aus Nantes mit seiner zahlreichen Mannschaft 115 Tage auf Mayotte und zweiundvierzig Tage auf Nossibé gewesen, ohne einen einzigen Fall auch nur einer leichten Er-

krankung gehabt zu haben. Er hatte nur die eine Vorſicht beobachtet, ſeinen Leuten große Mäßigkeit anzuempfehlen und ſie den ganzen Tag über Waſſer mit Wein trinken ſowie im Freien einen Strohhut mit eingelegtem Taſchentuche tragen zu laſſen; alle waren immer munter zur Arbeit wie zur Erholung, für welch letztere er ihnen täglich einige Stunden bewilligt hatte. Wahrſcheinlich hat vorzugsweiſe die ziemlich angeſtrengte körperliche Thätigkeit der Mannſchaft den ſo günſtigen Einfluß auf deren Geſundheitszuſtand ausgeübt — eine Erfahrung, welche man allerwärts beſtätigt findet.

Wie gefährlich für Unvorſichtige das Klima von Moali iſt, ſollte ich bald an mir ſelbſt erfahren. Ich wurde, vermutlich in Folge einer Erkältung, welche ich mir auf einem Ausfluge zugezogen, von einem Fieber befallen, wie ich es von gleicher Heftigkeit noch nicht kannte. Zwei Tage lang lag ich faſt ohne Beſinnung auf meinem Bett. Keine Arzenei wollte mehr Linderung ſchaffen. Endlich half mir, nachdem ich bereits die ſtärkſten Abführungsmittel vergebens gebraucht, ein kräftiges Brechpulver. Die innere Hitze, die Aufregung ſchwand; dafür aber ſtellte ſich eine ausnehmende Ermattung ein, von welcher ich mich umſo langſamer erholte, als ich einige Tage lang durchaus kein Verlangen nach Nahrung verſpürte. Das Erſte, was ich wieder genießen konnte, war eine Taſſe Warmbier von der letzten aus Noſſibé mitgebrachten Flaſche Ale.

Da mein Schiffer zur Abreiſe drängte und ich gern noch Etwas von dem Inneren der Inſel ſehen wollte, unternahm ich, ſo ſchwach ich auch war, noch einen Ausflug über die Berge nach Niumaſchua, dem ſüdlichen Hafen von Moali. Sonntag den 24. April brachen wir zeitig auf. Anfangs ging Alles vortrefflich. Wir ſchritten ziemlich ſchnell durch ebenes Land, durch reizende Fluren und Gehölze; doch ſchon nach anderthalber Stunde, als wir eine lange Steigung erklommen, ſtellte ſich die alte Erſchöpfung wieder ein, der Athem wurde mir kurz, und die Ohren begannen zu ſummen, daß ich faſt Nichts mehr hörte. Ich ruhete ein Viertelſtündchen, kam aber auch dann nur wenige Schritt vorwärts. Geſtützt auf meine Leute und halb getragen, gelang es mir endlich, eine kleine Pflanzung in der Nähe zu erreichen. Weil ich nicht gern unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, ließ ich aus zwei Stangen, einer Pferdedecke und Stricken eine Tragbahre herrichten und ſetzte, ſobald dieſe fertig, die Reiſe fort.

Wir gingen jetzt auf ziemlich ebenem Weg, auf einem Grate von etwa 1200 Fuß Höhe, weiter. Rechts von uns lag das hügelige und bergige Innere, zur Linken ſchweifte der Blick über grünende Niederungen nach dem Meere hinaus. Obgleich der Boden überaus fruchtbar zu ſein ſchien und Berg und Thal vom ſchönſten Graſe bedeckt waren, ſah man auf dem ganzen Wege weder Menſchen noch Vieh; erſt in der Nähe einer Senkung am Ende des Grates, wo ein kleiner Bach ſein ſchönes, kühles Waſſer dem Strande zuführte, zeigten ſich Spuren von menſchlicher Thätigkeit: einige unbedeutende Mtamafelder, auf denen Männer, Weiber und Kinder mit der Ernte beſchäftigt waren. Von hier an hatten wir noch eine kurze Strecke zu ſteigen; dann kamen wir an den Abfall des Mledſcheleberges nach Süden zu. Hier verließ ich mein Tragbett, denn die Felswände waren ſo ſteil, daß ich Hände und Füße feſt handhaben mußte, um nicht in die Tiefe zu ſtürzen. Ohne Unfall kamen wir in der fruchtbaren Ebene am Fuße des Berges an und wanderten dann lange durch gut bewäſſerte Fluren, durch Reis- und Mtamafelder und zwiſchen Hainen der Kokospalme dahin. Wegen meiner Schwäche kamen wir nur langſam vorwärts; wir mußten mehrmals halten und erreichten erſt ziemlich ſpät am Nachmittag unſer Ziel.

Der mir von Seid Hammadi zugetheilte Dolmetſch, welcher mich auch auf dieſem Ausfluge begleitet hatte, ließ mir ſogleich ein hübſches, reinliches Mattenhaus einräumen und verſchaffte mir auf Sultahns Rechnung eine Ziege, Milch und Sirop („Zuckerhonig", wie die Suaheli ſagen). Mein ſchwarzer Kochkünſtler bereitete mir von dem Viertel des Fleiſches

eine treffliche Suppe mit Eierklößchen und ſtellte mich hierdurch vollſtändig wieder her, ſodaß ich noch am Abend einen Spaziergang unternehmen konnte.

Im Hafen ſtand, obwol ſieben hohe Inſelchen ihn beinahe ringsum ſchützen, eine hohe See; er wird nur zur Zeit des Nordoſtmonſuns benutzt, weil dann die Rhede von Fumboni unſicher iſt. Der ebene Strich Landes zwiſchen dem Strand und den Bergen iſt nur nach dem Thale hin, durch welches wir gekommen waren, von einiger Breite; zu beiden Seiten deſſelben zieht er ſich als ziemlich ſchmaler Streifen nach Oſten und Weſten. Die durch die Häuſer der Stadt bedeckte Fläche hat die Geſtalt eines Winkelmaßes, deſſen einer Arm am Strande hin, der andere in das Thal ſich erſtreckt. Niumaſchua kommt weder an Zahl der Häuſer noch an Lebendigkeit des Verkehres der Hauptſtadt Fumboni gleich.

Als ich zurück kam, wälzte ſich Hammadi, der Hauptmann meiner Schwarzen, im ſtärkſten Fieber auf ſeinem Bett, ein Beweis, daß nicht nur Europäer den ſchädlichen klimatiſchen Einflüſſen unterworfen ſind. Eine Menge Leute umſtanden ihn und ſuchten das Fieber durch Zaubereien und Gebete zu vertreiben. Der Kranke, welcher wie ein Sterbender ächzte und ſtöhnte, ließ Alles mit ſich geſchehen, was die eingeborenen Quackſalber für gut befanden, weigerte ſich aber lange, von mir Arzenei zu nehmen. Endlich zwang ich ihn eine Gabe Chinin ein, worauf ſein Zuſtand noch am Abende bedeutend beſſer wurde.

Am nächſten Nachmittage traten wir den Rückweg an, nachdem ich die Umgegend noch ein wenig durchſtreift hatte. Wir kamen raſch vorwärts; der Weg den Mledſcheleberg hinauf erſchien mir bei Weitem nicht ſo ſchlimm als vorher, und weiterhin gab es ja keine Schwierigkeiten mehr. Die Pflanzung halbwegs, von welcher an das Land ſich nach der anderen Küſte ſenkt, erreichten wir bei einbrechender Dunkelheit, als die fliegenden Hunde auf den hohen Waldbäumen lebendig wurden. Ohne ſehr ermüdet zu ſein, langten wir um acht Uhr in Fumboni an.

Tags darauf verabſchiedete ich mich bei dem freundlichen Sultahn. Als ich ſagte, daß ich ſeine Güte augenblicklich nicht erwiedern könne, ihm aber von Sanſibar aus meine Dankbarkeit beweiſen würde, meinte er, daß er Alles im Ueberfluß hätte; wollte ich ihm aber durchaus Etwas ſchicken, ſo bäte er um einige europäiſche Servietten. Seine Frau, welche mir während meiner Krankheit viele Theilnahme bewieſen und täglich mehrmals nach meinem Befinden gefragt hatte, ſchickte mir einen großen Korb voll Eier in das Haus, an welchem ich vorausſichtlich wochenlang zu zehren hatte. Ich ſandte ihr als ein kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit einige Tafeln Chokolade und zwei halbe Flaſchen Champagner, das einzige europäiſche Getränk, welches mir geblieben war — ich wußte, daß die beiden Gatten dem Schaumwein und den Süßigkeiten nicht abhold waren. Mit aufrichtigem Bedauern ſchied ich von den guten Leuten. Es ſollten ihnen ſchwere Schickſale bevorſtehen: Seid Hammadi ward bald krank und ſtarb nach einem Jahre; die verwittwete Königin aber mußte ſich im Jahre 1867 vor den Europäern demütigen und ihre Stadt und ihr ſtolzes Haus von feindlichen Geſchoſſen zerſtört ſehen (55). Als ich ſpäterhin dieſe Nachrichten erfuhr, freute es mich doppelt, daß ich das Bild des verſtorbenen Sultahns und eine Anſicht der jetzt zerſtörten Stadt (ſ. Anfangsbild dieſes Abſchnittes) genommen hatte.

Gegen Abend verließ ich Fumboni. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel des Bethens, und raſch näherten wir uns dem Feuerberge von Angaſija, welcher hoch über den Wolken in duftigem Blau erglänzte. In der frohen Hoffnung, daß mir keine neue Täuſchung bevorſtehen möge, ſchlief ich ſanft auf meinem Lager ein.

Sechsunddreißigſter Abſchnitt.

Groß-Komoro und ſein Feuerberg.

Am Ziele. — Anblick der Stadt Kilanda Mdjini. — Meine Wohnung. — Die erſten Angaſijaner. — Ein Gang durch die Stadt. — Begegnungen mit Sultahn Mſafum. — Der Scherif Seid Abubakari. — Sprache, Abſtammung und Sinnesart der Bewohner von Komoro. — Körperkraft und Sittlichkeit. — Eine volkswirthſchaftliche Strafpredigt. — Beſuch beim Sultahn Muniemku in Mroni. — Mſafum's Stadt auf dem Berge. — Fahrt längs der Weſtküſte von Angaſija. — Tanihuli, die nördlichſte Stadt der Inſel. — Rückwärts zu Land und Waſſer. — Aufbruch nach dem Vulkan. — Ali Madjimba's ſchwarze Stadt. — Nachtlager in einem alten Krater. — Die oberſte Lavaebene. — Rückkehr nach Kitanda. — Das letzte Ueberlaufen des „feurigen Kochtopfes". — Wirkungen der unterirdiſchen Kräfte.

Rauhe, düſtere Ufer ſah ich im Oſten vor mir, als ich erwachte: es war die Weſtküſte von Angaſija mit ihren Lavaſelſen, es war das mir ſchattenhaft entweichende Ziel, das Land, welches ich ſeit zwei Monaten vergeblich zu erreichen geſtrebt! Nordwärts weiter fahrend, gelangten wir gegen zehn Uhr vor unſeren Beſtimmungsort, die Stadt Kitanda Mdjini, an deren Sultahn Mſafum ich empfohlen war. Hammadi ging ans Land, um den Brief Seid Madjids zu überreichen und mir die Erlaubniß zum Aufenthalte zu erwirken.

Währenddeſſen ſuchte ich mit dem fremdartigen Anblick, welcher ſich meinen Augen bot, vertraut zu werden. Freundlich und hell, von blendendweißem Sandſaum eingefaßt, unterbricht eine flache Einbuchtung den einförmigen, ſchwarzen Strand. An ihrer Südſeite liegt die anſehnliche Stadt. Nicht Stroh- und Lehmhütten ſah ich hier, wie in Madagaskar und an der afrikaniſchen Küſte, ſondern wirkliche Häuſer, aus Lavaſteinen errichtet, zum Theil mit hellfarbigem Kalke verputzt und verſchönt, feſte, ſtattliche Gebäude, wie ich ſie hier, auf dem faſt unbekannten Eilande, nicht geſucht hätte. Eine Mauer mit ſieben Thürmen umgibt die eigentliche Stadt; außerhalb derſelben beginnt ein ſchlechter gebautes Hüttenviertel, unmittelbar dahinter ein Wald von Kokospalmen und Bananenſtauden. Auf dem Gehänge eines naheliegenden Hügels ſteht ein kleines Fort. Soldaten bemerkte ich nicht darin, obgleich die geneigte Lage des Bauwerkes mir einen Einblick geſtattete; die Befeſtigung ſchien ebenſo wie mancherorts die Mauer etwas verfallen zu ſein, offenbar waren die Feinde, gegen deren Angriffe dieſe Vertheidigungswerke dienen ſollten, nicht mehr vorhanden. Auf dem nächſten Berg im Norden ſchimmern durch das Grün die Mauern der Stadt Djujini, der Reſidenz des Hauptſultahns Mſafum. Der erhabene Vulkan von Komoro, einer der höchſten Berge im Vergleiche zum Durchmeſſer der ihn tragenden Inſel, thront ſüdwärts von Kitanda; Ein ödes, weites Lavafeld zieht ſich von ſeinen waldigen Höhen bis herab nach dem Strande. Hier ſtreckt die erſtarrte Maſſe, Buchten bildend, lange, flache Zungen in das Meer, dort

Die Stadt Kitanda Mdjiai auf Angaſija oder Groß-Komoro.

fällt ſie jählings ab, von den brandenden Wogen bereits wieder unterwaſchen. In ſolchen Höhlen oder Grotten ſaßen, da es gerade Ebbe war, Frauen und Kinder, nur von der Hüfte abwärts bedeckt, und klopften die gefaulte Faſerhülle der Kokosnuß mit derben Stöcken, bis die Unreinigkeiten entfernt waren, packten dann, als das Waſſer ſtieg, das ſo gewonnene Werg zuſammen, badeten ſich und kehrten heim.

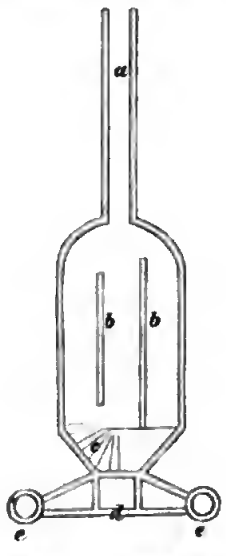
Die Zeit wurde mir nicht lang, bis Hammadi zurückkam. Er brachte gute Nachrichten: Mſafum hatte mir freundliche Aufnahme zugeſagt. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühle der Freude betrat ich — am ſechsundſechzigſten Tage nach meiner Abreiſe von Sanſibar — das Land meiner Wünſche. Man hatte mir ein hübſches Haus überlaſſen, zu welchem eine ſteinerne Freitreppe emporführte. Vor der Thür meines Zimmers ſtehend, konnte ich weithin blicken in das blaue Meer hinaus und nach dem ſchwarzweißgrünen Strande: ſchwarz die Lavaſelſen, weiß der Sand und grün in allen Schattirungen die Palmen, Bananen und die Wälder des allmählich anſteigenden Berges. Auf der einen Seite, im Norden, ſteht dicht vor den Häuſern eine herrliche, große Adanſonia, der Sammelplatz plauderſeliger Einwohner, und weiterhin erheben ſich auf den Felsvorſprüngen runde, weißgetünchte Steinſäulen, als wirkſame Zaubermittel gegen die Einfälle feindlicher Scharen errichtet; nach der anderen Seite zu blickt man in eine enge, an der Stadtmauer hinführende Gaſſe. Vor meinem Gehöfte herrſchte reges Leben. Ein Brunnen, eigenthümlich wie Alles auf Angaſija, lockte unabläſſig eine Menge Weiber und Mädchen herbei, jede mit einer großen, hölzernen Schüſſel voll leerer Kokosnüſſe auf dem Haupte; ſie ſtiegen in die mit Lavablöcken ausgeſetzte, etwa zehn Fuß im Durchmeſſer haltende und wol noch tiefere Verſenkung, füllten hier ihre Gefäße und kletterten dann wieder an der Wand in die Höhe, um Anderen Platz zu laſſen. Kaum minder beſucht, aber nur von ernſten Männern, war eine kleine Moſchee nicht weit vom Brunnen.

Mein Hauswirth, Mhammadi Kufunſi, und ſein Vater, Mhammadi Ali, theilten mir mit, der Sultahn würde morgen in die Stadt kommen, um meinen Beſuch entgegenzunehmen; doch könnte ich mich inzwiſchen unbeſorgt in der Stadt umſehen. Beide Männer waren Urbilder des Komorotypus, kräftige, geſunde Geſtalten mit ziemlich ſcharf geſchnittenem, hübſchen Geſichte. Wie die meiſten der wohlhabenden Einwohner trugen ſie einen Schurz um die Lenden, darüber ein feines Hemd und über die Schultern einen Shawl. Das nach mahammedaniſcher Sitte glatt geſchorene Haupt deckte eine dicke, perſiſche Mütze; den Fuß bekleideten rieſige, gewiß achtzehn Zoll lange Schuhe, welche aus den Rippen der Palmblätter gefertigt und für etwa einen Groſchen das Paar verkauft werden. Ein Dolch mit gekrümmter Spitze oder ein langes, ſtarkes Bratenmeſſer dient als Waffe, Schmuck und Spielzeug zugleich; die Angaſijaner haben, wenn ſie miteinander ſchwatzen, dieſe Meſſer fortwährend in Bewegung, indem ſie an einem Spahne ſchnitzen oder etwas Arekanuß für einen Biſſen Tambu ſchaben. Faſt ebenſo unentbehrlich iſt ein aus ſchwerem, dunklen Holze gefertigter Stab von mehr als Mannslänge, ein wahrer Bergſtock; er kommt beim Gehen in und außerhalb der Stadt zur Anwendung, da die Wege, wenn man überhaupt von ſolchen ſprechen darf, abſcheulich ſind und man fortwährend von einem Felsſtück zum anderen zu ſpringen hat.

Auch die Tracht der Frauen auf Komoro hat etwas Fremdartiges. Hauptkleidungsſtück iſt ein ſehr langes Stück Baumwollenzeug, welches unter den Achſeln um die Bruſt geſchlungen und um die Taille mit einem Strick oder Gürtel derart feſtgebunden wird, daß ein faltiges, ſackähnliches Stück des Tuches noch über die Lenden herabhängt, ſeine unteren Enden aber bis nahezu auf die Knöchel reichen. Zu dieſem Gewande wird doppelt ſoviel Stoff gebraucht als zu einem Suaheli-Frauentuche; es iſt aber auch kleidſamer als jenes, in den Augen des Europäers wenigſtens, welchen die Schnürung und der Faltenwurf an

die heimatliche Tracht erinnern. Ueberaus häßlich ſieht es dagegen aus, daß viele der hieſigen Frauen ihr Haupt ganz glatt geſchoren haben: bei Männern iſt ein Kahlkopf noch erträglich, weil das Geſicht durch den Bart eine Einfaſſung erhält, Frauen aber entſtellt er auf ganz abſcheuliche Weiſe.

Um die Stadt noch heut ein wenig kennen zu lernen, begab ich mich in Begleitung einiger Leute auf den Weg. Einen Führer brauchte ich nicht, weil mehrere meiner Diener aus Kitanda gebürtig waren — ſie hatten ſich hauptſächlich deshalb verdungen, um ohne Unkoſten ihre Heimat wieder zu ſehen. Wir gingen durch die oben erwähnte Gaſſe längs der Stadtmauer hin und kamen an einen kleinen Marktplatz, auf welchem Weiber ihre Waaren, als Fiſche, Reis, Mtama, Dſchirokoerbſen, Maiskolben u. dgl. zum Verkauf ausboten. Sie ſtaunten nicht wenig bei dem unerwarteten Erſcheinen eines Mſungu, denn es war, wie man mich verſicherte, in Kitanda ſelbſt noch keiner meiner Landsleute geweſen — die wenigen europäiſchen Schiffe, welche die Inſel beſuchen, ankern faſt ſtets vor dem ſüdlich gelegenen Städtchen Mroni. An einigen Stellen waren die Straßen überdacht und Bänke zu beiden Seiten angebracht; wahrſcheinlich dienen dieſe Durchgangshallen als Baraſa oder auch als Ruheſtätten der Fußgänger und zum Schutze bei ſchnell eintretendem Regenwetter. Die ſteinerne Mauer, welche die Stadt umſchließt, war ziemlich gut erhalten, doch trugen die hier und da angebrachten viereckigen Wachtthürmchen merkliche Spuren des Verfalls an ſich; mehreren fehlte die Decke, und, wo dieſe noch vorhanden, konnte ſie ſchon in den nächſten Tagen zuſammenbrechen. Außerhalb des Thores betraten wir das Fiſchervierte l mit ſeinen aus Holz und Matten zuſammengefügten Hütten, von denen die beſten einen Unterbau aus übereinander gelegten Steinen haben. Dann kamen wir in einen prächtigen Bananenwald, welcher mich umſomehr entzückte, als ich ſeit der Abreiſe vom Kilimandſcharo nicht wieder ſo üppigen Wuchs, ſo ſtarke, hohe Stämme und ſo leuchtend grüne Blätter an dieſem edlen Fruchtbaume geſehen. Ein ſehr unebener Weg führte um die ganze Stadt, an der alten, faſt ganz zerfallenen äußeren Ringmauer vorbei. In nicht beſſerem Zuſtande der Erhaltung als dieſe befindet ſich das weiter oben gelegene Fort, welches ich ſpäter einmal näher betrachtete. Beifolgendes Bild gibt den Grundriß des ſonderbaren Gebäudes: es ſtellt Nichts als einen ummauerten, nach oben offenen Raum dar; man würde verſucht ſein, das Ganze als eine Arena für Kampfſpiele anzuſehen, wenn nicht einige verroſtete eiſerne Kanonen ſeine eigentliche Beſtimmung bewieſen. Bei allen drei Thürmen — zwei runde und ein viereckiger — ſind die Decken eingeſtürzt.



a. Eingang. b. Zwiſchenmauern. c. Treppe. d. Mittelthurm. e. Eckthürme.

Sultahn Mſaſum, welcher mir ſchon kurz nach meiner Ankunft eine Ziege und einen Ochſen verehrt hatte, kam Tags darauf in die Stadt; am nächſten Morgen ſtattete ich ihm meinen Beſuch ab. Er empfing mich mit dem Angaſijagruße Avomba (gewöhnlich verſteht man nur Omba) und reichte mir die Hand, worauf ich, wie es hier üblich, mit Salamini antwortete und ihm gegenüber Platz nahm. Unſer beiderſeitiges Gefolge ſetzte das Avomba und Salamini noch eine lange Weile fort, ſich dazu ſtarr anſehend, als ob ſie einander Koranſprüche überhören wollten. Der junge, kaum ſiebenundzwanzig Jahr alte Herrſcher, ein ſehr geſund und kräftig ausſehender Mann, hatte ein ſtilles, faſt ſchüchternes Weſen.

Brunnen und Bethaus auf Großkomoro.

Suaheli ſprach er nicht, verſtand aber recht gut, was ich ſagte, noch ehe der Dolmetſch es übertrug. Er gewährte mir bereitwilligſt alle Freiheiten, welche ich begehrte. Zum Dank für die gnädige Erlaubniß und für ſeine Viehſendung ſchenkte ich ihm ein kleines Fernrohr, welches er fleißig benutzen wollte, um von ſeinem Berge herab die Schiffe zu beobachten. Dann zeigte ich ihm noch, wie man das Okular als Vergrößerungsglas benutzen könnte, und empfahl mich.

Am Morgen des folgenden Tages wollte der Sultahn meinen Beſuch erwiedern. Ich hätte mich gern entſchuldigt, weil ich eben einen erneuten Anfall des Mohillafiebers gehabt; aber ich durfte mir der Höflichkeit halber Nichts merken laſſen. Mein einfaches Gemach wurde möglichſt hübſch hergerichtet d. h. Alles fein ſäuberlich abgeſtäubt, wollene Decken über die Kitandas gebreitet und Das zur Hand gelegt, was den Leuten angenehm zu ſehen ſein konnte. Jetzt erſchien der vornehme Beſuch. Kaum vermochte das Zimmer die Zahl der Gäſte zu faſſen; doch fanden endlich Alle ihr Unterkommen, die Einen auf den Ruhebetten ſitzend, die Anderen kauernd zu ebener Erde. Von allen meinen Sachen gefiel am meiſten eine Photographie von Seid Madjid, welche der engliſche Konſul Playfair gefertigt hatte; denn Seid Madjid erfreut ſich hier eines guten Rufes, und um ſein Bild zu ſehen, kamen ſpäter oftmals Leute von weither. Ebenſo ſcheint den guten Wa-Angaſija die Stadt Sanſibar der Inbegriff alles Schönen und Großartigen zu ſein; ſie betrachteten eine in Waſſerfarben ausgeführte Anſicht der Stadt mit wahrem Entzücken, voll Bewunderung für die großartigen Bauten und den ſchönen Hafen, in welchem hunderte von Bethens, Bogalos und eine Menge europäiſcher Schiffe lagen. Andere wieder wandten ihre Aufmerkſamkeit meiner kleinen Thierſammlung zu, den braunen Papageien, namentlich aber den ſchwarzen und rothen Makis aus Noſſibé: ſolch behende, kluge Geſchöpfe waren auf Angaſija noch nie geſehen worden; das waren ja wirkliche Abbilder der Menſchen! Meine Halbaffen trugen mir den Namen „Munie Komba“, zu Deutſch „Beſitzer der Makis“, ein, und mancher biedere Angaſijaner, der von den Wunderthieren gehört, ſcheute einen ſtundenlangen Weg nicht, um ſich durch den Augenſchein von der Wahrheit der vernommenen Mär zu überzeugen. Ueberaus befriedigt verließen die Beſucher das Haus. —

Unter allen Leuten, welche ich hier kennen lernte, war der würdige Scherif Seid Abubakari ben Abdallah ben Semidi mir der liebſte; zu ihm trat ich ſofort in ein freundſchaftliches Verhältniß. Er war, damit ich gleich hier des Weiteren von ihm ſpreche, durch Wohlhabenheit und Bildung die bedeutendſte Perſönlichkeit der Stadt. Seiner Abſtammung vom Profeten getreu, lebte er ſtreng nach den Geſetzen des Islahm, war dabei aber duldſam gegen Andersgläubige und ſcheute ſich nicht, über religiöſe Gegenſtände freimütig mit mir zu ſprechen. Wie alle Araber, welche nicht Grundbeſitzer ſind, trieb er Handelsgeſchäfte. Er beſaß die mannigfaltigſten Gegenſtände: Baumwollenzeug und Kokosſtricke, Getreide und Vieh, Waaren aus Indien, Arabien und Europa. Obwol eigentlich Großhändler, verkaufte er mir doch mit größter Bereitwilligkeit auch alle Kleinigkeiten, welche ich brauchte, half mir mit Thee, Kaffee, Milch und Butter aus, ja ließ mir von ſeinen Frauen arabiſche Gerichte bereiten, wenn ich danach Verlangen trug. Als er von meinem Führer Hammadi, einem ſeiner Verwandten, gehört hatte, daß ich nicht ſehr reichlich mit Geld verſehen ſei, bot er mir aus freien Stücken ſeinen Beiſtand an und bat mich, ihm alle meine Wünſche mitzutheilen und nicht nur Waaren auf Borg von ihm zu entnehmen, ſondern auch Geld; ich könne es ja bei meiner Rückkehr nach Sanſibar an ſeine dortigen Geſchäftsfreunde bezahlen. Nichts konnte mir angenehmer ſein als dieſes uneigennützige Anerbieten; denn ich hatte mit meinen geringen Mitteln noch unbeſtimmt lange Haus zu halten.

Seid Abubakari beſuchte mich oft in Begleitung ſeines Söhnchens, eines allerliebſten Knaben von etwa ſechs Jahren. Der Kleine war ſehr ſauber und hübſch gekleidet und trug

einen an den Hörnern aufgehängten ſilbernen Halbmond als Zierrath oder Standeszeichen auf der Bruſt; er ſchloß ſich bald eng an mich an und zeigte ſich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes als ein überaus artiges Kind. Wir nannten uns gegenſeitig Rafiki (Freund). Dem Knaben genügte Das, der Vater aber wollte meinen wirklichen Namen wiſſen. Ich gab ihm denſelben nach arabiſcher Weiſe als Otto ben Fridriko bu Kerſten (Otto der Sohn Friedrichs von der Familie Kerſten) an; er ſchrieb ſich Dies auf und rief mich ſpäter immer, wie es in Europa Brauch, mit dem Familiennamen, während alle anderen Araber und Suaheli, welche ich kennen gelernt, mich nach ihrer Art bezeichneten: gewöhnlich nur als Bana oder Herr, oft auch als Bana mdogo (ſ. Bd. I. S. 110) oder Bana mkuba, jenachdem der Baron oder ich den Haushalt führte, oder in ſonderbarer Sprachmiſchung als Dakitari kideitſchi (deutſcher Doktor, im Gegenſatz zum engliſchen und franzöſiſchen). Kam ich zum Scherif, ſo wurde ich mit vollendeter arabiſcher Höflichkeit empfangen und gaſtlich auf der mit Matten belegten Steinbank mit Kaffee bewirthet; das Innere ſeines ſtattlichen Hauſes, des größten in der ganzen Stadt, bekam ich leider nicht zu ſehen. Für gewöhnlich ſaßen wir bei mir zuſammen, im Zimmer oder im ſchattigen Hofe, und verbrachten da faſt täglich ein Stündchen in angenehmer Unterhaltung. Er erzählte mir viel von ſeiner Familie, von welcher einige Glieder in Java, andere in Maskat wohnten, und gab mir Auskunft auf alle meine Fragen über hieſige Verhältniſſe. Was ich über Angaſija und ſeine Bewohner erfahren habe, verdanke ich großentheils den freundlichen Belehrungen Seid Abubakaris.

Meine Zeit füllte ich mit Ausflügen und häuslichen Arbeiten aus, wie eben mein leidender Zuſtand mir das Eine oder das Andere gerathen erſcheinen ließ. Abends beſchäftigte ich mich viel mit der Komoroſprache. Durch ihren fremdartigen Klang verführt, glaubte ich anfangs, ſie habe Nichts mit dem Suaheli gemein; als ich aber einige hundert Wörter genau aufgeſchrieben und verglichen hatte, fand ich, daß die vermeintliche Verſchiedenheit nur in einer größeren Weichheit der Formen beſteht oder durch eine gewiſſe rauhe Art der Ausſprache bedingt wird; durch letztere werden die Wörter meiſtens ſo entſtellt, daß man ſelbſt ſolche, welche in beiden Sprachen vollſtändig gleich lauten, kaum wieder erkennt. Hiernach iſt alſo die Komoroſprache nur für eine Mundart des Suaheli zu halten, entſtanden und weiter gebildet durch die große Abgeſchloſſenheit der Inſel und bereichert durch einige madagaſſiſche Fremdwörter. Wenn man bedenkt, daß auch Plattdeutſche und Schwaben ohne Vermittelung ſich ebenſowenig unterhalten können als Schweden und Türken, ſo kann es nicht befremden, daß die Leute von Sanſibar und Angaſija einander nicht verſtehen. Gern hätte ich mich noch überzeugt, ob die beiden Sprachen auch in Abwandlung und Satzbau ſo nahe übereinſtimmen; allein konnte ich ein in Angaſija verfaßtes Schriftſtück, welches man mir beſtimmt verſprochen, leider nicht erhalten, und während der Bemühungen hierum hatte ich die Zeit zur Aufzeichnung ſelbſtgewählter Sätze verabſäumt.

Wie und wann die Angaſijaner auf ihre Inſel gekommen waren, vermochte mir Niemand zu ſagen; Alle meinten, ihr Land wäre von jeher bewohnt geweſen. Mir drängte ſich die Anſicht auf, die Angaſijaner könnten dereinſt von Afrika eingewandert ſein und dann in ihrer Abgeſchloſſenheit, unter dem Drucke der eigenthümlichen örtlichen Verhältniſſe, und unter Mitwirkung fremden Blutes ſich zu einen ſo beſtimmten Typus (56) ausgebildet haben, welcher weit ſchärfer als der der Suaheli gekennzeichnet iſt. Daß die Bewohner dieſer Inſel ausſchließlich von arabiſchen Anſiedlern abſtammen ſollten, konnte ich mir nicht vorſtellen, weil nur wenige Gebildete Kenntniß von arabiſcher Sprache und Schrift beſaßen, und dieſe bei der muslimitiſchen Bevölkerung ſich jedenfalls erhalten hätte. Beſtätigt wird meine Anſicht durch die Erkundigungen, welche der Schiffslieutenant Protet über die Geſchichte

der Komoren und Mayottes insbesondere eingezogen hat. Unser Gewährsmann sagt in der Revue coloniale vom Oktober 1847:

„Mayotte ist seit mehr als 600 Jahren bewohnt. Zuerst waren Eingeborene aus Afrika herüber gekommen, aus dem Lande „Mouchambara" (Usambara? oder Mosambik d. i. Mokamba?). Als dann die Portugiesen auf „Angaziguia" (Groß-Komoro) landeten, flüchtete sich der dortige „arabische" Häuptling (die Franzosen brauchen das Wort „Araber" in dem Sinne, wie wir die Eingeborenen oft „Indianer" nennen) mit den Seinen nach Mayotte, und gründete eine Stadt an der Bai von „Zambourou". Etwa zur selbigen Zeit kamen hier auch Sakalaven von Menabé unter ihrem Anführer Divamani an; sie erkannten den Häuptling von Komoro (welcher vermutlich inzwischen die Herrschaft über die Insel erlangt hatte) als ihren Sultahn an. Währenddessen hatte sich auf „Angaziguia" eine wohlhabende und zahlreiche Bevölkerung aus „Chiradzy" (Schiras, Persien) im Norden von „Sohely" (Suaheligebiet) unter Mohammed ben Haissa angesiedelt. Dieser Mohammed, welcher dann auch Anjuani und Moali besetzte und hier seine beiden Söhne als Herrscher ließ, kam später ebenfalls nach Mayotte, heirathete die Tochter des dortigen Sultahns, übernahm nach dessen Tode die Regierung und ward der Stammvater einer großen Herrscherfamilie (57)."

Außerdem heißt es weiter in der Revue maritime et coloniale 1863 T. VIII. S. 249 ff. in einer Zusammenstellung über Mayotte: „Die Bevölkerung von Mayotte besteht:

1) aus „Arabern" von derselben Rasse, welche alle Inseln und viele Striche der arabischen Küste von Aden an bis südwärts von Madagaskar bewohnt (also Suaheli); sie sind mehr oder weniger mit der ursprünglichen Bevölkerung vermischt und heißen „Mahori", sofern sie in Mayotte geboren und dort ansässig sind;
2) aus einigen eingewanderten Sakalaven;
3) aus zahlreichen Afrikanern (wahrscheinlich von südlicher wohnenden Stämmen, Wamakua u. A.), welche als Arbeiter eingeführt wurden oder einwanderten."

Was hier über Mayotte gesagt ist, wird, wenn man die Zahlenverhältnisse ein wenig ändert, auch für die anderen Inseln der Komorengruppe gelten können. Auf dem abgeschlossenen Angasija z. B. gibt es nur wenige Madagassen und Festlandsneger und nicht mehr als drei oder vier echte Araber.

Aeltere Reisende berichten viel Schlimmes über die Sinnesart der Angasijaner. Sagte doch neuerdings noch Leguevel-Lacombe, daß die Bewohner von „Komoro" sehr wilde Sitten haben und alle Diejenigen, welche in ihre Gewalt gerathen, tödten oder als Sklaven zurückhalten, — und hatte man mich doch noch in Sansibar und Nossibé vor jenen „fanatischen, blutdürstigen Wilden" warnen zu müssen geglaubt! Die Leute sind indessen, wie schon aus dem bisher Mitgetheilten erhellt, nicht so schlimm, als man meint, wennschon nicht zu läugnen ist, daß sie früher feindselig und mißtrauisch gegen Fremde waren und es vielleicht auch jetzt noch an einzelnen Orten sind. Dies kann man aber den Angasijanern gar nicht verargen; denn sie haben von den Fremden immer viel auszustehen gehabt: kühne, wohlbewaffnete Scharen von Sakalaven kamen nicht selten in ihren elenden Baumkähnen, plünderten und zerstörten die Städte und schlugen die Einwohner todt — und von den Europäern wird man seit der Portugiesenzeit auch nicht viel Gutes vernommen haben.

Gegenwärtig indessen haben jene Räubereien aufgehört, und die Vorurtheile gegen uns sind in den letzten Jahrzehenden größtentheils geschwunden, hauptsächlich in Folge der Besetzung von Nossibé und Mayotte und des bisweiligen Erscheinens europäischer Kriegsschiffe. In den inneren Verhältnissen hat sich gleichfalls Vieles gebessert. Zwar ist noch wie früher die oberste Gewalt in hundert und mehr Theilchen zersplittert, und jeder der kleinen Sultahne, deren oft drei bis vier in einer Stadt hausen, nimmt die volle Gewalt und die ungeschmälerten Herrscherrechte in Anspruch, glaubt, dem Vorüberziehenden Zoll abnehmen

zu können, und dünkt ſich berechtigt, Krieg mit ſeinen Nachbarn zu führen — doch Das ſind goldene Zeiten gegen früher, da die Inſel unabläſſig von Unruhen heimgeſucht war und die blutigen Kämpfe zwiſchen den einzelnen Häuptlingen kein Ende nahmen: noch der jüngſte Lavaſtrom ſoll die Gebeine gar manchen Kriegers aus Kitanda und dem ſüdlich gelegenen Mroni begraben haben, welcher hier in der Schlacht ſeinen Tod gefunden. Und es wird noch beſſer werden; denn Mſafumu und ſein Nachbar Muniemku von Mroni, von allen Anderen geachtet und anerkannt, ſind miteinander befreundet und waren zu meiner Zeit auf dem Punkte, ſich zu verſchwägern. Ganz und gar iſt übrigens die alte Raufluſt noch nicht geſchwunden, wie ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich ſaß manchmal, von neugierigen Beſuchern umſtanden und umdrängt, nichtsahnend in meiner Stube. Da erhob ſich draußen ein arges Geſchrei; man ſtürzte zur Thür hinaus, im Nu war ich allein — es fand auf der Straße ein Zank mit Prügelei ſtatt! Wenige Minuten darauf war Alles wieder ruhig.

Im Uebrigen ſind die Komorianer harmlos. An Frohſinn ſtehen ſie den Suaheli, ihren nächſten Verwandten, nicht viel nach; ſie können, wie dieſe und die anderen Küſtenbewohner, ganze Vollmondnächte bei Muſik und Tanz verbringen. Eine beſonders ausgelaſſene Geſellſchaft vergnügte ſich gewöhnlich auf dem Platze vor meinem Hofthor und beläſtigte mich, wenn ich vom Fieber krank und aufgeregt war, oft nicht wenig. Ich erſuchte die Leute, ihren Unfug an einem anderen Orte zu treiben; aber ſie fragten Nichts nach meinen Wünſchen. So war ich denn genöthigt, mir gewaltſam Ruhe zu verſchaffen: ich ſammelte in der Stille meine Leute, ließ einen Ausfall machen und einem der Hauptſchreier ſein Lärmgeräth abnehmen. Dies half; denn man mochte doch wol ſehen, daß mit mir nicht zu ſpaßen wäre und ich auch vor weiteren Gewaltthaten nicht zurückſchrecken würde, wenn es gälte, meinen Worten Nachdruck zu verſchaffen. Am nächſten Abende fand die Feſtlichkeit vor dem Hauſe eines muſikaliſcheren Bürgers ſtatt, welcher den Tänzern und Sängern einen Thaler gegeben hatte, damit ſie die Aufführung künftighin in ſeiner Nähe veranſtalteten. Der von mir Beſtrafte ließ, trotz meiner friedlichen Verſicherungen, mehrere Tage vergehen, ehe er es wagte, ſein Eigenthum zu holen, eine an den Füßen getragene Klappervorrichtung aus aufgefädelten hölzernen Kugeln.

Die Bewohner von Angaſija ſind im Durchſchnitt ungewöhnlich kräftig, oft rieſenhaft gebaut, ſodaß man ſchier erſtaunt über den „herkuliſchen Wuchs dieſer Koloſſe“. Sie ſind wenigen Krankheiten (58) unterworfen und werden gewöhnlich ſiebzig bis achtzig Jahre alt, nicht ſelten ſogar hundert. Dieſer ſo überaus günſtige Geſundheitszuſtand hat ſeinen Grund in örtlichen Verhältniſſen ſowol wie in der Lebensweiſe der Angaſijaner. Erſteres erhellt ohne Weiteres daraus, daß auf keiner der Komoren ſich ein gleichkräftiger Menſchenſchlag findet, und daß hier unter denſelben günſtigen Einflüſſen auch das Vieh eine ſeltene Entwickelung erreicht, obwol es, wie man ſagt, zur Löſchung des Durſtes nie Waſſer erhält, ſondern nur Bananenſtämme (vgl. Bd. I. S. 270); Letzteres bedarf einer ausführlicheren Darlegung.

Zuvörderſt leben die Wa-Angaſija ſehr einfach, von Getreide, Fleiſch, Bananen und Milch, und geben ſich in ihrem bergigen Lande nicht der Trägheit hin. Dann heirathen ſie nicht ſchon im Kindesalter, wie Dies bei Arabern, Indiern und Negern üblich. In Folge deſſen tritt die Reife bei ihnen ſpäter ein als bei irgend einem anderen Tropenvolke, und die Kraft erhält ſich länger (59). Eine weitere Folge hiervon iſt, daß ſelten Jemand, und wäre er Sultahn, mehr als eine Frau nimmt, wie Dies als nothwendig erſcheint bei anderen Morgenländern, deren Weiber raſch dahinwelken. Deshalb herrſcht auf Großkomoro auch eine große Reinheit und Einfachheit der Sitten, eine gewiſſe Sittenſtrenge, welche, wahrſcheinlich durch die Rauheit und Schroffheit der Natur mit bedingt,

Komorotypen.

bei der Abgeſchloſſenheit des Landes ſich erhalten hat. Bei ſolcher Lebensweiſe aber muß der Menſch ſich zur höchſten körperlichen Vollkommenheit entwickeln, falls er nicht etwa einen geſundheitsfeindlichen Himmelsſtrich bewohnt oder von ungeſunden Eltern abſtammt.

Das Familienleben meiner Bekannten in Kitanda erinnerte mich lebhaft an das unſerige. Beſuchte ich ſie, ſo verſteckten ſie ihre Frauen nicht etwa, ſondern ſtellten mir Gattin, Schweſter und Schwägerin, wenn ſolche im Hauſe waren, aus eigenem Antriebe vor; und die jungen Mütter zeigten mit einem gewiſſen Stolz ihre Sprößlinge, ſelbſt die kleinſten, noch in Tücher gewickelten nicht ausgenommen.

Hochzeiten werden wahrſcheinlich mit denſelben Bräuchen wie in Sanſibar, aber mit größerem Aufwande gefeiert. Wer es irgend ermöglichen kann, läßt dreißig bis vierzig Ochſen für das Feſtmahl und zur öffentlichen Vertheilung ſchlachten. Hierbei ſticht man aber das Vieh nicht auf gemeine Metzgerweiſe ab: die jungen Leute der Ortſchaft ſetzen eine Ehre darein, es mit ſeinen eigenen Hörnern zu tödten, ein gefährliches Spiel, bei welchem ſie einander an Kraft und Geſchicklichkeit zu übertreffen ſuchen; ſie ergreifen eines der Thiere nach dem anderen von hinten bei den Hörnern, drücken dieſe herum und bohren ſie ihm mit kräftigem Ruck in Hals oder Bruſt ein, wobei vermutlich das Rückgrat bricht. Dieſe Erzählung wurde mir von verſchiedenen Seiten mitgetheilt, erſchien mir aber nicht ſehr glaubwürdig, obwol ich den ſtämmigen Angaſijanern ein gutes Theil Kraft zutraute; ſpäter jedoch ſollte ich eine Verwundung zu ſehen bekommen, welche bei ſolchem Turnier durch einen widerſpenſtigen Ochſen verurſacht worden war. Da ich indeſſen nicht ſelbſt Zeuge einer ſo eigenthümlichen Schlächterei geweſen, führe ich dieſe Sache nur mit Vorbehalt an.

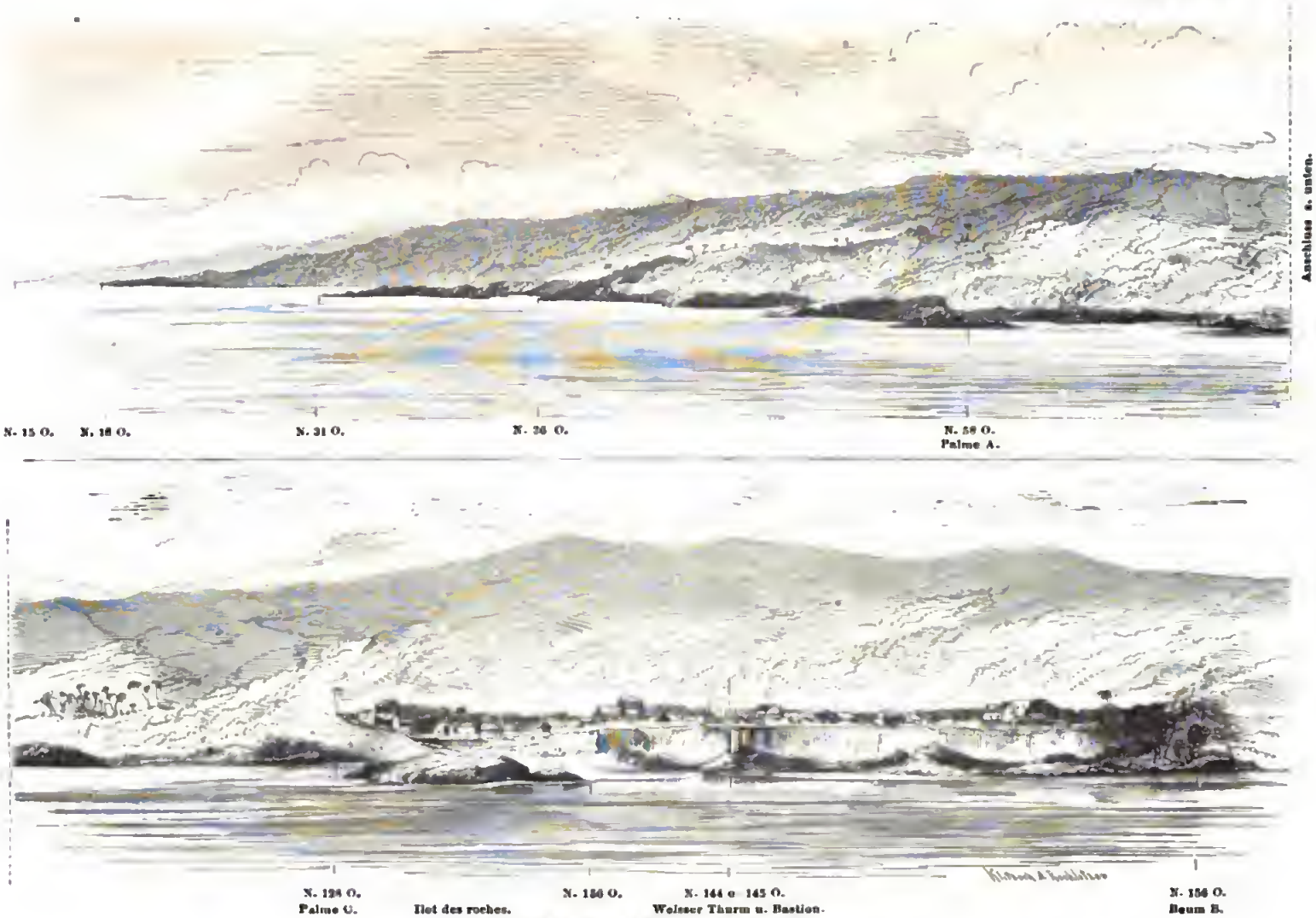
Weniger gut als um die Familie ſteht es um Staat und Verwaltung, um Handel und Wandel. Ich benutzte jede Gelegenheit, den Angaſijanern die Mängel der hieſigen Zuſtände aufzudecken, und hielt namentlich dem angeſehenen Scherif und einigen Räthen des Sultahns öfters lange Vorleſungen über ſtaatliche und volkswirthſchaftliche Gegenſtände. „Wenn ich Mſafum wäre“, ſagte ich unter Anderem, „ſo würde ich mich mit Muniemkū vereinigen, Gewehre kaufen, Krieger ſchulen und dann ein Gebot erlaſſen, daß bei Todesſtrafe Niemand mehr ſich Sultahn nennen oder auf die Rechte eines ſolchen Anſpruch machen dürfe; Niemand wird ſich widerſetzen können, weil die Anderen zuſammen nicht ſoviel Geld haben, um eine ebenſo ſtarke Macht auszurüſten. Eure Wege“, fuhr ich fort, „ſind ganz abſcheulich, und in Folge deſſen könnt Ihr ein entfernt gelegenes Stück Land nicht mehr bebauen, weil das Fortſchaffen nach dem Verkaufsorte mehr koſtet, als die Waaren werth ſind; baut alſo gute Wege, die darauf verwandte Mühe wird ſich reichlich lohnen. Wie aber ſteht es mit dem beſten Wege, welcher rings um die ganze Inſel führt, wie benutzt Ihr das Meer? In Kitanda leidet Ihr Mangel, und wenige Stunden Fahrt von hier gibt es Reis und Mtama in Ueberfluß; die Kokosnüſſe ſind bei Euch noch einmal ſo theuer als in dem nahen Mroni, und Keiner iſt einſichtig genug, dieſen Preisunterſchied zu benutzen? Wenn Ihr klug wäret, müßtet Ihr, da die Verbindung zu Lande ſo beſchwerlich, eine regelmäßige wöchentliche Umſchiffung der Inſel einrichten, müßtet allerlei Nahrungsmittel und ſonſtige Bedürfniſſe von einem Orte zum anderen ſchaffen und ſo Mangel und Ueberfluß ausgleichen, zum Vortheile des Unternehmers und der Einwohnerſchaft. Statt deſſen aber habt Ihr Inſelbewohner faſt kein einziges Fahrzeug! Ich weiß wohl, daß die wenigen Buchten Eurer rauhen Küſte weder geräumig noch ſchön ſind: aber genügend ſind ſie doch, um einigen Schiffen und Booten eine Zufluchtsſtätte zu bieten, und Euer Holz iſt vortrefflich, ſodaß Ihr Eure Daus und Betelas ſelbſt zimmern könnt. Muniemku iſt der einzige, welcher etwas Seehandel treibt; den größten Theil aber des reichen Gewinnes ziehen Fremde. Daher kommt es auch, daß kein Geld im Lande iſt, und daß ſchon Der als reicher Mann gilt, welcher nur zwanzig oder dreißig Thaler beſitzt! Bebauet alſo Euren fruchtbaren Boden

beſſer, bringt mehr hervor, ſchafft die Erzeugniſſe dann auf eigenen Schiffen in das Ausland, ſo werdet Ihr Geld bekommen und Euer Wohlſtand ſich mit jedem Jahre mehren, während ihr jetzt eure ſchönen Thaler Ausländern geben müßt, damit ſie nur die nothwendigſten Dinge herbeiſchaffen."

So ſprach ich faſt täglich vor den Leuten, welche mich beſuchten. Alle waren mit meinen Anſichten einverſtanden und überzeugt, daß eine Aenderung in den hieſigen Verhältniſſen eintreten müſſe, wenn das Land gedeihen ſolle. Meine Worte ſchienen auch bis zum Sultahn gedrungen zu ſein; denn ich wurde unter der Hand von einem ſeiner Großen gefragt, ob ich nicht Luſt hätte, auf Angaſija zu bleiben und die neue Ordnung einzurichten. Ich lehnte den ehrenvollen Antrag ab, da ich andere Verpflichtungen hatte, redete aber den Leuten zu, die Sache mutvoll allein zu unternehmen. Ob man meinen Rath befolgt hat, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen; eine Nachricht jedoch, welche ich im folgenden Jahre von Herrn Bigrel, dem Befehlshaber des franzöſiſchen Transportſchiffs Loiret, erfuhr, läßt mich vermuten, daß man wenigſtens einen Anfang gemacht: er erzählte mir, daß in Angaſija ein Krieg ausgebrochen wäre, bei welchem Mſafum und Muniemku ſich vereinigt hätten, um der Unordnung im Lande ein Ziel zu ſetzen (60).

So oft mein leidender Zuſtand mir es geſtattete, unternahm ich kürzere oder längere Ausflüge, theils meiner Meſſungen und Sammlungen halber, theils um meine Kenntniß vom Lande zu vervollſtändigen. Von dieſen Ausflügen hebe ich nur einige hervor, welche mir beſonders lehrreich waren. Auf einem der erſten kam ich nach Mroni zu Sultahn Muniemkū, welchem ich ſchon Tags zuvor einen Empfehlungsbrief Seid Madjids überſchickt hatte. Der etwa anderthalb Stunden lange Weg führt zuerſt eine Strecke weit durch gutbebautes Land, dann über ein ödes, etwa fünfundzwanzig Minuten breites Lavafeld, zuletzt wieder durch ſchöne, fruchtbare Gefilde, welche gelind nach dem Berge zu anſteigen. Unter den hier angebauten Gewächſen fiel mir namentlich die nutzbare Mtapupalme auf: ihre Blätter ähneln denen der Kokos- und Dattelpalme, die Früchte ſind von Wallnußgröße und werden gegeſſen, nachdem man ſie ſtundenlang gekocht; leider ſind durch ein Verſehen keine Proben weder der Blätter und Blüten noch der Früchte mit nach Europa gekommen. Jede Pflanzung in der Nähe von Kitanda war entweder, wie in Sanſibar, mit einem lebenden Zaune des falſchen Krotonſtrauches umzogen, oder mit Wällen von aufgeleſenen Steinen, ähnlich wie man Dies auch bei den Feldern in unſeren heimiſchen Gebirgen ſieht. Alles zum Steinreich Gehörige, was ich auf dem Wege ſah, war vulkaniſchen Urſprungs, von der blaſigen Schlacke bis zum feſten Felſen, von dem ſcharfkantigen Sande bis zur fruchtbaren Ackerkrume; die Abſtammung der letzteren erkennt man deutlich aus den zahlloſen eingemengten Kriſtallen, welche der Verwitterung beſſer wiederſtanden hatten als die Hauptmaſſe des früheren Geſteins. Auch auf Angaſija zerſetzt ſich die Lava ziemlich ſchnell; die Maſſen, welche vor fünf Jahren dem Berg entſtrömt waren, fingen bereits wieder an, ſich mit dünnen Flechten und Farnen zu bedecken.

Die Bucht von Mroni iſt geräumiger als die von Kitanda, ſcheint aber nicht ſo ſicher zu ſein; denn der ſandige Strand iſt mit zahlreichen Felsblöcken bedeckt, welche ſich wahrſcheinlich auch unter Waſſer fortſetzen, während dort der Strand und Ankergrund aus einem feinen, weißen Sande beſteht. Alle Häuſer der Stadt ſind aus Stein gebaut, die Straßen ſind ziemlich breit, das Ganze bringt einen angenehmen Eindruck hervor. Die Volkszahl beider Ortſchaften wird nahezu gleich ſein, meiner Schätzung nach nicht unter drei- bis viertauſend. An hübſcher Geſichtsbildung und kräftigem Körperbau ſcheinen die hieſigen Leute die Bewohner von Kitanda noch zu übertreffen.



Ansicht der Bucht von Mroni.

Aufgenommen vom Ankerplatz des „Loiret" durch Officiere desselben. (Zur Orientirung s. Karte IV, Karten 1.)

(Die Peilungen beziehen sich auf den magnetischen Meridian. Abweichung etwa 10° W.)

Muniemkū, — oder Sultahn Achmet, wie ſein eigentlicher Name iſt — ein prächtiger, alter Mann von ehrwürdigem Ausſehen, empfing mich in ſeinem ſchönen, großen Hauſe. Wie der gleichnamige Fürſt auf Sanſibar hatte er ſeine Wohnung mit einer nicht zu verkennenden Prachtliebe ausgeſtattet: Thürpfoſten und Stühle waren mit hübſchen Schnitzereien bedeckt, auf den Kitandas prangten ſeidene Polſter, und alles übrige Geräth zeigte, daß er Geſchmack beſaß und ſeine Reichthümer mit Geſchick zur Verſchönerung ſeines Daſeins zu verwenden wußte. In ſeinen jüngeren Jahren hatte er viel gereiſt, ſich auch durch eine Wallfahrt nach Mecka den Titel eines Hadſchi verdient; ſein Benehmen war das eines erfahrenen, feingebildeten Mannes, gemiſcht aus der zuvorkommenden Höflichkeit der Kinder dieſer Welt und aus der Würde eines frommen Weiſen. Sultahn Achmets Haus iſt, nach den glaubwürdigen Verſicherungen des Beſitzers, ſchon dreihundert Jahr alt; trotzdem waren die Schnitzereien noch vollkommen erhalten und wie neu, und ebenſowenig zeigte das Gemäuer Spuren des Verfalles. Jedenfalls iſt ſowol das hieſige Holz von ausgezeichneter Beſchaffenheit als auch das Klima ſeiner Erhaltung beſonders günſtig; vielleicht fehlen auch auf dieſem abgeſchloſſenen Stück Landes die Kerbthiere, welche anderorts das Holzwerk ſo raſch zerſtören. Die Haltbarkeit des Mauerwerkes erklärte man aus der Vortrefflichkeit des zum Bauen verwendeten Kalkes; dieſer wird nämlich nicht, wie in Sanſibar, mit Seewaſſer gelöſcht, ſondern ein Jahr lang an der Luft liegen gelaſſen, bis er vollſtändig zerfallen iſt, und erſt dann zur Miſchung des Mörtels verwendet. Es ſoll auf Angaſija ſechshundertjährige Häuſer geben, denen man ihr Alter nicht im Geringſten anmerkt; man rechnete mir, als ich meine Zweifel zu erkennen gab, die ſeitdem dahingegangenen Geſchlechter ſo umſtändlich vor, daß ich nicht mehr Anſtand nahm, das Erzählte zu glauben.

Nachdem wir gegenſeitig unſere Neugierde befriedigt, führte Muniemku mich noch in die Wohnung ſeines Sohnes. Beim erſten Anblick dachte ich, der junge Mann wäre nicht reiner Abſtammung, weil er die Geſichtszüge eines Juden und eine viel hellere Haut als ſein Vater hatte; bei dieſer Annahme wäre aber die Frage entſtanden, woher auf dem entlegenen Eilande die Miſchung hätte kommen ſollen. Muniemkus Sohn beſaß große mechaniſche Geſchicklichkeit, hatte viele Geräthſchaften und Modelle zu Maſchinen aus Holz geſchnitzt und hätte gern ſich weiter ausgebildet, wenn ſich ihm Gelegenheit dazu geboten. Unter Freundſchaftsverſicherungen trennten wir uns.

Nächſten Tages ging ich nach der Stadt Dſujini, wo Sultahn Mſafum für gewöhnlich wohnt. Bis zu dem kleinen Dorfe Bentamadi zieht ſich der holperige Pfad am Strande hin. Dann geht es über ſteile, mit Buſch und zierlichen Farnkräutern beſtandene Felſen empor nach dem Herrſcherſitze. Selbſt dieſer Königsweg war nicht beſſer unterhalten als die Straßen von Kitanda; keine rauhe Stelle war geebnet, kein unbequemer Stein hinweggeſchafft, Alles in roheſter Natürlichkeit gelaſſen — die Angaſijaner, kräftig gebaut und gute Kletterer wie ſie ſind, ſcheinen ebenſowenig wie die Ziegen den Vorzug zu empfinden, welchen ein guter Weg vor einem ſchlechten hat! Oben angelangt, genießt man einen allerliebſten Blick nach dem Strande hinab über das weite Meer, welches, von dieſer nahen Höhe geſehen, der Hälfte eines unermeßlichen, tiefausgebauchten Keſſels gleicht. Dſujuni, eine gleichfalls mit Mauern umzogene Stadt, ſoll größer ſein als Kitanda und Mroni, iſt aber weit ſchlechter gebaut. Mſafums Wohnung gefiel mir weder von außen noch im Inneren ſo gut als das Haus des alten Muniemkū; es ſchien mir, als ob ſie dem hohen Range des Inſaſſen allzu wenig entſpräche, ein Mißverhältniß, welches ſeinen Unterthanen als einfachen Naturmenſchen natürlich noch viel auffälliger ſein mußte. Hieraus wurde mir recht deutlich, wie wichtig es in dieſen Ländern iſt, daß ein vornehmer Mann ſich mit einem gewiſſen behaglichen Aufwand einrichte; es trägt Dies ganz weſentlich dazu bei, den

Leuten einen höheren Begriff von der Herrſcherwürde beizubringen, abgeſehen davon, daß es ihren Geſchmack verbeſſert.

Ein anderes Mal beſuchte ich in Geſellſchaft Seid Abubakaris die Stadt Tanihuli im Nordweſten der Inſel. Wir fuhren mit Sonnenaufgang in einem Baumkahn ab. Unſer Fahrzeug war lang, aber ſehr ſchmal; ich konnte meinen nicht beſonders ſtark gebauten Körper nur eben einzwängen. Dazu war es mit Kaufmannsgütern aller Art vollgepfropft, ſodaß der bedrängte Leib nicht einmal die Möglichkeit hatte, ſich durch Ortsveränderungen einige Erleichterung zu verſchaffen. Wo man einmal ſaß, mußte man ſitzen bleiben, und glücklich, wer ſich noch ordentlich ſetzen konnte und nicht genöthigt war, die Füße über Säcke und Kiſten hin wagerecht vor ſich zu ſtrecken. Aehnliche Marterkäſten müſſen nach der Beſchreibung des Barons die madagaſſiſchen Lakka ſein!

Die Fahrt längs der ſchwarzen Lavawände hatte etwas ungemein Düſteres. Von Büſchen und Bäumen, welche weiter landeinwärts grünen, bekam ich nur ſelten Etwas zu ſehen, weil wir nach arabiſcher Sitte uns dicht an dem ſteilen Ufer hielten. Zungenartige, verhältnißmäßig flache Vorſprünge, vermutlich die Ausläufer früherer Feuerſtröme, ſtrecken ſich, ſoweit man ſehen kann, ins Meer; einen nach dem andern fuhren wir ab, um immer wieder neue von gleicher Bildung vor uns zu erblicken und zwiſchen ihnen öde Buchten. Erſt nach langer Fahrt zeigt ſich einmal im Grund einer ſolchen ein ſandiger Fleck, an welchem der Strand ſanfter emporſteigt und ſo eine Annäherung des Bootes geſtattet; aber hier treten Korallenbänke bis dicht an die Oberfläche und verwehren größeren Fahrzeugen die Annäherung. Angaſija iſt mit Recht bei den europäiſchen Seeleuten verrufen, weil es, ſoweit die Küſte unterſucht iſt, keinen ſicheren Ankerplatz bietet. Wehe dem Schiffe, welches, bei einem Sturm von der Seeſeite her, längs des ungaſtlichen Strandes zu fahren genöthigt, iſt: ſein Untergang iſt faſt ſicher! Was für ein Wogenſchwall bei nur einigermaßen friſcher Briſe hier entſtehen muß, konnte ich mir lebhaft vorſtellen, da ich ſah, wie heftig ſelbſt jetzt, bei Windſtille und ſcheinbar glattem Meere, die ſchaumige Brandung gegen die faſt ſenkrechten Ufer ſchlug. Von der Gewalt dieſer Wogen gaben auch die überhangenden Felswände und die tief ausgewaſchenen Höhlungen Zeugniß, welche, dreimal ſchwärzer noch als das Geſtein, zu unſerer Seite gähnten. Doch damit das Bild nicht allzu troſtlos ſei, ſtrichen ſonderbar geſtaltete Meeresvögel im verwegenen Fluge dicht über der ſpritzenden Flut dahin oder flogen in ihren Brutlöchern aus und ein.

Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als wir vor uns eine längere Strecke ſandigen Strandes und weiterhin eine ebene, gut bebaute Landſchaft gewahrten; im fernen Süden tauchte die rundliche Kuppe des Vulkanes wieder auf, und im Südoſten, mit dem Feuerſpeier durch einen langen Grat verbunden, erhob ſich ein dreigipflicher, anmutig geformter Berg von geringerer Höhe. Nach ſoviel Düſterem war dieſer Anblick ungemein erfriſchend, und er wurde es für mich noch mehr, da der Scherif dieſe Oaſe als Tanihuli, das Ziel unſerer mühſamen Fahrt, bezeichnete. Wir ſtiegen an einer Stelle aus, wo der Korallenſaum am wenigſten zackig war. Nicht weit vom Strande trafen wir mehrere Leute, unter ihnen einige Bekannte aus Sanſibar, ausgewanderte Kommorianer, welche Urlaub erhalten hatten, ihre Heimat zu beſuchen. Einer von ihnen, ein Aufſeher von O'Swald u. Ko., war hierher gekommen, um ſich ein Weib zu nehmen, trotzdem er ſchon in Sanſibar verheirathet war: er wollte auch in ſeinem Vaterlande einen wohlgeordneten Hausſtand beſitzen mit Frau und Allem was dazu gehört.

Nach kurzer Wanderung, während welcher die Schar unſerer Begleiter ſich beträchtlich vermehrt hatte, gelangten wir in die Stadt. Sie iſt ziemlich regelmäßig gebaut, und zwar gleichfalls aus Stein, und mit einer ſteinernen Mauer umgeben; meiner Schätzung nach hat

ſie etwa halb ſoviel Einwohner wie Kitanda. Der Name Tanihuli erinnert ſtark an die bei Noſſibé vorkommenden Namen Tanikeli und Tanelatſak, läßt alſo auf madagaſſiſchen Urſprung ſchließen. An den Einwohnern ſelbſt habe ich nichts Fremdartiges bemerkt; vielleicht iſt der Ort nur von madagaſſiſchen Auswanderern oder Seeräubern gegründet, ſpäter aber von rein komoriſcher Bevölkerung beſetzt worden. Der Scherif führte mich in das Haus eines ſeiner Geſchäftsfreunde, welches wir für die Dauer unſeres Aufenthaltes bewohnen ſollten, ein freundliches Gebäude, deſſen Fußboden mit ſchwarzer, zu Makadam zerkleinerten Lava überdeckt war; in allen Räumen, auch in dem daran befindlichen, mit einem Mattenzaun umſchloſſenen Hofe, herrſchte die größte Sauberkeit.

Noch am Abende ſuchte ich den Sultahn in ſeiner beſcheidenen Wohnung auf, um mich ihm vorzuſtellen und mir die Erlaubniß zu Ausflügen, namentlich zur Erſteigung des erwähnten dreigipfligen Berges, zu erbitten. Der gute Mann dachte wol, einen ſo ſeltenen Gaſt gehörig ausbeuten zu müſſen, denn er forderte eine Abgabe von einigen Thalern, ehe er überhaupt mit mir verhandeln könne. Da ich des Hauptſultahns Genehmigung hatte, nach Gutdünken umher zu ſtreifen, verweigerte ich die unverſchämte Forderung des kleinen Häuptlings und ging in mein Haus zurück, in der Hoffnung, daß der Hunderttheilchenkönig am nächſten Tage nachgeben werde. Aber das geſtrige Machtgebot wurde aufrecht gehalten, und ſo begab ich mich, zumal ich wieder von Fieberſchwäche befallen wurde, mit meinen Reiſegefährten auf den Rückweg, mit Bedauern zwar, daß ich meinen Zweck nicht erreicht hatte, doch in dem Bewußtſein, ſpäteren Reiſenden, welche dieſen Ort beſuchen würden, durch mein Verhalten einen Dienſt erwieſen zu haben. Ganz unbefriedigt war ich übrigens nicht von dieſem Ausfluge; denn ich hatte den größten Theil der Weſtküſte von Angaſija ſowie die außerordentlich fruchtbare Nordſpitze kennen gelernt, die einzige größere Strecke, welche man eben nennen kann.

Rückwärts fuhr der Scherif in ſeinem Boote, während ich zu Fuße nach der gleichfalls am Strande gelegenen Stadt Budhe ging, in welcher wir heut übernachten wollten. Der beſchwerliche Weg bergauf und bergab durch ein dürres, pflanzenarmes Gelände erſchöpfte mich, da ich ohnehin jetzt ſchwach auf den Füßen war, nicht wenig. Endlich konnte ich, nach Ruhe und Erfriſchung lechzend, von den trockenen Höhen hinabſteigen nach dem feuchten Strande, wo in einem ſchattigen Walde verſteckt ein hübſches Dörfchen lag. Von hier an erreichten wir in einer halben Stunde die ebenfalls mit einer ſteinernen Mauer umgebene Stadt Budhe, in welcher der Scherif bereits angekommen war. Wir mußten lange vor dem ſtarken Thore warten, ehe wir Einlaß erhielten und unſere Leute ein paſſendes Haus gefunden hatten. Ein weiter Platz in der Stadt beherbergte zahlreiche Heerden von ſtattlichen Rindern, welche eben von der Weide eingetrieben worden. Der Sultahn ſchickte mir einen Beitrag zum Abendeſſen in Geſtalt einer Ziege, ließ ſich jedoch nicht ſelbſt ſehen, woran er auch ſehr Recht that, denn ich war ſehr müde und abgeſpannt. Am anderen Morgen brachen wir zeitig auf. Ich hatte genug an dem geſtrigen Fußmarſch und beſtieg wieder das enge Boot. Nach Mittag trafen wir glücklich wieder in Kitanda ein.

Die Beſteigung des Vulkans — welche ja eigentlich Hauptzweck meiner Reiſe war, da ich gern alle oſtafrikaniſchen Feuerberge kennen lernen wollte — war von Woche zu Woche verſchoben worden, weil ich noch an den Nachwehen des Moali-Fiebers litt. Schwäche und Appetitloſigkeit, Gliederreißen und Ohrenſauſen wollten nicht nachlaſſen, bis ich endlich, des langen Elends müde, die Hälfte meines Chininvorraths daranwandte, welchen ich bisher für außerordentliche Fälle aufgeſpart hatte: ich nahm am erſten Tage zwölf Gran, am zweiten acht und am dritten ſechs Gran, jede Gabe auf zweimal. Das koſtbare Heilmittel wirkte

vortrefflich. Ich beſchloß, die guten Stunden zu benutzen, ehe wieder ein Rückfall käme, und bereitete in Schnelle den Ausflug vor. Fühlte ich mich auch noch ein wenig ſchwach, ſo ermutigte mich doch die Erinnerung an die Beſteigung des Piton des Neiges, welche ich ja auch halb fieberkrank unternommen hatte, und durch welche ich vollſtändig wiederhergeſtellt worden.

Am Nachmittag des 18. Mai war Alles zur Reiſe fertig und das Haus beſtellt. Die Freude, daß der ſeit Monaten erſehnte Augenblick da war, verdoppelte meine Kräfte, und rüſtig ſchritt ich mit meinen Leuten den Berg empor. Unſer nächſtes Ziel war Mzige, ein 600 Fuß hoch gelegenes Dorf, deſſen Sultahn Ali Madjimba mich begleiten wollte. Durch ſchöne Pflanzungen und Palmenwälder wandernd, erreichten wir nach einer guten Viertelſtunde den aus vier bis ſechs Sklavenhäuſern beſtehenden Flecken Mrundji; dann durchſchritten wir einen zwanzig Minuten breiten, kahlen Lavaſtrom und kamen eine Viertelſtunde ſpäter in Ali Madjimbas Städtchen an.

Mzige war bei dem letzten Ausbruch des Feuerſpeiers vollſtändig zerſtört, jetzt aber auf demſelben Platze, inmitten des erſtarrten Lavafeldes, wieder aufgebaut worden. Ihre frühere Größe hat ſie indeß noch nicht wieder erreicht; denn vormals zählte ſie vier ſteinerne Moſcheen, während ſie jetzt nur eine aus Stein und eine aus Makuti erbaute hat. Wenn man ſich ein zu Tage ſtehendes Kohlenlager denkt und darin eine Stadt ausgemeißelt, deren Häuſer mit Laub oder Stroh gedeckt ſind, ſo hat man ein annähernd richtiges Bild von Mzige: der Boden, auf welchem man geht, die Umgrenzung der Straßen, die Grundmauern der Häuſer und die Sitzbänke vor denſelben, Alles beſteht aus ſchwarzem Geſteine, aus Lava. Und nichts Grünes ſieht man ringsumher außer einem fernen Palmenhaine, welcher aber durch den Duſt der Atmoſphäre bereits wieder in graublauen Schimmer gehüllt erſcheint. Wie gern hätte ich jetzt meine Photographiegeräthe zur Hand gehabt, um das ſo ſonderbare Bild feſſeln zu können!

Sultahn Ali Madjimba, ein Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, empfing mich in ſeinem Hauſe, welches, wie alle übrigen, bis zur Höhe von vier Fuß aus zerſchlagenem Lavageſtein und oben aus Stangen und Makuti gebaut war. Er bat, während der Reiſe für die Mundvorräthe ſorgen zu dürfen, und trat ſchon heute das freiwillig übernommene Amt an, indem er mir die Hälfte einer friſchgeſchlachteten Ziege überließ. Da wir früh am Morgen aufbrechen wollten und am Abende nicht viel mehr vornehmen konnten, begaben wir uns zeitig zu Bett. Es war ſchon merklich kühl geworden; das Thermometer ſank bis auf 16° R., während es am Strande faſt immer über 20° ſtehen bleibt.

Außerhalb des Lavaſtromes angelangt, trafen wir am 19. Morgens anfangs Mtapupalmen, welche dicht mit ſchmarotzenden Farnen bedeckt waren, dann zahlreiche, mit reifen Früchten beladene Guyavenbüſche, bis zuletzt auch dieſe Vertreter des tropiſchen Pflanzenwuchſes ſchwanden. Meine Leute marſchirten ſo ſchlecht, daß ich nach öfterem vergeblichen Mahnen für die Trägſten Erſatzmänner miethen mußte, deren Lohn ich natürlich vom Gehalte Jener abzog. Nach kaum einer Stunde Weges erreichten wir einen kleinen, ſchon von Kitanda aus ſichtbaren Krater oder Aſchenkegel. Weiter oben ſahen wir zwei Stellen, an denen der Lavaſtrom ſich in einem Spalt der Erde verliert, um weiter unten wieder zum Vorſchein zu kommen; ich dachte hierbei ſogleich an die Perte du Rhône in Frankreich. Gegen Mittag kamen wir durch einen Wald von dürren, kaum einen Fuß hohen Myrtenbüſchen und raſteten in einem Bachbette, welches in einigen Löchern etwas wohlſchmeckendes Waſſer enthielt; man ſagte mir, daß bei Regenmangel und großer Dürre die Leute von Kitanda oft an dieſer Stelle ihr Trinkwaſſer holen müßten. Die Landſchaft oberhalb, eine weite Grasfläche, erinnerte mich durch ihre rieſigen Heidebouquets an die Hochebenen von Réunion, an den Kilimandſcharo aber durch ſteifblättrige, faſt dürre Farne in Buſchform, wie ich ſie auch auf

den Seſchellen nahe dem Meeresſtrande geſehen hatte. Baumfarne ſah ich begreiflicher Weiſe nicht auf dieſem trockenen Boden, da ich ſelbſt im feuchteſten Gebiete der Küſte vergebens danach geſucht. Um ein Uhr erreichten wir einen alten Einſturzkrater, in deſſen ziemlich ebenem Schlunde wir uns ſo bequem als möglich einrichteten.

Man hatte mir in Kitanda viel von den auf den Bergen lebenden wilden oder verwilderten Ochſen erzählt und dadurch meine Jagdbegierde gereizt; meine Begleiter aber hielten mich zurück, indem ſie mir ſagten, daß jedes Stück Vieh auf dem Berge ſeinen Herrn hätte. Sie gingen danach ſelbſt aus und kamen nach einiger Zeit zurück mit dem vortrefflichen Fleiſch eines ſchnell gefangenen und geſchlachteten Ochſen von der Heerde Ali Madjimbas.

Durch mancherlei Vorbereitungen aufgehalten, brachen wir am Morgen des 20. Mai erſt um acht Uhr auf. Nach vierzig Minuten erreichten wir einen größeren Krater, verweilten aber hier nicht lange, da es weiterhin noch bedeutendere geben ſollte. Von da an ging es oſtwärts weiter durch eine ziemlich glatte Fläche, eine Lavaebene von derſelben Beſchaffenheit wie die Plaine des Sables zwiſchen den beiden Enclos der Feuerſtätte von Réunion. Auch hier war die Zerſetzung und Verwitterung des Geſteines weit vorgeſchritten, wie man an den überall aufgeſchoſſenen Heidebüſchen ſah. Ich ſpähete eifrig nach wilden Ziegen aus, welche ſich hier aufhalten ſollen, bekam jedoch keine zu Geſicht.

Eine kleine halbe Stunde ſpäter kamen wir an dem Hauptlavafelde an, einer vollſtändig ebenen, mit Schutt und ſcharfkantigem Sande beſtreuten Fläche, welche uns zu Seiten und gegenüber von ſteilen Felswänden umzogen war und ſo einem ungeheuren, theilweiſe wieder zerſtörten Krater glich. Indem wir ſüdwärts, in der Richtung der großen Achſe des Keſſels, weiterſchritten, kamen wir nach zwanzig Minuten Wegs an einen eigentlichen Krater, in der Mitte der Lavaebene, nahe der rechten Wand gelegen. Es war ein kreisrundes, wie ausgebohrtes Loch, ohne erhabene Ränder und am Boden faſt eben. Im Durchmeſſer kamen ihm die „Entonnoirs" des Vulkanes auf Bourbon nicht gleich; dagegen war er viel flacher, während dort die Weite der Tiefe nicht gleichkam. Am ſüdlichen Ende der Lavaebene befindet ſich eine zweite kreisrunde Verſenkung mit ebenfalls ſenkrecht abfallenden Wänden. Dieſer Krater, mächtiger und tiefer als der erſte, übertraf die Bourbonkrater an Großartigkeit bei Weitem; in der Mitte des ebenen und ziemlich glatten Bodens zeigte ſich ein kleines, unregelmäßiges Loch, umgeben von einem Häufchen Aſche oder vulkaniſcher Sandes, wie ich es auch dort bei dem noch thätigen Schlunde geſehen. Eine Annäherung war unthunlich, weil die Ebene ſich von allen Seiten nach dem Keſſel zu leicht ſenkte, ſodaß ich fürchten mußte, hinab in die ſchwarze Tiefe zu rutſchen; und ſelbſt auf dem Bauche liegend hätte ich nicht den Kopf über die Oeffnung bringen können. Uebrigens hätte Dies auch nicht viel genützt, da mir ja ohnedies ein vollſtändiger Einblick in die Tiefe gewährt war. Durch einige Winkelmeſſungen und durch die Falldauer eines hinabgeworfenen Steines beſtimmte ich die Tiefe des Kraters zu vierhundert und ſeinen Durchmeſſer zu zweitauſend Fuß.

Sah ich rückwärts nach Norden, ſo ſchien es mir auch hier, als ob die ganze obere Lavaebene einmal ein einziger, großer Feuerſchlund geweſen ſein müſſe, in welchem dann, als die Macht der unterirdiſchen Kräfte abgenommen, die kleineren, kreisrunden Auswuchsöffnungen ſich bildeten. Vielleicht waren ſelbſt dieſe bereits nicht mehr in Thätigkeit; wenigſtens ſah ich nicht, daß friſche Lavaſtröme von ihnen ausgegangen waren. Jedenfalls iſt der letzte Erguß, im Jahre 1858, bei dem heute zuerſt beſuchten, tiefergelegenen Krater zu Tage gekommen und dann, nachdem er längere Strecken unterirdiſch gefloſſen, nach dem Strande gelangt.

Aus meinen Barometermeſſungen berechnet ſich die Höhe der oberſten Lavaebene zu 7200 Fuß; man verſicherte mir, dieſe Fläche bilde, abgeſehen von den Felswänden ringsum, den höchſten Punkt des Berges. Da die britiſchen Seeoffiziere nach Meſſungen vom Meere aus die Höhe des Vulkans von Komoro zu 8526 Fuß angeben, hätte ich gern die höchſte der

umgebenden Kuppen beſtiegen, um mich zu überzeugen, ob ich wirklich den Gipfel des Berges erreicht hatte. Meine Begleiter aber und namentlich der Sultahn drängten ſehr zum Aufbruch, und ſo ſtand ich von meinem Vorhaben ab.

Ohne Aufenthalt den früheren Weg zurückgehend, kamen wir nach vierzig Minuten am Ende der Lavaebene an. Wir erklommen einen weſtlich vom Ausgange gelegenen Hügel, konnten jedoch von hier aus keinen höheren Punkt bemerken als die Anhöhe links von dem großen Krater im Süden. Ich nahm einige Wärmemeſſungen vor und brach dann gegen halb drei Uhr mit meinen Führern auf, denn ich ſah ſelbſt ein, daß Zeit und Kräfte nicht ausreichen würden, noch lange umher zu klettern. Unterwegs ſah ich einige ſtarke Baumſtümpfe aus der Lava hervorragen; da es in ſo bedeutender Höhe keine Bäume mehr gab und nicht gut geben konnte, mußte ich annehmen, daß früher, als dieſe Ueberreſte vom feurigen Strome umſchloſſen wurden, der Berg niedriger war und die Erhebung deſſelben zu ſeiner jetzigen Höhe erſt ſpäter Statt gefunden habe. Nach kaum einer Stunde kräftigen Marſches — zweieinhalb bis drei Seemeilen in der Stunde — erreichten wir unſeren geſtrigen Lagerplatz.

Frühmorgens am 21. Mai maß ich einige Winkel nach hervorragenden Punkten der Weſt- und Oſtküſte, in dem Maße, wie die nur zuweilen ſich öffnende Wolkendecke mir Dies geſtattete; dann hatte ich noch die geſammelten Steine und Pflanzen zu verpacken, ſodaß wir erſt gegen elf Uhr fortkamen. Wir wanderten in gutem Schritte dritthalb Stunden ohne Aufenthalt abwärts, zuerſt durch Grasland, dann zwanzig Minuten lang durch Wald. Später erreichten wir eine nach Nordweſten abfallende Kette von ſechs kleinen Aſchenkegeln, eine halbe Stunde darauf den vorgeſtern zuerſt getroffenen Krater, und dicht unterhalb das Gebiet der Guyavenbüſche, an deren Früchten wir uns reichlich labten. Von hier an hatten wir noch eine gute Stunde bis nach Mzige zu gehen. Gegen fünf Uhr kamen wir, allerdings etwas langſameren Schrittes, im Hauſe des Sultahns an. Ali Madjimba bewirthete uns mit Trank und Speiſe und bat mich, bei ihm zu übernachten. So verlockend mir dieſes Anerbieten erſchien, weil ich zum Tod ermüdet war, ſo mußte ich mir doch ſagen, daß es beſſer ſein würde, noch heute nach Kitanda zu gehen, wo mir bei einem etwaigen Fieberanfall Arzenei und beſſere Pflege zu Gebote ſtand.

Halb ſechs Uhr begab ich mich auf den Weg. Bald wurde es ſo dunkel, daß meine Leute mir mit Fackeln vor dem Fuße herleuchten mußten, damit ich wenigſtens die größten Unebenheiten des abſcheulichen Weges erkennen konnte. Ich fühlte mich außerordentlich erſchöpft; zuletzt mußte ich mich auf meine Begleiter ſtützen, um nicht halbwegs liegen zu bleiben. Gegen ſieben Uhr erreichte ich mein Haus. Ohne mich um Etwas zu kümmern, legte ich mich auf mein Bett, und kaum hatte ich die Wolldecke über mich gezogen, als ich in einen tiefen Schlaf verſank, aus welchem ich erſt am nächſten Nachmittag erwachte.

Die Neugierigen von Kitanda hatten ſchon lange gewartet, daß meine Thüre ſich aufthäte; ſie wollten ſo gern Etwas von ihrem „feurigen Kochtopf“ — Dſchungu dja Djaha, ſo nennen ſie gewöhnlich den Vulkan — hören und ſtrömten nun in Scharen herein. Ich beeilte mich, ſie zu befriedigen, um möglichſt bald wieder ungeſtört zu ſein; denn ich bedurfte noch immer der Ruhe.

Der Feuerberg von Großkomoro, im Lande bisweilen auch „Karadalla“ oder „Wahani“ genannt, entladet ſich in ſehr unregelmäßigen Zwiſchenräumen. Von europäiſchen Seeleuten wurden Ausbrüche in den Jahren 1830, 1855 und 1858 beobachtet, und in früheren Zeiten ſollen dreißig bis vierzig Jahre zwiſchen den einzelnen Aeußerungen der unterirdiſchen Kraft vergangen ſein. Ueber den letzten Ausbruch, welcher das Land zwiſchen

Mroni (zu deutſch: „am Feuer“) und Kitanda verwüſtete und das Städtchen Mzige zerſtörte, theilte mir Seid Abubakari Folgendes mit: „Es erhob ſich, den Himmel verhüllend, eine Wolke dichten Rauches über dem Berg, und aus ihr fiel ein Regen von Aſche und ſalzigem Waſſer herab. Ein ſtarker Schwefelgeruch verbreitete ſich, und während die Lava dem Meere zueilte, machten heftige Erſchütterungen ſich bemerklich, ſodaß Niemand auf dem Ruhebett liegen bleiben konnte; aus der See aber wurden an manchen Orten centnerſchwere Steine und todte Fiſche geſchleudert. Nach ſieben Tagen konnte man wieder einen Weg über die hier und da mit Schwefel bedeckte Lava bahnen. Zwei Wochen lang ſchwebte die Rauch- und Aſchenwolke über der Inſel, bei Tag ein dunkler Schleier, von keinem Sonnenſtrale durchdrungen, bei Nacht ein Feuerhimmel, bei deſſen Scheine man leſen konnte. Der ſchweflige Geruch verſchwand erſt nach ſechs Monaten.“

Begreiflicher Weiſe haben die Lavaſtröme ſehr verändernd auf die Inſel gewirkt; nach jedem neuen Ausbruche bildeten ſich neue Vorſprünge und Buchten, abgeſehen von anderen, minder auffälligen Umgeſtaltungen. Zumeiſt ſind es Vergrößerungen der Oberfläche, welche man als Wirkungen der unterirdiſchen Kräfte erkennt, doch fehlt es auch an zerſtörenden Einflüſſen nicht. So war der Berg von Ikoni — Ngu ja Ikoni — früher bebaut und mit einzelnen Häuſern beſtanden; eines Tages aber ſank der Gipfel ein, und Häuſer und Leute verſchwanden ſpurlos. Aehnliche Einſtürze, wenn auch von weniger verhängnißvoller Art, müſſen noch viele ſtattgefunden haben; denn von dem Vulkane ſah ich, als ich in einer Höhe von etwa 6000 Fuß nordwärts durch die Lücken zwiſchen den Wolken blickte, daß alles Land unter mir, ſoweit mein Auge trug, wie überſäet war mit einer Menge einzelner Hügel und Berge, deren Gipfel eingeſunken erſchienen. Eine Vernichtung größerer Strecken der Inſel iſt aber wol nicht vorgekommen, wie man annehmen könnte, wenn man auf der engliſchen Seekarte im Süden von Angaſija ein kleines Eiland angegeben ſieht und beim Vorbeifahren ſowol wie durch die Ausſagen der Leute erfährt, daß es ein ſolches durchaus nicht gibt. Das Nichtvorhandenſein dieſer kleinen Inſel ſteht jetzt unzweifelhaft feſt: ſchon im Jahre 1861 hatte ein britiſcher Offizier, welcher Angaſija umſchiffte, berichtet, daß er keine Spur von ihr entdecken konnte; mir verſicherte man allgemein, es wäre nie eine ſolche Inſel vorhanden geweſen, und in ähnlicher Weiſe ſpricht ſich der franzöſiſche Kapitän Bigrel aus. Wie der ebengenannte Offizier, deſſen liebenswürdiger Gefälligkeit wir die werthvollſten Notizen verdanken, ſehr treffend bemerkt, läßt ſich der Irrthum der Kartenaufnehmer einfach dadurch erklären, daß der Berg von Mondſaſa den von Süden her ſich nähernden Seefahrern von der Ferne wie eine Inſel erſcheint, weil das flache Land zwiſchen ihm und dem nördlich gelegenen Vulkane erſt ſpäter deutlich ſichtbar wird.

Siebenunddreißigſter Abſchnitt.

Ende der Irrfahrt.

Gefangenſchaft und Erlöſung. — Wieder nach dem Feſtlande. — Drei Tage im Dorfe Mnaſi. — Mängel der oſtafrikaniſchen Küſtenkarten. — Fahrt längs der Küſte bis Mafia. — Lage der Inſel Schole. — Reiher. Papageien. Zibetkatzen. Schweine. Flußpferde. — Erzeugniſſe und Handel der Inſel — Aufnahme bei Naſſer ben Salem, dem Statthalter. — Ueber die Lagune nach Drene auf Mafia. — Eine ſonderbare Zuckermühle. — Arabiſche Gaſtfreundſchaft. — Heimfahrt nach Sanſibar. — Rückblick.

Nun ich meinen Hauptzweck, die Beſteigung des Vulkans, erreicht hatte, ſehnte ich mich nach Sanſibar zurück. Dazu begann der Mangel, mich zu drücken; denn ich hatte mich nur auf eine dreißig- bis vierzigtägige Abweſenheit eingerichtet, und jetzt war bereits mehr denn ein Vierteljahr ſeit meiner Abreiſe vergangen. Meine europäiſchen Vorräthe waren längſt verzehrt; der Thee, an dem ich mich während meines Unwohlſeins hauptſächlich erquickte, wurde knapp, von Arzeneimitteln beſaß ich faſt Nichts mehr, und mein Anzug war in einer traurigen Verfaſſung. Dennoch fand ſich keine Gelegenheit, von der Inſel fortzukommen; mein Schickſal von vorher wiederholte ſich in umgekehrter Weiſe: ich war Gefangener an demſelben Orte, welcher mir monatelang unerreichbar geweſen!

Wochen waren ſeit meiner Ankunft vergangen, ehe wieder einzelne Fahrzeuge hier oder in Mroni erſchienen. Sobald ich dann Kunde erhielt, ſchickte ich Boten aus und ließ fragen, ob ich mit nach Sanſibar genommen werden könnte. Aber ſtets erfuhr ich entweder, daß die Reiſe ganz wo anders hin ginge, oder man ſtellte ſo übertriebene Forderungen — hundert Thaler und mehr — daß ich, ſo ſehr ich mich auch nach Erlöſung ſehnte, die Anerbieten der Habſüchtigen ausſchlug. Eine tiefe Verſtimmung, noch vermehrt durch die Fortdauer meines körperlichen Leidens, bemächtigte ſich meiner. Stundenlang ſtand ich auf der Treppe vor meiner Thür, durchmuſterte bang und ſehnſuchtsvoll den Geſichtskreis nach einem Segel, das mir vielleicht Befreiung brächte — aber vergebens. Einmal nur gewahrte ich in der Ferne einen Dreimaſter; er rückte etwas näher, blieb aber immer noch ſo weit entfernt, daß ich kaum hoffen durfte, mich ihm bemerklich zu machen. Dennoch verſuchte ich es; ich ließ, da nicht ſoviel Pulver im Orte war, um eine der Kanonen des Forts zu laden, dieſe auch zweifellos das Schießen nicht vertragen hätten, meine ſämmtlichen Gewehre auf einmal abfeuern und wiederholte Dies nochmals — allein der Schall meines Hilferufs verhallte ungehört, denn der Wind wehete von See her.

Mein früheres Leiden wurde wieder ſchlimmer, ſodaß ich mich endlich entſchloß, den geringen Reſt meines Chinins zu verbrauchen. Ich rührte ihn in die letzte halbe Flaſche Rothwein, verdünnte den Trank mit Waſſer und genoß ihn löffelweiſe im Laufe zweier Tage. Dies half mir in der That, und wenn ich auch nicht ſogleich die alte Kraft wieder gewann, ſo hatte ich doch von dieſer Zeit an keine Fieberanfälle mehr.

Mitte Juni war herangekommen. Da zeigte ſich wieder einmal ein Fahrzeug, welches nach Sanſibar beſtimmt war. Der Schiffer kam ſogleich zu mir und fragte, ob ich mit ihm fahren wolle, forderte aber ebenfalls einen ſo hohen Preis, daß ich davon abſah; ich war feſt entſchloſſen, meine Verlegenheit nicht von den geldgierigen Arabern ausbeuten zu laſſen! Mit Befremden erfuhr ich, daß jenes Fahrzeug dem Scherîf gehöre; ich wurde ganz irr in meiner Anſicht über den Mann, welchem ich bisher ſoviel Gutes zu verdanken gehabt, und ließ mich zu bitteren Worten gegen ihn hinreißen. „Gehe hin", ſprach ich dann zu dem Nahoſa, „und ſage Deinem Herrn, daß ich in keinem Falle, und ſollte ich noch monatelang hier bleiben müſſen, mehr als dreißig Thaler für die Ueberfahrt nach Sanſibar geben werde, nämlich zwanzig Thaler für mich und mein Gepäck und zehn Thaler für meine Leute; zehn Thaler ſoll er außerdem erhalten, falls er mich einige Tage auf der Inſel Mafia verweilen läßt, eine kleine Belohnung der Schiffer, wenn die Fahrt glücklich und ſchnell von Statten geht." Der gebotene Preis war ein ſehr reichlicher, denn ein Suaheli oder Komorianer bezahlt gewöhnlich nur einen halben Thaler für die Ueberfahrt; ich war alſo ganz im Rechte, wenn ich eine Forderung von mehr als hundert Thalern unverſchämt fand.

Anderen Tages ging mir die Antwort zu, das Fahrzeug gehöre nicht dem Scherîf ſelbſt, ſondern ſei von dieſem nur gemiethet; es wäre ihm unter den genannten Bedingungen nicht feil, dagegen erböte er ſich, es mit mir gemeinſchaftlich zu miethen, ſodaß er ſeine Waare lüde und ich mit Leuten und Gepäck die Ueberfahrt nähme. Auch dieſen Vorſchlag wies ich zurück, weil ich nicht die Hälfte der Heuer zahlen wollte für die Erlaubniß, mich auf dem ohnehin ſchon vollgeladenen Schiffe einzuquartieren. Mein Plan war nun der, die erſte beſte Gelegenheit zur Abreiſe für mich allein zu benützen, meine Leute hingegen zurückzulaſſen mit je einem Thaler zur Beſtreitung von Unterhalt und Fahrkoſten; ſie mochten dann ſelbſt ſehen, wie ſie wieder nach Sanſibar kämen.

Zu meiner Verwunderung kam einige Tage darauf Seid Abubakari zu mir und ſagte, es thäte ihm weh, meine Sehnſucht nach Daheim ſo lange unbefriedigt zu ſehen; er wäre bereit, mit mir einen Vertrag unter den erſtgeſtellten Bedingungen abzuſchließen! Ich jubelte innerlich, daß meine Standhaftigkeit den Sieg davongetragen, und freute mich auch darüber, daß der ſonſt ſo achtbare und liebenswürdige Jünger Mahammeds zurückkam von den Abwegen, auf welche ihn der arabiſche Spekulationsgeiſt geführt hatte.

Jetzt wurden meine Angelegenheiten ſchnell geordnet, die Schulden für Hausmiethe, Trinkwaſſer und Holz bezahlt ſowie die nöthigen Geſchenke vertheilt. Hierzu mußte ich wieder die Güte meines Freundes in Anſpruch nehmen; er gab mir auch jetzt mit größter Bereitwilligkeit alle Gelder und Waaren, deren ich bedurfte, und ich ſtellte ihm einen Wechſel aus, welcher ſeinem Geſchäftsfreunde Salem ben Chemri bei O'Swald u. Co. in Sanſibar ausgezahlt werden ſollte. Meine Schuld an ihn betrug gegen achtzig Fünffrankenthaler.

Am 19. Juni war ich zur Abreiſe bereit, am 20. ſollte das Fahrzeug unter Segel gehn. Morgens ſah ich noch einmal meine Bekannten, deren einige mir Briefe für Sanſibar mitgaben. Auch Mſafum und Ali Madjimba kamen, um mir Lebewohl zu ſagen; ſie und der Scherîf nebſt vielen Anderen geleiteten mich freundſchaftlich bis an den Strand.

Es war Mittag, als wir mit friſcher Briſe von dannen fuhren. Mein Herz war dankerfüllt; denn nun vermochte ich doch wenigſtens ungefähr zu berechnen, wann ich wieder

nach Sanſibar kommen würde. Gedachte ich allerdings der Zufälle auf meiner Fahrt nach Noſſibé, ſo konnte ich mich einer gewiſſen Beſorgniß nicht erwehren. Aber dieſe Erinnerung durfte mir meine Freude nicht verkümmern; hatten doch der alte Nahoſa und der junge Mitbeſitzer des Fahrzeugs, welcher uns begleitete, mir bisher weder durch ihr Ausſehen noch durch ihr Benehmen Anlaß zu Mißtrauen gegeben.

Unſere Fahrt ſollte nach der Inſel Kionga an der Mündung des Ruvuma gehen, wo der Nahoſa einige fünfzig Ziegen abzugeben hatte; dann wollte man mich, meinem Wunſche gemäß, nach Mafia bringen und von hier aus, nach einem Aufenthalte von zwei bis drei Tagen, nach Sanſibar. Auf dem ſtark beladenen Bethen war wenig Platz vorhanden: es beherbergte fünfzehn Mann Beſetzung, mich und meine Geſellſchaft, zwölf an Zahl, dazu das liebe Vieh. Bei jedem ſtarken Windſtoße tauchte das Schiff bis an den Rand ins Waſſer. Am meiſten hatten dabei die Ziegen zu leiden; ſie wurden fortwährend von den Wellen beſpritzt und konnten ſich bei der ſtarken Bewegung und der Schiefe des Bodens kaum auf den Beinen erhalten, ſo dicht gedrängt ſie auch ſtanden.

Wir kamen ziemlich ſchnell von dannen und erblickten ſchon am nächſten Mittag das Feſtland. Kionga ſelbſt zu erreichen, war unmöglich, weil die inzwiſchen immer ſtärker gewordene Briſe allzu ungünſtig war. Deshalb ſteuerten wir nach einer nordwärts gelegenen Bucht, von welcher aus die meckernde Heerde zu Lande an ihren Beſtimmungsort gebracht werden konnte. Der Nahoſa lenkte ſein Fahrzeug geſchickt in einen der Meeresarme, welchen man der damaligen Seekarte zufolge für einen Mündungsarm des Ruvuma halten mußte. Er fuhr bis ans äußerſte Ende der Bucht, bis ins Manglegebüſch hinein, und ließ erſt, als wir auf dem ſchlammigen Grunde feſtſaßen, den Anker fallen. Da die Flut im Sinken war, konnten wir nach kurzer Zeit trockenen Fußes das Schiff verlaſſen.

Inzwiſchen war es ſo dunkel geworden, daß wir kaum noch Etwas erkennen konnten. Wir fanden jedoch glücklicher Weiſe eine leerſtehende Hütte, das „Niumba ja Sirikali“ — etwa Regierungs- oder Beamtenhaus — welches wir, als „fremde Standesperſonen“, ſofort in Beſchlag nahmen. Mit Mühe ſuchten wir etwas Mtamaſtroh und trockenes Holz zuſammen und entflammten es zu einem luſtigen Feuer. Während wir uns wärmten, ſchlachteten die Leute eine Ziege und richteten das Mahl her. Wir waren Alle ſehr hungrig, namentlich die Suaheli, welche ſeit der Abreiſe von Angaſija Nichts wieder genoſſen hatten, da ſie bei ſo hochgehender See nicht kochen konnten. Nach dem Eſſen ſtreckten wir uns auf einigen vorgefundenen Kitandas aus und fanden bald die erwünſchte Ruhe.

Unſer Landungsplatz hieß Mnaſi. Das eigentliche Dorf, aus ein bis zwei Dutzend Hütten beſtehend, liegt etwas ſeitwärts am Strand in einem Wäldchen von „Mnaſi“ (Kokospalmen). Wir fanden, als wir am Morgen umherſtreiften, nur einige Weiber, Kinder und alte Leute vor; alle Arbeitskräftigen waren mit dem Beſtellen der Felder oder mit Fiſchfang beſchäftigt. Die Leute ſprachen ſoviel Suaheli, daß wir uns bequem verſtändigen konnten, doch waren ſie weder ſehr mittheilſam, noch neugierig. Gegen die Beſetzung des Staatshauſes hatten ſie Nichts einzuwenden.

In der Nähe von Mnaſi iſt der Strand flach und ſandig; nach Norden zu zieht ſich längs der Hochwaſſerlinie hin ein etwa zwanzig Fuß hoher, ſteil abfallender Wall von Korallengeſtein. Südwärts gehend gelangt man an einen hübſchen Wald von Kaſuarinen, deren Aeſte häufig mit miſtelähnlichen Schmarotzergewächſen bedeckt waren. Weiterhin beginnt ein ausgedehnter, von einzelnen hohen Bäumen überragter Manglesſumpf. Ich vermutete hier eine Verbindung mit dem Ruvumafluß und begab mich ſofort auf den Weg, um dieſe zu finden; allein ich gewahrte nur kleine Waſſerrinnen, durch welche das bei der Flut eingedrungene Seewaſſer bei der Ebbe wieder abläuft. Ein von ihnen gebildeter Bach, wenn man ſo ſagen darf, war breit, aber ſo flach, daß er bei Hochwaſſer höchſtens mit einem

Boote zu befahren gewesen wäre. Wie kräftig der hier abziehende Wasserschwall sein muß, davon zeugten die jetzt fast trockenen, ziemlich hohen, wellenförmigen Unebenheiten, welche quer über das ganze Strombett liefen. Beim Weitergehen traf ich einige unserer Matrosen, welche einen Vorrath von dem rothen, schweren Holze des Manglebaumes einheimsten. Dieses Holz wird an der ganzen Küste sehr geschätzt, weil es sich durch seine Festigkeit und durch seinen gekrümmten Wuchs vortrefflich zu Spanten und Rippen für den Schiffsbau eignet, sowie in weniger brauchbaren Stücken zur Feuerung; die Bereitung von Laugensalz aus der Asche scheint hier unbekannt zu sein.

Das Wandern in einem Mangledickicht ist sehr beschwerlich; geht man in Schuhen, so füllen diese sich mit Sand oder bleiben im Schlamme stecken, barfuß aber tritt man sich die bald kurzen, bald handlang emporstehenden, spitzigen Wurzelenden des Gesträuches zwischen die Zehen, ein überaus unangenehmes Gefühl, obschon das Holz dieser Sprossen sehr weich ist. Ich kehrte daher bald um, zumal auch die Matrosen mir versicherten, daß keine Wasserverbindung mit dem Ruvuma bestehe. Möglich, daß weiter südwärts ein flacher Kanal die Durchfahrt gestattet, was zu untersuchen ich nicht Zeit genug hatte; viel Wahrscheinliches hat diese Annahme aber nicht für sich, weil, wie Owen in seinem mehrerwähnten Buche erzählt, in früheren Zeiten eine madagassische Seeräuberflotte, welche auf einen Durchweg nach dem Ruvuma hoffte, in der Bucht von Mnasi sitzen blieb: die nachfolgenden Araber vertilgten schonungslos Mann und Schiffe.

Für kleinere Fahrzeuge bietet die Bucht von Mnasi (Constantiabai der Seekarte) einen sicheren Ankerplatz, doch verläuft der Strand so flach nach dem Meere zu, daß bei Ebbe gewiß ein zwei Meilen breiter Streifen trocken gelegt wird. Der Wechsel zwischen Ebbe und Flut ist, wie ich schon bei der Ankunft erfahren, sehr jäh; eine Stunde genügt, die weite Wasserfläche in Festland zu verwandeln und umgekehrt. Hat sich das flüssige Element bis nahe zur halben Höhe zurückgezogen, so vernimmt man öfters ein starkes Brausen und Klatschen, daß man fast erschrickt. Anfangs wußte ich mir dieses Geräusch nicht zu erklären, bis ich erfuhr, daß es von zahllosen Fischen herrührt, welche dem Strome in Scharen folgen und sich ab und zu über das Wasser schnellen. Während meines Aufenthaltes herrschte zur Ebbezeit meist Windstille, mit Herannahen der Flut aber erhob sich ein frischer Seewind; der Nahosa behauptete, Dies wäre überhaupt stets der Fall, „die Flut brächte den Wind mit sich."

War ich nicht anderweit beschäftigt, so streifte ich am Strand umher. Ich erbeutete für den Küchengebrauch einige Seevögel, welche, eifrig umherlaufend, in den stehengebliebenen Becken nach Würmern des Meeres suchten. Außer dem kleineren, gewöhnlich unter dem Namen „Bekassinen" zusammengefaßten Strandgeflügel, gibt es auch Riesenstörche (Myeteria senegalensis Shaw.); doch erlangte ich nur den Schnabel und zwei Eier eines vor Jahren hier getödteten Vogels. Diese stattlichen Thiere sollen vorzugsweise auf einer benachbarten Insel nisten. Bei meinen Spaziergängen in dem wiesenartigen Lande hinter dem Kasuarinenwäldchen scheuchte ich öfters Steppenhühner und Frankoline auf; ich war indessen mit der Jagd nicht glücklich, weil diese Thiere, wenn sie sich kaum erhoben hatten, sofort wieder in das hohe Gras niederfielen und hier, selbst wenn glücklich erlegt, ohne Hunde nicht gefunden werden konnten. Man hat übrigens nicht nöthig, sich mit solcher Jagd zu bemühen; die Eingeborenen fangen die Frankoline lebendig und bringen sie in einfachen, aus Ruthen verfertigten Käfigen zum Verkaufe. Von größeren Thieren sollen Hyänen und Panther vorkommen. Letzteres erschien mir etwas zweifelhaft, da wir bisher an der Küste niemals Spuren einer großen Katze gesehen hatten; die Leute behaupteten aber, sie hörten öfters in der Nacht ein Gebrüll, welches sie nur auf einen Panther zu deuten wüßten.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen, nachdem ich meine aſtronomiſchen und andere Meſſungen beendet, verließen wir die Bucht von Mnaſi auf einem nördlichen Wege zwiſchen dem Feſtland und den kleinen, die Bucht umſchließenden Inſeln. Für größere Schiffe wäre dieſes Fahrwaſſer nicht brauchbar geweſen, denn wir kamen über Korallenbänke hinweg, welche mit höchſtens anderthalb Faden Waſſer bedeckt waren. Während wir dann in geringer Entfernung von der Küſte nordwärts fuhren, fragte ich den Rahoſa nach den Suahelinamen aller paſſirten Orte und Inſeln. Dieſe wichen in den meiſten Fällen von den in der engliſchen Karte eingetragenen weſentlich ab: bisweilen waren die Namen ſelbſt verunſtaltet, bisweilen auch zwei verſchiedene miteinander vertauſcht, öfters auch fremdartige, engliſche, für einheimiſche gegeben. Wahrſcheinlich haben die Engländer bei der großen Eile, mit welcher ſie den ganzen Küſtenſtrich aufnahmen, nicht genug Zeit gehabt, ſich überall die landesüblichen Benennungen ſagen zu laſſen; die Verſtümmelungen aber ſind wol dadurch entſtanden, daß der eingeborene Pilot kein beſonders kundiger Mann war, oder daß man die fremdartigen Laute nicht richtig auffaßte und ſie danach noch durch die ſchlechte engliſche Schreibweiſe entſtellte. Da die Verbeſſerungen, welche ich von meinen Gewährsleuten erfuhr, ſo zahlreich waren, ſetzte ich anfangs einiges Mißtrauen in ihre Zuverläſſigkeit; als ich aber meine Fehlerliſte mit den Angaben Krapfs verglich, welcher im Jahre 1850 eine ähnliche Reiſe unternommen hatte, fand ich eine faſt vollſtändige Uebereinſtimmung. Daher hielt ich es für nothwendig, die betreffenden Aenderungen auf Karte II. des erſten Bandes vornehmen zu laſſen.

Die engliſchen Karten der oſtafrikaniſchen Küſte leiden auch noch daran, daß ihre Zeichnung ſehr ungenau und mangelhaft iſt. Viele wichtige Punkte ſind weggelaſſen, andere in unrichtiger Lage oder mit falſchen Umriſſen angegeben. Lieſt man die Geſchichte dieſer Küſtenaufnahme mit all ihren traurigen Zwiſchenfällen, wie ſie in den Werken der Kapitäne Owen und Boteler aufgezeichnet iſt, ſo kann man den verdienten Führern und der Mannſchaft der Aufnahmeſchiffe aus dieſem Mangel keinen Vorwurf begründen, muß vielmehr bewundernd anerkennen, was unter ſo ſchwierigen Umſtänden geleiſtet wurde. Für den europäiſchen Seefahrer, beſonders wenn er der Küſte ſich nähern will, wäre eine neue Karte ſehr wünſchenswerth; mehr noch iſt ſie es für Denjenigen, welcher die Küſte ſelbſt betritt, denn an vielen Stellen iſt es geradezu unmöglich, mit Kompaß und Karte in der Hand ſich zurechtzufinden. Bei der zunehmenden Wichtigkeit der Oſtküſte von Afrika iſt es nicht zu bezweifeln, daß man über lang oder kurz zur Aufnahme einer neuen Karte ſchreiten wird. Forſchungsreiſende freilich können ſich auf ausgedehnte Verbeſſerungen der Karte nur ſelten einlaſſen, weil ſie theils andere Zwecke zu verfolgen haben, theils nicht mit den erforderlichen Hilfsmitteln ausgerüſtet ſind; ſie müſſen ſich zumeiſt beſchränken, die Aufmerkſamkeit auf jene Fehler zu lenken, und müſſen es den „Surveyſchiffen“ überlaſſen, die nöthigen Vermeſſungen vorzunehmen. Da wir Deutſchen bisher faſt nur die Karten anderer Nationen benutzt haben, wäre es Zeit, daß auch wir in dieſer Hinſicht Etwas für das allgemeine Beſte thäten, umſomehr, als unſer Handel ſo ſtark in Oſtafrika vertreten iſt: — es wäre Dies eine verdienſtvolle Aufgabe für unſere junge Kriegsmarine, deren Mannſchaft bei ſolchen Arbeiten mehr Erfahrung ſammeln würde, als bei kurzen Fahrten auf gewohnten Bahnen, beim Kreuzen im Mittelmeer oder ſelbſt bei einer Reiſe um die Erde. Sicherlich können Kriegsſchiffe, abgeſehen von ihrer Aufgabe, den Handel zu ſchützen, im Frieden nichts Beſſeres thun, als Karten vielbeſuchter Küſten aufnehmen und die Gefahren erforſchen, welche den Kauffahrteiſchiffen durch mangelhafte Kenntniß des Fahrwaſſers drohen.

Ein guter Wind trieb uns leidlich raſch vorwärts, ſodaß wir am Abend im Hafen von Mdjinga, ſüdlich von der Nungwaſpitze der Seekarte, einlaufen konnten. Der Ankerplatz iſt

nicht ſehr geräumig und die Einfahrt durch Korallenriffe verengt. Eine Anzahl Matroſen gingen ſogleich an Land, um Mtama zu ſtampfen und ihr Abendeſſen herzurichten; ich aber freute mich in behaglicher Ruhe des hübſchen Blickes, welcher ſich vom Fahrzeug aus darbot auf die friedliche Bai und das Dorf an ihrer Nordſeite, auf die Hügel, welche ſie begrenzen, und zwiſchen ihnen hindurch auf das Hinterland.

Folgenden Tages erreichten wir Ukuſa, eine kleine Inſel und Sandbank ſüdlich von Mafia. Die Briſe war heftig, doch konnten wir ohne Sorge ankern, weil der Strand glatt und ſandig iſt und Fahrzeugen wie dem unſerigen das Feſtlaufen nicht viel ſchadet. Der kleine, fortwährend trocken bleibende Theil von Ukuſa war mit einem Wäldchen von Kaſuarinen beſtanden, gleich vielen anderen Inſeln und Feſtlandſtrecken dieſer Küſte. Am nächſten Morgen ſegelten wir ſchon vor Tagesanbruch ab. Bei ſtarkem Regen fuhren wir an der Inſel Kibondo vorbei in die Lagune von Mafia ein und ankerten dicht vor der Ortſchaft Schole im Norden der Inſel gleichen Namens.

Während Hammadi an Land ging, um Quartier zu beſchaffen, ſuchte ich mit der Oertlichkeit vertraut zu werden. Aber ſo ſehr ich mich auch mühte, die Wirklichkeit in Uebereinſtimmung mit der Karte zu bringen, ſo kühne Annahmen ich mir auch geſtattete — es war mir ſchlechterdings unmöglich, den Punkt anzugeben, an welchem wir uns befanden. Der Name Schole, obwol weit bekannt und berühmt an der ganzen Küſte, weil hier ein Statthalter Seid Madjids ſeinen Sitz hat und ein großer Theil des Handels zwiſchen Sanſibar und Kiloa vermittelt wird, fehlte vollſtändig. Ich mußte annehmen, daß die kleine Cutfield-Inſel Schole vorſtellen ſollte, kam aber hierdurch noch nicht vollſtändig ins Reine. Kaum konnte ich es erwarten, an Land zu kommen, um einige aufklärende Meſſungen vorzunehmen.

Hammadi blieb lange aus; er hatte erſt nach einigen Weitläufigkeiten eine Wohnung für mich erhalten, weil der Wali (Statthalter), für welchen ich einen Empfehlungsbrief Seid Madjids hatte, auf einer Reiſe durch die Inſel begriffen war, um, einer neuen Steuer wegen, die fruchttragendenden Kokospalmen zu zählen. Die erſte Perſon, welche mir beim Betreten der Inſel vor Augen kam, war ein Banian, der Zolleinnehmer von Schole; wie freute ich mich, als ich eine der bekannten Geſtalten wieder ſah! An einigen kleinen Hütten vorbei gelangte ich bald an das mir zugewieſene Haus, ein dem Statthalter gehöriges, nach Suaheliart aus Lehm, Stangen und Palmſtroh errichtetes Gebäude.

Sobald ich mich ein wenig eingerichtet, nahm ich meinen Vermeſſungskompaß zur Hand und begab mich auf den Weg, um mir Gewißheit über Lage und Geſtalt der Inſel Schole zu verſchaffen. Einige Eingeborene begleiteten mich. Ich fand bald, daß die Karte vollſtändiger Umarbeitung bedurfte. Natürlich geſtattete mir mein kurzer Aufenthalt nicht, dieſe ſelbſt vorzunehmen, doch maß ich ſoviel Winkel, als nöthig war, auch Anderen einigen Einblick in die Mangelhaftigkeit der bisherigen Aufnahme zu verſchaffen. Hätte ich nicht immer noch mit einiger Zähigkeit an der alten Zeichnung feſtgehalten, ſo würde ich viel ſchneller fertig geworden ſein; ſo hatte ich, da ich erſt ſpäter einen ordentlichen Plan entwarf, mehrere Tage lang den größten Theil meiner Zeit am Strand und im Waſſer umher zu waten, ehe ich meinen Zweck erreichte. Es ſtellte ſich heraus, daß Schole dem Cutfield-Island der Karte entſpricht, wenn man dieſes einige Meilen weſtwärts, nach dem Eingang der Lagune zu gerückt denkt, daß die Inſel Juani ſehr unrichtig gezeichnet iſt und die Inſel Kibondo ſowie die Küſte von Mafia in der Nähe der Lagune ziemlich ungenau: jedenfalls haben die Engländer ihre Karte nur von der Ferne aufgenommen (61).

Nebenbei beſchäftigte mich die Jagd auf Strandgeflügel, namentlich auf die wunderſchönen, ſchwarz und weißen Reiher, welche in Menge am Strand und im ſeichten Waſſer umher ſtolzirten. Ich hatte in Kurzem ein ganzes Bündel der prächtigen Schmuckfedern dieſer Vögel erbeutet. Dieſelben Reiher — wahrſcheinlich aber ſind es Möven oder andere

Seevögel — ſollen auf den kleinen Inſeln Schungimbili und Niororo im Nordweſten von Mafia in ſolchen Mengen niſten, daß alljährlich ſieben Daus mit ihren Eiern befrachtet werden können. Auf Schole und Mafia bilden die Eier dieſes Ndo Iröe genannten Vogels eine faſt tägliche Speiſe der Bevölkerung; ſie ſind von der Größe der Hühnereier, aber an der einen Seite etwas ſpitziger als dieſe und mit unregelmäßigen braunen Tupfen verziert.

Auch das Land iſt nicht arm an Vögeln. Vor allem fiel mir ein allerliebſter, kleiner, grüner Papagei auf; denn Papageien ſind auf der Oſtküſte von Afrika nicht ſehr häufig. Dieſer Vogel, welchen man bisher nur auf Madagaskar gefunden, wurde von Dr. Cabanis, dem Bearbeiter unſerer ornithologiſchen Ausbeute, als Poliopsitta cana Hartl. beſtimmt. Von anderen jagdbaren Thieren erlegte ich Nichts als einen Waran (Varanus saurus Laur. oder capensis Sparrm.), die auf Sanſibar ſo häufige, von den Suaheli „Kenge" genannte Eidechſe (ſ. Bd. I. S. 56).

Zibetkatzen ſollen gleichfalls hier vorkommen und oft Verheerungen unter dem Hausgeflügel anrichten: als mir nächtlicher Weile ein Perlhuhn entführt wurde, welches mir zum Frühſtück dienen ſollte, ſchob man die That einer „Ngawa" (Zibetkatze) zu. Schweine gibt es, wie man mir ſagte, auf dem benachbarten Eilande Juani ſowie auf der Hauptinſel Mafia; ſie rühren von einem hier geſcheiterten portugieſiſchen oder franzöſiſchen Schiffe her. Man jagt ſie namentlich zur Nachtzeit nach guter alter Jägerweiſe mit „Saufedern", weniger des Nutzens halber — denn ihr Fleiſch wird nur an die kleinen, gelben Hunde, die Gehilfen der Jagd, verfüttert — als um die Felder und Gärten vor ihren Verwüſtungen zu ſchützen. Das Vorkommen von Flußpferden auf der Inſel Mafia haben wir ſchon im erſten Bande erwähnt (S. 70). Allgemeiner Anſicht zufolge entſtammen ſie einem einzigen Paare, welches vor langen Jahren von der Mündung des Lufidjiflufſes, vermutlich mit Zuhilfenahme der Zwiſchenſtation Boëjü, herübergeſchwommen kam, hier blieb und eine zahlreiche Nachkommenſchaft zeugte. Auch dieſe plumpen Vielhufer richten viel Schaden in den Feldern an, werden aber, ſoviel ich weiß, von den Eingeborenen nicht oder nur ſelten gejagt.

Die Inſel Schole, der Mittelpunkt der Mafiagruppe, iſt faſt durchaus mit Gärten und Palmenhainen bedeckt. Die kleine Ortſchaft Schole, an einer Einbuchtung im Norden der Inſel gelegen, iſt die einzige des ganzen Verwaltungsbezirks; denn auf Mafia liegen die Häuſer in den Pflanzungen zerſtreut. Reis, Mtama und Bohnen ſind Erzeugniſſe des fruchtbaren Bodens, welcher auch zahlreiche Viehheerden nährt, während das Meer vortreffliche Fiſche liefert und die im weſtafrikaniſchen Handel ſo geſchätzten Kauris. Dieſe kleinen Muſcheln, die auch bei uns als Zierrath beliebten „Otternköpfchen" (Cypraea moneta L.), finden ſich namentlich in dem ſeichten Meeresarme zwiſchen Schole und Juani in größter Menge und von vortrefflicher Beſchaffenheit.

Von den Bewohnern der Inſel iſt weniger zu ſagen; ſie ſind eben Suaheli mit allen guten und ſchlimmen Eigenſchaften dieſer Miſchung. Was mir, der ich aus dem ſittenſtrengen Angaſija kam, beſonders auffiel, war die auf dem erſten Blick bemerkbare Gefallſucht der hieſigen Frauen- oder Mädchenwelt. Die Sklaven ſcheinen, meinen flüchtigen Beobachtungen nach, weit weniger vom Hauche der Geſittung angeweht zu ſein als die von Sanſibar und der Küſte: ſie gleichen zumeiſt noch naturwüchſigen Barbaren, wie ſie in Ländern entſtehen, wo durch einen fluchwürdigen Handel Jahrhunderte lang alle Ordnung aufgehoben war. Zumeiſt von Kiloa und Moſambik her eingeführt, gehören ſie faſt ausſchließlich den Stämmen der Wahiao und der Waniaſſa an, welch letztere ſich durch ihre zerſchlitzten Lippen und Wangen ſowie durch die entſtellende Tätowirung der Bruſt auszeichnen. Der Handel von Schole beſteht hauptſächlich im Austauſche von Sklaven gegen Glasperlen, Pulver und andere Waaren, welche von Sanſibar kommen.

Am Tage nach meiner Ankunft traf der Statthalter von seiner Rundreise ein; er empfing mich ebenso freundlich wie alle Anderen, an welche ich empfohlen gewesen, schenkte mir nach einander zwei fette Ochsen, schickte mir jeden Tag eine große Schüssel voll der wohlschmeckenden Eier des oben erwähnten Seevogels und bewirthete mich und meine Leute mit einer reichen Mahlzeit. Hierbei war es mir überraschend, daß er mich allein essen ließ; vielleicht wollte er mich durch seine arabische Art zu tafeln nicht belästigen, vielleicht auch fand er kein Wohlgefallen an den Speisen, welche er mir vorsetzte. Er hatte übrigens Alles aufgeboten, um meinem europäischen Geschmacke gerecht zu werden, z. B. neben dem Sorbet zugleich Thee und Kaffee als Tafelgetränk auftragen lassen. Solch ausgezeichnete Aufnahme hatte ich nicht erwartet, eher befürchtet, Seid Madjid möchte mir schlechte Empfehlungsbriefe gegeben haben, da er in der letzten Zeit nicht in gutem Verhältniß zum Baron gestanden. Nasser ben Salem ben Abdallah bu Saidi, so hieß der Statthalter, war ein Mann von siebenundzwanzig bis dreißig Jahren. Er stammt, wie sein Name sagt, aus der berühmten Herrscherfamilie Abu-Saidi, ist also ein Vetter Seid Madjids. Später, in Sansibar — zur Ramadahnzeit, wann fast alle Beamten des Landes nach der Hauptstadt kommen, um Geschenke vom Sultahn zu erhalten — besuchte er mich zu wiederholten Malen, und auf seine Einladung suchte auch ich ihn in seiner Wohnung auf, wo ich seine Frau kennen lernte; sie war ebenso freundlich wie er und ließ fast keinen Tag vergehen, an welchem sie mir nicht Früchte oder andere Kleinigkeiten ins Haus schickte: von ihr besitze ich noch als Andenken eine schöne, wahrscheinlich von ihr selbst geflochtene Matte.

Nasser ben Salem hatte die große Freundlichkeit, mich bei meiner Abreise in eigener Person durch die Insel Mafia zu führen. Wir bestiegen am Mittag des 1. Juli, begleitet vom Scherif und einigen Angesehenen der Insel Schole, eine kleine Dau und fuhren bei gutem Wind in etwa dreißig bis vierzig Minuten über die Lagune. In der Mitte des nicht sehr tiefen Wasserbeckens befindet sich eine auf der Karte selbstverständlich nicht angegebene Sandbank oder Untiefe von ziemlicher Ausdehnung. Ich erfuhr, daß man von Westen her, zwischen Juani und Mafia, auf einer allerdings nur zwei Faden tiefen Einfahrt gleichfalls nach Schole gelangen könne.

In Merimbani, einer aus wenigen Häusern bestehenden Ansiedelung, stiegen wir an Land und wanderten dann, nachdem ich einige Winkel genommen, in nordwestlicher Richtung weiter, anfangs durch sumpfiges Land, bald aber durch grünende Wiesen, an einem Süßwasserteiche vorbei. Hier weideten Heerden von stattlichen Rindern, und zwischen ihnen tummelten sich kleine, weiße Reiher, welche, wie bei uns die Stare, dem Viehe das Ungeziefer ablasen; ich tödtete einige von ihnen durch einen Schuß, ohne daß die Ochsen oder Kühe dicht daneben nur im Mindesten erschreckt wurden. Später kamen wir in einen ausgedehnten Palmenhain, welcher von Tauben der verschiedensten Art bevölkert war, dann durch eine unbebaute dünn mit Gras und Büschen bestandene Ebene. Erst nahe dem westlichen Strande der Insel sahen wir wieder Pflanzungen, und kurz darauf erreichten wir die Besitzung Drene, unser heutiges Reiseziel. Der Eigenthümer des Gehöftes, Salem ben Saidi, hieß uns freundlich willkommen; er führte uns unter das Schattendach seines stattlichen, steinernen Hauses, ließ schöne Matten über die gemauerten Bänke breiten und bat uns, Platz zu nehmen. Seine Sklaven brachten auf metallenen Tellern von der Größe einer mäßigen Tischplatte geschältes und zerschnittenes Zuckerrohr herbei, dessen süßer, kühler Saft uns nach der warmen Wanderung trefflich mundete.

Auf meine Bitte führte Salem ben Saidi uns durch seine Besitzung. Zuerst sahen wir eine große, sonderbare Zuckerrohrpresse, wie ich eine ähnliche schon in dem

Dorfe Bentamadi auf Angaſija geſehen hatte. Dort befanden ſich in geringer Entfernung voneinander zwei aufrecht ſtehende Wellen, in deren oberem Theile zwei ſich kreuzende Schraubenwindungen angebracht waren, eine vertiefte auf der einen Welle, eine erhöhte auf der anderen; der untere Theil war glatt zur Aufnahme des zu preſſenden Rohres — hier gab es drei ſolcher Wellen, auch war dieſe Maſchine weit größer und kräftiger fodaß man das Rohr, ſowie es vom Felde kam, auspreſſen konnte, während es dort der Länge nach halbirt werden mußte. Die ineinander greifenden Schraubenwindungen ſollten dazu dienen, die nicht unmittelbar gedrehte Welle in Bewegung zu ſetzen; ich bemühte mich vergeblich, den Leuten begreiflich zu machen, daß Dies ſchon durch die Reibung geſchehen würde, die Kerben mithin ganz überflüſſig wären. Bei Salems Rohrpreſſe wurde nur die mittelſte Walze gedreht und zwar von etwa zwanzig Sklaven, welche an vier langen, in Bruſthöhe über dem Fußboden angebrachten Triebſtangen angriffen. Die Wellen ſtanden in einer Grube von acht bis zehn Fuß Tiefe und ruhten in ſtarken Wiederlagern. Salem fertigte bisher nur Sirop aus dem gewonnenen Saft; er wünſchte aber auch feſten Zucker zu bereiten und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Preis einer europäiſchen Siedevorrichtung.

Auf dem Wege durch die ausgedehnten Pflanzungen hatte ich überall Gelegenheit, Salems Geſchick, Fleiß und Sinn für Fortſchritt zu bewundern, Eigenſchaften, welche man nicht eben häufig bei den Arabern findet. Die mit Getreide und Zuckerrohr beſtellten Felder, die Haine von Gewürznelken und Orangenbäumen, Alles war im beſten Zuſtande; nur die Baumwollpflanzung, welche er erſt vor einigen Jahren begonnen, wollte nicht rechten Ertrag bringen, weil häufiger Regen die Ernte verdarb.

Es war ſchon dunkel, als wir zurückkehrten, und ein reichliches Mahl ſtand bereits auf der Tafel. Wie beim Statthalter war auch hier in einem beſonderen Raume für mich gedeckt; ich ließ mir Dies ganz wohl gefallen, da es mir an Nichts fehlte und ich nach meiner Bequemlichkeit mich von meinen eigenen Leuten bedienen laſſen konnte. Die Köchinnen Salems hatten Alles vortrefflich hergerichtet: das Fleiſch war in thalergroßen Rippenſchnittchen gebraten oder auf dünnen Stäbchen geröſtet; dazwiſchen gab es Huhn, gekochte Eier und acht bis zehn verſchiedene Arten Mehlſpeiſen in Form von Kugeln, Fiſchen und Vögeln, zumeiſt halb mit Sirop gefüllt und ſehr fett gebacken. Ich hielt mich hauptſächlich an das Fleiſch und an den vortrefflichen, mit Kokosnußmaſſe gekochten Reis, welcher unter allen Umſtänden das Beſte der arabiſchen Küche iſt. Als Tafelgetränk erhielt ich wiederum ſowol Kaffee wie Thee, und beides war auf das Beſte bereitet. Späterhin brachte man mir noch eine mächtige Schüſſel mit wenigſtens fünfzig bis ſechzig Eiern in meine Schlafkammer, vermutlich, damit ich während der Nacht nicht Hunger litte! Man ſieht aus dieſem Speiſezettel, daß die Araber ſich Nichts abgehen laſſen; wo es gut zu leben gilt, wird der Beutel nicht geſchont. Schon die Sklavinnen, welche das Kochen verſtehen, koſten ihnen viel Geld, und ihre Anzahl iſt nicht unbeträchtlich. So waren in dem großen Hofe des Statthalters von Schole gewiß zehn oder zwölf meiſt junge, wohlgebaute, braune Mädchen mit Küchenarbeiten, mit Stampfen von Reis, mit Getreidemahlen, Kochen, Braten und Backen beſchäftigt; von dieſen werden einige allerdings auch als Surias oder Nebenweiber gedient haben, die Mehrzahl aber war gewiß der Arbeit halber angeſchafft worden.

Nach dem Eſſen vereinigten wir uns auf der Barafa vor dem Hauſe. Bei der belebten Unterhaltung, welche ſich noch lange hinſpann, lernte ich meine Araber als ſehr unterrichtete Leute kennen; ſie ſprachen mit Sachkenntniß über verſchiedenartige Gegenſtände, hatten Witz und geſundes Urtheil und fanden viel Vergnügen daran, ſich von mir über europäiſche Künſte und Wiſſenſchaften belehren zu laſſen. Ich zeigte ihnen die Bewegung der Sterne, indem ich ſie durch das Fernrohr meines Theodoliten blicken ließ; ſie kannten dieſe Bewegung,

Digitized by Google

aber daß ſie in dem Glaſe ſo ſchnell vor ſich ging, war ihnen doch überraſchend. Auch ich lernte Mancherlei, namentlich den feinen Unterſchied in der Bedeutung gewiſſer Wörter, welche der Europäer leicht miteinander verwechſelt.

Am anderen Morgen erſchien mein Fahrzeug und legte ſich, weil der Strand ganz allmählich nach dem tiefen Waſſer abfällt, weitab vom Lande vor Anker. Mein Wirth ließ mich nicht von dannen, ohne mir noch eine ausgezeichnete Mahlzeit, ähnlich der geſtrigen, vorgeſetzt zu haben, und als ich mich geſättigt, mußte ich Alles, was auf der Tafel ſtand, einpacken. Ich hatte zwar nicht Raum genug, um all das Fleiſch, die Früchte und Eier unterzubringen, doch es wurde Rath geſchafft: zwei Neger kamen mit friſchgepflückten Palmblättern herbei und flochten in unglaublich kurzer Zeit einige Körbe, welche reichlich für die zu bergenden Schätze genügten. Außerdem erhielt ich einen ſtattlichen Ochſen, deſſen Ueberſiedelung nach dem Fahrzeuge meinen Leuten Mühe genug verurſachte. Da ich, ohne werthvolle Geſchenke, wie ich war, meinem Gaſtfreunde mich nicht dankbar bezeigen konnte, wollte ich wenigſtens den wackeren Köchinnen ein Trinkgeld zukommen laſſen und hinterließ für ſie einen Thaler, welchen ich Tags zuvor nebſt vier anderen — vom Nahoſa entliehen hatte; es koſtete indeſſen einige Mühe, den Widerſpruch des geſtrengen Gebieters zu beſeitigen. Später ſchickte ich meinem Wirthe von Sanſibar aus einen Turban und ein Stück ſchöngewebtes Baumwollenzeug, und in gleicher Weiſe bezeigte ich dem Statthalter meine Erkenntlichkeit.

Wir ſtiegen etwa fünfzig Fuß hinab nach dem tiefen Lande, in welchem ſich ebenfalls noch Pflanzungen Salem ben Saids befanden. Herzlich grüßend nahm ich Abſchied von den gaſtfreien Arabern und fuhr in einem ſchlechten Boote hinüber nach dem Schifflein, deſſen Nahoſa meiner ſchon lange harrte. Ich beſänftigte ihn leicht, indem ich ihm und ſeinen Leuten die fetten Tafelherrlichkeiten von Drene überließ. Noch ehe wir uns in Bewegung ſetzten, fiel das eben angekommene Rind unter dem Meſſer des Schlächters; einen zweiten Ochſen, welchen ich vorher vom Statthalter empfangen, nahm ich mit nach Sanſibar, für beide war kein Platz auf dem engen Schiffe.

Es war zu ſpät geworden, als daß wir heut noch hätten weit kommen können. Bei Einbruch der Dunkelheit mußten wir vor der kleinen Inſel Roma ankern. Bis zum folgenden Abend erreichten wir die Sindainſeln, in der Bucht nördlich von Ras Puna gelegen, und hätte uns nicht ein ſtarker Nordſtrom vorwärts getrieben, wir wären vielleicht nicht halb ſoweit gekommen. Neben uns lagen zwei Sklavenſchiffe vor Anker, das eine mit mehr als hundert Schwarzen befrachtet das andere mit Lebensmitteln für die armen Gefangenen. Hier trug ſich zu, was ſchon früher (Bd. I. S. 79) bei Gelegenheit des Sklavenhandels erwähnt wurde. Am nächſten Morgen fuhren wir vor Sonnenaufgang fort und erreichten gegen Mittag, nach einer Abweſenheit von fünfthalb Monaten ſtatt fünf bis ſechs Wochen, das feſtlich beflaggte Sanſibar — am 4. Juli, dem Tage der amerikaniſchen Unabhängigkeitsfeier!

Nach den erſten Begrüßungen im gaſtlichen Hauſe der Herren O'Swald u. Co. begab ich mich in meine Wohnung. Da ſah es aber grauenvoll aus: Flocken von Baumwolle und Zeugfetzen lagen auf dem Boden umhergeſtreut — die Ratten waren gekommen und hatten alle Matratzen zernagt, um die Samenkörner der zur Füllung dienenden „Uſuffi" herauszufreſſen. In die Kleiderkiſte aber, welche ich bei der nur auf kurze Dauer berechneten Abweſenheit nicht ſehr ſorgfältig verwahrt, hatten ſich die Satans-Kakerlaken eingeſchlichen, und meine ſämmtlichen Tuchkleider, neue wie alte, der koſtbare, für Staatsbeſuche aufgehobene Frack nicht ausgenommen, waren benagt und durchlöchert.

Im Rückblick auf die Fährlichkeiten dieſer Reiſe, während welcher ich ſo mannigfach umhergetrieben worden, fühlte ich mich von Dank durchdrungen für die glückliche Heimkehr,

welche mir einige Male ſo zweifelhaft erſchien. Ich gedachte auch mit Wärme der vielen freundlichen Leute, ohne deren Hilfe ich in die größte Verlegenheit gerathen ſein würde; mein erſtes Geſchäft war, ihnen Freundſchaftsgeſchenke zu ſchicken und — meine zahlreichen Wechſel einzulöſen. Den wackeren Nahoſa, mit deſſen Schiffsführung ich ſehr zufrieden war, erfreute ich mit einer beſonderen Belohnung.

Die Koſten der vom 20. Februar bis zum 4. Juli ausgeſponnenen „Reiſe nach Großkomoro“ betrugen etwa 1200 Thaler; wäre der ſchurkiſche Juma ben Saidi ſeinen Verbindlichkeiten beſſer nachgekommen, ſo würde ich wahrſcheinlich nicht mehr als ein Sechstel davon gebraucht haben. Als der Elende, gegen den ich noch immer ſehr aufgebracht war, von ſeinen Fahrten zurückkehrte, wollte ich ihn vor dem franzöſiſchen Konſul zur Verantwortung ziehen; dieſer ſprach aber von der Wirkung höherer Mächte, denen Niemand widerſtehen könnte, ſodaß ich ſah, es war ihm unangenehm, mit der Sache zu thun zu haben. Ich zog alſo den Antrag, welcher doch keinen Erfolg gehabt hätte, zurück, mit Bedauern freilich, denn die Beſtrafung Juma ben Saidis würde ſicherlich einen guten Eindruck auf Andere hervorgebracht haben, welche, wie er, keine Bedenken hegen, abgeſchloſſene und unterſchriebene Verträge ihres Vortheils wegen zu brechen. Eine Zeit lang noch empfand ich einen gewiſſen Haß gegen den Mann, welcher mir ſoviel Ungemach bereitet; ich hätte mich, wie ich nicht leugnen darf, gefreut, wenn ihm eine kleine Strafe des Himmels geworden wäre; — endlich aber ſchwand auch dieſer Groll, und es blieb mir von den Wechſelfällen meiner Irrfahrt nur die Erinnerung, welche mir immer um ſo ſchöner erſchien, je ſchlimmer Das geweſen, was ich zu dulden und zu überwinden hatte!

Reiſen in den Ländern der Galla und Somali.

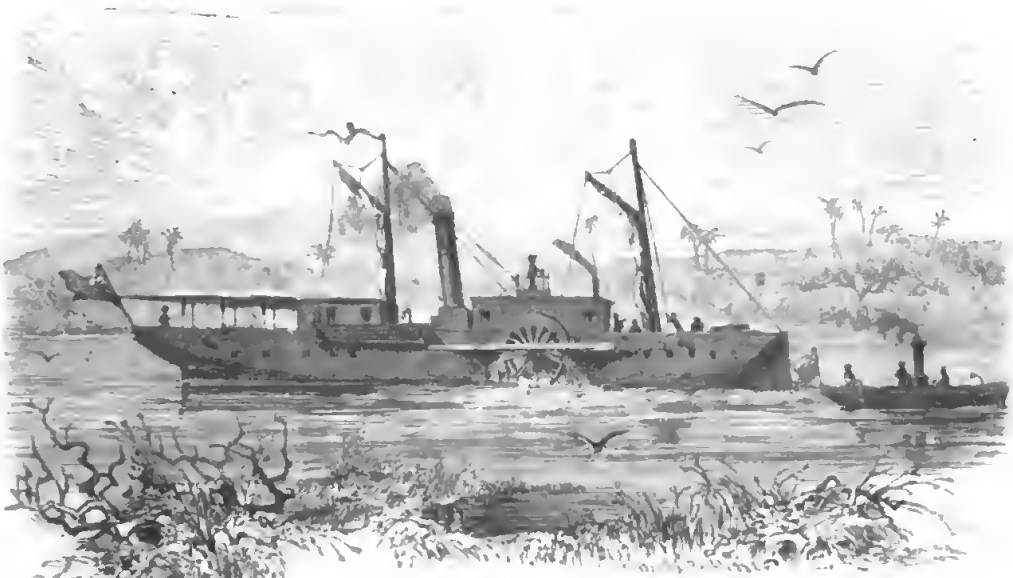
Aufbau des Damplers „Welf"

Samsthar

Achtunddreißigster Abſchnitt.

Vorbereitungen.

Bemühungen wegen eines Flußdampfers. — Die neuen Reiſegefährten. — Unterſtützung ſeitens europäiſcher Regierungen. — Die Dampfſchaluppe Paſſepartout. — Fahrt nach Sanſibar. — Erſte Einrichtung. — Aufbau des Welf unter allſeitiger Hilfe.



Anfang September des Jahres 1863 in Europa angekommen, ging Baron von der Decken, nachdem er ſeiner Familie kaum einige Tage gewidmet, unverweilt an die Beſorgung ſeiner Reiſeangelegenheiten. Faſt fortwährend war er unterwegs, bald in Berlin und Hamburg, bald in Wien, Trieſt, Paris oder London, und während der ganzen Dauer ſeiner Anweſenheit verweilte er an keinem Orte länger als zehn Tage.

Deckens erſte Sorge galt der Beſchaffung eines für Flußfahrten geeigneten Dampfſchiffes, welche bisher, trotz aller Mühen ſeines Bruders, nicht hatte gelingen wollen. Keine der befragten Werkſtätten wollte auf die Abſichten des Reiſenden eingehen, und erſt nach langen Verhandlungen erklärte ſich eine Hamburger Firma, die Reiherſtieg-Schiffswerfte, bereit, den Bau zu übernehmen, freilich nach verändertem

Plane: sie verpflichtete sich, bis Mai 1864 ein eisernes Räderdampfschiff von 119 engl. Fuß Länge, 15 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefgang, versehen mit einer Niederdruckmaschine von 45 Pferdekraft, zu liefern.

Nächstdem war es von Wichtigkeit, tüchtige Gefährten für das neue Unternehmen zu finden. Dieses glückte bei der bekannten Reiselust unserer Landsleute verhältnißmäßig schnell. Es wurden bis Frühjahr 1864 neun Mitglieder gewonnen, denen sich aus Jagdliebhaberei der auch in weiteren Kreisen bekannte Sportsman Graf Götzen aus Breslau anschloß, nämlich:

Der k. k. Linienschiffslieutenant Ritter Karl v. Schickh aus Wien. Von Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich unter den günstigsten Bedingungen auf drei Jahre beurlaubt, war dieser tüchtige Seeofficier sogleich nach Hamburg geeilt, um den Bau des Dampfers zu überwachen. Dort wohnte er Monate lang, besuchte täglich die Reiherstieg-Schiffswerfte und lernte jeden Theil des Schiffes kennen, welches er später in Sansibar wieder zusammensetzen und danach in unbekannte Gewässer führen sollte. Auf früheren Reisen hatte er die Küsten von Syrien und Kleinasien besucht, war also schon einigermaßen vertraut mit den Sitten und Anschauungen des Morgenlandes; außerdem wußte er in astronomischen Beobachtungen trefflich Bescheid.

Der Doktor der Medicin Hermann Link aus Danzig, bisher preußischer Militärarzt. Er hatte gleichfalls von seiner Regierung einen dreijährigen Urlaub erhalten und wollte, außer in seinem Berufe, durch Sammeln botanischer und zoologischer Gegenstände sowie durch Theilnahme an wissenschaftlichen Beobachtungen aller Art sich nützlich machen. Die ihm vor der Abreise verbleibende Zeit verwendete er auf eingehende Vorbereitung für sein neues Amt, namentlich auch auf die Auswahl einer vorzüglichen Ausrüstung, wobei ihn erfahrene Berufsgenossen, vor Allen der Afrikareisende Dr. Hartmann und der Generalstabsarzt Dr. v. Langenbeck freundlichst unterstützten.

Maler Eduard Treun aus Görlitz, welchen der längst von ihm gehegte Wunsch, entlegene Länder zu sehen und ihre Wunder mit Stift und Farbe darzustellen, zur Theilnahme bewogen hatte. Der Gedanke, einen Maler mitzunehmen, war dem Baron beim Durchwandern des Dschaggalandes gekommen, wo er, im Anblicke der prächtigen Scenerien, sich oft ein künstlerisches Auge und kunstgeübte Hand gewünscht hatte, damit auch die Freunde in der Heimat eine würdige Vorstellung von den Schönheiten afrikanischer Natur bekämen.

Der Maschinenmeister der k. k. österreichischen Marine Nikolaus Kanter aus Wien, ein erfahrener Ingenieur, unter gleichen Bedingungen wie Schickh beurlaubt. Er sollte die Oberaufsicht über das Maschinenwesen führen und unter den Eingebornen die nöthigen Leute für diesen Dienst heranbilden.

Der Forstmann Richard Brenner aus Merseburg, ein von Jugend auf für das Reisen begeisterter, thatkräftiger Mann. Mit dem Baron schon kurze Zeit nach dessen Rückkunft von Afrika in nähere Berührung gekommen, begleitete er diesen auf seinen vielfachen, im Interesse der Expedition unternommenen Fahrten durch Mitteleuropa und übernahm später die Stellung eines Präparators und Waffenmeisters.

Feuerwerker Albert Deppe aus Göttingen, welcher bisher in der damals königlich hannöverschen Artillerie diente und auf sein Ansuchen durch Deckens Vermittelung aus der Armee entlassen wurde mit dem Rechte des Wiedereintritts nach erfolgter Rückkehr. Seine Aufgabe sollte, abgesehen von dem Geschützdienst auf dem Dampfer, hauptsächlich darin bestehen, die im Lande anzuwerbende Schiffsmannschaft in der militärischen Ordnung und im Gebrauche der Feuerwaffen auszubilden. Da er tüchtige Kenntnisse in der Mathematik besaß, so daß er sogar an der Kadettenschule zu Hannover in diesem Fache Unterricht ertheilt hatte, versprach er, auch bei wissenschaftlichen Beobachtungen und Berechnungen ein

tüchtiger Gehilfe zu werden; zu dieſem Zwecke beutete er, durch ſeinen gütiger Gönner, den Hofkriegsrath Haſe in Hannover, mit Rath und That gefördert, die Zeit vor der Abreiſe noch auf das Fleißigſte aus, um einige Fertigkeit namentlich in der praktiſchen Aſtronomie zu erlangen.

Der Koch Karl Theiß aus Oldenburg. Als leidenſchaftlicher Jäger, und getrieben von der Sehnſucht, fremde Länder zu ſehen, hatte er gleich nach Bekanntwerden der neuen Pläne des Barons ſeine Dienſte angeboten. Sein Wunſch wurde erfüllt; denn nach dem Verluſte Korallis und namentlich jetzt, da die Reiſegeſellſchaft ſo ſtark geworden, erſchien es unumgänglich nothwendig, Jemand zu haben, deſſen ausſchließliches Amt es war, für des Leibes Nahrung und Nothdurft zu ſorgen. Es iſt ja, wie wir genugſam erfahren hatten, bei anſtrengender Arbeit und beſonders bei Reiſen dieſer Art durchaus nicht gleichgiltig, wovon man lebt und in welcher Weiſe die Speiſen zugerichtet ſind. Unſer Theiß nun hatte nicht nur eine vollendete Geſchicklichkeit in ſeinem Fache, ſondern verſtand auch die große Kunſt, ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken und aus den einfachſten Beſtandtheilen etwas Schmackhaftes herzuſtellen. Dazu beſaß er eine bemerkenswerthe Bildung und Umgänglichkeit, große Fertigkeit im Franzöſiſchen und war ein guter Schütze, Alles Eigenſchaften, welche ihn zu einem Reiſegefährten ſehr empfahlen.

Der Maſchiniſt Hitzmann aus Linden bei Hannover und der Tiſchler Bringmanu aus Zellerfeld im Harz. Beide reiſeluſtige junge Leute ſollten eigentlich nur beim Aufbau des Welf in Sanſibar beſchäftigt werden, konnten jedoch, obgleich der Baron ſie von den Gefahren und Beſchwerden der Reiſe genugſam unterrichtete, ſich nicht entſchließen, von jener Inſel aus zurückzukehren, ohne das geheimnißvolle Feſtland geſehen zu haben, und wurden nach ihrem Wunſche gleichfalls als vollgiltige Mitglieder aufgenommen. Auch ihnen ward der Eintritt in die Reiherſtieg-Schiffswerfte vermittelt, ſo daß ſie bei dem Bau des Expeditionsdampfers ſchon von Anfang an mit Hand anlegen konnten.

Wie ſich denken läßt, verſäumte von der Decken nicht, ſich der Unterſtützung ſeiner Pläne ſeitens der Regierungen zu verſichern. Außerordentlich freundliches Entgegenkommen fand er namentlich in England. Die engliſche Admiralität erließ an die in den oſtafrikaniſchen Gewäſſern kreuzenden Kriegsſchiffe Befehl zu kräftiger Unterſtützung des Reiſenden, ordnete ſogar an, daß ein Staatsſchiff den Dampfer des Barons bei ſeinem Aufbruche von Sanſibar geleite. Die Londoner geographiſche Geſellſchaft bezeugte ihre Theilnahme für ſein Unternehmen in glänzender Weiſe, indem ſie ihm „für den geführten Beweis der Exiſtenz von ſchneebedeckten Bergen in Oſt-Afrika“ die große goldne Medaille verlieh, eine Ehre, welche bis dahin nur wenigen Deutſchen zu Theil geworden war. Dieſe hohe Auszeichnung betrachtete der Reiſende indeſſen mehr als eine Vorausbelohnung für Dienſte, welche die Erdkunde von ihm noch zu erwarten hätte, und fühlte ſich demnach nicht wenig zum Ausharren in der Durchführung ſeiner Pläne ermutigt. So viel wir wiſſen, bekam Decken endlich von der indiſchen Regierung einige Kanonen für ſein Schiff geſchenkt.

Auch in Frankreich erlangte er Wichtiges. Der Kaiſer ſelbſt beſchäftigte ſich eingehend mit der Angelegenheit und verordnete, daß den Vertretern Frankreichs in jenen Gegenden das Unternehmen des Reiſenden zu thunlichſter Förderung warm empfohlen werde.

Nicht minder thätigen Antheil nahm der Kaiſer von Oeſterreich. Er gewährte den beiden Seeofficieren, welche ſich zum Anſchluß an die Expedition gemeldet hatten, einen dreijährigen Urlaub der Art, daß ſie während ihrer Abweſenheit ihr volles Gehalt bezogen und zugleich in der Reihe blieben beim Aufrücken zu höherer Stellung.

Der preußiſche Staat war damals nicht in der Lage, mehr zu gewähren als den Urlaub Dr. Links; hatte er doch ſchon früher ein Anerbieten des Barons, die Summe

von 100,000 Thalern zu zahlen, wenn man ihm einen geeigneten kleinen Kriegsdampfer auf drei Jahre für ſeine Forſchungen zur Verfügung ſtellen wolle, zurückweiſen müſſen, um ſich nicht Verwickelungen zu bereiten.

Ebenſo vermochte Deckens engeres Vaterland, Hannover, im Vergleich zu England und Frankreich nur wenig zu bieten. König Georg, welcher den Reiſenden von früheſter Jugend gekannt und den Unternehmungen deſſelben ſtets große Theilnahme gewidmet hatte, ertheilte ihm indeſſen die Erlaubniß, auf dem Dampfer der Expedition die hannöverſche Kriegsflagge zu führen, und ſorgte zugleich in ſehr dankenswerther Weiſe für Bewaffnung des Schiffes und der Mannſchaft, indem er aus dem Beſtande des Zeughauſes zu Hannover ein ſechspfündiges bronzenes Geſchütz ſowie eine größere Anzahl Musketen, gezogene Karabiner, Piſtolen, Säbel, Raketen und fertige Munitonsgegenſtände unter ſehr billigen Bedingungen überließ. In dankbarer Anerkennung alles Deſſen erbat ſich der Reiſende die Erlaubniß, ſeinem Flußdampfer nach dem hannöverſchen Herrſcherhauſe den Namen „Welf“ beilegen zu dürfen, was auch gnädigſt genehmigt wurde.

Als der eiſerne Rumpf des Welf, nur leicht durch Schrauben zuſammengehalten, auf der Werft der Erbauer fertig daſtand, drängte ſich die Befürchtung auf, daß der Dampfer für ſeinen Zweck — die Befahrung nicht allzu bedeutender Flüſſe — doch etwas zu groß ſein könne; deshalb wurde nach ſchnell gefaßtem Entſchluſſe noch ein zweites, kleineres Dampfboot von 28 Fuß Länge bei 1 Fuß Tiefgang beſtellt, mit einer Schraube, welche, durch eine Maſchine von 6 Pferdekraft getrieben, eine ſtündliche Geſchwindigkeit von 6 bis 7 Meilen ermöglichte. Die Schiffsbauanſtalt der Herren Schmylinski & Co. in Hamburg und eine Magdeburger Maſchinenwerkſtätte führte den ihr ertheilten Auftrag in ſolcher Schnelle aus, daß noch vor der Abreiſe eine Fahrprobe ſtattfinden konnte. In Anbetracht ſeiner Beſtimmung, „weiter zu dringen, wenn der Welf den Dienſt verſagte,“ erhielt der kleine Dampfer den bedeutſamen Namen Paſſepartout.

Zur Ueberführung der ſämmtlichen für die Ausrüſtung der Expedition beſtimmten Sachen war das neue Hamburger Barkſchiff New-Orleans der Herren O'Swald & Co. zu dem Preiſe von 6600 Thalern gemiethet worden. Dieſes nahm zunächſt eine bedeutende Menge Steinkohlen als Feuerungsmittel für beide Dampfer ein, dann die Rippen, eiſernen Platten und Holzgegenſtände des Welf, den in drei Theilen zerlegten Paſſepartout und drei hölzerne Boote, ferner alle denkbaren Ausrüſtungsgegenſtände, als Nägel und Schrauben, Farben und Pinſel, Inſtrumente und Waffen, Nahrungsmittel, Wein und Kleider in mehreren hundert Kiſten, eine vollſtändige Ladung für das gegen 300 Tons tragende Schiff. Der Werth der geſammten Ausrüſtung, die beiden Dampfer inbegriffen, betrug über 40,000 Thaler.

Ende Juli 1864 war herangekommen, ehe Alles zur Abreiſe fertig war. Am 28. verließ die New-Orleans mit dem Gros der Expedition den Hafen von Hamburg; eine Woche vorher hatte der Baron mit Graf Götzen, denen Herr von Schickh einige Tage darauf nachfolgte, von Trieſt aus Europa verlaſſen, um Sanſibar auf näherem Wege zu erreichen.

In Alexandria ſtattete Decken dem gerade anweſenden Vicekönig einen Beſuch ab in der Hoffnung, eine Anzahl abgehärteter egyptiſcher Soldaten zur Unterſtützung ſeines Unternehmens erhalten zu können; die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Erfolge. Beide Reiſegefährten begaben ſich nun nach Kairo, wo Kapitän Schickh zu ihnen ſtieß, in deſſen Geſellſchaft ſie dann am 5. Auguſt ihre Fahrt über Suez und Aden fortſetzten. Da der Poſtdampfer zu dieſer Jahreszeit hinwärts nicht auf den Seſchellen anlegt, mußten ſie ſich bequemen, bis zur Inſel Mauritius mitzureiſen. Dort benutzten ſie die Gefälligkeit des Kapitän Salmon vom franzöſiſchen Kanonenboote Surcouf, welches am Tage ihrer Ankunft

nach Bourbon fuhr, zu einem Ausfluge nach der Nachbarinsel, wo der Baron so viele liebe Freunde hatte, und kehrten nach einem angenehmen Aufenthalte von einigen Tagen auf der Lynx, einem anderen französischen Kanonenboote, nach Mauritius zurück. Dann bestiegen sie den englischen Postdampfer wieder, um nach den Seschellen, den letzten Station vor Sansibar, zu gelangen. Das rasche Weiterkommen von hier schien anfangs zweifelhaft doch bot sich bald eine günstige Gelegenheit durch die Ankunft des englischen Kanonenbootes Lyra, dessen Kapitän Parr den Baron bereits von früher her kannte; er nahm ihn und seine Begleiter mit größter Freundlichkeit auf und brachte sie nach einer raschen Fahrt am 1. September an ihr Ziel.

Es war gerade ein Sonntag, als früh gegen 10 Uhr die Lyra im Hafen von Sansibar vor Anker ging. Schreiber dieses, welcher seit seiner Rückkehr von Großkomoro sich mit Anlegen von Sammlungen, mit Sprachstudien und Photographiren beschäftigt und in der letzten Zeit ein großes Haus (das der Bibi-Aischa, einer Schwester des Sultahns) für Aufnahme der Expedition in baulichen Zustand versetzt hatte, war hocherfreut, seinen vortrefflichen Chef nach so langer Trennung wieder zu sehen und zugleich die ersten seiner künftigen Gefährten begrüßen zu können.

Die Zeit, zu welcher die New-Orleans hätte ankommen können — man rechnet für ein gutsegelndes Hamburger Schiff gewöhnlich neunzig Reisetage — war seit Wochen verstrichen; alle Vorbereitungsarbeiten, deren wichtigste die Herrichtung eines geeigneten Platzes für den Aufbau des Welf, waren geschehen, und noch blieb jede Nachricht aus. Tag für Tag wurden auf den Auslughäuschen die Fernröhre südwärts gerichtet, aber unter den auftauchenden Segeln befand sich das erhoffte nicht: man konnte sich den auffälligen Verzug beinahe nicht anders als durch Annahme eines Unglücks erklären.

Um die Qual des Wartens weniger fühlbar zu machen, unternahmen wir endlich einen mehrtägigen Ausflug in das Innere der Insel, nach Dunga, dem Sitze des trefflichen alten Muniemkü. Einer von uns äußerte im Scherz, die New-Orleans würde, da wir uns entfernt hätten, nun sicherlich bald eintreffen; und so geschah es auch, denn kaum waren einige Tage vergangen, als ein eilender Bote uns das frohe Ereigniß meldete. Bei unserer Zurückkunft am andern Morgen (am 30. November) hatten wir die große Freude, die sehnlich erwarteten Gefährten bei bestem Wohlsein anzutreffen. Fortwährende widrige Winde hatten die lange Dauer der Reise verursacht; ein eigentlicher Unglücksfall war nicht vorgekommen, doch wäre das Schiff, hätte es sein Ziel noch später erreicht, durch Mangel an Lebensmitteln sicherlich in Verlegenheit gerathen.

Außer den neuen Expeditionsmitgliedern waren auch mehrere schöne Hunde mitgekommen, die nun in unendlicher Freude, daß sie wieder festen Boden unter den Füßen fühlten, wie toll an dem Strande hin und her jagten und durch ihr Ungestüm den neugierig umherstehenden Eingeborenen Angst und Entsetzen einflößten. Sie hatten zumeist Suahelinamen erhalten, nämlich Leo d. i. heute, Diana gestern, Kescho morgen u. s. w., ein Scherz, auf den der Baron schon früher verfallen war, als er die Suahelibedeutung der bei uns gewöhnlichen Hundenamen „Leo" und „Diana" kennen lernte. Den Eingeborenen kam es natürlich überaus lächerlich vor, ihre ganze Zeitrechnung in Hundegestalt umher spazieren zu sehen. Andere Hunde, eine große bairische Dogge und zwei schöne Windspiele hatte Graf Götzen mitgebracht; ihre Ueberfahrt nach Sansibar hatte dem unglücklichen Besitzer nicht weniger als sechshundert Thaler gekostet.

Vierundzwanzig Tage nahm die Ausladung der Schiffsgüter in Anspruch. Am meisten Umstände verursachten die beiden Kessel des Welf, welche man den ungeübten Händen der

Eingeborenen nicht anvertrauen wollte und deshalb unmittelbar von der New-Orleans auf eine Fregatte des Sultahns brachte, von wo sie der Welf nach seiner Vollendung selbst aufnehmen sollte. Unter Leitung der Europäer war ein lärmendes Heer von Negern von früh bis Abends vor und in dem Hause beschäftigt. Während die Einen räumten, richteten Andere im Erdgeschosse Werkstätten für Maschinisten und Zimmerleute ein, legten aus dicken, vierkantigen Balken einen sanftgeneigten Grund für den Aufbau des Welf, oder arbeiteten vor tragbaren Feldschmieden an der Wiederherstellung schadhaft gewordener Eisentheile; wieder Andere beschäftigten sich mit der Ordnung in Zimmern und Kammern.

Bevor man dies Alles vollendet und den Wirthschaftsgegenständen die passende Aufstellung ertheilt hatte, war an eine strenge Hausordnung nicht zu denken, schon deswegen nicht, weil die meisten der neu Angekommenen, welche an O'Swalds gastlichem Tische nicht Platz fanden, zu Mittag und Abend fern vom Hause bei dem französischen Koch, Bäcker, Schlächter, Gastwirth und Schiffsprovisionshändler Charles essen mußten. Später hörte Dieses auf, und die ganze Reisegesellschaft lebte zusammen wie eine große Familie, alle ihre Bedürfnisse im eigenen Hause befriedigend. Die Zeiteintheilung war folgende: für diejenigen, welche bei der Aufstellung des Dampfers thätig waren, dauerte die Arbeit früh von 6 — 11 Uhr und Nachmittags von 2 — 6 Uhr; die heißen Mittagsstunden wurden zur Ruhe und zur Einnahme eines kräftigen Mahles benutzt, welchem in der Abendkühle eine zweite warme Mahlzeit folgte. Wir anderen richten uns nach eigenem Ermessen ein und tafelten, nebst Herrn von Schickh, unter dem Vorsitze des Barons zu den von früher her gewohnten Stunden, um 9 und 4 Uhr.

Am 18. December endlich konnte mit der Aufstellung des Welf begonnen werden. Der unmittelbar vor dem Hause liegende Bauplatz war außerordentlich geeignet hierfür, da er bei Hochwasser fast ganz überflutet, gegen den allzustarken Anprall der Wogen aber und gegen Wegspülen des Sandes, auf welchem der Grund lag, durch einen Pfahlzaun geschützt wurde. Sobald am frühen Morgen der helle Ton der Hausglocke erschallte, entwickelte sich ein lebensvolles Bild am Strande. Von Nah und Fern, vom Haus und aus der Stadt, kamen schwarze Gehilfen herbei, und unter sie vertheilten sich, das Ganze überwachend und selbst mit Hand anlegend, die Mitglieder der Expedition; diesen wiederum schlossen sich englische und französische Handwerker an, welche von anwesenden Kriegsschiffen zur Hilfeleistung beordert worden waren, anfangs von der stattlichen Korvette Orestes durch Kapitän Gardener, dann von den englischen Kanonenbooten Lyra, Wasp, Penquin und Rapid, endlich von der französischen Korvette Loiret, denen Allen wie auch der Maschinenwerkstätte der französischen Mission der wärmste Dank für ihre überaus freundliche Unterstützung bei der mühsamen Arbeit gebührt. Lautes Hämmern und Pochen ertönte vom Stapel her, in den Feldschmieden flackerten luftige Feuer, schweißtriefende Neger schleppten, taktmäßig singend, neue Schiffstheile herbei oder liefen mit glühenden Nieten nach den Spanten, an denen bereits Deckplatten befestigt wurden. Das geräuschvolle Schauspiel übte auf die Einwohner von Sansibar und die zahlreich anwesenden Fremden eine gewaltige Anziehungskraft aus; sahen sie doch hier zum ersten Male eines der wunderbaren Merkabu ja moschi oder „rauchenden Schiffe" vor ihren Augen entstehen! Kopf an Kopf umgaben die Zuschauer den Platz, so lange sie nicht von den arbeitsamen Männern zur Seite gedrängt wurden; fast alle Rassen der Küstenländer hatten ihre Vertreter hier, welche dann später den staunenden Stammesgenossen in der Ferne die wundersame Mär hinterbringen mußten. In abendlicher Stille aber, wenn der Bauplatz von Jenen verlassen war, erschienen andere Neugierige — arabische Frauen, welche bei Tage das Haus nicht verlassen durften und doch die seltene Gelegenheit, etwas so Merkwürdiges zu sehen, nicht unbenutzt lassen mochten; sie waren sogar noch neugieriger als die zumeist weitgereisten und welterfahrenen Zuschauer

des Tages, denn bisweilen, wenn eine Leiter ſtehen geblieben, konnte man ſehen, wie einzelne vermummte Geſtalten emporkletterten und in den Bauch des Schiffes hinabſtiegen, jedenfalls ohne zu ahnen, welchen Schabernack ihnen ein Mutwilliger durch Abſchneiden des Rückzugs hätte ſpielen können.

Noch nie vielleicht war die Ausdauer einer Reiſegeſellſchaft noch vor dem eigentlichen Beginn des Unternehmens auf ſo harte Probe geſtellt worden, wie es bei der oſtafrikaniſchen Expedition von der Deckens der Fall war. Die Thatſache, daß Nordländer, welche bisher nur zum kleineren Theile an anſtrengende Arbeit gewöhnt waren, lange Monate hindurch in vollem Schaffen bei tropiſcher Sonnenglut ausharren konnten, iſt gewiß das beſte Zeugniß für Aller Entſchloſſenheit und für ihr ernſtes Streben nach dem vorgeſteckten Ziele. Wol Mancher bereute Abends, wenn er aus dem ſtickend heißen Rumpfe des Schiffes kroch, den voreiligen Entſchluß, welcher ihn vor langen Monaten aus Europa getrieben; nach der gemeinſamen Mahlzeit aber, wenn er auf dem platten Dache des Hauſes halb träumend die Kühle der Nacht genoß und in der Pracht des tropiſchen Himmels ſchwelgte, mehr noch am Morgen, wenn er, erquickt vom nächtlichen Schlummer, an den ſonnigen Strand hinaustrat — bei Beginn der neuen Arbeit drückte dieſer Gedanke ihn nicht mehr, voll neuen Muts that er von Neuem willig ſeine Pflicht, er mußte ſich ja ſagen, daß, je eher der Dampfer fertig war, deſto eher die Reiſe beginnen könne, auf welche er ſich ſo lange gefreut. Es kann in der That nicht genug anerkannt werden, in wie aufopfernder Weiſe ein Jeder ſeiner Arbeit oblag, Allen voran aber an Ausdauer und Umſicht der künftige Führer des Dampfers, Herr von Schickh, von welchem der Baron öfters äußerte, „daß er Goldes werth ſei," und „daß ohne ihn das Schiff nicht fertig geworden wäre." Einen Vortheil indeſſen hatten die treuen Arbeiter auch für ſich ſelbſt: ihre Geſundheit befeſtigte ſich, anſtatt, wie Mancher erwartet hätte, unter der Anſtrengung zu leiden; ſie wurden weit ſeltener von irgend einem Unwohlſein befallen als ihre hauptſächlich in der Stube weilenden Gefährten, ſie bekräftigten ſomit den alten Erfahrungsſatz, daß in den heißen Ländern körperliche Thätigkeit, falls ſie nicht übertrieben wird, dem Europäer nicht nur nicht ſchadet, ſondern ſogar nothwendig iſt zur Erhaltung der Geſundheit.

Neununddreißigster Abſchnitt.

Die Flüſſe der Formoſabai.

Mit dem Paſſepartout an Bord des Loiret. — Die Barre des Oſifluſſes. — Stromaufwärts, bis der Paſſepartout ſeinem Namen Schande macht. — Aufenthalt in Kau; Stadt und Umgegend, Bewohner, Erzeugniſſe. — Die ſchlimme Stelle wird diesmal glücklich überwunden. — Entdeckung des Belondſoni-Kanals zwiſchen dem Oſi und Dana. — Rückfahrt. — Ein Nebenfluß des Oſi. — Die Mündung des Danafluſſes entdeckt. — Was man von beiden Flüſſen weiß. — Tſcharra und die Wapokomo. — Würdigung der Formoſabai. — Heimkehr nach Sanſibar.

Verhältnißmäßig mühelos war die Zuſammenſetzung des Paſſepartout, denn ſchon am vierten Tage nach ſeiner Ankunft ſchwamm er auf dem Waſſer. Eine Gelegenheit, ſeine Leiſtungen zu zeigen, bot ſich ihm bald. Wir meinen hiermit nicht ſeine erſte Fahrt im Hafen von Sanſibar, bei welcher er ſich allerdings trefflich bewährte und Tauſende von Zuſchauern an den Strand lockte, die ihn mit laut ſchallendem Jubel begrüßten wo er ſich nahte — ſondern eine ernſtlichere Probe, eine wirkliche kleine Forſchungsreiſe, eine Fahrt zur Unterſuchung der Flüſſe Oſi und Dana in der Formoſabai. Es war in den erſten Tagen des Februar 1865; die franzöſiſche Korvette Loiret hatte von Sanſibar aus einen Abſtecher nach Norden, nach der unter 2 ½ Grad ſüdlicher Breite liegenden Inſel Lamu zu machen; ihr Kapitän Bigrel erklärte ſich in freundlichſter Weiſe bereit, den Paſſepartout nebſt einer kleinen Reiſegeſellſchaft nach der Formoſabai mitzunehmen und auf der Rückfahrt von Lamu wieder abzuholen. Doktor Link und Brenner waren die Glücklichen, welche der Baron zu ſeinen Begleitern auserſah; der Maler mußte zu ſeinem Leidweſen zurückbleiben, da ihn ein Unwohlſein ans Zimmer feſſelte.

In neue Farben gekleidet, ſchaukelte der ſchmucke kleine Dampfer von der Deckens am Nachmittag des 7. luſtig vor ſeinem Anker; da kam die bedeutſame Stunde für ihn, er ward dicht an den Loiret heran gebracht, Haken und Taue umfaßten ihn, und in weniger als zwei Minuten ſtand er mit Proviſionen, Waffen, Inſtrumenten, Zelten und Allem was darin war auf dem Trockenen, an Bord der Korvette. Ihm nach folgte die Jolle, das kleine, zum Landungsdienſt beſtimmte Boot des Welf. Am andern Tage ſchiffte ſich der Baron mit ſeinen Begleitern und vier Eingeborenen ein. Danach lichtete der Loiret den Anker und dampfte nordwärts auf genugſam bekanntem Wege.

Während der zweitägigen Fahrt erfuhren die Reiſenden die herzlichſte Liebenswürdigkeit von Seiten ihrer Wirthe, was ihnen um ſo ſchätzbarer war, als ſie wußten, daß ſie die nächſten Tage in der Wildniß, vielleicht gar unter Barbaren zubringen ſollten. Sie fühlten ſich faſt heimiſch auf dem Schiffe, ſahen aber doch mit Freuden, wie am 10. Nachmittags ein ferner Punkt auftauchte, die äußerſte Spitze des erſtrebten Feſtlandes: es war die Oſipoint

der Karten oder Ras Schakka wie die Eingebornen ſagen, das waldige Vorgebirge im Norden der Formoſabai. Bald wurde dahinter auch ein weiter Bogen flachen Landes ſichtbar. Der Loiret ſteuerte vorſichtig mit halber Dampfkraft in die Bucht hinein und legte ſich bei ſechs Faden Waſſertiefe ſieben Meilen vom Lande vor Anker. Von der unbekannten Stelle, an welcher der zunächſt zu unterſuchende Oſifluß ſich in das Meer ergießt, ſah man freilich heute Nichts, von der Geſtalt des Landes nur wenig. Am andern Morgen jedoch, als die Sonne ſich der Küſte gegenüber erhob, traten die Einzelheiten des Bildes deutlich heraus. Troſtlos und öde erſchien es — Sanddünen mit einzelnen Bäumen auf der Höhe, einer nordiſchen Winterlandſchaft nicht unähnlich. Im Meere aber ſchwammen grüne Inſeln umher, umſchwärmt von zahlloſen Möven, die Nähe des Oſifluſſes außer Zweifel ſtellend.

In früher Morgenſtunde ſetzte der Paſſepartout ſich in Bewegung. Außer ihm war auch die Jolle des Barons und der Kutter des Loiret bemannt worden; beide wurden von dem kleinen Dampfer geſchleppt. Das Meer, welches vom hohen Verdecke des Kriegsſchiffes aus ziemlich ruhig erſchien, war in Wirklichkeit recht ungemütlich. Brenner, als Führer der Maſchine, mußte dem Dampfe die Zügel ſchießen laſſen, um mit Erfolg gegen die hochgehenden Wogen ankämpfen zu können. Mit dem Vordertheil tanzte der Paſſepartout in der Luft, während er hinten, wo der Baron am Steuer ſaß, von der angehängten doppelten Laſt niedergedrückt war und manche Sturzſee übernahm, ſodaß die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen den ſchwer arbeitenden Booten nicht ohne Beſorgniß nachblickten.

Nach anderthalbſtündiger Fahrt hatte man ſich dem Lande bis auf eine Seemeile genähert. Von dem Loiret waren nur die Maſtſpitzen und hin und wieder noch der dunkle Rumpf zu ſehen; dagegen lag die Küſte in wunderbarer Klarheit vor dem forſchenden Blicke, jede leichte Wellenlinie der Dünen, das Treibholz auf dem gelblichen Sande des Strandes, Alles war deutlich ſichtbar, nur die Einfahrt in den Fluß nicht. Und doch mußte ſie nahe ſein, denn das bisher klare Seewaſſer hatte eine ſchmuziggelbe Färbung angenommen, und an Stelle der wuchtigen Meereswogen war eine kurze, „kabbelige“ See getreten, welche auf Strömungen ſchließen läßt. Als man noch überlegte, ob ein weiteres Vorgehen in dieſer Richtung rathſam ſei, ſtieß der tiefergehende franzöſiſche Kutter ſchon heftig auf den Grund; im nächſten Augenblicke war er von einer Woge überſchüttet. Die kleine Flotte gerieth etwas in Verwirrung; es wurden jedoch ſchleunigſt die Schlepptaue gelöſt, damit keines der Boote das andere in Gefahr bringe, und bald gelangte man wieder in tieferes Waſſer. Hier legte ſich der Paſſepartout mit dem Kutter vor Anker, während der Baron in der Jolle an Land ging, um ſich von zu der Lage der Flußmündung zu überzeugen.

Die Zurückbleibenden bereiteten ſich inzwiſchen auf die Einfahrt vor, befeſtigten ſorgſam das loſe liegende Gepäck und ſchöpften das übergenommene Waſſer aus. Nur ab und zu warfen ſie einen Blick nach der Küſte, welche der Baron ohne Unfall erreichte. Von einem Neger begleitet, ſchritt er ſchnell in ſüdlicher Richtung vorwärts, als plötzlich über ihm auf den Dünen eine lange Reihe dunkler Geſtalten erſchien, die ſich deutlich gegen den hellen Hintergrund abhoben; eine Abtheilung derſelben hatte Halt gemacht, Andere erklommen in eiligem Laufe die Höhe. Man mußte annehmen, es ſei eine Schar der gefürchteten Galla, und rüſtete ſich, zu Hilfe zu kommen; da erkannte noch rechtzeitig Link, welcher eiligſt das Fernrohr zur Hand nahm, daß die ſchwarzen Geſtalten — Paviane waren.

Decken kehrte glücklich zurück. Er hatte an dem ſonſt ſo ſelten beſuchten Strande drei Leute gefunden, welche des Fiſchfangs halber aus dem nordwärts gelegenen Dorfe Kilimani gekommen waren. Sie erklärten ſich bereit, den Dampfer in den Fluß zu bringen. Die Mündung lag ein wenig ſüdwärts, war jedoch von den niedrigen Booten aus nicht zu ſehen, weil die einander deckenden Ufer mit der Dünenreihe in eins verliefen. Ohne weiteren Aufenthalt dampfte nun der Paſſepartout, mit der Jolle im Schlepptau, dem Fluſſe zu;

der franzöſiſche Kutter blieb noch vor Anker, um nöthigenfalls Beiſtand leiſten zu können. Wie nicht anders erwartet worden war, verlegte eine Barre, auf welcher eine heftige Brandung ſtand, die ziemlich breite Mündung. Man fuhr in angemeſſener Entfernung von den drohenden Brechern hin, um die geeigneteſte Stelle für die Einfahrt zu ſuchen. Immer lauter toſte die Brandung, ſodaß die Stimme machtlos verhallte. Da winkte der Baron, der am Steuer ſaß, mit der Hand nach vorwärts und lenkte raſch entſchloſſen in den Schwall hinein. Schon hatte der Dampfer mit mächtigem Schwunge ſich durchgearbeitet, als plötzlich die Maſchine ſtill ſtand; das Steuer verſagte den Dienſt und das Boot trieb breit gegen die Brandung: die Bugſirleine war von der Schraube erfaßt und aufgewickelt worden! Es ſchien Alles verloren. Die Jolle rannte mit voller Kraft gegen den Paſſepartout; eine Sturzſee füllte beide Boote zu einem Dritttheil mit Waſſer, der Führer ſprang über Bord um ſich durch Schwimmen zu retten — da gelang es, das gefahrbringende Tau zu zerſchneiden, die Maſchine kam wieder in Gang, obwol das übergenommene Waſſer bereits den Feuerraum erreichte, und mit dem letzten Reſt der Dampfkraft brachte der Paſſepartout ſich in Sicherheit. Der Kutter winkte mit der Flagge einen Abſchiedsgruß und kehrte dann zum Loiret zurück, welcher noch an demſelben Tage ſeine Reiſe fortſetzte.

Auf der Weiterfahrt gelangte der Dampfer an eine ſcharfe Biegung des Fluſſes, hinter welcher Nichts mehr von der See zu ſehen war. Das Toſen der Brandung ward immer ſchwächer, und bald umgab eine geheimnißvolle Stille die Reiſenden. Die Majeſtät des Urwaldes, obſchon er hier nur aus Manglebäumen beſtand, verfehlte ihren Eindruck nicht auf die ſchweigſam Dahinfahrenden; denn wunderbar war der Wechſel zwiſchen den wilden Naturſcenen, welche ſie hinter ſich gelaſſen, und dem lieblichen Bilde hier innen. Bei jeder Wendung des Fluſſes bot ſich dem Auge etwas Neues: hier entdeckte man eine herrliche Grotte in dunklem Laubwerk, dort einen ſonderbar mit Lianen behangenen Baumrieſen; jetzt flüchtete eine Affenheerde in tollen Sprüngen über das Gezweige, dann wieder erregten Adler und weißköpfige Geier oder das mit Scharen von Vögeln bedeckte Ufer die Aufmerkſamkeit, Pelekane und Reiher, Ibiſſe, Schlangenhalsvögel und andere ſonderbare Formen, alle ſo dreiſt, daß man ſie hätte greifen können. Sie blieben vorläufig noch verſchont, weil man auf der Hinreiſe weder ſich aufhalten, noch Aufſehen erregen wollte.

Der Fluß, welcher anfangs die Breite der Elbe bei Dresden hatte, verſchmälerte ſich ſpäter etwas; ſeine Ufer waren ſchlammig und deshalb nicht zu betreten, von Menſchen zeigte ſich keine Spur. Trotz der ſtarken Strömung arbeitete der Dampfer ſich raſch hinauf. Ein großes Sonnenſegel ſchützte die Inſaſſen vor allzugroßer Hitze. Der Baron maß mit Uhr und Kompaß die Windungen des Fluſſes; Link und Brenner, ſoweit Letzterer nicht durch die Maſchine in Anſpruch genommen war, ſchwelgten im Genuſſe der Natur.

Nach fünfſtündiger Fahrt wurde auf dem linken Ufer eine Lichtung ſichtbar, und auf ihr ein Dorf mit einem ſteinernen Fort; es war die „Stadt“ Kau, der äußerſte Punkt, bis zu welchem arabiſcher Einfluß reicht. Man ſah nur einige Leute am Strand, aber als Brenner die Dampfpfeife ertönen ließ, kam Alt und Jung und was überhaupt nur laufen konnte herbei, um die Urſache der Störung zu erforſchen. Alle brachen in Rufe der Verwunderung aus über das merkwürdige Fahrzeug, welches von ſelbſt ſtromaufwärts ging. Jauchzend vor Freude ſprangen und tanzten die Neger umher, ruhig und würdevoll betrachteten die Araber die ſeltſame Erſcheinung, ihr gewiß nicht geringes Erſtaunen männlich bezwingend. Mit halber Kraft näherte ſich der Paſſepartout dem Ufer und verankerte ſich in einiger Entfernung davon. Die Jolle wurde abgeſchickt, um die Briefe des Sultahns von Sanſibar zu überbringen. Darauf erſchienen in langem Zuge die Angeſehenen des Dorfes, die Fremden zu begrüßen und ſie zu längerem Verweilen zu nöthigen. Decken ſtieg an das

Land, und ſeine Begleiter folgten ihm, nachdem der Dampfer in die Mitte des Stromes zurückgebracht war.

Ein Araber richtete ſein Lehmhaus zum Empfange des Beſuches ein, und nicht lange dauerte es, ſo hatte er ein treffliches Mahl in mächtigen Schüſſeln aufgetragen, Reis und Hühner, dazu die Früchte des Landes, Ananas, Bananen und Mango. Während die Reiſenden ſich an den ausgebreiteten Herrlichkeiten labten, ſaßen ihnen gegenüber auf ſchönen Matten die Araber und einige gerade anweſende Gallakrieger, im Hintergrund aber ſtand die ſchwarze Bevölkerung des Dorfes, unverwandt die ſonderbaren Gäſte anſtarrend. Erſt die hereinbrechende Dunkelheit zerſtreute die Schar der Zuſchauer.

Durch Erkundigung bei den hier Angeſeſſenen erfuhr der Baron, daß der Fluß noch drei Tagereiſen aufwärts, bis zu einem großen Dorfe, befahren werden könne; dort aber werde der Weg durch ſchwimmende Inſeln, welche die ganze Breite des Fluſſes einnähmen, verſperrt, und das Boot würde durch die ſchnelle Strömung zurückgeworfen werden. Zeitig am folgenden Tage wurde die Forſchung fortgeſetzt. Der Morgen auf dem ſtillen Fluſſe war unbeſchreiblich ſchön und verſetzte Alle in gehobene Stimmung. Als die Sonne emporſtieg, fing das Thierleben an, rege zu werden; Hundsaffen ſchrieen und bellten auf den Bäumen, muntere Vögel zwitſcherten dazwiſchen, hier und da flog ein Reiher oder ein Ibis auf, und ſcheußliche Krokodile ſtürzten ſich beim Nahen des Bootes in das tiefe Waſſer. Von Flußpferden ſah man nur die Spuren, breite Furchen im Uferſchlamme, wo die Koloſſe ans Land zu ſteigen pflegten. Der friedliche Eindruck ward ſpäter durch ein trauriges Bild geſtört: es kam auf dem linken Ufer eine rauchende Brandſtätte zum Vorſchein; elende Weiber und Kinder ſaßen unter ſchnell errichtetem Obdach am Ufer, den Wandel ihres Glücks bejammernd — ein Streifzug räuberiſcher Galla hatte das Dorf zerſtört und die Männer als Sklaven fortgeführt!

Weiter oben hatte der Oſi noch immer eine Breite von 150 Schritt und eine beträchtliche Tiefe; ſein ſchnell dahin ſtrömendes Waſſer war von lehmgelber Farbe, doch trefflich zu trinken. Wie die Eingeborenen vorhergeſagt hatten, wurden indeſſen die ſchwimmenden Inſeln häufiger und, bei der größeren Enge des Fahrwaſſers, gefährlicher; oft gelang es nur mit Mühe, ihnen auszuweichen. Der Augenſchein lehrte, daß ſie aus losgeriſſenen Stücken des Ufers beſtehen, aus Baumwurzeln und Schilf, zwiſchen denen die Erde größtentheils herausgeſpült iſt. Auf dieſen natürlichen Flöſſen ſchwimmen nicht ſelten Affen mit herab, welche bei der Trennung vom Lande und weiterhin auf der raſchen Stromfahrt nicht Zeit gehabt haben, ſich ans feſte Land zu retten; Vögel fehlen faſt auf keiner, auch Krokodile treiben mit ihnen der See zu.

In Beobachten und Meſſen vertieft, bemerkte man auf einmal, daß der Paſſepartout trotz hoher Dampfſpannung im Keſſel mit ziemlicher Schnelligkeit rückwärts ging. Alle Anſtrengung war vergebens, man gelangte nicht weiter. Der Baron beſchloß, für dieſen Tag nach dem Dorfe zurückzukehren und eine gründliche Reinigung des Dampfers vornehmen zu laſſen, in der Hoffnung, daß die Strömung, welche übrigens vielleicht nur durch Stauen einiger Inſeln ſo ungewöhnlich verſtärkt war, dann beſſer überwunden werden könne. Mit vereinter Kraft des Waſſers und des Dampfes gelangte man ſchnell an den Ausgangspunkt der Fahrt zurück.

Mehrfache Ausflüge am folgenden Tage gaben Gelegenheit, die Ortſchaft und ihre Umgebung näher kennen zu lernen. Kau liegt, von Wald umgeben, an der Einmündung des Magagoniſluſſes in den Oſi, wo letzterer auf ſeinem bisher mehr öſtlichen Laufe eine ſüdliche Richtung annimmt. Im Norden wird Kau von dem in den Magagoni

mündenden Schungiflüßchen bespült; die Oſt- und Südgrenze des Weichbildes ſichert ein Pfahlzaun gegen Ueberfälle von Zwei- und Vierfüßlern.

Wie aus einem uns gütig überlaſſenen Briefe des Hamburger Kaufmanns Schmeißer hervorgeht, welcher die von ihm „Uſi" genannte Ortſchaft im Jahr 1846 oder 47 von Patta aus zu Lande beſuchte, muß Kau früher bedeutender geweſen ſein. Herr Schmeißer wanderte mit dem damals noch unabhängigen Könige von Patta, zu deſſen Gebiete die Stadt gehörte, in vier Tagen durch ſumpfiges, aber gut bebautes Land hierher. Hunderte von Soldaten des Königs boten ihnen Willkommen. Die Volksmenge der aus zahlreichen Erdhütten in einer ſumpfigen Niederung am Oſifluſſe beſtehenden Stadt fand Herr Schmeißer nicht unbeträchtlich, namentlich wenn er die der naheliegenden Dörfer mit einrechnete.

Jetzt (ſeit dem Jahre 1856?) ſteht Kau unter der Hoheit des Sultahns von Sanſibar, deſſen neuerbautes Fort, wie ſchon erwähnt, vom Fluſſe aus ſichtbar iſt. Von Dörfern außerhalb der Umzäunung wiſſen unſere Reiſenden Nichts zu berichten, auch läßt Brenners Skizze des Ortes nicht auf eine anſehnliche Größe ſchließen.

Die Einwohnerſchaft beſteht, abgeſehen von den arabiſchen Soldaten und Kaufleuten, aus Wapokomo, einem kleinen, halbunterdrückten Stamme, welcher an dem benachbarten Danafluſſe ſeine Heimat hat und in nahem Verwandtſchaftsverhältniſſe zu den Suaheli ſtehen ſoll. Die Wapokomo ſind wohlgebaute, etwas beleibte, gutmütige Leute. Obwol angemeſſen bekleidet, ſcheinen ſie doch in paradieſiſcher Unſchuld zu leben, da Männer und Weiber im Fluſſe harmlos zuſammen baden, ohne ſelbſt vor Fremden einige Scheu zu zeigen. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeil, ihre Lieblingsbeſchäftigung, aus irdenen Pfeifen Tabak zu rauchen. In manchen Handwerken ſind ſie nicht unerfahren, wenigſtens verrichtete der Schmiedemeiſter des Dorfes eine ihm übertragene Arbeit ganz zur Zufriedenheit; er arbeitete mit ſechs Geſellen unter einem offenen Schuppen, nach Suaheliart im Sitzen und mit denſelben Geräthen wie die Sanſibarſchmiede. Aus ſeiner Werkſtätte gingen ſehr hübſch gearbeitete Jagdſpieße hervor.

Die Landſchaft rings um Kau gehört den Galla, jenem gefürchteten Hirtenvolke, deſſen Gebiet bis an die Berge von Abyſſinien reicht. Faſt zu allen Zeiten weilen einige Galla zu Beſuche in Kau. Auch jetzt war ein alter Häuptling mit zweien ſeiner Krieger da, lange, ſehnige Geſtalten, trotz gleicher Farbe in Allem grundverſchieden von den Wapokomo. Ihr Geſicht war wild und geweckt zugleich, die Naſe ſpitzig, das Auge unruhig. Den Kopf hatten ſie geſchoren bis auf zwei runde Haarbüſchel zu beiden Seiten des Scheitels; als Waffen trugen ſie Spieße mit breiter eiſerner Spitze ſowie große Bogen und vergiftete (?) Pfeile in einem Köcher. Im Umgange beobachteten ſie eine ernſte Freundlichkeit, und als der Baron dem Häuptling ein Schurztuch im Werthe eines halben Thalers ſchenkte, erhielt er als Gegengabe zwei Elfenbeinzähne von über dreißig Pfund Gewicht! Mit der Wahrheit ihrer Ausſagen nahmen die Galla es genau, genauer wenigſtens als Araber und Suaheli.

Vom Bodenbau gewahrten unſere Reiſenden nicht viel; kleine Gärten hinter jedem Hauſe und eine Pflanzung im Norden des Ortes war Alles, was ſie ſahen. Es ſcheint, daß die Einwohner den Reis, ihr Hauptnahrungsmittel, von den Arabern beziehen, doch iſt es auch möglich, daß noch Felder in größerer Entfernung von Kau liegen. Vortrefflich iſt der Viehſtand; die nicht ſehr großen, aber fetten Zebu-Ochſen, welche längs der ganzen Küſte als Hausthiere bekannt ſind, werden in großen Heerden auf dem rechten Ufer des Oſi geweidet. Jeden Morgen, vor Tagesgrauen, ſchafft man das Vieh hinüber. Zwei Männer ſteigen hierzu in einen Baumkahn und ziehen drei Ochſen an den Naſenringen hinter ſich her, ohne ſich zu kümmern, ob der Kopf der Thiere oder die Beine oben ſind, nur eifrig beſtrebt, mit möglichſter Geſchwindigkeit vorwärts zu kommen, denn man fürchtet Verluſt durch die Krokodile. Um dieſe abzuhalten, wird ein gräßliches Geſchrei verübt und mit Stangen heftig

in den Fluß geſchlagen. Trotz aller dieſer Vorſichtsmaßregeln iſt jedoch ſchon manches Rind den Räubern des Waſſers zur Beute geworden. Gejagt werden die Krokodile nicht, doch ſammeln die Eingeborenen deren Eier und bieten ſie in Menge zum Verkaufe aus.

Ein Jagdausflug führte den Baron und Brenner auch auf das rechte Ufer des Fluſſes. Nachdem ſie den Saum des Uferwaldes durchſchritten, betraten ſie eine weite, wogende Grasebene, welche fern am Geſichtskreiſe wieder von einem Walde begrenzt ward. Von Wild ſahen ſie einen ſtarken Trupp Antilopen von Größe der Maulthiere, plump gebaut, mit kurzem, dicken Halſe und unanſehnlichem Geweih; es wurde keines der Thiere erlegt, da man aus allzugroßer Entfernung feuern mußte. Ermüdet von der Wanderung durch das hohe Gras, und der argen Sonnenhitze überdrüſſig, kehrte man nach Kau zurück, wo Link inzwiſchen ſich mit Sammeln von Pflanzen und Thieren beſchäftigt hatte.

Nach dieſem Raſttage fuhr Decken in Begleitung einiger Araber in der Morgenfrühe wieder ſtromaufwärts. Sein Hauptzweck war, einen Gallahäuptling, welchen er von früher her kannte, in einem weiter oben gelegenen Dorfe zu beſuchen. Er ließ ſich jedoch, da ſeine Begleiter ihm Flußpferde zu zeigen verſprachen, zu einem kleinen Abſtecher nach einem Hinterwaſſer des Oſi verleiten. Flußpferde ſah man zwar nicht, aber eine wunderbar ſchöne Grotte, einen friedlichen, von der geräuſchvollen Außenwelt völlig abgeſchloſſenen Weiher, zu welchem ein enges Thor nur Einlaß gewährte. Waſſerlilien überdeckten die ſtille Fläche, rieſige Baumäſte überwölbten ſie und dämpften das Tageslicht zur Dämmerung herab, ſodaß die Beſucher beim Herausfahren auf den freien Strom ſich geblendet fühlten.

Mittag ein Uhr wurde der äußerſte Punkt der geſtrigen Fahrt erreicht. Brenner ließ tüchtig Holz unter den Keſſel legen und erzielte eine Dampfſpannung von fünf Atmoſphären. Es gelang diesmal, die Stromſchnelle zu überwinden. Eine Stunde ſpäter erreichte man ein zweites von den Galla verheertes Dorf. Die Ufer hatten allmählich ein weſentlich anderes Ausſehen gewonnen. Ausgedehnte Schilfwälder reichten bis weit in das Waſſer und verengten die fahrbare Straße. Die ſchwimmenden Inſeln wurden immer zahlreicher und größer, da ſie hier von der Gewalt des Stromes noch nicht zerriſſen waren wie weiter unten; an manchen Stellen war es ſehr ſchwierig, ihrem Anpralle zu entgehen. Das Ziel der heutigen Reiſe, eine lichte Stelle, von wo ein Weg nach dem Galladorfe führt, wurde jedoch glücklich erreicht. Der Dampfer ankerte in einer kleinen Schilfbucht, und Decken ſtieg mit den Arabern aus; die anderen erhielten die Weiſung, hier zu warten und Dampf zu unterhalten, doch ſo, daß möglichſt wenig Rauch von der Eſſe empor ſtiege; falls ſie von den Galla beläſtigt würden, ſollten ſie nach dem Ausgangspunkte zurückkehren.

Schon beim Vorüberfahren hatte Brenner auf unabſehbarem, flachen Wieſenlande in nicht allzugroßer Entfernung einige bedeutende, von bewaffneten Gallakriegern gehütete Ochſenheerden bemerkt. Er konnte es ſich nicht verſagen, nochmals einen Blick auf jene Männer zu werfen, um zu erfahren, ob ihnen der fremdartige Beſuch ihres Gebietes entgangen wäre. Durch naſſe Lappen an den Händen geſchützt, arbeitete er ſich an der Dampfeſſe empor, bis er den Schilfkranz überſchaute. Einer der Galla, nachdenklich auf ſeinen Spieß gelehnt, hielt das Haupt nach dem Dampfer hin gewendet, der allerdings verſteckt lag, ſich aber doch durch ein wenig Rauch verrieth. Schnell bückte der Neugierige ſich nieder, nach einiger Zeit aber lugte er nochmals hinaus: der verdächtige Krieger war nicht mehr zu fürchten, er ſchlug eben mit ſeinem Spieße auf die Ochſen los und zog arglos weiter.

Nach vier langen Stunden traf der Baron wieder ein. Er hatte ſeinen Hauptzweck, den Gallahäuptling zur Unterſtützung ſeines Reiſeunternehmens zu vermögen, nicht erreicht, war aber freundlich aufgenommen und mit erneuerten Freundſchaftsverſicherungen entlaſſen worden. Nebenbei hatte er weſtwärts einen Fluß entdeckt, den er für noch bedeutender hielt

als den Oſi, und eine durch ſumpfiges Land führende Waſſerverbindung zwiſchen beiden, den Belondſonikanal, von welchem weiter unten die Rede ſein wird. Er brachte einen hübſchen, etwa fünfjährigen Gallaknaben mit, welchen er von dem Häuptling geſchenkt bekommen hatte und zum Ziegenhirten der Expedition beſtimmte. Der kleine Bengel that anfangs höchſt ungeberdig und weigerte ſich, zu eſſen ſowol wie irgend Etwas zu thun; ſpäter gewann er eine große Anhänglichkeit an ſeinen neuen Herrn. Er wurde Mabruki getauft.

Der Paſſepartout war fahrbereit; ein geller Pfiff ertönte, da keine Vorſicht mehr nöthig ſchien, und ſchnell ging es rückwärts, der arabiſchen Niederlaſſung zu. Am Abende kam man dort an; am anderen Morgen wurde die Rückfahrt fortgeſetzt. Die Reiſenden ließen nun ihrer Jagdluſt freien Lauf, und alle die prächtigen Vögel, welche man vorher geſchont hatte, um den Frieden des Urwaldes nicht zu entweihen, wurden jetzt als gute Beute betrachtet. Die Ernte war ſo reich, daß ein Theil der Nacht zum Präpariren der erlegten Thiere verwendet werden mußte.

Ehe der Baron den Oſi verließ, unterſuchte er noch einen Nebenfluß, welcher nicht allzu fern von der Küſte ſich in ihn ergießt. Er befuhr ihn mit der Jolle auf eine Strecke von vier Seemeilen. Der Fluß kommt aus Weſten und ſoll zwei Tagereiſen weit im Delta der beiden größeren Flüſſe entſpringen; in der Nähe des Meeres angelangt, an der Stelle, wo Decken umkehrte, biegt er ſcharf nach Nordoſten um und verläuft von da in gleicher Richtung mit dem Strande. Seine Tiefe beträgt vier bis fünf Fuß.

Von nicht geringer Wichtigkeit war es, nun noch die Mündung des oben erwähnten größeren Fluſſes zu finden, weil eigentlich erſt hierdurch das Geheimniß vollſtändig enthüllt wurde, welches ſo lange Zeit über den Namen „Oſi" nnd „Dana" lag. Auf den neueſten Karten waren beide als ein Fluß angegeben; einige Erdkundige vermuteten aber, daß der Dana ein Arm des Oſi ſei, andere wieder hielten beide für ſelbſtändige Flüſſe. Die Anſicht der Letzteren wurde zur Gewißheit, als der Baron, längs der Küſte hinfahrend, in 2° 45′ ſüdlicher Breite die Mündung der Dana entdeckte. Er fuhr bis zu einer kleinen Inſel nicht weit von der Barre und kampirte ihr gegenüber am linken Ufer des Fluſſes. Allerdings erlaubte die knapp zugemeſſene Zeit nicht, den Fluß bis zu der vom Oſi aus erreichten Stelle zu unterſuchen, doch waren Waſſermenge und Stärke der Strömung dort und hier dieſelben, ſodaß kein Zweifel an obiger Behauptung aufkommen konnte. Brenners ſpätere Reiſen, im Jahre 1867, beſtätigten Dies in vollſtem Maße und legten zugleich den unteren Lauf der Dana feſt, den er zum erſten Male auf eine größere Strecke, bis zum Flecken Tſcharra, beſuchte.

Faſſen wir zuſammen, was bisher über die Flüſſe Oſi und Dana bekannt geworden iſt, namentlich auch durch Richard Brenners Forſchungen, ſo ergibt ſich Folgendes:

Der Oſifluß iſt nur etwa 24 Seemeilen weit ſchiffbar; in ſeinem oberen Laufe wird er zu ſchmal und hat ſehr enge Windungen, in denen die Strömung außerordentlich reißend iſt. Er entſpringt in 1° 35′ oder 40′ ſüdlicher Breite aus zwei kleinen Seen, welche Brenner auf ſeinen Wanderungen im ſüdlichen Gallalande beſuchte. Bis zu dem durch Baron von der Decken bekannt gewordenen Belondſoni-Kanale, welcher Oſi und Dana verbindet, läuft er im Allgemeinen ſüdwärts, dann wendet er ſich nach Weſten, um bei Kau, wo der Magagoui ſich in ihn ergießt, wieder die alte Richtung anzunehmen. Die Barre, hinter welcher der Oſi über eine Seemeile breit und drei bis vier Faden tief iſt, ſcheint ſtarken Veränderungen unterworfen zu ſein; wenigſtens fand Brenner bei dreimaligem Vorbeifahren ſie jedesmal anders. Am unangenehmſten iſt ſie zur trockenen Jahreszeit, während nach ſtarken Regengüſſen die angeſchwollenen Waſſer den Sand durchbrechen oder wenigſtens weiter in die See hinausſchwemmen.

Der Dana oder Djala, von dem Wapokomo Pokomani (?), von den Galla Maro, Manje oder Biſän Manje genannt, hat einen weit längeren Lauf. Seine Quellflüſſe entſpringen mindeſtens drei Grad binnenwärts am Schneeberge Kenia, wenn nicht noch einige Grad weiter nordöſtlich davon, an einem Gebirgszuge, welcher ſich dort in gleicher Richtung mit der Küſte hinziehen ſoll. Im oberen Theile ſeines Laufes, unweit des Kenia, fand Krapf ihn felſenreich und 6 bis 7 Fuß tief, weiter unterhalb maß Brenner bei Malakote, dem fernſten Punkte ſeines bei Engatana beginnenden Ausfluges, eine Tiefe von 3 bis 4 Fuß bei 40 Fuß Breite; erſteres war Ende Auguſt 1851, einige Monate nach Eintritt des Hochwaſſers, letzteres Ende Mai, kurz vor der Flut. Von Engatana bis drei Tagereiſen von der Küſte kennen wir Nichts vom Dana als daß er, nach Brenners Verſicherung, in den Monaten Mai bis Auguſt, das iſt bei hohem und mittleren Waſſerſtande, ohne Hinderniß befahren werden kann, und zwar bis Malakote, der letzten Wapokomo-Niederlaſſung, hundert Seemeilen von der Küſte. Der Mündung näher findet ſich 18 bis 24 Fuß Waſſertiefe, doch verhindert leider eine Barre das Einlaufen von Schiffen mit mehr als fünf (?) Fuß Tiefgang. Wegen ſeiner ſtarken Strömung und der hohen Uferwälder, welche den Wind abhalten, eignet ſich der Dana hauptſächlich nur zur Schiffahrt mit Dampfern; Ruderboote können ſtromaufwärts kaum eine Seemeile ſtündlich zurücklegen. Zur Regenzeit tritt der Fluß in ſeinem unteren Laufe weit über die Ufer und verleiht dem Lande durch ſeinen Schlamm eine wunderbare Fruchtbarkeit. Gleich dem Oſi ſchwemmt er Unmaſſen von Pflanzenſtoffen, nach Brenner Staudengewächſe (?), aus dem See Schachbabu.

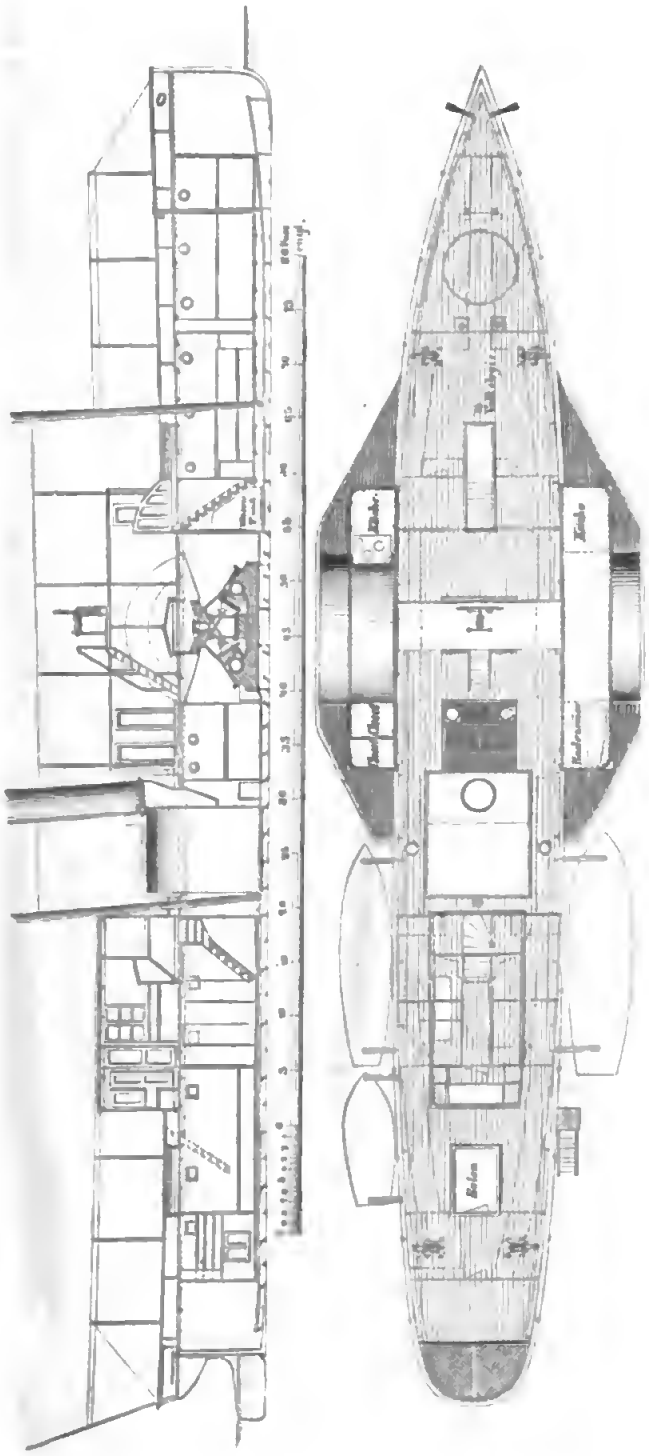
Was Kau für den Oſi, iſt das Dorf Tſcharra (Name verwandt mit Djala?) für den Dana: der letzte Vorpoſten der Halbkultur des Küſtenlandes, welche jedoch nicht von der Danamündung eindringt, ſondern über Kau. Der Ort zählt zweiundzwanzig viereckige Lehmhäuſer und hat auf beiden Ufern des Fluſſes Pflanzungen von Kokospalmen, Reis und Mtama; die Felder ſind durch Dämme vor Ueberflutung geſchützt, die Palmen durch Aufwerfen eines Erdhügels an jedem Stamme. Der hier mündende, pflanzendurchwachſene Belondſonikanal führt zur Ueberſchwemmungszeit viel Waſſer nach dem Oſi ab; für gewöhnlich iſt er nur wenige Fuß tief.

Oberhalb Tſcharra beginnt eine lange Reihe von Dörfern der Wapokomo. Das Gebiet dieſer friedlichen und fleißigen Ackerbauer, ganz auf dem linken Ufer des Fluſſes gelegen, mag etwa fünfundzwanzig Meilen breit und dreimal ſo lang ſein; ihre Zahl wird auf 8000 geſchätzt. Bei den Galla, von denen ſie abhängig ſind, ohne jedoch von ihnen gedrückt zu werden, heißen ſie Munjo. Krapf erzählt, daß die Wanika früher im Pokomolande wohnten, aber durch die Galla vertrieben wurden; hierfür ſpricht auch, daß die Wanika bei den Bewohnern des Kadiaroberges Ambakomo genannt werden. Ferner vermutet Krapf, daß die Suahelisprache von dem Kipokomo abſtamme. Von den anwohnenden Galla und Waboni werden wir ſpäter ausführlich zu ſprechen haben.

Die Formoſabai, in welche dieſe ſchönen Flüſſe münden (Bahia Formoſa oder ſchöne Bai der Portugieſen, Ungamabai der Suaheli), bietet auch für größere Seeſchiffe bis auf vier Meilen vom Lande guten Ankergrund ohne verborgene Gefahren. Brenner ſagt hierüber: ſelbſt die unmittelbare Nähe der vier Korallenriffe, welche in gleicher Breite mit dem Meeresarme Pamemba drei Meilen vom Lande entfernt liegen, iſt bei ruhigem Wetter durchaus ungefährlich, denn ich fand, als ich im Jahre 1867 zu zwei verſchiedenen Malen dort ankerte, dicht dabei eine gleichmäßige Tiefe von 8 und 9 Faden. Die weite, nach Oſten offene Bai kann den Fahrzeugen allerdings nur geringen Schutz gegen die herrſchenden Winde gewähren; wenn man aber während der Zeit des Nordoſtmonſuns ſich nach der nördlichen Ecke hinter Ras Schakka, und beim Südweſtmonſun nach der Bucht bei Gomani begibt, findet man einen ruhigen und geſicherten Ankerplatz. Menſchliche Wohnungen

findet man nicht an dieſem Geſtade, denn die wenigen früher hier gelegenen Ortſchaften wurden im Jahre 1867 von den Galla zerſtört; dicht hinter dem ſandigen Strande aber beginnt eine der geſegnetſten und fruchtbarſten Landſchaften Oſtafrikas.

Nach einer unruhigen Nacht, in welcher ſie viel von zahlloſen Mücken zu leiden gehabt, verließen die Reiſenden den Danafluß. Der Loiret kam an demſelben Tage von Lamu zurück, legte ſich aber an einem andern Orte vor Anker, ſodaß der Paſſepartout eine gefährliche Fahrt von einigen zwanzig Meilen auf offener See zu machen hatte, ehe er ihn anſichtig wurde; als er endlich am Ziele ankam, war auch die letzte Schaufel Kohlen verbraucht. Er wurde wieder an Bord emporgezogen. Tags darauf ging die Fahrt nach Sanſibar weiter; nach vier Tagen langte man dort an. Wie vorauszuſehen war, kam nach einiger Zeit bei allen Theilnehmern das unvermeidlich Küſtenfieber zum Ausbruche; ſie erholten ſich jedoch bald wieder und waren ſchließlich froh, daß ſie dem Feſtlande nur ſo billigen Zoll zu entrichten gehabt.



Grundriß und Durchschnitt des v. d. Decken'schen Flußdampfers „Welf".

Vierzigſter Abſchnitt.

Fahrt nach Norden.

Alles zur Reiſe klar. — Wie ſich der Welf in See bewährt. — Die Witu-Inſeln. — Beſuch in der Stadt Lamu. — Fahrt nach der Inſel Tula. — Der Sultahn Auweſi ben Hammadi. — Die Küſte der fünfhundert Inſeln. — Der Wubuſchi oder Durnfordfluß. — Unterſuchung des Tulafluſſes; Jagd an der Grenze der Fahrt. — Der Schambafluß eine Salzwaſſerader. — Ein Ausflug zu „Vergnügen und Erholung.“ — Möglichkeit einer Ausbeutung der hohen Jagd an dieſer Küſte.

Trotz der ausgezeichneten Hilfe, welche man von ſo vielen Seiten erhielt, zog ſich der innere Ausbau des Dampfers ſehr in die Länge. Um die Arbeiten thunlichſt zu beſchleunigen, legten endlich auch die Gelehrten der Expedition mit Hand ans Werk: der Arzt zog Fenſter ein, der Maler ſchwang handwerksmäßig den Pinſel, um dem Holzwerke den nöthigen Glanz zu verleihen; Allen aber ging der Baron mit gutem Beiſpiele voran, indem ſich er ohne weitere Hilfe das für ſeinen Gebrauch beſtimmte Deckhaus einrichtete. So ward denn endlich bis Anfang Juni Alles fertig. Welches Ausſehen der Welf nun hatte, zeigt das Anfangsbild des achtunddreißigſten Abſchnittes, ſeine innere Einrichtung erhellt aus beifolgender Tafel.

Die erſte Probefahrt fiel nicht zur Zufriedenheit aus, denn es zeigte ſich, daß die Maſchine nicht ganz in Ordnung war. Bei einer zweiten Fahrt ging es beſſer, ſodaß man Mut faßte, die Abreiſe für einen der nächſten Tage anzuberaumen. Es hatte Dieſes um ſo weniger Bedenken, als Kapitän Parr von der Lyra ſo freundlich war, einen Ingenieur und zwei Feuerleute von ſeiner Mannſchaft für dieſe Fahrt zur Verfügung zu ſtellen, und ſogar verſprach, mit ſeinem Schiffe das Geleit zu geben.

Einigen Grund zu Beſorgniſſen für die ſpätere Reiſe bot die Zuſammenſetzung der Schiffsmannſchaft: ſie beſtand zumeiſt aus zuſammengelaufenem Volke, von welchem man hoffte, daß es ſich während der Reiſe allmählich einrichten werde. Hätte der Reiſende nicht in etwas geſpanntem Verhältniſſe zu Seid Madjid geſtanden, ſo hätte er ſeinen Bedarf an Leuten unter deſſen Matroſen und Soldaten decken können; ſo aber mußte er vorlieb nehmen mit Dem, was ſich gerade darbot. Was man von ſolchem Volke in ſchwierigen Lagen zu erwarten hatte, erſah man daraus, daß ſchon vor der Abreiſe zwei dieſer Landſtreicher ſich durch die Flucht den eingegangenen Verbindlichkeiten zu entziehen verſuchten. Die Schiffstracht dieſer Leute beſtand aus blauem Wollhemd, leinenen Beinkleidern und einem Strohhut mit ſchwarzem Seidenband, auf welches „Welf“ in Gold gedruckt war.

Von den Europäern hatten zwei die Expedition verlaſſen müſſen, noch ehe der Welf vollendet war: Graf Götzen und der Herausgeber des Reiſeberichtes, beide auf Anrathen des Arztes, der ihnen ſchlimme Folgen für ihre Geſundheit in Ausſicht ſtellte, wenn ſie nicht bald in die nordiſche Heimat zurückkehrten. Dagegen war in ihrer näheren Umgebung ein

Zuwachs entſtanden durch einen nicht ungebildeten Indier Namens Aſſalon, den Diener des Barons, und durch den vom Oſifluſſe mitgebrachten Gallaknaben Mabruki.

Da es Deckens feſter Entſchluß war, heimwärts nicht über Sanſibar zurückzukehren, vielmehr, wenn irgend möglich, nach glücklicher Erforſchung des Djuba-Fluſſes ſich über Abyſſinien oder Egypten nordwärts zu wenden, gab er das vom Sultahn gemiethete Haus auf und verkaufte Alles, was er nicht mitnehmen mochte. Während er nun ſeine Geſchäfte abwickelte, prüften Doctor Link und der Feuerwerker Deppe noch einmal die Inſtrumente; die Anderen gaben den zahlreichen Gegenſtänden an Bord des Schiffes eine ſeefeſte Anordnung.

Am 15. Juni Morgens zehn Uhr ertönte der Ruf: „Fertig, aufgehißt!“ Luſtig wehte des Reiſenden heimatliche Flagge am Vortop, mit der bedeutungsvollen Inſchrift: te duce tempestates contemno — wenn du mich führſt, veracht' ich Sturm und Wetter. Der Welf ſetzte ſeine Schaufelräder langſam, dann immer ſchneller in Bewegung, und hurtig tanzte er über die Wellen, ihm nach als Begleiter und Schützer die Lyra. Im jugendlichen Uebermute, wie ein unerfahrenes Füllen, welches ſchon bei Beginn eines Rennens all' ſeine Kräfte einſetzt, eilte er dem vielerfahrenen engliſchen Schiffe weit voraus, bis er, an der Nordſpitze der Inſel Sanſibar, angekommen, ſich außer Sicht deſſelben befand. Bei Eintritt der Dunkelheit aber wurde er vorſichtiger; er erwartete die Lyra und gab ihr ein Signal, daß ſie von nun an vorausfahren und den Kurs angeben ſolle.

Den Mitgliedern der Expedition wurde es noch in dieſer Nacht klar, was es heißt, ſich einem Schiff von Pappe — ſo nannten ergraute Matroſen kopfſchüttelnd den dünnwandigen Eiſenbau des Welf — zur Befahrung des offenen Meeres anzuvertrauen. Nach Sonnenuntergang wehte die vorher angenehme Briſe friſcher und friſcher; das leichte Fahrzeug, welches wie Kork auf den Wogen ſchwamm, rollte von einer Seite zur andern, als ob es vom nächſten Windſtoß auf die Seite gelegt werden müſſe, und oftmals verſagte bei dem hohen Seegang das Steuer ſeinen Dienſt. Um die Verlegenheit der jungen Mannſchaft zu mehren, kam die Lyra außer Sicht; zum Glücke gelang es jedoch, geleitet von Signal-Raketen und Leuchtkugeln, ſie nach einiger Zeit wieder aufzufinden.

Die Nacht ging, wider Erwarten ohne Unfall vorüber. Mit Tagesgrauen konnte man ungeſtört den vorgeſchriebenen Kurs befolgen, und gegen Mittag bereits kam Mombas in Sicht. Am Abend aber wurden die Ausſichten wieder ſchlimmer. Die Lyra ſah ſich zum Beilegen veranlaßt und forderte den Welf auf, daſſelbe zu thun. Dem leichten Dampfer Deckens war Dies jedoch unmöglich, es ſtand zu befürchten, daß beim Einſtellen der Fahrt Alles furchtbar durcheinander geſchüttelt, zerbrochen oder über Bord geſchleudert werde; deshalb umkreiſte man die Nacht hindurch in großen Bogen das Kriegsſchiff, ängſtlich bemüht, es nicht aus den Augen zu verlieren. Das waren bange Stunden, und ein Jeder war froh, als der Morgen erſchien. Der gebrechliche Dampfer hatte ſich indeſſen wacker gehalten; kein Leck war geſprungen trotz aller Stöße und Biegungen, welche ihn laut ſtöhnen gemacht hatten, und die Maſchine, welche bei einem ſo leichtgebauten Schiffe nicht übermäßig feſt ſteht, arbeitete noch gut.

Am 17. Juni früh vor ſechs Uhr wurden wieder Signale mit der Lyra gewechſelt; es ſtellte ſich heraus, daß man ſich 2° 23′ ſüdlich vom Gleicher befand, alſo nahezu in der Breite von Lamu. Um acht Uhr kam das Land in Sicht, und gegen Mittag gingen beide Schiffe nahe beieinander im Hafen von Manda, wo ſchon ein franzöſiſches Schiff lag, vor Anker.

Lamu, Manda, Pata, Kwelo und einige kleinere Küſteninſeln bilden nördlich von der Formoſabai eine ziemlich beſtimmt abgeſonderte Gruppe, welche aber bisher noch keinen

gemeinſamen Namen erhalten hat. Ende des erſten, nach Anderen des zweiten Jahrhunderts unſeres Zeitrechnung, als der Periplus des erythräiſchen Meeres — Schiffahrt auf dem rothen oder indiſchen Meere — geſchrieben wurde, ſcheint ſie als „die Inſeln Pyralaon“ bezeichnet worden zu ſein; doch iſt dieſe Annahme nicht ſo ſicher, daß man den alten Namen ohne Weiteres auffriſchen dürfte. Es ließe ſich eine Benennung vielleicht von Patta ableiten, der größten dieſer Inſeln, welche lange Zeit hindurch in der Geſchichte eine faſt ebenſo bedeutende Rolle wie Mombas ſpielte; allein Lamu, Manda und die anderen ſchließen ſich mehr an die Feſtlandsküſte als an Pata an, daher es denn auch gerathen iſt, den Geſammtnamen der Inſeln hieraus zu begründen: ihr Hinterland Witu, das erſt neuerdings durch Richard Brenners Reiſen bekannt gewordene Reich des Königs Simba (ſ. unten), iſt in der That wichtig genug, um den Namen Witu-Inſeln gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen.

So vielfach auch die Witu-Inſeln ſchon im Alterthum beſucht wurden, ſo finden wir doch keine derſelben eher erwähnt als Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Aus dieſem älteſten Berichte aber erhellt, abgeſehen von einigen Angaben über Landeserzeugniſſe, weiter Nichts, als daß es damals eine Stadt Lamu gab, welche von Mahammedanern bewohnt und in der Kultur ſo weit fortgeſchritten war, daß ſie einen rechtsgelehrten Kadi beſaß; und dieſer Kadi war es eben, welcher auf einer Wallfahrt nach Mekka dem Makriſi, unſerem Gewährsmanne, jene dürftige Nachricht überlieferte.

Pata, die Hauptinſel der Witugruppe, iſt vierzehn Meilen lang und etwa halb ſo breit: die anderen Inſeln haben nur ein Drittel dieſer Größe. Ihr ſchließt ſich im Norden die Inſel Kweio an, von welcher wir jedoch nicht mehr wiſſen, als was aus der beigegebenen Karte zu erſehen iſt. Ein etwa drei Meilen breiter Kanal trennt die Inſel vom Feſtlande, überall genügende Tiefe bietend für Schiffe, welche nicht mehr als drei Faden Tiefgang haben. Die nördliche Einfahrt iſt die breitere und tiefere; ſie wurde nach Brenner im Jahre 1864 von Seid Madjids Fregatte Iskander Schah benutzt, als dieſe die Stadt Siwi blokirte. Die ſüdliche Einfahrt, welche die Ausmündung eines Binnenwaſſers zu ſein ſcheint, hat eine Art Barre mit nicht mehr als zwei Faden Waſſertiefe. Vom See aus geſehen bietet Pata eine erfriſchende Abwechſelung von grünen Hügeln, bewaldetem Niederlande und ſandigen Strande, der hier und da von Mangrovegebüſch umſäumt iſt.

Die Bewohner der Inſel — Wapata, auch Patſchuni oder Wagunja (62) genannt — haben vielleicht noch bunter zuſammengeſetztes Blut als die Suaheli von Sanſibar. Ihre Voreltern mögen aus einer Vermiſchung der von Perſien und Arabien herabgekommenen Anſiedler mit den Eingeborenen des Landes hervorgegangen ſein; in ſpäteren Jahrhunderten hat ſich hierzu wahrſcheinlich auch etwas portugieſiſches Blut geſellt. Sie ſind gutgebaute, kräftige und unternehmende Menſchen. Krapf nennt ſie etwas rauh und barſch, doch berichten Andere Nichts hiervon. Wie tapfer, wie ſehr für Unabhängigkeit begeiſtert und zu politiſchen Händeln geneigt ſie ſind, zeigt die Geſchichte ihrer langen Kämpfe gegen die Portugieſen und Araber, von welcher in einem ſpäteren Abſchnitte die Rede ſein wird. Sie ſollen die Suahelisprache am reinſten ſprechen; man behauptet ſelbſt, daß die Suaheli hier ihre eigentliche Heimat haben. Die Wapata treiben einen nicht unbedeutenden Handel, obſchon in neuerer Zeit der Hauptverkehr ſich nach Lamu gezogen hat. Es giebt drei Städte auf der Inſel: Pata, Siu und Faja; jede beſaß in früheren Zeiten einen eigenen Fürſten, erſtere hatte oft die Oberherrſchaft über die anderen. Die Stadt Pata hat dem Anſcheine nach eine ungeſunde Lage, da ſie nahe dem ſchlammigen Strande erbaut iſt und bei Hochwaſſer wol ſogar theilweiſe überflutet wird. Sie iſt in dem Zuſtande, welchen ſie nach mehrfachen Zerſtörungen erhalten, nur noch von unbedeutender Größe; die Häuſer ſind klein und weit von einander entfernt, die Straßen ſchmuzig. Gutes Trinkwaſſer fehlt nach Owens Bericht. Einen eigentlichen Hafen hat Pata nicht, doch können Schiffe eine Meile vom Lande in der

von Kiſingati-Eiland und den Albatroßinſeln gebildeten Bucht ohne Gefahr vor Anker gehen Die Stadt Siu oder Siwi beſitzt ein Fort und iſt, wie die Karte ausweiſt, an einem von Norden her tief in das Land einſchneidenden, ſchmalen und nicht ſehr tiefen Meeresarme gelegen. Faſa liegt im Oſten der Inſel, gleichfalls an einer Meeresbucht; ſie ſcheint größer zu ſein als Pata und war zur Portugieſenzeit wol noch bedeutender, denn der Jeſuit Geronimo Lobo, welcher im Jahre 1724 ſich hier aufhielt, berichtet von einem Auguſtinerkloſter, einer Faktorei und einer bequemen Landungsbrücke. Daß die Portugieſen damals ihre Wohnſitze nicht nur auf dieſe drei Städte beſchränkt hatten, bezeugen eine Menge Ruinen im Innern der Inſel.

Von der Inſel Manda oder Mandra läßt ſich wenig ſagen, da ſie ſeit dem Jahre 1806 nicht mehr bewohnt iſt; die früher hier gelegene arabiſche Stadt wurde von Fum' Alote, dem damaligen Sultahn von Pata, zerſtört, und ebenſo wurden auch ſpäter Niederlaſſungsverſuche der Araber verhindert. Nach den zahlreichen, namentlich im Nordweſten der Inſel gelegenen arabiſchen Ruinen zu ſchließen, muß Manda vormals ebenſo bevölkert geweſen ſein wie die anderen Inſeln. Jetzt findet ſich nur eine Pflanzung an der Südſpitze der Inſel, dem Fort Schela auf Lamu gegenüber, welches die Einfahrt zu dem Kanale zwiſchen beiden Inſeln beherrſcht. Tigerkatzen, Civetten, Antilopen und Rebhühner (?) mit rothen Ständern beleben die mit Affenbrodbäumen, Dumpalmen und Kaſuarinen beſtandene Wildniß.

Als wichtigſte Inſel der Gruppe muß gegenwärtig Lamu gelten, theils ihres bedeutenden Handels wegen, theils weil die arabiſche Macht hier ihren Sitz hat. Ein ſchmaler und ſeichter Kanal trennt die Inſel vom Feſtlande, ein breiterer und tieferer von dem Nachbareiland Manda. Sie iſt trefflich bebaut und bringt außer Mtama-Hirſe, Reis, Früchten und Gemüſe viel Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel hervor. Die Preiſe der Lebensmittel ſind indeſſen nicht gerade niedrig, denn ein Ochſe, welcher im Gallalande zwei bis drei Thaler koſtet, wird hier nicht unter ſieben bis acht verkauft. Decken fand viel Fiſche und Krebſe auf dem Markte; dieſe wurden von den Eingeborenen auch an Bord gebracht. Zu Zeiten kann man ſich ſüdarabiſche Datteln hier verſchaffen. Eine wichtige Waare iſt die Simſim-Oelſaat, welche auf dem gegenüberliegenden Feſtlande in Menge gebaut wird. Die Stadt Lamu liegt auf der Oſtſeite der Inſel, am Fuße einer ſandigen Hügelreihe. Sie hat nach Owen, der ſie im Jahre 1823 beſuchte, 5000 Einwohner; nach Brenner iſt ſie nicht viel kleiner als Sanſibar. Von großen Schiffen kann ſie nicht erreicht werden, wennſchon von Süden her für Fahrzeuge bis zu drei Faden Tiefgang eine Straße längs der Inſel Manda hinführt. Von dem Platze, wo der Welf und die Lyra ankerten, iſt der Zugang weit ſchwieriger; der Paſſepartout mußte ſich mühſam durch labyrinthiſche Kanäle winden und gerieth hierbei einige Male auf Grund, ſodaß ſämmtliche Inſaſſen ausſteigen mußten; erſt nach zweiſtündiger Fahrt kam er am Ziele an.

Unter den Gebäuden der Stadt iſt das im Jahre 1811 errichtete Fort bemerkenswerth, ein gemauertes Viereck von einhundertundfünfzig Schritt Seitenlänge mit einem Thurme an jeder Ecke und mit Wällen von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe. So ſtattlich es jedoch von außen erſcheint, es würde, da es von den Arabern auf ihre gewöhnliche Art aus kleinen Steinen und Kalk zuſammengeklebt iſt, dem Feuer europäiſcher Geſchütze nur ſehr kurze Zeit widerſtehen können. Im Innern befinden ſich, wie auch in Sanſibar und Mombas, eine Menge Hütten für die Beſatzung und deren Familien. In Lamu beſteht ein Zollhaus des Sultahns von Sanſibar. Für die Volksbildung ſorgen vier Schulen, in denen die Kinder der Armen unentgeltlich Unterricht erhalten. Die Wohnhäuſer ſind eng zuſammengebaut, wie man Dies in arabiſchen Städten allgemein findet. Als Eigenthümlichkeiten mag noch erwähnt werden, daß die Schiffe der hieſigen Rheder zumeiſt Mtepe oder ſogenannte genähte Fahrzeuge ſind, und daß als Anker vorzugsweiſe hölzerne, mit Steinen gefüllte

Käſtchen dienen. Die genähten Boote ſowol wie die Holzanker bewährten ſich vortrefflich an dieſer Küſte; denn die Mtepe können das Auflaufen auf Felſen vertragen, ohne zu zerſchellen wie europäiſche Boote, und die beim erſten Anblick ſo ſonderbar ausſehenden Anker gehen bei felſiger Beſchaffenheit des Grundes weniger leicht verloren, als eiſerne, können überdies ohne große Koſten ſchnell wieder erſetzt werden. Die Kapitäne Owen und Boteler vom engliſchen Vermeſſungsgeſchwader lernten ſie bald ſchätzen und verſahen ſchließlich alle ihre Boote mit ſolcher Geräthſchaft, nur daß ſie Kugeln anſtatt der Steine zum Füllen des Kaſtens benutzten. In ſeinem Buche Voyage to East Africa etc. gibt Boteler eine Abbildung des Lamu-Ankers.

Decken und ſeine Begleiter kamen, durchnäßt von Meerwaſſer und von Regengüſſen, in Lamu an. Sie ſtiegen einſtweilen bei dem hier anſäſſigen Agenten des franzöſiſchen Sanſibar-Hauſes ab, da der Stadthalter Sud ben Hamued gerade auf der Schamba weilte. Als ſie ſpäter dem Araber ihre Aufwartung machten, fanden ſie ſehr freundliche Aufnahme d. h. erhielten, nach dem üblichen Austauſch von Höflichkeiten, zwei Ochſen zum Geſchenk, mit denen die Mannſchaften beider Schiffe ſich einen frohen Tag bereiten ſollte. Bei ſtockfinſterer Nacht gelangte man auf mannigfachen Irrwegen, aber ohne größeres Mißgeſchick als mehrmaliges Feſtſitzen, Anrennen gegen verſchiedene Fahrzeuge und etwas Regen, glücklich wieder an Bord. Folgenden Tages beſuchte der Baron die Stadt noch einmal, um Lebensmittel zu erhandeln.

Am 19. Juni Nachmittags 5 Uhr verließen beide Schiffe den Ankerplatz, nachdem die Lamuleute noch Briefe zur Vermittelung nach Sanſibar gebracht hatten. Die Nacht war regneriſch und wiederum ſehr unruhig; der Welf beſtand jedoch auch dieſe Prüfung gut, wennſchon durch den gewaltigen Stoß der hochgehenden Wogen viele Gegenſtände an Bord zerbrachen. Früh 9 Uhr am folgenden Tage tauchte das nächſte Reiſeziel, die Inſel Tula, im Norden auf; gegen 11 Uhr ging man, einige Meilen vom Lande ab, vor Anker. Der Baron begab ſich ſogleich in ſeiner Gig nach der Stadt, wo er zu ſeiner Freude den ihm ſchon von Sanſibar her bekannten Auweſi ben Hammadi antraf, einen gut unterrichteten, weitgereiſten Mann vom Stamme der Siu auf der Inſel Simambaia, und begütert längs der Küſte ſowie in den Somaliſtädten Jumbo und Brawa. Er ſollte die Expedition von nun an in ihrem Weiterkommen unterſtützen und begann ſogleich ſeinen Dienſt, indem er einen Lootſen ausſchickte und den Welf näher an die Stadt bringen ließ. Bei weiterem Verkehre ſchien es fraglich, ob Auweſi wirklich die Macht beſäße, deren er ſich früher gerühmt. Obgleich er Häuptling oder Sultahn zu ſein vorgab, war er doch im Grunde wol nicht viel mehr als Aufkäufer oder Agent für einige europäiſche Häuſer und als ſolcher allerdings ſehr bekannt, ja nicht ohne Einfluß. Da er aber auch habgierig und im hohen Grade durchtrieben war, blieb es ungewiß, ob man mehr Gutes oder Schlechtes von ihm zu erwarten hatte. Trotzdem erſchien er wegen ſeiner Kenntniß der Somali-Sprache und der Verhältniſſe an dieſem Theile des Feſtlandes ſowie wegen ſeiner verwandſchaftlichen Verbindungen im Norden vor der Hand unentbehrlich, bis ein Beſſerer ſich fand.

Nördlich und ſüdlich von Tula, von den Wituinſeln an bis zur Mündung des Djubaſluſſes, hat die Küſte eine außerordentlich zerriſſene Geſtalt: nicht daß tiefe Meerbuſen oder Fiorde in das Land eindringen, aber eine lange Reihe von Inſeln und Riffen zieht ſich, faſt gleichlaufend mit ihm in ziemlich gerader Linie nordoſtwärts hin. Die Araber nennen dieſe ganze Strecke die 366 Inſeln, denn ſoviel Inſelchen und Felſen behaupten ſie hier zählen zu können. Eine wirkliche Zählung auf der Seekarte ergab uns 479 ſolcher Stücken Land im Meere, und Owen gibt an, daß die Zahl derſelben, alle bei Flut trocken bleibenden

Felſen eingerechnet, 500 beträgt, daher der Name „die fünfhundert Inſeln“ für dieſen Küſtenſaum begründet iſt. Zwiſchen den Inſeln und Riffen auf der einen und dem Feſtland auf der anderen Seite befindet ſich an manchen Stellen ein ſchiffbarer Kanal, welcher hier und da durch mehr oder minder enge Straßen in Verbindung mit dem offenen Meere ſteht und ſo für die gebrechlichen, von furchtſamen Schiffern geleiteten Fahrzeuge der Eingeborenen ein höchſt willkommenes Fahrwaſſer bietet; zur Zeit des Kuſſi oder Südweſt-

Auweſi, Sultahn von Tuta.

Monſuns, wenn der Wind die aufgeregten Fluten faſt in rechtem Winkel gegen die Küſte treibt, würde ohne dieſe natürlichen Wogenbrecher ein Verkehr zur See hier faſt unmöglich ſein. Auch Schiffe von nicht unbeträchtlichem Tiefgange finden oft genügendes Waſſer in dieſer Binnenſtraße, ähnlich, nur in ungleich geringerem Maße, wie Dies weiter im Süden, bei Mafia, der Fall iſt. Während aber dort die Inſeln größer und verſchiedenartiger geſtaltet

ſind, haben die fünfhundert Inſeln faſt ausnahmslos eine langgezogene Form, ſind auch bei weitem nicht ſo fruchtbar als jene. Alle ähneln einander, und die Beſchreibung der einen genügt für die meiſten. Wir nehmen die Inſel Tula, eine der größten von ihnen, als Muſter.

Tula iſt etwa drei Seemeilen lang und eine Meile breit, umgeben von Riffen, über denen zumeiſt eine ſtarke Brandung ſteht. Genau genommen iſt Tula nur ein ſchmaler, ſandbedeckter Korallenrücken, faſt ohne Bodenerzeugniſſe, dürftige Gräſer und verkrüppelte Sträucher abgerechnet ſowie einige genügſame Kokos- und Dattelpalmen und angenehm ſchmeckende Waſſermelonen, welche die Araber in der Nähe ihrer Wohnungen gewiß nicht ohne Mühe pflegen. Dem entſprechend iſt auch die Bevölkerung von Tula eine ſehr geringe. Die ganze Stadt Tula, welche an der Weſtſeite der Inſel liegt, zählt nur ein Lehmhaus für den „Sultahn" und dreißig Hütten der Unterthanen; wenige Ziegen, Schafe und Kühe bilden den Viehſtand. Die Bewohner ſtehen in lebhaftem Tauſchverkehr mit dem Galla des gegenüberliegenden Feſtlandes. Einige der fünfhundert Inſeln dienen als Weideplätze, andere ſind ganz unbewohnt und beherbergen nur Zwergantilopen oder Geflügel des Strandes.

Was den Baron nächſt den Verhandlungen mit Aweſi am meiſten zu dem Aufenthalt in Tula bewog, war die Unterſuchung einiger in der Nähe mündender Flüſſe. Es ſind deren drei, der Durnford, der Tula und der Schambafluß, letztere beide faſt ganz unbekannt, erſterer wenigſtens in einer Strecke ſeines Unterlaufes von den Engländern aufgenommen. Von allen dreien war anzunehmen, daß ſie für den Dampfer Deckens nicht waſſerreich genug ſein würden, doch ſollte zu Nutz und Frommen ſpäterer Reiſender wenigſtens unterſucht werden, inwieweit ſie die Schifffahrt geſtatten.

Der bedeutendſte dieſer Flüſſe iſt augenſcheinlich der Durnford oder Wubuſchi, wie er nach Brenners ſpäterer Erkundigung im Lande heißt. Er wird von den Eingeborenen als bequeme wenn auch kurze Straße nach dem Innern ſtark benutzt, und alltäglich kann man zur günſtigen Jahreszeit mehrere mit den Erzeugniſſen des Landes beladenen Böte den Fluß herabkommen oder hineinſegeln ſehen. Einer der Eingeborenen erzählte, er habe dieſen Fluß einſt ſechs Tagereiſen weit ſtromaufwärts befahren bis zum Wanikadorfe (?) Kimana; dort würden die Ufer ſteil und felſig, ſodaß auch die Schifffahrt, wie er vermute, bald ihr Ende erreiche. Weiter ſtromabwärts, wo das Land an beiden Ufern flacher iſt, wird von den Anwohnern ein ſehr einträglicher Ackerbau getrieben, welcher Reis und Mtama, Mais, Zuckerrohr, Tabak und rothen Pfeffer in ſolcher Menge liefert, daß davon noch ausgeführt werden kann. Während aber der Boden in der Nähe des Fluſſes außerordentlichen Reichthum zeigt, ſoll er ſchon einige Meilen entfernt vom fruchtbringenden Elemente eine ganz andere Beſchaffenheit haben; denn dort nehmen Grasland, mit Waldpartieen, in denen einzelne hervorragende Palmenwipfel die Wohnungen von Menſchen verrathen, den trockneren Boden ein. Jedenfalls wäre es lohnend geweſen, dieſen Fluß näher zu unterſuchen, da er für eine etwaige europäiſche Anſiedlung außerordentlichen Vortheil zu bieten verſpricht; weil er aber bereits einigermaßen bekannt war und dem Reiſenden nicht allzuviel Zeit zu Gebote ſtand, wurde die Aufmerkſamkeit zunächſt auf den Tula und Schambafluß gelenkt. Nach Brenners Erforſchung im Jahre 1867 iſt der Wubuſchi nur ein Abfluß des achtzehn Seemeilen von der Küſte entfernten Kilowanje-Sees, welcher von dem Schiridi und dem ſeinem Urſprunge nach noch unbekannten Scherifluſſe geſpeiſt wird.

Am 24. Juni begab ſich eine kleine Geſellſchaft, beſtehend aus dem Baron, Link, Trenn, Brenner, Hitzmann und drei Negern, in dem Paſſepartout auf den Weg nach dem Tulafluſſe. Der Wind blies friſch und trieb viel Spritzwellen über Bord, doch gelangte man ohne Unfall zur Mündung. Ein Vergleich mit der Karte zeigte, daß die Sandbänke in

Natur ganz anders geſtaltet waren, als die Zeichnung ſie angab; wahrſcheinlich haben die vierzig Jahre, welche ſeit den Aufnahmen Owen's verſtrichen ſind, die Veränderung bewirkt, da ein Zweifel an der Genauigkeit der Meſſungen in ſolchem Umfange doch wol nicht geſtattet iſt. Verdächtig war es freilich, daß man auch einige andere, weniger leicht erklärliche Irrthümer in Aufzeichnung der vermeintlich portugieſiſchen Ruinen (63) bemerkte.

Eine eigentliche Barre beſitzt der Tula-Fluß nicht; es ſind nämlich einige Inſeln und Bänke vor ſeiner Mündung gelagert, welche das Anſpülen von Meeresſand verhindern und zugleich die Vermiſchung des leichten, Schlamm führenden Flußwaſſers mit der ſalzigen Flut verlangſamen, ſodaß die Ablagerung der erdigen Theile ſich auf eine weitere Fläche vertheilt. Immerhin aber iſt der Eingang zum Fluſſe bei Weitem nicht ſo tief als die obere Strecke deſſelben, welche öfters erſt bei ſieben Faden Grund zeigt. Das Fahrwaſſer iſt an vielen Stellen mit Sandbänken und kleinen Korallenriffen durchſetzt. Die Gezeiten verändern den Anblick der Mündung von See aus beträchtlich: bei Hochwaſſer iſt die offene Straße gewiß dreimal ſo breit als bei Ebbe. Wie faſt überall an dieſer Küſte, wo Süßwaſſer ſich mit ſalzigem miſcht, zeigen ſich Mangrove-Waldungen am Fluſſe; ſie nehmen das linke Ufer ein, auf dem rechten gewahrt man weite Sandflächen, welche binnenwärts ſich zu flachen, dünenartigen Höhen erheben.

Nach einigen Stunden Fahrt gerieth der Paſſepartout auf Grund und war, obgleich Alle ausſtiegen, nicht wieder flott zu bekommen. Erſt mit Hilfe von Matroſen der Lyra, deren Boote ſich gleichfalls im Fluſſe befanden, gelang es, den kleinen Dampfer in tieferes Waſſer zu bringen. Um Mittag wurde ein kleines Dorf, Namens Ngomani erreicht. Die Bewohner benahmen ſich ſehr freundlich und brachten ohne Weiteres Milch und Eier herbei, ſodaß man hier abzukochen beſchloß. Die Speiſekarte wurde vervollſtändigt durch einige Enten, welche man mit leichter Mühe in der Umgegend erlegte; als Zukoſt boten ſich Bananen, Jams und Melonen. Nach gehaltener Raſt fuhr man weiter und traf um vier Uhr in Kijiboni ein, wo der Empfang von Seiten der Einwohner ein gleich freundlicher war. Hier wurde das Nachtlager aufgeſchlagen.

Die Uferlandſchaft war ſchon einigermaßen verändert. Das Land zu beiden Seiten ſteigt etwas höher an, und die große Ebene des Innern, eine weite, mit dornigen Mimoſenbüſchen beſtandene und von einzelnen Baobabs überragte Grasfläche, tritt näher an den Fluß. An Federwild ſchien die Steppe, wie Jagdausflüge am andern Morgen lehrten, nicht beſonders reich zu ſein, dagegen ſah man in der Ferne zahlreiche Antilopen von einer „Tope" genannten Art. In der Nähe des Fluſſes fanden ſich Gänſe, prächtige Enten, Tauben, Geier und Scharen von Affen.

Kapitän Parr, der ſich am geſtrigen Morgen den Reiſenden angeſchloſſen hatte, kehrte heute nach zehn Uhr zurück, da er noch Verſchiedenes für ſeine nahe bevorſtehende Abreiſe nach Sanſibar vorzubereiten hatte; die Anderen fuhren gegen Mittag weiter und erreichten nach anderthalbſtündiger Fahrt das Dorf Kumbo, wo noch immer der Einfluß der Flut zu merken war. Unterwegs fuhr der Paſſepartout wieder einige Male feſt. Dazu rückten die höher werdenden rothen Lehmwände der Ufer näher zuſammen, und an einigen Stellen verengten Korallenfelſen, Sandbänke und umgeſtürzte Baumſtämme das Fahrwaſſer oft bis auf zwanzig Fuß, ſodaß der Baron, in Sorge, ſein kleiner Dampfer möchte Schaden nehmen, von einer weiteren Befahrung des Tula abſah. An eine Schifffahrt mit dem Welf konnte ja ohnehin unter dieſen Umſtänden nicht gedacht werden. Zu anderen Zeiten, erzählten die Leute, iſt der Tula-Fluß weit waſſerreicher, weil dann, wenn die großen Regen fallen, eine Menge kleine Rinnſale ſich in ihn ergießen; trotzdem aber bleibt er ein unbedeutendes Waſſer, welches nur für den Küſtenſaum einigen Werth als Verkehrsſtraße hat. Seine Quelle ſoll ein paar Tagereiſen weiter oben in einem Sumpfe liegen.

Das Dorf Kumbo besteht aus acht Hütten und steht unter einem Sultahn d. i. Schulzen, welchem übrigens die Einwohner große Achtung zollen. Vor fast allen Wohnungen sah man Antilopenköpfe und Büffelhörner liegen, deren einstige Träger allerdings nicht mit Waffen erlegt, sondern wol nur in Fallen gefangen und dann auf gefahrlose Weise abgeschlachtet worden waren. Um den Wildreichthum des Landes durch eigene Anschauung kennen zu lernen, entschloß sich der Baron zu einem zweitägigen Halt. Am nächsten Morgen ging er mit Brenner und einigen Eingeborenen, deren Bewaffnung in Spieß, Pfeil und Bogen bestand, in die Ebene hinaus, während die Anderen zurückblieben, um zu zeichnen, Pflanzen zu sammeln, oder der niederen Jagd obzuliegen.

Der Weg führte anfangs durch dichten Gestrüppwald, welcher manchmal vor Dornen der Akazien, Euphorbien und Asklepiadeen fast undurchdringlich war. Nur an einzelnen lichteren Stellen fanden sich friedliche, unbewehrte Gewächse, ein Baobab, eine afrikanische Eiche, oder ein anderer Baum, welcher in Gestalt seiner Blätter unserem Haselnußstrauche ähnelt. Wegen dieser Bodenbeschaffenheit gelang es nicht, ein Stück Wild zu erlegen, ja nicht einmal zum Schusse zu kommen; doch sah man zahlreiche frische Spuren von Nashörnern, Büffeln, Elephanten, Antilopen und Hyänen, bemerkte auch einige dieser Thiere selbst. Das einzige Beutestück war eine sieben Fuß lange, armdicke Schlange. Unbefriedigt, todtmüde, mit halbzerrissenen Kleidern und durchnäßt von langdauerndem Regen suchte man am Abende ein Lager. Die Nacht wurde unter dem Schutz eines Baumes zugebracht.

Der andere Morgen begünstigte die Jäger mehr. Nach langem Umherstreifen trafen sie gegen zehn Uhr auf eine etwa achtzig Stück starke Büffelheerde, welche sich lustig in einem Moraste suhlte. Der Wind war nicht recht günstig; die Thiere witterten schon in einiger Entfernung die Nähe ihrer Feinde. Als schnell einige Schüsse abgegeben wurden, stoben sie in rasender Eile von dannen. Wie bei solcher Menge der Thiere nicht anders zu erwarten, hatte jeder Schuß getroffen, einer sogar eine tödtliche Verwundung verursacht. Der Baron verschmähte jedoch eine weitere Verfolgung der Heerde, weil er diese Art Jagd genugsam kannte und wußte, daß die Mühe des Suchens sich nur in seltenen Fällen lohnt. Sein Begleiter aber, in welchem der Anblick des prächtigen Wildes die Jagdgier mächtig erregte, ließ es sich nicht verdrießen, mit einem der Eingeborenen den Spuren der Büffel zu folgen. Und siehe da, es glückte ihm, das inzwischen gefallene Thier nach einiger Zeit zu entdecken. Es war eine junge Kuh, deren Fleisch einen Braten von ausgezeichnetem Wohlgeschmacke gab.

Später, als die Jäger sich wieder vereinigt hatten, trafen sie noch ein Rhinoceros und einen Elephanten, doch gestattete auch hier die Dichte des Gestrüpps keine vortheilhafte Annäherung. Unter diesen Umständen, und da man nicht Lust hatte, noch eine Nacht im Freien zuzubringen, kehrten die Jäger nach dem Dorfe zurück. Von ihrem ausgezeichneten Führer geleitet, kamen sie gegen drei Uhr dort an und fuhren dann mit den Zurückgebliebenen noch an demselben Tage nach Kijiboni, dem zweiten der am Flusse liegenden Dörfer. Am folgenden Tage trafen sie an Bord des Welf wieder ein.

Noch weniger befriedigend war die Untersuchung des Schambaflusses, welche Herr von Schick mit den bisher an Bod gebliebenen Mitgliedern der Reisegesellschaft unternahm. Zwischen den kleinen, meist nur von Reihern und Pelikanen bewohnten Inseln und Riffen nordwärts dampfend, erreichte man nach fünfstündiger Fahrt die Mündung des Flusses, eine nicht sehr breite Oeffnung zwischen einem bewaldeten, niedrigen Kap im Norden und einer mit Busch bestandenen flachen, sandigen Spitze im Süden. Das Flußwasser schmeckte, selbst ziemlich weit oben, noch salzig — ein schlechtes Vorzeichen, welches jedoch die jungen Reisenden von der Ausführung ihres Vorhabens nicht abschreckte. Der Schambafluß zieht sich in

weiten Krümmungen nach Nord-Nord-Weſten in das Land; bald aber werden die Bogen enger, die Waſſerfläche wird ſchmaler, und wenn ſie bisweilen ſich erweitert, giebt ſie nur Bänken und flachen Inſeln Platz; die Mangrovebüſche endlich, zuverläſſige Zeugen vom Salzgehalt des Waſſers, umſäumen noch immer die Ufer. Vierzehn Seemeilen von der Küſte verengt ſich der Fluß hinter einer Sandbank dermaßen, daß man in ein Thor einzufahren meint, überwölbt von Bäumen, deren Aeſte weit ineinander reichen. Die aus grauem, fetten Thone geſchichteten Ufer ſind zumeiſt ſteil und hoch; ſteigt man über den Bereich der Mangrovebüſche empor, ſo blickt man in die weite, mit zahlloſen Fußſtapfen von Antilopen und anderem Wild überſäete Steppe.

Trotzdem ſetzte man die Fahrt, ſo gut es eben gehen wollte, fort. An vielen Stellen freilich mußte man mit Aexten ſich eine Straße bahnen oder mit Stangen die Hinderniſſe zurückbiegen; auch die Maſten, mit denen der Paſſepartout in der letzten Zeit ausgeſtattet worden war, mußten niedergelegt werden. Endlich war keine Möglichkeit des Weiterkommens mehr vorhanden; ſelbſt für den kleinen, kaum ſechs Fuß breiten Dampfer bot ſich keine Straße, obſchon bei einer auf zwanzig Seemeilen geſchätzten Entfernung von der Mündung die Tiefe des Waſſers immerhin noch zwölf Fuß betrug. Durch dieſe Fahrt des Paſſepartout wurde der ſogenannte Schambafluß als bloße Salzwaſſerader entlarvt, welche jedenfalls zur Regenzeit einige vergängliche Bäche aufnimmt, darum aber noch nicht auf den Namen eines wirklichen Fluſſes Anſpruch machen kann.

Da es zu ſpät war, an demſelben Tage zurückzukehren, wurde das Nachtlager auf dem zuletzt erreichten Punkte und zwar auf dem linken Ufer aufgeſchlagen. Einige Rebhühner gaben dem ſchnell an das Feuer geſetzten Reis einen außerordentlichen Wohlgeſchmack. Ein Schluck Kognak und ein Metallbecher voll Thee beſchloſſen das Mahl.

Die Nacht war abſcheulich, der Regen goß in Strömen, und das rieſige Feuer, welches den Wald fünf ſchöne Bäume koſtete, genügte nicht, die Reiſenden warm und trocken zu erhalten. Am anderen Morgen ſah der Lagerplatz ſchauerlich aus: er glich mehr einer Kothlache als einem Orte, wo Menſchen geſchlafen. In der Umgebung zeigten ſich zahlreiche Spuren von allerlei Wild und ſogar von Raubthieren; ein Elephant war, wie man aus den ungeſchlachten Fußſtapfen erkannte, bis auf vierzig Schritt der nichtsahnenden Geſellſchaft nahe gekommen. Nach einem Frühſtücke von Reis, dem Hauptnahrungsmittel bei ſolchen Ausflügen, fuhr der Paſſepartout wieder den Schamba hinab; gegen Mittag erreichte er eine etwa ſechs Meilen vom Strande liegende Ortſchaft, die einzige auf der ganzen Strecke. Man eilte ohne Aufenthalt dem Meere zu. Die unbedeutende Barre wurde ohne Schwierigkeit paſſirt; als man aber etwa zwei Meilen in offener See zurückgelegt hatte, erhob ſich ein ſolches Unwetter, daß es gerathen ſchien wieder in den Fluß einzulaufen.

Nun war es allerdings zu ſpät, um noch an demſelben Tage an Bord des Welf zu kommen; es blieb Nichts übrig, als die am Morgen verſchmähte Ortſchaft wieder aufzuſuchen. Erſt gegen ſieben Uhr Abend langten die Reiſegefährten in dem Dorfe an, und mit Mühe nur erhielten ſie von den Eingeborenen eine Ziege, welche in trefflichem Suahelireis gekocht bis auf den letzten Reſt in die hungrigen Magen wanderte. Die Anſiedelung beſteht aus ſechs Hütten und einer ſogenannten Moſchee und iſt zum Schutz gegen Thier und Menſchen mit einem Zaune umgeben, durch welchen eine enge Pforte führt. Auffällig erſchien es, daß die vom menſchlichen Verkehr beinahe abgeſchnittenen Dorfbewohner die Echtheit des Geldes, welches ſie für die Ziege empfingen, aufs ſorgſamſte prüften; wie Geldſchacherer in Europa legten ſie den Thaler auf die Fingerſpitze, ſchlugen mit einem Halbthalerſtücke, welches in der anderen Hand gehalten wurde, dagegen und ließen erſt, als ſie den hellen Klang vernahmen, den Handel für abgeſchloſſen gelten. Nächſten Tages erreichte man nach ſieben-

ſtündiger Fahrt, und nachdem man in der Nähe von Tula noch einige Male aufgeſeſſen hatte, gegen drei Uhr Nachmittags den Welſ.

Nicht auf mühſelige Forſchung allein beſchränkte ſich die Thätigkeit der Expedition, auch der Erholung und dem Vergnügen wurde einige Zeit gewidmet — ſo wenigſtens dachten alle Betheiligten zu thun, als, ſchon in den erſten Tagen nach der Ankunft in Tula, ein Jagdausflug nach der Küſte verabredet ward, an welchem auch Kapitän Parr mit einigen ſeiner Officiere Theil nahm. Die Herren von der Lyra ſchliefen, um rechtzeitig zur Stelle zu ſein, an Bord des Welſ. Am anderen Morgen beſtiegen ſie nebſt dem Baron und ſeinen Begleitern den kleinen Dampfer, der ſie, trotz kräftigen Windes und ſchäumender Spritzwellen, glücklich bis in die Nähe des Landes brachte. Hier begann ſchon das „Vergnügen", denn das Waſſer war fortan ſo ſeicht, daß Alle ausſteigen mußten; ſie hatten eine Viertelſtunde weit zu waden, ehe ſie aufs Trockene kamen. Nachdem ſie dann ihre Schuhe wieder angezogen und die Gewehre in Stand geſetzt hatten, erſtiegen ſie einen Hügel, welcher ihnen bisher die Ausſicht auf das Innere des Landes verſperrt hatte. Sie ſahen nun hinab über eine unbegrenzte Fläche, eine gleichmäßig mit dünnem Holze beſtandene Ebene, welche nur hier und da von einer nackten Korallenmauer oder von gelben, burgähnlichen Termitenbauten unterbrochen iſt. Auf der anderen Seite angelangt, lernten ſie die Schrecken ſolcher Landſchaft kennen. Baum, Buſch und Kraut, Alles war bewehrt, Alles hatte Dornen eigener Art, gerade und widerhakig, kurz und lang. Wirklich lebensgefährlich aber war ein Aloegewächs, deſſen ſteife, ſpitzige Blätter mehrere Fuß hoch nach allen Seiten hin emporſtarren wie halbkugelförmig zuſammengeſtellte Lanzen; ſpitz wie die Nadeln und feſt wie Eiſen, durchbohren dieſe Blätter ſchon bei geringem Drucke das dickſte Leder ohne Weiteres: einen unvorſichtig Stolpernden würden ſie rettungslos ſpießen. Es galt alſo vorſichtig dahinzuſchreiten, um nicht Schaden an ſeinem Leibe zu nehmen oder die Kleider ſtückweiſe zu verlieren, und einen geſchmeidigen Körper mußte haben, wer hier durchdringen wollte; denn oft hatte man ſich bis nahe auf den Boden bücken, weil ein Beiſeitebiegen der gefahrdrohenden Aeſte und Zweige nur in ſeltenen Fällen anging. Das aber war bei der unbarmherzigen Sonnenglut eine ſchwere Arbeit; die Neulinge wurden mürbe von der ungewohnten Anſtrengung, und einem Jeden ſchien das Gewehr um zehn Pfund ſchwerer zu ſein.

Anfangs bemerkte man dieſe Beſchwerden weniger, weil ſich gar bald ein aufregendes Schauſpiel bot: eine Heerde von etwa dreißig der ſtattlichſten Giraſen tauchte in der Nähe auf, leider um wieder zu verſchwinden, ehe man ſich noch recht ſatt geſehen an der wunderbaren Geſtalt der prächtigen Thiere und an ihren ſonderbaren Bewegungen. In Kurzem zeigte ſich wieder ein kleinerer, aus nur drei Stück beſtehender Trupp deſſelben edlen Wildes. Vorſichtig, nach ſchnell verabredetem Jagdplane, ſchlichen die Hauptſchützen näher und immer näher an die friedlich graſenden Thiere heran. Dann ſtieg der Baron, um oberhalb des Geſtrüpps deſto ſicherer ſchießen zu können, auf einen Baum, ließ ſich ſeine Doppelbüchſe reichen, zielte und gab nach kurzem Beſinnen Feuer. Donnernd hallte der Schuß in die ſtille Ebene hinaus; von allen Seiten ertönten fremdartige Thierſtimmen, kleine grüne Papageien, flogen kreiſchend empor, und ehe ſie noch verſtummten, rollte von weither dumpf der Nachhall zurück. Die Giraſe war getroffen und ſchwer verwundet; auch zwei ihr nachgeſandte Kugeln ereilten ſie noch glücklich. Sie blieb nach kurzem Taumeln hinter ihren Gefährtinnen zurück, ſank ermattet nieder, raffte ſich noch einmal mit Sammlung aller Kräfte auf und trabte weiter, mühſam zwar, doch ſchneller als es den Anſchein hatte. In athemloſer Haſt, ſo raſch es die widerhakigen Dornen erlaubten, eilte Brenner ihr nach, der leidenſchaftlichſten Jäger einer, der zum erſten Male Wild ſolcher Art verfolgte. Er ſah die ihm ſicher dünkende Beute noch einmal fallen; aber ſie erhob ſich wieder und entfernte

ſich weiter und weiter. Bald mußte er das Nutzloſe ſeiner Anſtrengung einſehen — ſie war verloren für ihn, aber gewonnen für die Hyänen und Geier der Wildniß! Ein Glück noch, daß der „Neuling im Buſch“ von der Verfolgung abſtand; denn ſchon war er weit von den Anderen abgekommen, und nicht ohne Mühe fand er den Weg zurück. Erſt nach langem Rufen und Pfeifen fand die jagende Geſellſchaft ſich wieder vollzählig zuſammen.

Weiterhin tauchten noch mehrere Antilopenheerden von verſchiedenen Gattungen auf, aber es gelang nicht, eine Kugel anzubringen. Von größeren Thieren zeigten ſich an einem Waſſertümpel, den man ſpäter erreichte, ganz friſche Spuren; der Boden war nach allen Richtungen zerſtampft von den Füßen rieſiger Dickhäuter und quergefurcht von übermütigen Elephanten oder Rhinoceros, welche die Kraft ihrer Waffen an dem weichen Boden erprobt hatten. Der Gedanke, eine Nacht hier zuzubringen, um das großartige Wild wenigſtens zu beobachten, erſchien verlockend; aber die Klugheit rieth zu ſchleuniger Rückkehr, denn es war noch weit nach dem Strande, und man hatte für den Abend ein Boot zur Rückfahrt beſtellt.

Der mitgenommene Führer ſchritt anfangs rüſtig voran. Nach einiger Zeit verlor er indeſſen den Weg und entdeckte ihn nicht wieder, ſo eifrig er auch von der Höhe einer Termitenburg ausſpähete. Es blieb Nichts übrig, als ſich in gut ſcheinender Richtung tapfer durch das Geſtrüpp zu ſchlagen. Der Weg, wenn man ſo ſagen darf, war entſetzlich; das fortwährende Ausweichen vor drohend entgegengeſtreckten dornigen Armen, das Bücken und Kriechen, und die trockene Hitze ſowol wie das lange Faſten während der beſchwerlichen Arbeit des Tages verfehlten ihren Einfluß auch auf den Zäheſten nicht. In beinahe nervöſer Aufregung kämpfte man ſich vorwärts; wußte man doch nicht, ob die eingeſchlagene Richtung eine gute war, oder wie lange das harte Mühen noch dauern würde. Endlich erreichte man den freien Strand, allein, wie man bald bemerkte, weitab von dem früheren Landungsplatze. Doch die erwartete Schaluppe mußte hier vorüberſegeln; man konnte ſie vielleicht errufen und ſo einen langen, beſchwerlichen Weg erſparen. Brenner übernahm es, das Signal zu geben. Mit Jagdhorn und Büchſe, halb ſchwimmend und halb watend, drang er nach dem äußerſten Manglebuſche vor. Mit Schrecken aber bemerkte er, daß die Flut noch immer ſtieg; denn während ſie ihm anfangs bis an die Waden reichte, erhob ſie ſich jetzt ſchon über ſeine Kniee. Da erſchien in der Ferne ein weißes Segel, kam näher heran und war zuletzt kaum noch fünfhundert Schritt entfernt. Wohl bewußt, daß Aller Hoffnung jetzt auf ihm beruhte — denn fuhr das Boot vorüber, ſo war ihnen eine Nachtwache auf dem unſicheren Strande gewiß — ſetzte Brenner das Hifthorn an und blies mit aller Kraft ſeiner Lungen. Doch ungehört verhallte der gelle Ton. Das Boot war dem beinahe Verzweifelnden gegenüber; da erleuchtete ihn ein rettender Gedanke: er hatte ja ſeine Büchſe bei ſich, und wenn auch nicht zu hoffen war, daß ihr Knall das Rauſchen der Brandung beſſer durchdringen und mächtiger gegen den Wind ankämpfen werde als des Hornes Schall, ſo mußte doch das Pfeifen der abgeſandten Kugel die Aufmerkſamkeit der im Boote Befindlichen herbeilenken. Brenner zielte, da er die Tragkraft ſeiner Waffe genau kannte, nach dem Maſte des Bootes und ließ die Kugel darüber hinſauſen. Eine lebhafte Bewegung entſtand, und als der zweite Schuß dem Rohre entfuhr, drehten die Inſaſſen in Eile das Boot und ſegelten geradewegs in erwünſchter Richtung vorwärts. Die Harrenden wurden erlöſt und gelangten in Kurzem an Bord des Dampfers. Die Herren von der Lyra aber hatten genug von dieſer Bekanntſchaft mit dem Feſtlande und trugen kein Verlangen nach Wiederholung ſolcher Jagd; einer von ihnen war, ſozuſagen, ganz niedergebrochen von den Anſtrengungen des Tages und fand ſich außer Stande, mit ſeinen Gefährten zurückzukehren; er blieb über Nacht auf dem Welf und begab ſich erſt am Morgen auf ſeinen Platz.

Scheint es demnach, als ob die Jagd an dieſem Theile der Küſte ein undankbares Beginnen ſei, ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß Derjenige, welchem es wirklich um

Beute zu thun iſt, ſicherlich anders vorgehen würde, als es auf dieſer „Vergnügungstour“ geſchah. Bemühte man ſich zum Beiſpiel, das Wild der Küſte zuzutreiben, oder ſteckte man auf zweckmäßige Weiſe den Buſch in Flammen, ſo könnte man, mit der Büchſe ſowol als durch Fallen, das edelſte Wild in Menge erlegen. Verzeihlich wäre Dies freilich nur dann, wenn, wie es in Südafrika mit Flußpferden geſchieht, der Ertrag der Jagd für Handelszwecke verwerthet werden ſollte. Für ſolchen Fall jedoch bietet, wie man wol ſagen darf, kaum eine andere Gegend ſo beträchtliche Vortheile dar; denn nirgendswo finden Giraſen, Nashörner und Elephanten ſich ſo unmittelbar an der Küſte, faſt allerwärts muß man ſie hunderte von Meilen weit im Innern ſuchen.

Einundvierzigster Abschnitt.

Tage des Unglücks.

Die Lyra verläßt die Expedition. — Ein verhängnißvoller Ausflug. — Die Cholera an Bord. — Nach Kiama und Kap Bissel. — Der Welf strandet in Refuge Corner. — Mit größter Anstrengung wieder flott. — Eine Sklavenkarawane unterwegs. — Einfahrt in den Djubafluß. — Der Tod in den Reihen der Europäer, der Passepartout verloren!

Kapitän Parr, welcher dem Baron auf der Fahrt hierher so gute Dienste geleistet, war schon am 28. Juni nach Sansibar zurückgekehrt, um sich nach den Seschellen und von da nach den südafrikanischen Gewässern zu begeben, in denen er von nun an kreuzen sollte. Er hatte zuvor noch dem Reisenden mit einer Menge der nützlichsten Dinge ausgeholfen, namentlich ihm einen Vorrath von Kohlen überlassen, welcher dann auf Schiffen der Eingeborenen nach Tula und Brawa gebracht wurde. Der Dank, welchen ihm die Expedition für seinen freundlichen und thatkräftigen Beistand schuldet, wird nicht dadurch verringert, daß Parr von seiner Regierung die Weisung erhalten hatte, den Baron bei seinen Unternehmungen zu unterstützen, soweit Dies seinen sonstigen Pflichten nicht widerstritt; denn was helfen in solcher Ferne von der Heimat Befehle, wenn nicht guter Wille vorhanden ist? Dieser gute Wille aber, welchen Kapitän Parr und die Seinen sowie überhaupt die Officiere und Mannschaften dieser Station, Engländer wie Franzosen, in so vorzüglicher Weise gezeigt und bethätigt hatten, dieser gute Wille ist es, welcher die höchste Anerkennung verdient.

Die Expedition stand nun allein, sie war fortan auf eigene Kräfte verwiesen; und als ob mit der Entfernung der letzten europäischen Freunde ein guter Stern gewichen wäre, so brach jetzt Schlag auf Schlag das Unglück rasch herein. Ein unschuldig erscheinender Ausflug nach einem binnenwärts gelegenen See, von welchem die Eingeborenen berichtet hatten, sollte das Verhängniß herbeiführen und Veranlassung werden zu Krankheit, Noth und Tod für einen großen Theil der Reisegesellschaft.

Am Morgen des 4. Juli fuhren der Baron und Brenner, nebst zwei Führern aus Tula und drei Leuten von der Mannschaft des Welf, nach der Mündung des Tulaflusses. Sie landeten am südlichen Ufer bei einer schon früher gesehenen Ruine und wanderten dann längs der Küste auf dem feuchten Sande des Strandes südwärts, zur Linken das schäumende Meer, rechts wellige, mit Dornengestrüpp und Rispengras kümmerlich bewachsene Dünen. Nach kaum anderthalb Stunden erreichten sie das kleine Dorf Mondoju, dessen Bewohner auf schlechtem Boden ein wenig Mtama, Mais, Wassermelonen und Tabak bauen und, wenn sie im Alter zu größerer Anstrengung nicht mehr nütze sind, auf einfachen Webstühlen grobes Baumwollenzeug fertigen. Ein zweiter Ort, Scheje, bestehend aus fünfzehn mit Leuten

vollgepfropften Hütten, wurde nach weiteren zwei Stunden erreicht. Es war ein Fiſcherdorf, ohne Spuren von Anbau ringsum. Schon von Weitem verrieth ſich das Gewerbe der Bewohner durch einen abſcheulichen Geruch, der von den Tauſenden zertheilter Fiſche ausging, welche auf den Dächern der Häuſer und auf dem Sande zum Trocknen auslagen, und von widrigen Haufen faulenden Gedärmes in unmittelbarer Nähe der Wohnungen. Trotz des Geſtankes, und obwol das Trinkwaſſer brackig war, mußte Decken hier über Mittag halten laſſen, weil man die nächſten vierundzwanzig Stunden kein Waſſer wieder zu erwarten hatte. Um drei Uhr ging es weſtwärts weiter in das dichtverwachſene Land hinein, bis man gegen Abend an eine paſſende Lagerſtätte kam.

So kurz auch der Aufenthalt in Scheje geweſen, er hatte genügt, den Raſtenden die Keime des Todes zuzuführen; denn in dem Dorfe weilte ein unheimlicher Gaſt — — die Cholera, jene furchtbare Seuche, welche damals, von Indien und den heiligen Stätten Arabiens ausgehend, halb Europa in Angſt und Schrecken verſetzte. Ohne eine Ahnung, von der Nähe des Todesgeſpenſtes zu haben, ſetzte man wohlgemut die Wanderung fort, und noch unbekannt mit der Gefahr erreichte man nach Mittag des folgenden Tages den See; ſelbſt des einen Führers Klagen über Leibweh erſchien ohne Bedeutung!

Von Scheje aus gleicht die Landſchaft der bei früheren Ausflügen durchwanderten. Der Boden, urſprünglich Meeresgrund, wie die überall hervorragenden, ſcharfkantigen Korallengrate errathen laſſen, iſt mit dichtem Geſtrüpp von Dornſträuchern der verſchiedenſten Arten bedeckt. Erſt nach einem beſchwerlichen Marſche von ſechs Stunden erreicht man einen bewaldeten Höhenzug, der, in gleicher Richtung mit der Küſte laufend, die troſtloſe Ebene begrenzt, vormals vermutlich der Grenzwall gegen die See; er erhebt ſich, wie der Baron mit Hilfe des Siedethermometers fand, 500 Fuß über die Meeresfläche. Die Hügel beſtehen nach Brenner aus buntem Sandſteine und geben an ihrem Weſtabhange einigen Quellen Entſtehung. Unter einer Palme, welche den Gipfel dieſer Küſtenkette krönte, ließ die ermüdete Reiſegeſellſchaft ſich nieder. Von hier aus eröffnete ſich ein reizender Blick in eine minder trockene, von einer zweiten Hügelkette abgeſchloſſene Ebene: friſche Grasflächen wechſelten mit Buſch und Wald — es war das von früher her wohlbekannte Parkland des Innern. Dem entſprechend zeigte auch das Thierleben größere Mannichfaltigkeit. Während man in der Küſtenlandſchaft nur einige Rhinoceros geſehen und eine Rieſenſchlange von vierzehn Fuß Länge bei ſieben Zoll Dicke erlegt hatte, zählte man hier von einem Punkte aus ſechszehn Giraſen, deren ſchlanke Hälſe mit dem leicht gehörnten Haupte hoch über den Büſchen ſchwankten, weiterhin aber zeigten ſich größere Trupps von Oryx- und Kudu-Antilopen, und auf den Hügeln kletterte eine Pavianheerde umher, welche bei ihren haſtigen Bewegungen eine Menge Steine herabrollen machte. Mit neuem Mute ſtiegen die Reiſenden bergabwärts; auf jedem Schritte faſt ſahen ſie etwas Neues und Anziehendes — vielleicht daß der lange, läſtige Marſch durch die dornenreiche Wildniß das Gemüt für die Schönheiten dieſer friſchen Ebene empfänglicher gemacht hatte. Unterwegs ſcheuchte man oft Frankoline, Haſen und größeres Wild, namentlich aber Perlhühner in Menge auf, hatte auch das Glück, Mehreres für die Küche zu erlegen. Eine Schildkröte von über zwei Fuß Länge mußte man, um die Kräfte der Leute zu ſchonen, liegen laſſen. Eine eigenthümliche Antilope war das weſentlichſte Stück der Jagdbeute. Das Hintertheil des lebhaft gefärbten Thieres war außerordentlich ſtark entwickelt und hochgewölbt, während Bruſt und Vordertheil verhältnißmäßig ſchmal erſchienen, auch der Hals nach dem Kopfe zu ſehr dünn wurde. Der Körper maß vier Fuß vier Zoll rheinl. in der Länge, drei Fuß acht Zoll am Widerriſt, der Hals zwei Fuß zwei Zoll; Naſe und Maul waren ſchwarz, die Haare ſtarr und von gleichmäßiger fuchsrother Farbe, nach dem Leibe zu aber mattroth.

Hinter dem zweiten, mit Wald bedeckten Höhenzuge zeigte ſich der ſogenannte See, das

Ziel des Ausflugs. Der Baron fühlte sich enttäuscht, als er die unbedeutende Wasserfläche sah. Es war ihm zwar nicht unbekannt, daß der Suahelibegriff „Siwa" ein sehr dehnbarer ist und sowol eine Pfütze wie eine mächtige Wasserfläche bezeichnen kann; unter Siwa mkuba oder „großer See" hatte er sich aber doch etwas anderes vorgestellt. Der Siwa bestand aus einer langen Reihe einzelner Teiche und Lachen, welche vielleicht, selbst vereinigt, nicht einmal den Namen See verdient hätten. Trotzalledem war der Anblick ein erquickender; der helle Wasserspiegel blinkte so freundlich, und die Hoffnung auf Ruhe nach so langem Marsche ließ die ziemlich kahlen Ufer schöner erscheinen. Die Längenachse der Teichkette geht von Süd-West nach Nord-Ost, also in gleicher Richtung mit der Küstenlinie und mit den überschrittenen Hügelketten. Zwei Höhenzüge engen das nur zweihundert Schritt breite Seebett zu beiden Seiten ein. Der Boden besteht aus dunkelgrauem Thone, wie wir ihn schon oft an Stellen gefunden haben, welche zeitweise vom Wasser bedeckt sind. Von der Hitze zersprungen und zerklüftet, wird er noch rauher durch die tiefeingedrückten Fußstapfen von Elephanten und anderen Riesen der Thierwelt. Keine menschliche Wohnung war zu sehen; nur wandernde Galla sollen bisweilen hier rasten, um ihre Heerden zu tränken oder Elephanten zu jagen. Dafür aber war die Landschaft von den verschiedensten Vögeln belebt: große, graublaue Reiher stolzirten gravitätisch umher, an anderen Stellen, von ihnen getrennt, weiße oder graue Reiher; auf der Wasserfläche tauchten kleine braunrothe Enten mit prächtigem Gefieder; das Ufergebüsch tönte vom Locken der Perlhühner wieder, und über all dieses Geflügel herrschte ein rothbrauner Adler mit weißer Brust, wenigstens thronte er königlich auf dem Gipfel einer einzelstehenden Tamarinde; mit Anbruch der Nacht erschallte aber die Stimme eines höheren Gebieters, des Löwen. Ein Jagdausflug bei Mondenschein bot wegen der ungünstigen Bodenbeschaffenheit wenig Befriedigung; kleines Wild verschmähte man, und größeres zeigte sich nicht.

Ursprünglich wollte Decken der Jagd am See einen Tag opfern; da jedoch das Unwohlsein des Führers nicht nachließ, brach er ohne Zögern am Morgen des 6. Juli auf. Der Rückmarsch ging schnell von Statten; man erreichte, obgleich der Baron unterwegs etwas über Müdigkeit klagte, schon Nachmittags zwei Uhr das Dorf Scheje wieder und lagerte nicht weit davon am Strande. Tags darauf wanderte man über Mondoju nach den Ruinen an der Mündung des Tula-Flusses weiter und übernachtete hier nochmals, weil das Boot vom Welf erst für den nächsten Morgen bestellt war. Die Führer gingen dann nach Tula zurück, die Anderen begaben sich an Bord des Schiffes.

Jetzt, nach überstandener Anstrengung, kam die Krankheit, welche man wenige Tage vorher aus dem Fischerdorfe mitgenommen, zum Ausbruch. Nachmittag drei Uhr legte sich einer der drei Träger, um Mitternacht war er bereits eine Leiche. Er war an der Cholera gestorben! Seine Kameraden begruben ihn auf Anordnung des Barons sofort am sandigen Strande von Tula; bei der Rückkehr brachten sie die Nachricht mit, daß der eine Führer gestorben, der andere schwer erkrankt sei. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln — die Kranken wurden ins Badezimmer gebracht, die Gesunden mußten ein Zeltlager am Festlande beziehen — griff die Seuche weiter um sich: der zweite der Träger ward am folgenden Morgen befallen, und gegen Abend hatte auch er ausgelitten.

Am 12. Juli waren von den sieben Theilnehmern an dem Ausfluge nur noch zwei gesund, Brenner und Mabruk Speke, welcher mit Speke und Grant am Ukerewe-See gewesen war: der Baron war inzwischen gleichfalls von der Seuche befallen worden. Bereits geschwächt von Fieber und Dysenterie, womit sein Leiden begann, wehrte er sich doch tapfer, verhandelte noch täglich mit Muweji über die Weiterreise und entwickelte mit wahrer Aufopferung eine außerordentliche Thätigkeit, um der fortschreitenden Verheerung

Einhalt zu thun, ging ſogar, trotz aller Bitten, überall ſelbſt mit an die Hand, wo Hilfe nöthig war. Bald aber brach auch ſeine Kraft, er mußte ſich legen und konnte ohne Hilfe keine Bewegung mehr ausführen. Seine Sprache ſank zu einem leiſen Flüſtern herab; indeſſen war das Bewußtſein noch klar in ihm, er dachte an ſein Ende, verlangte Papier und Feder und ſchrieb mit größter Anſtrengung ſeinen letzten Willen nieder, welcher dann verſiegelt und Herrn von Schickh übergeben wurde. Doktor Link geſtand, daß er nicht das Geringſte mehr für den Kranken hoffe, und ebenſo dachten die Andereu, wenn ſie ſahen, wie der ſtarke Mann mit dem kräftigen Willen hilflos dalag, und wie er in den wenigen Tagen zuſammengeſchwunden war.

Die furchtbare Krankheit, welche Link als trockene Cholera bezeichnete, äußerte ſich bei den Negern zuerſt in krampfhaftem Zuſammenziehen der Beine und Arme; dann trat ein heftig brennender Leibſchmerz und Druck in der Magengegend auf, vereinigt mit quälendem Durſt, während unter bisweiligem Brechen eine klare Flüſſigkeit abging. Später erkalteten die Glieder, die fahlgrau gewordene Haut verlor ihre Friſche, ſodaß eine mit den Fingern zuſammengeſchobene Falte ſtehen blieb, bis der Kranke ſich wieder bewegte. Die Sprache wurde lallend und unverſtändlich, der Puls unmerkbar, die Augen fielen ein, wurden dann ſtarr oder verdrehten ſich, ſodaß man nur noch das Weiße ſah, und endlich erloſch der matte Lebensfunke ganz. Bemerkenswerth iſt, daß die erkrankten Neger während der ganzen Dauer des Anfalls nur ein- bis zweimal Ausleerung hatten; nach einem halben Tage waren ſie ſtets eine Beute des Todes. Link ließ die Patienten zuerſt kalt baden, ſoweit Dies bei einer Waſſertemperatur von 24° R. möglich, dann durch Reiben erwärmen, in wollene Decken einwickeln und heiße Sandbäder auf Leib und Kniekehlen anbringen. Um den brennenden Durſt zu löſchen, gab er Pfeffermünzthee ſoviel verlangt wurde, Einigen auch, welche Dieſes beſonders wünſchten, Reisſuppe mit viel Pfeffer; die Meiſten weigerten ſich indeſſen beſtimmt, irgend welche Arznei zu nehmen, ſie ſagten: „ich muß ſterben, ich will keine „Daua.“ Sie ſtarben in vollkommener Ruhe, gefaßt oder ſtumpfſinnig, wie man will — ihrem Glauben nach konnten ſie ja dem Geſchicke nicht entgehen, auch wußten ſie, daß Mahammeds Paradies ſie erwarte. Anders zeigte ſich die Cholera bei dem Baron: die krampfhaften Erſcheinungen fehlten, dagegen ergriff ihn eine furchtbare Dyſenterie mit Brennen im Leibe und Erbrechen, ſodaß er ſchließlich nicht einen Schluck Waſſer mehr bei ſich behielt.

Acht (?) Leute von der Schiffsmannſchaft ſtarben im Ganzen an der Cholera. Mabruk Speke blieb ſonderbarer Weiſe verſchont, doch entſtand bei ihm ein anderes, eigenthümliches Leiden: er klagte anfangs über Schwäche und Schmerzen in den Beinen, magerte dann in ſeinen unteren Gliedmaßen zu einem Gerippe ab, während der Oberkörper ſeine Beleibtheit behielt, und wurde ſchließlich, trotz kräftiger Verdauung, ſo hinfällig, daß er ſich nicht mehr zu erheben vermochte. Link wußte dieſe Krankheit nicht zu heilen; ſpäterhin verordnete ein Zauberer der Wabuni einen Kräuterabſud zum Einreiben der Beine, nach deſſen Gebrauch Mabruk in einigen Wochen vollſtändig genas. Nach ſeiner Rückkehr wurde er von der Elephantiaſis befallen. Brenner kam mit einem leichten Unwohlſein davon.

Auweji's Unentſchloſſenheit und Lügen hatten die Expedition übermäßig lange an dem Unglücksorte zurückgehalten. Der durchtriebene Miſchling ſchien zu wiſſen, daß er nicht gut durch einen Andern erſetzt werden konnte, und richtete hiernach ſein Benehmen ein. Erſt als der Baron nach langen Verhandlungen und unglaublichem Aerger erklärte, daß er auch ohne ihn am 12. Juli abfahren werde, gab er nach und kam noch in der letzten Stunde mit ſeinen Sklaven und einem Lootſen an Bord.

Am Morgen des beſtimmten Tages dampfte der Welf nach Norden, der Inſel Kiama (Kismaio der Seekarten) zu. Er konnte zumeiſt den inneren Weg zwiſchen Riffen und Feſtland

einhalten und gelangte gegen elf Uhr glücklich an den Ankerplatz im Weſten der Inſel, wo ſchon einige Schildkrötenfänger von Tula lagen. Auch hier hatte die Cholera gewütet; ſie hatte etwa ein Drittel der Bevölkerung hinweggerafft, war aber bereits ſeit vierzehn Tagen verſchwunden.

Die Inſel Kiama, die nördlichſte von den größeren der fünfhundert Inſeln, iſt etwas kleiner als die Inſel Tula. Wie dieſe beſteht ſie aus Korallengeſtein und Sand, der nur eine dürftige Pflanzendecke trägt, aber doch wenigſtens einige Bäume hervorbringt, nach denen man dort vergeblich ſucht. Ein etwa hundertſechzig Fuß hoher Bergrücken zieht ſich längs ihrer Oſtküſte hin. Man findet auf Kiama Scharen von Waſſervögeln, Perlhühner, Tauben und Antilopen, darunter auch die zierlichen Zwergböckchen. Die Einwohner ſind zumeiſt Suaheli mit einer Beimiſchung von Somaliblut (?). Sie bauen Bananen und Waſſermelonen in geringer Menge und weiden das von den Galla eingetauſchte Vieh auf dürftigen Grasflächen. Ihre „Stadt“ — einige dreißig Hütten mit einer maſſiven Moſchee, den Ueberbleibſeln eines Forts und etlichen Steinhäuſern — liegt an der Weſtſeite der Inſel; nahe dabei befinden ſich Kirchhöfe, welche an die von Sanſibar erinnern.

Kiama gegenüber läuft längs der Küſte ein hundertfünfzig Fuß hohe Korallenzug hin. Jenſeit deſſelben, geſchützt vor den ſcharfen Seewinden, grünt ein herrliches Thal, deſſen üppige Fruchtbarkeit den erfreulichſten Gegenſatz zu der Dürre des Strandes bildet. Einige ſchwarze Mauerreſte, welche Brenner zwiſchen angekohlten Gewürznelkenbäumen entdeckte, erzählten ſtumm aber beredt, daß ein Araber, von den Reizen des Thalgrundes verlockt, einſt eine Pflanzung hier anlegte; es kam aber, als die junge Niederlaſſung ſich ſchön zu entwickeln begann, eine Gallahorde, welche, in alter Feindſchaft gegen alles Mahammedaniſche, die blühende Stätte zerſtörte und nur rauchende Trümmer übrig ließ! Jetzt tummeln ſich nur Perlhühner und Frankoline, wo vor Jahren noch der Haushahn ſich ſpreizte, und leichtfüßige Gazellen durchſtreifen den ehedem ſorgſam gehegten Baumgarten. Brenner erlegte hier unter Anderem eine merkwürdige Antilope von der Größe eines Hirſches, aber mit ſehr langem, ſchmächtigen Halſe (3 Fuß 4 Zoll rhl.), welcher ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer Giraſe verlieh. Kurzes, hellgelbes Haar ohne irgend ein Abzeichen bedeckte den Leib, ein dunklerer Streifen zierte den Rücken. Ihr Wildpret war höchſt ſchmackhaft und zart, was von anderen Antilopenarten durchaus nicht immer gerühmt werden kann. Außerdem gab es Zwerggazellen, Tauben, Mandelkrähen, Ziegenmelker und viele kleine, gelbe Sperlingsvögel. Große Schildkröten und Schildkröteneier waren am Strande in Menge zu ſammeln. Letztere ſind kugelrund und von weißer, weicher Lederſchale umgeben; das Eiweiß iſt ſüß und viel zäher als das der Hühnereier; das verhältnißmäßig große Dotter, welches allein beim Erhitzen gerinnt, wird vorzugsweiſe als Speiſe benutzt.

Die Kranken wurden an das Feſtland geſchafft, wo die friſche Seeluft ſie beſſer durchwehte, und das Schiff gründlich gereinigt. Die Geſunden mußten öfters Holz fällen, weil man den mitgenommenen Kohlenvorrath ſchonen wollte; gewöhnlich ging dann die geſammte entbehrliche Mannſchaft mit, und diejenigen, welche nichts dabei zu thun hatten, gaben ſich der Jagd hin. Der Baron blieb auf dem Welf. Er hatte eine ſchlimme Kriſis zu überſtehen, erholte ſich aber dann wunderbar ſchnell wieder. Nach wenigen Tagen ſchon konnte der eben noch ganz entkräftete Mann ſich wieder eine leichte Beſchäftigung erlauben. Was ihn gerettet hatte, war nicht nur ſeine eiſerne Natur, ſondern vielleicht noch mehr ſeine erſtaunliche Willensſtärke: er gab ein glänzendes Beiſpiel von der Gewalt, welche der Geiſt über den Leib auszuüben vermag.

Am 24. Juli ließ Decken das Schiff weiter nordwärts nach Kismaio (Kap Biſſel) legen, theils um der Djuba-Mündung, dem eigentlichen Ziele der Fahrt, näher zu kommen, theils um

der Mannſchaft die vielen traurigen Erinnerungen aus den Augen zu bringen, denn auch in Kiama hatte man noch einige Gräber auswerfen müſſen. In Refuge-Corner, einer kleinen, nicht beſonders geſchützten Bucht im Süden des genannten Vorgebirges und acht bis zehn Seemeilen vom Djuba entfernt, ging der Welf anderthalb Meilen vom Lande vor Anker.

Schon in der erſten Nacht brach ein neues Verhängniß über die Expedition herein. Der Tiſchler Bringmann hatte die Wache; die Anderen ſchliefen ſorglos, als plötzlich der Schreckensruf ſie weckte: „das Schiff treibt!“ Im Nu eilten Alle auf Deck — ſie ſahen gerade noch, wie die Flut den Dampfer mit der Breitſeite flach auf den Strand ſetzte! Unter erſchütterndem Toſen warf die Brandung das leichte Schiff immer höher empor; Schlag auf Schlag ergoſſen ſich Sturzſeen über das Deck, und als die Ebbe eintrat, drückte ſich die Laſt auf der einen Seite immer tiefer in den Grund. Da ſank der Mond unter den Geſichtskreis, und dicke Finſterniß lagerte ſich über die Landſchaft.

Den ganzen Umfang des Unglücks erkannte man erſt am folgenden Morgen: fünf bis ſechs Spanten waren zerbrochen, mehrere Niete ausgeſprungen und die Radſpeichen, der Boden ſowie die Seiten des Schiffes in einer beſorgnißerregenden Weiſe verbogen. Gelang es nicht, den Welf bis zur nächſten Flut wieder flott zu machen, ſo konnte das Schickſal der Expedition als entſchieden gelten: ſie war vernichtet, noch ehe ſie das eigentliche Ziel der Forſchung erreichte, denn man konnte weder die Ladung fortſchaffen, noch lange hier bleiben, weil dann in wenig Tagen die überall umherſchweifenden Galla einen Angriff gewagt hätten. Keiner verhehlte ſich den Ernſt der Lage; daher arbeitete Jeder, Europäer wie Neger, mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte am Flottmachen des Schiffes. Die Einen räumten den maſſenhaft angeſchwemmten Sand vor dem Schiffe weg, die Anderen löſchten die Ladung; Einige verſtopften Lecke und wieder Andere ſchafften die beiden Anker durch die Brandung ſoweit als möglich in die See hinaus, um bei Eintritt der Flut einen kräftigen Zug ausüben zu können. Endlich, nach rieſiger Anſtrengung, ſtand das Schiff wieder ſo leer wie es auf der Werft in Hamburg geweſen. Da begannen die Wogen wieder mächtig an die dünne Eiſenwandung zu ſchlagen. Alle griffen nun zu; Dieſe ſchoben, Jene zogen; es wurde faſt Uebermenſchliches geleiſtet. Da bewegte ſich die feſtgefahrene Maſſe ein wenig, und, von einer ſchweren See gehoben, ward ſie wieder frei! Der Paſſepartout bugſirte ſie an eine geſchützte Stelle, wo ſie aufs Neue, und feſter als zuvor, verankert wurde.

Freilich befand ſich der Welf in einem traurigen Zuſtande; für die offene See taugte er nicht mehr, auf dem Fluß indeſſen hielt er ſich doch vielleicht bis zur Ankunft an der Grenze der Schifffahrt. Dann aber hatte er ſeine Schuldigkeit gethan und konnte immerhin als Wrack verroſten. Das Schlimmſte war, daß auch die Maſchine Schaden gelitten, namentlich durch Einſaugen von Sand in die Speiſepumpen. In Folge der großen Anſtrengung an jenem Tage wurde Brenner von einem gefährlichen Fieber befallen. Er war es hauptſächlich geweſen, welcher die Anker hinausgeſchafft hatte. Durchnäßt von der Brandung und durchkältet von dem ſcharfen Seewinde, wurde er bald ſo heiſer, daß er kaum ein verſtändliches Wort hervorbringen konnte. Nur ſehr langſam kam er wieder zu Kräften, und Monate hindurch war es zweifelhaft, ob er nicht an Bruſt oder Lunge einen ernſtlichen Schaden genommen.

Folgenden Tages wurden die ausgeladenen Gegenſtände wieder an Bord geſchafft. Schon war der größte Theil wieder geborgen, als Trenn und Auweſi, welche den Dienſt am Lande hatten, eine lange Reihe ſchwarzer Leute die Küſte herab kommen ſahen. Niemand zweifelte, daß es ein Raubzug der gefürchteten Galla ſei! Ein Boot wurde ſofort abgeſchickt, um Mannſchaft und Waffen zu holen, und der Baron begab ſich ſelbſt an Land. Als die verdächtigen Schwarzen näher kamen, klärte ſich indeſſen das Mißverſtändniß auf: es waren nicht beutegierige Feinde, ſondern Unglückliche, welche die höchſte Theilnahme verdienten, halb

verhungerte und zum Tod erſchöpfte Sklaven. Ihr Beſitzer erwies ſich, ſo ſonderbar Dies klingt, als ein ziemlich menſchenfreundlicher Mann; er trug keine Schuld an dem allerdings durch ſein Gewerbe herbeigeführten Elende, denn die Leute ſelbſt hatten ſich geweigert, die nöthigen Lebensmittel zu tragen. Viele von ihnen waren, unvermögend ſich weiter zu ſchleppen, bereits in der Einöde liegen geblieben — ein Los, welches mit qualvollem, ſicheren Tode gleichbedeutend iſt — die Meiſten ſahen aus, als ob ſie Brawa, das Ziel ihrer Wanderung, nicht erreichen würden. Was mag das Los ſolcher Sklaven unter einem fühlloſen oder grauſamen Herrn ſein?

Urſprünglich hatte Kapitän von Schickh nach der Mündung des Djuba gehen ſollen, um ſich die Einfahrt anzuſehen; da aber jetzt mit Schiff und Maſchine ſo viel zu thun war, begab ſich Decken ſelbſt mit Link, Auweſi, vier Tulaleuten und einigen Mann vom Schiffe am Morgen des 27. Juli auf den Weg. Schon am folgenden Tage, als man mit dem Verſtopfen der Lecke fertig war, kam Link mit einigen Leuten zurück. Er brachte friſche Lebensmittel von der Somaliſtadt Jumbo an der Mündung des Djuba, wo der Baron noch weilte, und einen Brief an Schickh, in welchem dieſer aufgefordert wurde, am nächſten Morgen mit ſteigender Flut die Einfahrt zu wagen.

Der verhängnißvolle Morgen des 29. Juli, an welchem der Welf eine ſo ſchwierige Probe beſtehen ſollte, war herangebrochen. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung und fuhr mit angemeſſener Geſchwindigkeit nordwärts. Anfangs ging Alles gut; gegen zehn Uhr aber verſagte der Kondenſator ſeinen Dienſt, und der Dampf ging aus, ſodaß das Schiff nicht mehr von der Stelle kam. Die Lage war überaus gefährlich; denn die See ging hoch und trieb die Wogen ſo heftig gegen das Schiff, welches jetzt an ſo mancher Stelle nicht mehr durch Rippen gefeſtigt war, daß einige der bei dem Unfalle hinter Kap Biſſel gelockerten Niete aufſprangen. Das Waſſer drang mit Gewalt in den Raum, und die Gegenſtände in der Kajüte fingen in Kurzem zu ſchwimmen an. Es glückte nun zwar, die Lecke wieder nothdürftig zu dichten; da aber Wind und Strom den kraftloſen Dampfer ſchnell der Küſte zutrieben, ſo war er dennoch verloren, wenn es nicht binnen wenigen Minuten gelang, die Maſchine wieder in Thätigkeit zu bringen. Man arbeitete mit der Kraft der Verzweiflung. Endlich ſah man, wie die Räder ſich wieder bewegten — doch es waren nur wenige Umdrehungen, welche kaum eine Wirkung auf das treibende Schiff ausübten. Da, als der Untergang ſchon unvermeidlich erſchien, erholte ſich die Maſchine, das Schiff gehorchte dem Steuer und bewegte ſich in nordweſtlicher Richtung weiter. Man mußte bereits in unmittelbarer Nähe der Mündung ſein, gewahrte aber immer noch Nichts von einer Einfahrt; auch hatte die See noch immer ein unverändertes Ausſehen, vermutlich weil die Flut das leichte Süßwaſſer zurückdrängte. Auf einmal lag der Fluß, ohne daß man vorher die Ufer auseinander gehen ſah, vor den erſtaunten Augen da. Jetzt galt es, die Sinne zuſammen zu nehmen und alle Kräfte aufzubieten! Mit Rad und Pinne zugleich ſteuernd, lenkte man den Welf in die mächtige Brandung; aber da hier der Fluß ſich in faſt ſpitzigem Winkel wendet, fuhr man am gegenüberliegenden Ufer auf einer Sandbank auf, glücklicher Weiſe nur mit halber Dampfkraft, ſodaß er keinen Schaden nahm.

Der Welf befand ſich nun in Sicherheit; wie aber war es dem Paſſepartout ergangen? Während der Fahrt war er mit zwei ſtarken Tauen hinter dem Schiffe befeſtigt geweſen. Hitzmann und zwei Neger bediente die Maſchine und hielten immer vollen Dampf, um im Falle der Noth ſelbſtändig weiter fahren zu können. Der Paſſepartout ſollte, ſobald der Welf die Barre paſſirt, vorbeidampfen und dem Baron Nachricht bringen. Doch es kam anders. Im entſcheidenden Augenblicke war das gefeſſelte Boot keiner ſelbſtändigen Bewegung fähig: jetzt

ward es von den ſtraffgeſpannten Tauen im buchſtäblichen Sinne des Wortes durch die Wogen durchgezogen anſtatt über ſie hinweg, dann wieder ließ der Zug nach, und es ſchoß mit Ungeſtüm gegen den Welf, als ob es deſſen Wandung durchbohren wollte. Die Schlepptaue brachen mit gewaltigem Ruck, als ſie eben gekappt werden ſollten — allein zu ſpät, das Waſſer war bereits in die Feuerung gedrungen, das Boot ward widerſtandslos zurückgeſchleudert, trieb nordwärts in die offene See hinaus und verſchwand, als eben der Welf um die Ecke bog. Die ſofort ausgeſchickte Jolle fand keine Spur mehr von dem kleinen Dampfer; auch Hitzmann war nicht mehr zu ſehen, nur die beiden Neger lagen zerſchunden und zerſtoßen am Strande. Sie erzählten, der Paſſepartout habe in der Barre ſoviel Waſſer eingenommen, daß das Feuer verlöſchte, und ſei dann ſichtlich geſunken. Als Hitzmann ihnen im letzten Augenblicke geſtattete, ſich zu retten, wären ſie von den Wellen ergriffen und mit Gewalt ans Land geworfen worden. Wieder zur Beſinnung gekommen, hätten ſie weder vom Boote noch von dem Mſungu Etwas mehr geſehen. Und Hitzmann blieb verſchwunden, obgleich man noch zwei Stunden am Strande wartete und ſuchte in der Hoffnung, daß wenigſtens die Leiche des unglücklichen Maſchiniſten angeſpült werden möchte. Einige Planken und das Namensbret des Paſſepartout, das war Alles, was die See herausgab! Auch ſpäter wiederholte Nachforſchungen hatten keinen beſſeren Erfolg. Es blieb, um das Verſchwinden Hitzmanns zu erklären, Nichts übrig, als anzunehmen, daß er von einem Haifiſch verſchlungen oder auch von den Wogen zwiſchen zwei Klippen eingeklemmt worden ſei; denn außerdem würde das Meer den fremden Körper nicht zurückbehalten haben.

So hatte denn der Tod auch an die Europäer Hand gelegt! Tiefe Trauer bemächtigte ſich der Gefährten, und bangend ahnten ſie, daß dieſes Opfer nicht das letzte ſein werde.

Zweiundvierzigster Abschnitt.

An der Mündung des Djuba-Flusses.

Erste Erlebnisse in Jumbo. — Lager am rechten Ufer. — Die Stadt und ihre Bewohner. — Weberei und Honiggewinnung. — Aufnahme der Flußmündung. — Die Inselstadt Dschungoni und Herr Arc Angelo. — Schwierigkeiten, einen Dolmetscher und Führer zu erlangen. — Auwesi entlassen, Abdio den Nur als Abbani in Dienst genommen.

Auf seiner Wanderung nach der Stadt Jumbo kam der Baron erst durch eine Strecke frischen Wiesenlandes, welches hier und da durch Gebüsch oder einzelne Dumpalmen anmutig unterbrochen war, dann durch ein Stück Unterholz mit vielen Dumpalmen, zuletzt über die Sanddünen und am Strande hin. Wasser traf er an drei verschiedenen Stellen in Löchern. Etwa zweihundert Schritt vom Meere fanden sich auch einige neunzig Schildkröteneier, von denen die Hyänen, nach den Fußtapfen zu urtheilen, schon eine gute Anzahl verspeist hatten. Kaum war die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Decken einsah, daß er sich zuviel zugetraut hatte. Mit der größten Mühe schleppte er sich weiter. Er zwang sich, auszuhalten, und erreichte in der That auch das Ufer des Djubaflusses, brach aber hier im buchstäblichen Sinne des Wortes zusammen. Seine Beinmuskeln, noch von der Krankheit geschwächt, waren krampfhaft angespannt, er konnte auch nicht einen Schritt weiter thun. Da er nicht wußte, welche Aufnahme er bei den Somali finden würde, schickte er Auwesi und einen andern Mann aus Tula nach der Stadt, um seine Ankunft vorläufig melden zu lassen. Nach langem Warten, gegen sieben Uhr Abends, erschienen die Abgesandten wieder, aber mit schlechter Botschaft: die Einwohner von Jumbo hatten sich geweigert, in irgend welche Verbindung mit dem Fremden zu treten, ja ihm Lebensmittel zu vertauschen; sie erklärten sogar offen, daß sie jeden Europäer, welcher ihre Stadt beträte, erschlagen würden. Der Hoffnung auf ein Obdach für die Nacht beraubt, suchte man sich im Freien nothdürftig einzurichten, baute von dem allerwärts umherliegenden Holze eine Schutzwand gegen den Wind und zündete ein Feuer an. Auwesi wurde sogleich wieder nach der Stadt geschickt, um nochmals mit den Einwohnern zu unterhandeln und ein Boot für die Ueberfahrt zu beschaffen.

Tags darauf ging der Baron den Leuten entgegen. Zu der kurzen Strecke bis zum Flusse brauchte er, matt wie er war, ziemlich zwei Stunden; dort angelangt, mußte er geraume Zeit warten, bis ein Nachen herüber kam, um ihn und seine Begleiter zu holen. Es war von Auwesi wenigstens soviel erreicht worden, daß das Mjungu nun in der Stadt bleiben und die Verhandlungen selbst führen durfte. Am anderen Ufer des Flusses empfingen ihn etwa ein Dutzend Einwohner und führten ihn nach einem großen steinernen Hause, wo

Digitized by Google

ſofort Ruhebänke herbeigebracht und die Verhandlungen begonnen wurden. Mit hochfahrendem Tone verboten die Aelteſten, mit dem Schiffe in den Fluß einzulaufen; und als ihr Beſucher erwiederte, daß er hierzu ihre Erlaubniß nicht brauche, weil der Fluß von Gott zur Benutzung von Jedermann gemacht ſei, auch Said-Madjid, dem das Land gehöre, ihm die Einfahrt geſtattet habe, ſagten ſie gar trotzig, ſie hätten den Fluß gekauft, und wer ihn befahren wolle, müſſe das Recht dazu bezahlen. Da ſie jedoch merkten, daß ſolche Gründe vor den Augen des Weißen keine Gnade fanden, verlegten ſie ſich auf eine andere Ausrede: ſie behaupteten, von Brawa abhängig zu ſein und ohne beſondere Erlaubniß der dortigen Obrigkeit die Schiffahrt auf dem Fluſſe nicht geſtatten zu können. Hierauf erklärte ihnen der Baron, er habe ſie überhaupt nur aus Höflichkeit um die Erlaubniß gefragt, ſei aber durchaus nicht ihrer Gnade unterworfen, noch geſonnen, ſich um ihr albernes Gerede zu kümmern; ſein Schiff werde unter allen Umſtänden am nächſten Morgen einlaufen. Gäben ſie ihre Einwilligung dazu nicht, ſo würden ſie nicht nur ſeiner Belohnung verluſtig gehen, ſondern auch ſich die Strafe des Sultahns von Sanſibar zuziehen, welcher alle nach ſeiner Stadt kommenden Jumboleute feſtnehmen würde, um die Mißachtung ſeiner Befehle zu beſtrafen; vor den Brawaleuten aber brauchten ſie ſich deshalb nicht zu fürchten, denn er ſelbſt würde die Häuptlinge dort brieflich unterrichten, daß die Bewohner von Jumbo Alles gethan hätten, um ihn zurückzuhalten, wenn auch ohne Erfolg. Jetzt fügten die Somali ſich in das Unvermeidliche, wieſen ein Haus zum Schlafen an und brachten Reis, Butter und Milch zum Geſchenk. Um ihnen jedoch keine Zeit zu einer Aenderung ihres Beſchluſſes zu laſſen, ſchickte Decken ſofort den Doktor nach dem Dampfer und bat den Kapitän, wie wir ſchon wiſſen, das Hochwaſſers des 29. früh zur Einfahrt zu benutzen.

Kaum hatte Link ſich entfernt, als die Somali von Neuem aufſäſſig wurden; ſie ſprachen in weit heftigerem Tone als vorher, und namentlich die jungen Leute, welche anfangs geſchwiegen, thaten ſich durch ungeberdiges Weſen hervor. Einige der Unverſchämteſten ſchrieen und tobten in ſo läſtiger Weiſe, daß der Baron die Geduld verlor und mit Aufbietung ſeiner ſchwachen Kräfte den Nächſtſtehenden zur Thür hinauswarf — die Anderen ſchlichen ſchweigend nach. Der Mut des einzelnen, noch dazu kranken Mannes mußte ihnen hohe Achtung eingeflößt haben; denn bald kamen ſie mit einer Ziege als Freundſchaftsgeſchenk zurück und benahmen ſich ſo liebenswürdig, daß man in ihnen kaum mehr die Leute erkannte, welche noch am Morgen vom Todtſchlagen der Fremden geſprochen hatten. Auch Andere, namentlich die Jumbo-Frauen Aweſis, beeilten ſich, ihre Freundſchaft zu bezeigen, indem ſie Eier, Butter und Hühner ſchickten. So war denn durch angemeſſenes Auftreten der Frieden hergeſtellt, und der Reiſende konnte einer ruhigen Nacht entgegenſehen.

Am folgenden Morgen erwartete Decken die Nachricht von der Einfahrt des Welf mit einiger Aufregung; hing doch von dem Ausfalle des Wagniſſes das Schickſal ſeiner ganzen Unternehmung ab. Er wollte nach dem Strande gehen, um in nächſter Nähe Zeuge der Ereigniſſe zu ſein, wurde aber durch heftige Schwindelanfälle daran verhindert und mußte ſich begnügen, den Dampfer, welcher um acht Uhr in Sicht kam, von der Stadt aus zu beobachten. Kurz vor der Barre hielt das Schiff, ſpäter ſetzte es ſich wieder in Bewegung, dann entſchwand es dem Blicke. Zwei Stunden vergingen, ehe der in Sorgen Harrende irgend eine Nachricht erhielt. Auch dann erfuhr er nur von einigen Leuten, welche er auf einen benachbarten Hügel geſchickt hatte, daß der Welf die Barre paſſirt und ſich im Fluſſe verankert habe; das Boot, welches er ſogleich nach der Einfahrt zu ſchicken befohlen hatte, kam indeſſen nicht, ebenſowenig ein von den Eingeborenen erbetener Baumkahn. So verfloſſen fünf peinliche Stunden. Endlich entſchloß er ſich, noch einmal zu verſuchen, ob ſeine Füße ihn etwas weiter als am Morgen tragen würden. Da erſchienen Link und Trenn in dem ſo lange erwarteten Boote. Sie ſprachen ihre Verwunderung aus, daß man den nach der Ein-

fahrt abgefeuerten — allerdings blinden — Kanonenſchuß hier nicht gehört hatte, und berichteten in Eile das Geſchehene, auch das Unglück mit Hitzmann und dem Paſſepartout.

Decken begab ſich, nachdem er die ſchmerzliche Kunde vernommen, ſogleich nach der Sandbank. Man hatte bereits das Schiff zu räumen begonnen, da man nicht hoffen durfte, es ohne dieſe Erleichterung flott zu bekommen. Erſt am folgenden Tage kam der Welf wieder frei und legte ſich dann etwas höher hinauf; ſpäter, als die Sachen wieder eingenommen waren, fuhr er nach Jumbo zu und ging oberhalb der Stadt vor Anker, in der Nähe des rechten Ufers. Ein ringsum von niedrigen Höhen eingefaßter Platz auf demſelben Ufer wurde von Buſchwerk gereinigt und mit einem Dornenverhau umgeben; dann wurden fünf Zelte aufgeſchlagen, eins für das Gepäck, die anderen für Link, Trenn und die Kranken der Mannſchaft, denen ſich auch die ſchiffsmüden Hunde zugeſellten. Das Lager entſprach zwar, ſchon der umliegenden Höhen wegen, nicht allen Forderungen, doch genügte es für die kurze Zeit, während welcher man hier zu weilen gedachte.

Auf dieſer von den Galla durchſtreiften Seite des Fluſſes dehnt ſich hinter einer üppigen Uferwaldung eine weite Steppe aus, welche von Wild aller Art, von Girafen, Zebra, Kudu-, Elenn- und Oryxantilopen, Springböcken, Zwerggazellen, Füchſen, Perlhühnern und Frankolinen geradezu wimmelt. Dem Lagerplatze gegenüber, auf dem linken oder Somaliufer des Fluſſes, liegt die Stadt Jumbo. Obwol auf einem Hügel erbaut und nur eine halbe Seemeile vom Ufer entfernt, iſt ſie doch vom anderen Ufer aus nicht ſichtbar, weil hoher Buſch ſie verdeckt. Da dieſer Hügel nach drei Seiten zu ſteil abfällt und auf der vierten an ein dichtes Dorngeſtrüpp grenzt, läßt er ſich mit Leichtigkeit gegen anſtürmende Feinde vertheidigen. Der nach Jumbo führende Weg iſt ſehr ſumpfig, bei hohem Waſſer ſogar überſchwemmt. Decken legte ihn häufig zurück, da er der nöthigen Schawri wegen faſt täglich in der Stadt ſein mußte; gewöhnlich begleitete ihn Link, welcher dann in der Zwiſchenzeit die Kranken der Ortſchaft beſuchte.

Die Stadt Jumbo, von früheren Reiſenden auch Jubaſtadt oder Jubo genannt, iſt den Seefahrern ſchon längſt bekannt, da man ſie von den Maſtkörben der Schiffe aus ſehen kann. Betreten worden iſt ſie aber unſeres Wiſſens bisher nur von dem Jeſuiten Geronimo Lobo, welcher im Jahre 1624 die Oſtküſte von Afrika beſuchte. Was dieſer von dem Orte ſagt, iſt indeſſen ſo unbedeutend, daß wir mit unſerer Beſchreibung allein auf die Berichte der Decken'ſchen Expedition angewieſen bleiben. Durch dieſe erfahren wir auch, daß Jumbo in früherer Zeit wiederholt von Gallahorden zerſtört worden, zum letzten Male etwa zehn Jahre vor Deckens Ankunft. Jetzt iſt die Stadt für dortige Verhältniſſe anſehnlich befeſtigt d. h. mit einer etwa acht Fuß hohen, mit Schießſcharten verſehenen Mauer umgeben, welche nur an einzelnen Stellen ſchmale Lücken oder Durchgänge hat, ſogenannte Thore. Dieſe Befeſtigung iſt es auch, welche der Ortſchaft den Namen Stadt verſchafft hat; der Häuſerzahl nach würde man ſie für ein Dorf erklären müſſen. Nur etwa fünfzig Lehmgebäude, welche ſich nicht weſentlich von den Hütten Sanſibars unterſcheiden, und ſechs ſteinerne Häuſer, darunter zwei Moſcheen, füllen den von Mauern umſchloſſenen Raum, und zwei- bis dreihundert Seelen mögen darin wohnen.

Die Somali von Jumbo zeigen noch nicht den reinen Somalitypus, da ſie in allzuhäufiger Berührung mit den gemiſchten Bewohnerſchaften von Brawa, Tula und Lamu ſtehen. Ihre Tracht weicht nur unbedeutend von der bei den Suaheli von Sanſibar üblichen ab: ſie tragen zumeiſt blos ein Schurztuch um die Hüften und legen nur bei beſonderen Gelegenheiten ein zweites Stück Baumwollenzeug über die Schulter; für gewöhnlich gehen ſie barfuß, auf der Jagd aber benutzen ſie einfache, aus Büffelhaut gefertigte Sandalen. Als Waffen führen ſie hauptſächlich Spere von gewöhnlicher Form und Schilde aus Flußpferdhaut, doch trifft man auch große, faſt fünf Fuß lange Bogen, welche vergiftete Pfeile mit eiſernen

Spitzen zu ſchleudern beſtimmt ſind; Feuerwaffen ſind zwar bekannt und gefürchtet, aber ſelten, weil nicht leicht zu beſchaffen. Die Frauen tragen das in Sanſibar beliebte, von den Schultern bis zu den Knöcheln herabreichende Schurztuch, dazu aber ein zweites, möglichſt buntes Stück Zeug, welches in verſchiedener Knotung um die Schultern geſchlungen wird; ihr liebſter Schmuck ſind große Perlen, nächſtdem ſieht man oft breite Meſſingringe über den Fußknöcheln und an den Armgelenken, häufig auch ſchwere Ohrgehänge, z. B. einen gehenkelten Mariatheresiathaler. Sie gehen immer verſchleiert aus, nur Sklavinnen zeigen das Geſicht unbedeckt. Ausdrucksvolle, meiſt ernſte Geſichter kennzeichnen die Bewohner von Jumbo; einzelne ihrer Frauen ſollen faſt ſchön zu nennen ſein. Bei Männern wie Weibern bemerkt man eine große Hagerkeit, was nicht auffallen kann, da ihre Nahrung faſt nur aus Fleiſch beſteht. Von Waden ſieht man kaum einen Anſatz, doch ſind die Beine ſehnig und großer Anſtrengung bei Kriegsmärſchen oder auf Jagden fähig. Geringer iſt die Muskelkraft der Arme, denn dieſe wird ſo gut wie gar nicht geübt. Die Ausbildung der Fußzehen erregt unſer Staunen; jede derſelben ſtellt ein ſelbſtändig bewegliches Glied dar und dient in vielen Fällen zum Erſatz der Finger. Gilt es z. B., einen am Boden liegenden Gegenſtand, und wäre er noch ſo klein, aufzuheben, ſo fällt es dem Somali nicht ein, ſich zu bücken: er ergreift ihn mit der großen und der zweiten Zehe und bringt ihn mit raſcher Bewegung zu den Händen empor; und Dies führt er ſo natürlich aus, daß man ſofort ſieht, jeder andere Weg zum Ziele würde ihm läſtiger ſein.

Wie die Somali überhaupt ſind auch die Bewohner von Jumbo mißtrauiſch gegen Fremde, wenn auch vielleicht jetzt nicht mehr in demſelben Grade wie früher. Ihre gefährliche Lage im Grenzgebiete der Galla und ihre Abhängigkeit von den gleichfalls den Fremden ungünſtigen Brawanern mag hierzu nicht wenig beigetragen haben. Indeſſen ſind ſie, wie wir aus Deckens erſter Verhandlung mit ihnen geſehen haben, mehr Lärmmacher als gefährliche Leute, eine Erfahrung, welche Guillain auch bei anderen Küſtenſomali ſchon vor zwanzig Jahren gemacht hatte. Hiermit ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß ſie nicht unter Umſtänden auch als Räuber und Mörder auftreten könnten; dieſe Eigenſchaften ſind ja bei faſt allen Strandbewohnern zu finden, warum nicht auch bei den von Natur ſchon ſchlimm gearteten Somali? Ihre im Jahre 1798 an Bootsmannſchaften der engliſchen Kriegsſchiffe „Leopard“ und „Dädalus“ begangenen Unthaten, welche auf den Karten durch die Namen „Refuge-Bai“ und „Murder-Shoal“ verewigt werden, ſind bei dem europäiſchen Seemann noch in gutem Angedenken, daher es von ihm thunlichſt vermieden wird, ſich der überdies hafenarmen Küſte zu nähern. Aber ſo abſchreckend ſolche Geſchichten auch wirken, man wird früher oder ſpäter lernen, auch mit dieſen Leuten umzugehen. Decken ſelbſt iſt während ſeines Aufenthaltes ſehr gut mit ihnen ausgekommen und hat nach der erſten Auseinanderſetzung keine Unannehmlichkeiten wieder mit ihnen gehabt. Einmal allerdings weigerten ſie ſich, das am Strande aufgeleſene Sonnenſegel des Paſſepartout gegen ein angemeſſenes Bergegeld auszuliefern, weil „Gefundenes ein Geſchenk Gottes ſei“, doch fügten ſie ſich nach Kurzem, als ihnen eine Friſt geſetzt wurde, und gaben es ohne Entſchädigung her. Jagd und Viehzucht ſind die Hauptgewerbe der Einwohner. Man baut ein wenig Mtama und Waſſermelonen, bezieht aber ſonſt Alles, was man an Bodenerzeugniſſen braucht, aus den weiter oben am Fluſſe gelegenen Sklavenkolonien, von denen bald die Rede ſein wird. Etliche Männer beſchäftigen ſich mit Verarbeitung der Baumwolle, und zwar weben ſie nicht nur ganz hübſche und dauerhafte Stoffe, ſondern ſpinnen auch das dazu nöthige Garn eigenhändig. Ihr Spinnrad iſt einfachſter Art, es wird mit der einen Hand gedreht, während die andere die Baumwolle zum Faden auszieht. Die Spindel zur Aufnahme des Garnes hat keinen Haken wie bei uns, und wie man ihn ſelbſt ſchon in Sanſibar ſieht, daher wird ſie jedesmal, wenn ein Faden von Armlänge geſponnen iſt, rückwärts gedreht, um ihn aufzu-

wickeln. Ebenſo iſt das Webgeräth von höchſter Einfachheit. Die Längsfaden werden, ähnlich wie bei uns vor Erfindung des Webſtuhls, mit Stöcken aufgeſpannt, und zwar unmittelbar über dem Erdboden. Vor dieſem Rahmen ſitzt in einem Loche von gehöriger Tiefe der Weber und handhabt mit großem Geſchicke ſein zierlich geſchnitztes Schiffchen. Zieht man die Mangelhaftigkeit dieſer Vorrichtung und die Lockerheit des Fadens in Betracht, ſo muß man das hier gefertigte Gewebe ſehr gut und gleichmäßig nennen; in Bezug auf Feſtigkeit und Dauer ſteht es ſogar dem allerdings glatteren und weicheren amerikaniſchen Zeuge voran. Mit welcher Schnelligkeit die Jumboweber zu arbeiten wiſſen, geht daraus hervor, daß ſie ein zwölf Fuß langes Stück, eine ſogenannte Schuka, in einem Tage fertig bringen. Frauen ſieht man ſelten am Webſtuhl, dagegen werden ſehr hübſche Flechtarbeiten von ihnen gefertigt; daß ihnen die Beſorgung der Wirthſchaft und die Abwartung des Viehes obliegt, bedarf kaum der Erwähnung.

Als Haupterzeugniß von Jumbo muß neben den Baumwollenſtoffen noch Honig und Wachs erwähnt werden. Ihrem Hange zum Umherſtreifen gemäß ſuchen die Somali ſehr gern die Stöcke der wilden Bienen auf, befeſtigen auch, um ſich dieſe Mühe zu ſparen, eigens aus Rinde gefertigte Bienenkörbe im Walde und ſammeln dann von Zeit zu Zeit die Waben, indem ſie Feuer unter den betreffenden Bäumen anzünden nnd ſo die Bienen verjagen. Jumbos Handel iſt unbeträchtlich, doch ſteht die Ortſchaft mit Lamu ſowol wie mit Brawa durch Küſtenpfade in Verbindung, durch letztere Stadt auch mit Bardēra und Ganane, den bedeutendſten Orten am Djuba. Mit Kamelen, welche hier ſchon häufiger benutzt werden, erreicht man Ganane in vier Wochen.

Nur das linke oder öſtliche Ufer des Fluſſes iſt von Somali beſetzt, auf dem rechten wohnen die Galla. Mit ihnen ſowie mit anderen Anwohnern des Djuba-Fluſſes werden wir im weiteren Verlaufe der Reiſe näher bekannt werden; für jetzt ſei nur ſoviel bemerkt, daß die Galla bei Jumbo dem Baron das Betreten ihres Gebietes bereitwillig geſtatteten.

Die erſte Sorge des Barons war, Briefe nach Sanſibar und Europa zu ſchicken mit einem Bericht über die bisherigen Ereigniſſe und namentlich über den Tod des armen Hitzmann; zugleich bat er den Hamburger Konſul um Ergänzung der ſo ſehr zuſammengeſchmolzenen Mannſchaft. Als er einen des Schreibens kundigen Mann fand, den Scheich Kulatēn aus Mukdiſcha, ließ er auch einen Brief an die Häuptlinge von Brawa ſchreiben, um, wenn auch nur aus Höflichkeit, die Erlaubniß zur Weiterfahrt zu erbitten und nebenbei die Schuldloſigkeit der Bewohner von Jumbo an ſeinem Eindringen in den Fluß darzulegen. Beide Sendungen, die nach Sanſibar ſowol wie nach Brawa, wurden ſogleich durch Eilboten befördert; jene kam aber erſt nach zwei Monaten an ihre Adreſſe, und auf dieſe lief gar keine Antwort ein.

Nach Dieſem vermaß Decken die Mündung des Fluſſes. Das erhaltene Bild war ein weſentlich anderes als das, welches die engliſche Seekarte bietet, was ſich leicht daraus erklärt, daß die zu jener Zeit mit der Aufnahme beauftragten Boote nicht in den Fluß ſelbſt eindrangen: wahrſcheinlich wurde damals nur ſoviel aufgezeichnet, als man vom Maſtkorbe des Schiffes aus ſehen konnte. Einige Lothungen ergaben die Waſſertiefe innerhalb der Barre zu drei bis vier Faden; weiter oben hielt ſie ſich zwiſchen zwei und drei Faden. Auf der Barre ſelbſt ſtand bei Ebbe nicht mehr als ſechs Fuß Waſſer. Die Strömung war ſehr kräftig und betrug im Durchſchnitt drei Meilen die Stunde, bei Flut weniger, bei Ebbe mehr; in letzterem Falle iſt die lehmiggelbe Färbung des Flußwaſſers über eine Seemeile vom Strande noch merklich. Der Meeresgrund vor der Mündung ſenkt ſich ſehr allmählich; in dreiviertel Meilen Entfernung wurde nur fünf Faden Tiefe gemeſſen, und erſt vier

Digitized by Google

Meilen vom Lande beginnen Tiefen von dreißig Faden. Eigentliche Gefahr bietet der Grund vor dem Djuba zwar nicht, doch ſind die Schiffe völlig ungeſchützt dem Winde Preis gegeben; ſie müſſen daher in der Refuge-Bai ſüdlich von Kismaio oder Kap Biſſel, in welcher der Welf beinahe verunglückt wäre, vor Anker gehen und finden hier bei Nordoſt-Monſun in der nördlichen, ſonſt in der ſüdlichen Ecke der Bucht genügende Sicherheit. Ein günſtiger Umſtand iſt es übrigens, daß während des Südweſt-Monſuns, zur Zeit der heftigſten Winde und der höchſten See alſo, die Schiffe infolge der allgemeinen Küſtenrichtung jederzeit vom Lande abkommen können. Kleinere Schiffe können innerhalb der Barre ankern; die Einfahrt iſt nicht ſchwierig, wenn man die Erfahrungen der Djubaexpedition berückſichtigt.

Um den weiteren Lauf des Fluſſes im Voraus kennen zu lernen, wurde am 6. Auguſt eine Bootfahrt nach dem oberhalb Jumbo gelegenen Somalidorfe Dſchungoni unternommen. Es fand ſich bei beträchtlicher Breite überall genügende Waſſertiefe, ſelbſt bei Dſchungoni, wo der Fluß durch zwei Inſeln in drei Arme getheilt wird. Hier hatte etwa im Auguſt 1855 der Engländer Arc Angelo (64) einige Tage geweilt. Er wollte den Fluß 250 Meilen weit befahren haben; nach übereinſtimmenden und bis ins Kleinſte gehenden Ausſagen der Eingeborenen ſtellte es ſich aber heraus, daß Herr Angelo niemals weiter gekommen war als bis Dſchungoni. Von Tula ausgehend, war er zur See bis nach Kismaio gefahren und hatte ſich von da zu Lande nach Dſchungoni begeben. Hier blieb er drei Tage. Während ſeines ganzen Aufenthaltes hat er die Inſel nicht ein einziges Mal verlaſſen; die Stadt Jumbo hat er nicht berührt, weil dieſe damals in Trümmern lag. Er verſchaffte ſich in Dſchungoni einige Kamele und ging mit dieſen nach Brawa, von wo er ſich nach Mukdiſcha wandte, um mit dem dortigen Scheich Kulatën in Handelsverbindung zu treten. Da Kulaten bei Angelos Ankunft ſich in Geledi bei Scheich Juſſuf aufhielt, ging Angelo auch noch dahin; hiermit aber ſchließt ſein Aufenthalt im Somalilande. Dieſe Ausſagen ſtimmten in allem Weſentlichen überein mit dem, was Guillain in Mukdiſcha erfuhr, ſodaß die Haltloſigkeit der Berichte Angelos als erwieſen gelten darf. Nicht viel mehr Zutrauen verdienen die Nachrichten des engliſchen Kapitäns Short, welcher im Jahre 1849 gleichfalls Hunderte von Meilen ſtromauf gefahren ſein wollte und durch ſeine Nachrichten von den dort geſehenen Schneebergen die Welt in Staunen verſetzte.

Bakari, der Aelteſte von Dſchungoni, welchen Decken ſchon in Jumbo kennen gelernt hatte, nahm ſeinen Beſucher ſehr freundlich auf und bewirthete ihn auf das Beſte mit Reis, Milch und Butter. Die Bewohner des Dorfes wetteiferten mit ihm, indem ſie Waſſermelonen, Butter, Honig und ein großes Schaf als Freundſchaftsgeſchenk in das Boot legten. Von der Weiterfahrt auf dem Fluſſe wollte Bakari nichts wiſſen, bevor die Antwort von Brawa eingetroffen ſei; er ſprach von allerlei Gefahren, welche ſeine Freunde bedrohen würden, von der Verantwortung für ihn, wenn er ſie ins Unglück gehen ließe, und verlangte ſchließlich, als er merkte, daß alles Dieſes nichts helfen würde, wenigſtens eine ſchriftliche Beſcheinigung, daß er ſein Möglichſtes gethan habe, um den Mſungu vor Unglück zu bewahren.

Decken vervollſtändigte hier mit Hilfe einiger Eingeborenen ein Galla-Wörterbuch, welches er in Erwartung öfterer Berührung mit dieſem großen Volksſtamme bereits am Oſi angefangen hatte. Nachdem er dann noch verſchiedene Erkundigungen eingezogen und ſich in den Hütten der Leute etwas umgeſehen, kehrte er an ſelbem Tage zurück.

Der Aufenthalt in Jumbo verlängerte ſich ungebührlich, weil es nicht ſobald gelang einen paſſenden Führer zu bekommen. Es meldeten ſich zwar mehrere Leute, Galla, Somali und Waſegua, alle aber hatten nur geringe Strecken vom Fluſſe geſehen und ſpannten überdies ihre Anſprüche ſo hoch, daß von einer Verhandlung keine Rede ſein konnte. Nicht geringe Schwierigkeiten verurſachte auch die Gewinnung eines Dolmetſchers, und doch war

es ſehr wichtig, einen tüchtigen Mann hierfür zu erlangen, weil von den Mitgliedern der Expedition keines der Somaliſprache kundig war. Erſchwert wurden die Bemühungen des Barons noch dadurch, daß die hieſigen Somali, welche Suaheli verſtanden, ſich einer von der Sanſibarſprache ſehr abweichenden Mundart bedienten. Endlich gelang es, einen Sklaven Namens Kero zu bekommen, welcher in den drei Hauptſprachen, Suaheli, Somali und Galla, große Fertigkeit beſaß. Er hatte ſich bisher ſeinen Unterhalt durch Jagd verdient, erhielt deshalb, da er mit Waffen umzugehen wußte, bei Antritt ſeines Dienſtes ein Gewehr.

Später meldete ſich als Führer ein freier Mann, Namens Baraka, welcher gleichfalls auf Jagdſtreifereien bis Bardēra gekommen war und hauptſächlich in dem Gebiete der Wabuni, eines Bruderſtammes der Galla, ſowie in den Waſegua-Anſiedelungen bekannt war. Einen Lootſen hatte man in ihm freilich nicht gewonnen; Dies war auch, wie man ſich bald überzeugte, nicht wol möglich, da der Djubafluß, ſo groß und ſchön er iſt, von den Anwohnern mehr als trennende und ſchützende Abgrenzung betrachtet wird, denn als verbindende Straße. In einzelnen Ortſchaften gibt es allerdings Baumkähne, groß genug um drei Ochſen zugleich einladen und nach den Weidegründen am andern Ufer ſchaffen zu können, aber dieſe dienen nur als Fähren; eine längere Fahrt ſtromauf- oder abwärts mit dieſen Kähnen gilt als etwas Unerhörtes, man zieht den beſchwerlicheren oder ſicheren Landweg vor.

Jetzt blieb noch übrig, einen Abani d. i. Schutz- und Geleitsmann zu gewinnen, denn der von Tula mitgenommene Scheich Auweſi hatte ſich ſchon nach kurzem Aufenthalte in Jumbo als ungeeignet erwieſen. Vierzehn Tage lag man bereits hier vor Anker; es war Feuerholz in Menge an Bord genommen worden, desgleichen Mtama und Mais ſowie eine kleine Herde Schafe; man hatte den Dampfer gründlich ausgebeſſert und mit einem neuen Anſtrich verſehen, die nöthigen Meſſungen vorgenommen, die Inſtrumente geprüft, Revolver, Gewehre und Kanonen eingeſchoſſen, kurz Alles zur Abreiſe vorbereitet, und noch hatte der gewünſchte Abani ſich nicht gefunden.

Da erſchien unerwartet noch in der letzten Stunde, von Lamu kommend, der Scheich Schigo ben Osman, einer der fünf Aelteſten von Brawa, mit einem Manne von ſeiner Verwandtſchaft, welchen er für das wichtige Amt in Vorſchlag brachte. Schigo mußte ein ziemlich vernünftiger Mann ſein, wenigſtens hielt er den Bewohnern von Jumbo die Dummheit vor, einem Dampfer das Eindringen in den Fluß verwehren zu wollen. Sein Verwandter, Abdio ben Abd el Nur, kam noch ſpät am Abend des 14. Auguſt, dem Tage vor der Abreiſe, an Bord. Auch er ſprach Suaheli, Somali und Galla; dazu hatte er einen „Bruder" in Bardēra. Er war ein ruhiger Mann von nicht unangenehmen Aeußeren, aber ſehr ſtolz und anſpruchsvoll. Daß er die Expedition nicht aus Freundſchaft oder aus Theilnahme ſtromaufwärts begleiten wollte, war offenbar, nur ließ ſich nicht ſogleich errathen, welche Hintergedanken ihn leiteten: ob er den Aufpaſſer ſpielen, oder den Baron verhindern ſollte, allzugenauen Einblick in die Verhältniſſe des Landes zu gewinnen, oder ob er die Reiſegelegenheit zu Handelszwecken ausbeuten wollte. Jedenfalls war große Vorſicht mit dieſem Manne nöthig, und der Baron war von vorn herein auf ſeiner Hut. Es war dem erfahrenen Reiſenden ſchon verdächtig erſchienen, daß die Verhandlungen ſo überaus ſchnell zum Abſchluſſe kamen; er beſchloß, Abdio in jeder Weiſe tüchtig zu überwachen, damit aus dem Schützer nicht etwa ein Verderber würde.

Dreiundvierzigſter Abſchnitt.

Stromaufwärts.

Freuden und Leiden der Flußfahrt. — Uferlandſchaften. — Die Sklavenkolonie Hindi. — Manamſunde und die Waſeguadörfer. — Die Wabuni, ihre Niederlaſſungen und ihre Sitten. — Gezwungener Halt bei Wegere. — Die während der Reiſe beobachteten Thiere: das Geierperlhuhn, Antilopen und Dickhäuter, Raubthiere, wilde Hunde, ein räthſelhafter Menſchaffe, das Krokodil. — Verirrung zweier Neulinge. — Böſe Stellen im Fahrwaſſer. — Die Ufer verändern ſich. — Ankunft in der Somaliſtadt Barbera.

Frühlingsluſt erfüllte die Herzen Aller, als endlich am 15. Auguſt der Welf ſeine Fahrt ſtromaufwärts begann. Es war ihnen zu Mute wie in der Heimat, wann ein trauriger, trüber Winter vergangen und der ſonnige Lenz vor der Thüre war, welcher Gräſer und Blüten erweckte, die Vöglein aus der Ferne rief und den Menſchen hinaus trieb in das Freie, daß er die Schönheit der verjüngten Natur genöſſe. Sie hatten Mühſal und Leiden erduldet, nun winkte ihnen der lohnende Genuß; und in dieſer Erwartung ſahen ſie Alles verſchönt, in verklärtem Lichte. Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit durchmuſterten ſie die Ufer des Fluſſes. Wo ein merkwürdiger Baum oder ein auffälliges Thier ſich zeigte, that ſich die Freude in lauten Ausrufen kund; und jede Biegung des Fluſſes zeigte ihnen etwas Neues und Unerwartetes. Dieſe Freude, ſo ſehr ſie vielleicht auch in der Einbildung beruhte, war den jungen Reiſenden wohl zu gönnen, und unrecht wäre es geweſen, ſie ihnen zu verkümmern; denn in der Hoffnung auf ſolche Genüſſe hatten ja die meiſten von ihnen die Heimat verlaſſen — Keiner wußte, ob ihm andere, greifbare Vortheile zu Theil werden würden, ſowol während der Reiſe als nach derſelben, wenn überhaupt ihm die Rückkehr beſchieden war! Uebrigens konnten ſie ſich dem Schauen und Bewundern nicht völlig hingeben; die Einen waren ja bei der Maſchine beſchäftigt, Andere mit dem Steuern des Schiffes, noch Andere mit Meſſung der Richtung und Fahrgeſchwindigkeit; aber ſie thaten ihre Pflicht mit einer Freudigkeit, welche dem Beobachter verrieth, daß ihnen Nichts angenehmer ſein könnte, als unter ſolchen Verhältniſſen mitzuwirken.

Nach kurzer Fahrt wurde gegen ſieben Uhr Morgens das bereits bekannte Dſchungoni erreicht, dann nach weiteren zwei Stunden ein auf dem linken Ufer gelegenes kleines Dorf Namens Mangomo, hinter welchem der Fluß einen außerordentlich gewundenen Lauf annimmt, ſodaß in Zeit von einer Stunde der Kompaß oft alle Himmelsrichtungen anzeigte. Die Schwierigkeiten einer Fahrt auf unerforſchtem Gebiete und bei ungewohnten Verhältniſſen ſollten gleich am erſten Tage offenbar werden. Um zehn Uhr hörte der Welf plötzlich auf ſich zu bewegen: der Dampf war ausgegangen, weil die Feuerleute es noch nicht ordentlich ver-

Digitized by Google

ſtanden, mit Holz allein die nöthige Hitze hervorzubringen. Man ſah ſich in Folge deſſen genöthigt, wieder zur theilweiſen Kohlenfeuerung ſeine Zuflucht zu nehmen. Später entdeckte man, daß das Holz ſchon am zweiten Tage, nachdem es gefällt worden, vortreffliche Dienſte leiſte, wenn man es nur ſofort der Länge nach ſpaltet und bis zum Gebrauch auf dem Verdeck liegen läßt.

Als der Dampfer kaum wieder in Bewegung gekommen war, hemmte ſich aufs Neue ſein Lauf, diesmal aber nicht aus inneren Gründen. Ein tückiſches Geſchick hatte es gefügt, daß man den ſchlechteſten Theil des Weges benutzte, während ringsum genügende Tiefe vorhanden war. Vor ſolchen Unfällen ſchützte die Anweſenheit eines Lootſen nicht, denn gerade wenn er vor Untiefen warnte, fand ſich mehr Waſſer als je, und meinte er, es ſei Alles in Ordnung, ſo konnte man beſtimmt darauf rechnen, in den nächſten Minuten feſtzuſitzen. Nachdem man wieder frei gekommen, ging noch zweimal der Dampf aus, worauf man wiederum feſtfuhr und ſo fort, bis bei bereits eintretender Dunkelheit eine Stunde hinter dem Dorfe Goſch, deſſen Pflanzungen ſich wol zwei Seemeilen weit am linken Ufer des Fluſſes hinziehen, der Anker geworfen wurde.

Bis hierher ſind die Ufer des Fluſſes dicht bewachſen. Hinter Jumbo herrſchten anfangs noch Mangrovebäume vor; ſpäter ſetzte der Wald ſich hauptſächlich aus Akazien und Tamarinden zuſammen, zwiſchen denen Dumpalmen, Affenbrodbäume und afrikaniſche Eichen, hier und da mit Schlingpflanzen verwachſen, bald einzeln bald gruppenweiſe ſtanden. Auf dem linken Ufer ließ ſich öfters die große, faſt baumloſe Grasebene ſehen, welche den oſtafrikaniſchen Küſtenſtrichen ihr Gepräge gibt, und bei den Ortſchaften bebautes Land mit Kerkerre oder Mtama, mit Mais, Bananen, Melonenbäumen und etwas Zuckerrohr. Paoiane und Meerkatzen mit weißem Halsbande belebten den Wald, Krokodile und Flußpferde das Waſſer, Königsfiſcher, weiße Reiher, Enten und andere Waſſervögel die Grenze zwiſchen beiden, die Sandbänke und niedrigen Uferſtellen. Hier und da ſaß auch auf einem einzelnen Baum ein weißköpfiger Adler von derſelben Art, welche ſchon am See Jipe und dem Oſiſluſſe öfters beobachtet worden war.

Am Morgen des ſechzehnten gelangte der Welf in zweiſtündiger, durch keinen Unfall unterbrochener Fahrt nach der Anſiedelung Hindi. Eine Menge Leute kamen an das Ufer und begrüßten das noch nie geſehene Wunderſchiff mit Jauchzen und Lärmen. Da man ſich hier Lebensmittel verſprechen durfte, wurde Abdio ben Nur an Land geſchickt; ihm folgte nach einiger Zeit der Baron mit Link. Die Ortſchaft Hindi liegt nur hundert Schritt ſeitwärts, aber ſo verſteckt im Wald, daß ſie vom Fluſſe aus nicht geſehen werden kann. Sie iſt von einem Pfahlzaune umſchloſſen, durch welchen zwei Thore führen. Decken ſchätzt die Zahl der Wohngebäude auf hundert bis hundert und fünfzig; einige davon waren rund oder oval, andere viereckig, die meiſten klein und niedrig, viele aber auch hoch und geräumig. Ebenſo mannigfach iſt die ſechs- oder ſiebenhundert Köpfe zählende Einwohnerſchaft. Es giebt hier Leute der verſchiedenſten Stämme: Wajegua, Wamrima, Waſchenſi und Eingeborene von Sanſibar, beſonders aber Leute aus dem Süden, Waniaſſa, Wahiao, Wabiſa und Wamakua, und alle ſind entlaufene Sklaven aus Jumbo oder Brawa. Das Verhältniß dieſer Sklaven zu ihren ehemaligen Herren iſt ein keineswegs feindſeliges; beide Parteien brauchen einander, ſie ſind auf gegenſeitigen Austauſch ihrer Erzeugniſſe oder Handelswaaren angewieſen: die Sklaven beziehen von der Küſte Gewehre, Pulver und Blei, Zeuge und Perlen und liefern dafür Mais, Mtama, Bananen und andere pflanzliche Nahrungsmittel, welche in die einförmige Fleiſchkoſt der Somali Abwechslung bringen. Nächſtdem bauen die Sklaven viele Waſſermelonen und etwas Simſim-Oelſaat, letztere jedoch hauptſächlich für den eigenen Gebrauch. Seit ſie ihre Herren verlaſſen haben, ſind ſie ſehr fleißige und geſchickte Ackerbauer geworden. Dies beweiſt, wie falſch die Behauptung iſt, daß die oſtafrikaniſchen Küſtenvölker zu Nichts

nütze wären und ſich keiner Arbeit freiwillig unterzögen. Fänden dieſe Leute mehr Abſatz für die Erzeugniſſe ihres Bodenbaues — und dieſes kann ſpäter, wenn der Fluß öfter befahren werden wird, nicht fehlen — ſo würden ſie ohne Zweifel das Land auf noch weit größere Strecken urbar machen und die Steppe umher in einen der geſegnetſten Landſtriche verwandeln. Die Aelteſten der Stadt nahmen den Reiſenden freundlich auf und ſchenkten ihm eine Ziege und ein Schaf. Merkwürdig war es, daß ſie, nachdem ſie die Gegengabe empfangen, nicht weiter bettelten, was ſonſt, an der Küſte ſowol wie im Innern, faſt ausnahmslos geſchieht; erklärlich wird Dies dadurch, daß ſie faſt gar nicht in Berührung mit fremden Händlern kommen, alſo keine Gelegenheit haben, die Laſter dieſer anzunehmen oder ihre eigenen ſchlechten Anlagen im Umgang mit jenen auszubilden.

In Hindi traf Decken einen Tulamann Namens Tſchakua wieder, welchen er vor zwölf Tagen von Jumbo ausgeſchickt hatte um Lebensmittel zu erhandeln. Der Schelm hatte das Vertrauen ſeines Herrn ſchmählich gemißbraucht, denn er konnte kaum ein Drittel der Vorräthe übergeben, welche er mit dem erhaltenen Gelde hätte erwerben können; er entzog ſich der verdienten Strafe durch die Flucht. Um ein Stück Wild zu erlegen, beſuchte der Baron mit Link, Brenner und den beiden Dolmetſchern am 17. das rechte Ufer des Fluſſes. Sie durchdrangen in etwa zehn Minuten den aus dicht verſchlungenem Laubholze und Gruppen von Dum- und anderen Palmen beſtehenden Uferwald und gelangten dann in eine weite Ebene mit mannshohem Graſe. Vom Thau bis an die Schultern durchnäßt, kehrten ſie nach einigen Stunden zurück, doch ohne Beute. In Folge der Erkältung bekam der Baron Anfälle von Fieber und Dyſenterie, welche ihn noch in den nächſten Tagen arg beläſtigten. Die Mannſchaft hatte den Aufenthalt bei Hindi benutzt, um einen Vorrath Brennholz an Bord des Schiffes zu bringen.

Am 18. Auguſt ſetzte ſich der Welf wieder in Bewegung. Die Heizer waren jetzt ſchon beſſer eingerichtet; der Dampfdruck ſank nie unter acht Pfund herab, hielt ſich ſogar meiſtentheils auf fünfzehn Pfund oder einer Atmoſphäre Ueberdruck, und die Fahrgeſchwindigkeit betrug trotz der ſtarken Strömung durchſchnittlich drei Seemeilen die Stunde. An kleinen Unfällen fehlte es jedoch auch heute nicht. Das Schiff gerieth mehrere Male auf Grund und verlor durch den Stoß mehrere Zeltſtangen, den Flaggenſtock, ein Waſſerfilter und ein Glasfenſter. In dem Uferwalde traten zum erſten Mal Kaſuarinen und einzelne Ricinusſtauden auf, und an vielen Stellen waren die von Schlinggewächſen überwucherten Bäume unter der Laſt der Schmarotzerbedeckung abgeſtorben. Die bebauten Strecken am linken Ufer des Fluſſes nahmen an Zahl und Ausdehnung zu. Es wurden vier Dörfer, Takie, Mlamba, Kigononi und Bogüe paſſirt, alle von Waſegua bewohnt; bei einer fünften Ortſchaft Namens Manamſunde ging der Welf vor Anker.

In Manamſunde wohnen, außer Sklaven von Mukdiſcha, Brawa, Jumbo und Tula, gleichfalls hauptſächlich Waſegua. Sie ähneln in Körpergeſtalt und Geſichtsbildung den Bewohnern des Paregebirges, tragen auch wie dieſe Meſſingringe an Armen und Beinen und dicke Perlenſchnüre über der Bruſt. Wie ſie ſelbſt erzählten, kamen ſie in der That aus Pare und Uſambara. Seit den ſechzig oder ſiebenzig Jahren, daß ihre Niederlaſſung beſteht, haben ſie ſich ſo beträchtlich vermehrt, daß ſie jetzt gegen viertauſend Köpfe zählen. Mit der Aufnahme von Nichtſtammesgenoſſen in ihre Gemeinſchaft ſind ſie ſehr zurückhaltend; höchſtens wenn ein Flüchtling Gewehr und Schießbedarf mitbringt, heißen ſie ihn willkommen. Sie beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich mit Ackerbau; denn wegen des zahlreichen Vorkommens einer giftigen, Tſetſe- ähnlichen Fliege können ſie nur Ziegen und Schafe, aber kein Rindvieh halten. Für ihre Lebensmittel forderten ſie ſo hohe Preiſe, daß der Baron ſich genöthigt ſah, den Handel abzubrechen; ſie ſchienen zu glauben, daß ihre

Waare unentbehrlich wäre. Am andern Tage jedoch gingen ſie mit den Preiſen herunter, da ſie wohl einſahen, daß ſie es mit einem Manne von feſten Entſchlüſſen zu thun hatten. Der Verkehr mit ihnen war fortan ein ſehr freundſchaftlicher: die Aelteſten brachten drei Ziegen an Bord und erklärten in übermäßiger Begeiſterung oder Demuth, daß ſie Alle des „großen Herrn“ Sklaven wären und ihn ſogar höher achteten als den Mulungu d. i. Gott.

Von Manamjunde an waren die Krümmungen des Fluſſes bei weitem nicht mehr ſo bedeutend als bei Hindi. An Stelle der Anſiedelungen der Sklaven und der Waſegua traten jetzt, ebenfalls am linken Flußufer, kleine Dörfer oder einzelne Hütten der Wabuni, eines zerſtreut lebenden und halbunterdrückten Gallaſtammes. In den zwei folgenden Reiſetagen paſſirte man vier ſolcher Niederlaſſungen. Wo die Hütten nicht bereits leer ſtanden, flüchteten die Inſaſſen eiligſt beim Nahen der Fremden, obgleich ihnen der Dolmetſcher ermutigende Zurufe nachſandte; wahrſcheinlich hatten ſie Grund genug, jedem Fremden ſchlimme Abſichten zuzutrauen. Decken benutzte bei einem Halte die Gelegenheit, ſich die innere Einrichtung dieſer dürftigen Wohnſtätten anzuſehen. Sie waren von halbkugelförmiger Geſtalt und blos am oberen Theile mit Gras und dürren Blättern bedeckt; jedenfalls dienten ſie nur für zeitweiligen Gebrauch. An Hausgeräth fanden ſich thönerne Kochgeſchirre und hölzerne Töpfe, letztere vermutlich zum Aufbewahren von Getreide beſtimmt, ferner einige Häute, kleine, aus Leder oder Stroh geflochtene Taſchen, Fiſchkörbe, getrocknete Fleiſchſtreifen, auch wol ein Meſſer oder eine Tabaksdoſe. Ein Zebraſchädel, welcher in einer der Hütten lag, bewies, daß die Wabuni ihre jedenfalls ärmlichen Waffen geſchickt zu brauchen wußten; eine Menge abgenagter Fiſchköpfe und leerer Schneckengehäuſe ließ errathen, welcher Art ihre Nahrungsmittel ſind. Sonderbarer Weiſe hauſte in einer der Hütten auch ein zahmes Ichneumon, welches wahrſcheinlich den Kindern zum Spielen gedient hatte. In einem anderen Dorfe ſah man einige fünfzehn Büffelhörner, auf hübſche Weiſe geordnet, auf dem Boden liegen. In dem nördlichſten der Wabunidörfer waren die Hütten anders eingerichtet und weit dauerhafter gebaut. Das eigentliche Wohngebäude ſtand zwei bis drei Fuß hoch auf eingerammten Pfählen; zwiſchen letzteren ſah man bisweilen Aſche und Kohlen, die Ueberreſte eines Feuers, welches die Leute angezündet haben mochten, um ſich gegen die feuchte Ausdünſtung der Erde oder gegen die Stechfliegen zu ſchützen.

Was wir außerdem über die Wabuni wiſſen, verdanken wir den Beobachtungen Brenners, welcher auf ſeinen ſpäteren Reiſen öfters in Berührung mit dieſem Völkchen kam. Sie wohnen bis zu drei Grad ſüdl. Br. hinab und nehmen überall eine abhängige, gedrückte Stellung ein. Sie haben eine hellere Hautfarbe als die Somali und im Gegenſatz zu dieſen durchweg gutmütige Geſichtszüge und wolliges Haar; von den Angehörigen der ſüdafrikaniſchen Völkerfamilie aber unterſcheiden ſie ſich wieder durch ein gedrücktes, unterwürfiges, ſcheues Weſen und durch den Mangel der Luſtigkeit und Selbſtzufriedenheit, welche die Neger in hohem Grade kennzeichnet. Die Sprache der Wabuni hat nach Brenner mehr Verwandtſchaft mit dem Suaheli als mit den Idiomen der Galla und Somali; ſie bedienen ſich derſelben aber nur wenn ſie allein ſind und ſprechen im gewöhnlichen Verkehre das Galla, oder verſtehen es wenigſtens. Ihr demütiges Weſen macht ſie bei ihren ſtolzen und herriſchen Nachbarn zu einem Gegenſtand der Verachtung. Wenn ſich z. B. zwei Galla ſchimpfen, ſo hört man nicht ſelten die beleidigenden Worte: „dein Vater war ein Buni!“ Ein anderer Grund ihres geringen Anſehens bei den Galla iſt der, daß ſie in Nahrungsnoth das Fleiſch von unreinen Thieren, von Flußpferden, Krokodilen, ſelbſt von gefallenem, bereits verweſenden Vieh genießen. Wie die Galla und Somali leben ſie hauptſächlich von der Jagd. Sie züchten übrigens auch kleines Vieh, jedoch keine Rinder, weil in den von ihnen eingenommenen Landſtrichen die Tſetſe-Fliege Dies unmöglich macht. Ihre erbärmlichen Hütten haben wir ſchon kennen gelernt; ſie ſind auch am Wabuſchifluſſe, wo Brenner ein

am linken Ufer gelegenes Lager von sieben- bis achthundert Wabuni besuchte, nicht dauerhafter und gleichen am meisten den leichtgefügten Zufluchtstätten der Galla. Ihre Todten begraben die Wabuni dort im Lager, an derselben Stelle, wo die Schlafstelle des Verstorbenen stand: diese wird eingerissen, der Leichnam auf die Erde gelegt und über ihm ein vier Fuß hoher Hügel aufgeworfen, welcher mit einem dichten Zaune von abgerindeten weißen Stecken umgeben wird, die oben zugespitzt und mit rother Erdfarbe bemalt sind.

Eigentliche Häuptlinge haben die Wabuni nicht; auf ihren Wanderungen jedoch gehorchen sie der Führung eines Aeltesten. Sie stehen, wenigstens am Wubuschi, gewissermaßen unter dem Schutze der Galla und entgehen so den Nachstellungen der Araber, denen sie als vortreffliche Sklaven willkommen sind. Ihrem Hange zum Umherschweifen und ihrer Scheuheit gemäß würden sie wahrscheinlich nie in Beziehung zu anderen Völkern treten, wenn sie nicht durch ihre leidenschaftliche Liebe zum Kautabak hierzu veranlaßt würden. Aber auch dann verleugnen sie ihre Eigenart nicht; sie legen ihre Waaren außerhalb der Ansiedelung nieder und warten geduldig, bis sie aufgefordert werden, näher zu treten. Ohne Geschrei und Lärmen tauschen sie ihr Elfenbein und Wildhonig gegen Tabak, eiserne Lanzenspitzen und grobe Schurztücher, und eben so still, als sie gekommen, kehren sie in ihre Wälder und Steppen zurück, um erst nach langen Monaten wieder die Händler zu besuchen.

Nach den soeben gegebenen Andeutungen über ihre Sinnesart erscheint es natürlich, daß sie Fremden gegenüber nicht feindselig auftreten: man darf sich ohne Bedenken ihrer Führung und ihrem Schutze anvertrauen. Und in diesem Zuge kommen sie wieder den Galla nahe, welche denjenigen, der ihr Zutrauen gewonnen oder sich unter ihren Schutz gestellt hat, gleichfalls nicht belästigen. Raubzüge, wie sie die Galla lieben, oder blutige Fehden wie die der Somali, sind bei ihnen unbekannt. Trotzdem gehen sie bei ihrer ruhelosen, entbehrungsreichen Lebensweise dem allmählichen Aussterben entgegen. Eine schreckliche Gewohnheit namentlich trägt dazu bei, daß ihre Zahl immer geringer wird: ihre Frauen treiben sich häufig die Leibesfrucht ab — ein Gebrauch, welcher unter ähnlichen Verhältnissen auch in Australien herrscht! Zu ihrer Entschuldigung läßt sich sagen, daß sie auf der Wanderschaft ihren Nachkömmlingen nicht immer die nöthige Sorge widmen können, und daß ihr Glaube, „diese unfertigen menschlichen Wesen würden von dem allschaffenden Geiste zu Affen gestaltet", sie keiner Versündigung bewußt werden läßt. Neuerdings hat sich eine bedeutende Anzahl Wabuni in dem aufblühenden Gallareiche Witu niedergelassen. Sie haben hier ihre Lebensweise verändert, sind seßhaft geworden und vermischen sich mit den anderen Bewohnern des Landes, was gleichfalls dazu beiträgt, ihr Aufhören als eigenartiger Stamm zu beschleunigen.

Nachdem der Welf am 25. und 26. August wieder gehalten hatte, um neues Brennholz einzunehmen, gelangte er in siebenstündiger Fahrt nach Wegere. Dicht hinter der Ortschaft stieß er plötzlich, ohne daß irgend ein Anzeichen die Gefahr verrieth, mit Gewalt auf den Grund. Er saß auf einem Steinhaufen fest und drehte sich, als die Maschine nicht mehr arbeitete, wie auf einem Zapfen ringsum. Rückwärtsgehen, zur Seite ziehen mit einem an Land befestigten Taue, Ausschiffen der Ladung aus dem Vordertheil, Alles nützte Nichts, sodaß man sich entschließen mußte, auch die Kohlen zu löschen. Erst am Nachmittag des folgenden Tages, als das Schiff vollständig ausgeräumt war, kam man wieder frei; man ging in angemessener Entfernung von der gefährlichen Stelle, einige hundert Schritt weit stromabwärts, vor Anker. Folgenden Tages wurde die Ladung wieder eingenommen, dann noch ein Tag auf Holzfällen verwendet.

Während die Mannschaft am Schiffe beschäftigt war, hatte Decken die Ortschaft Wegere besucht, in welcher er schon vorher durch ausgesandte Boten hatte Erkundigungen einziehen lassen. Die Einwohner waren bei beiden Besuchen sämmtlich geflohen, und zwar in solcher

Eile, daß ſie ihre Kochtöpfe mit türkiſchem Weizen nicht einmal vom Feuer genommen hatten. Dieſes Dorf beſteht aus zwanzig bis dreißig verſchiedenartig gebauten Hütten, von denen einige ſehr ſorgſam aufgeführt ſind, und wird gleichfalls von entlaufenen Sklaven bewohnt, welche indeſſen hauptſächlich aus dem Norden, aus Brawa, Mukdiſcha und Merka ſtammen; ihnen haben ſich einige Waſegua und Wabuni angeſchloſſen. Sie bauen Mais, Mtama, Bohnen, Kürbiſſe (Waſſermelonen?), ſowie etwas Tabak und Oelſaat für den Hausbedarf; von anderen Lebensmitteln ſind nur einige Hühner und Eier aufzutreiben. Die Niederlaſſung ſcheint noch nicht lange zu beſtehen und noch nicht ſehr geſichert zu ſein, was auch die mangelhafte Bewaffnung der Leute anzeigt; denn Decken fand bei ihnen außer mittelmäßig gearbeiteten Bogen, Pfeilen und Speren im Ganzen nur ein Schießgewehr.

Am 31. Morgens ſechs Uhr konnte die Reiſe wieder fortgeſetzt werden. Der Welſ fuhr nach Kurzem noch einmal feſt, kam aber bald wieder los und hatte um acht Uhr glücklich die ſchlimmen Stellen hinter ſich. Eine Stunde darauf zeigte ſich am linken Ufer wiederum eine ziemlich ausgedehnte Anſiedelung Namens Schonde. Man hielt ſich jedoch hier nicht auf, ſondern fuhr bis Nachmittag drei Uhr weiter und ging ſodann vor einem freien Platze vor Anker, welcher ſich trefflich für aſtronomiſche Beobachtungen eignete. Der Aufenthalt verlängerte ſich einige Tage, weil ein kleines Leck zu ſtopfen und das eine Schaufelrad auszubeſſern war.

Währenddeſſen wurden verſchiedene Ausflüge auf dem rechten Ufer des Fluſſes unternommen. Die Jagd fiel im Allgemeinen zur Zufriedenheit aus. Es wurden namentlich eine Menge Perlhühner, unter ihnen auch das farbenſchöne Geier-Perlhuhn (Acryllium vulturinum Hardw.) erbeutet. Das Somaliland ſcheint die eigentliche Heimat dieſes prachtvollſten aller Perlhühner zu ſein. Es iſt, wo es einmal vorkommt, nicht gerade ſelten, aber auch nirgends ſo häufig wie das gewöhnliche Helm-Perlhuhn. Nach Europa iſt es bis jetzt nur in wenigen Exemplaren gekommen: einige befinden ſich ausgeſtopft im Britiſchen Muſeum; zwei lebende, eins vom Baron von der Decken, das andere von Brenner mitgebracht, bilden den Stolz des Hühnerhauſes im Hamburger Thiergarten. Beide Vögel, welche ſich ſeit vielen Jahren vortrefflich gehalten haben, ſind leider Männchen; man konnte alſo keinen Verſuch zur Einbürgerung der Raſſe auf unſeren Hühnerhöfen machen. Ein Blick auf beiſtehende, von Leutemann nach der Natur gezeichnete Abbildung wird den Wunſch, dieſe prächtigen Thiere auch bei uns heimiſch werden zu ſehen, im Herzen jedes Hühnerrologen rege werden laſſen. Ihre Eingewöhnung im nordiſchen Klima kann übrigens nicht ſchwierig ſein, da ſie nicht wähleriſch im Futter ſind, die Kälte leidlich vertragen und nicht an beſonderen Krankheiten leiden. Das eine von Decken mitgebrachte Exemplar befindet ſich nun ſchon ſeit ſieben Jahren bei vollkommener Munterkeit im Hamburger Garten. Der Futtermeiſter Seidel — jetzt im Berliner Aquarium — deſſen Fürſorge es anvertraut war, ſchreibt mir über ſeinen Pflegebefohlenen: „das Geierperlhuhn iſt nach meinem Dafürhalten ein ſtolzes, edles Thier und zeichnet ſich vor ſeinen Gattungsverwandten nicht nur durch herrliche Zeichnung und Färbung, ſondern auch durch ſeinen graziöſen Gang wie überhaupt durch ſein ganzes Weſen auf das Vortheilhafteſte aus. Es hat ſich vollkommen an mich gewöhnt und kommt eilig herbei, ſobald ich das Wort „Numida“ rufe, läßt ſich ergreifen, ſtreicheln und Biſſen in den Schnabel ſtecken, während die anderen Perlhühner eher durch die Fenſter fliegen als ſich ſo Etwas gefallen laſſen. Der geierartige Kopf und Schnabel, durch welchen es auf den erſten Blick ſo ſehr auffällt, iſt nicht etwa blos ein ſonderbares Spiel der Natur: er verräth eine ganz andere Artung und Lebensweiſe, denn unſer Königsperlhuhn (Acryllium) frißt außer Körnern und grünem Futter leidenſchaftlich gern Fleiſchſtücke, kleine Fiſche, Krabben u. dergl., was die anderen Perlhühner ruhig liegen laſſen, ja es ſcheint, als ob eine Zugabe von Fleiſch zu ſeinem Wohlbefinden nöthig ſei. Im Sommer kann man

Geierperlhuhn.

[illegible] mit türkischem Weizen nicht einmal vom Feuer genom[illegible] [illegible] zwanzig bis dreißig verschiedenartig gebauten Hütten, von [illegible] [illegible] und wird gleichfalls von entlaufenen Sklaven be[illegible] [illegible] Norden, aus Brawa, Mukdischa und Merka stan[illegible] ihnen [illegible] und Wabuni angeschlossen. Sie bauen Mais, [illegible] [illegible] etwas Tabak und Oelsaat für den Haus[illegible] von [illegible] einige Hühner und Eier aufzutreiben. Die [illegible] lassung [illegible] und noch nicht sehr gesichert zu sein, wa[illegible] die [illegible] anzeigt; denn Decken fand bei ihnen außer [illegible] mäßig [illegible] Speren im Ganzen nur ein Schießgewehr.

Am 31. [illegible] die Reise wieder fortgesetzt werden. Der [illegible] fuhr nach [illegible] kam aber bald wieder los und hatte um [illegible] glücklich [illegible] sich. Eine Stunde darauf zeigte sich am [illegible] wiederum eine [illegible] Ansiedelung Namens Schonde. Man hielt sich [illegible] nicht auf [illegible] drei Uhr weiter und ging sodann vor einem [illegible] vor Anker, [illegible] für astronomische Beobachtungen eignete. Der [illegible] verlängerte [illegible] weil ein kleines Leck zu stopfen und das eine Schau[illegible] zubessern war.

Wahr[illegible] verschiedene Ausflüge auf dem rechten Ufer des Flusse[illegible] nommen. [illegible] Allgemeinen zur Zufriedenheit aus. Es wurden [illegible] eine Menge [illegible] auch das farbenschöne Geier Perlhuhn [illegible] vulturinum [illegible] Das Somaliland scheint die eigentliche Hei[illegible] prachtvollst[illegible] Es ist, wo es einmal vorkommt, nicht [illegible] aber auch [illegible] das gewöhnliche Helm-Perlhuhn. Nach Europa [illegible] jetzt nur in [illegible] kommen: einige befinden sich ausgestopft [illegible] Museum, [illegible] von der Decken, das andere von Brenner [illegible] gebracht, [illegible] im Hamburger Thiergarten. Beide Vögel welche sich [illegible] erhalten haben, sind leider Männchen, man lou[illegible] also [illegible] Kasse auf unseren Hühnerhöfen machen. Ein [illegible] auf [illegible] nach der Natur gezeichnete Abbildung wird den [illegible] prachtigen Thiere auch bei uns heimisch werden zu sehen, im Herzen jedes Hühnerrologen [illegible] werden [illegible]. Ihre Eingewöhnung im nordischen Klima kann übrigens nicht schwierig [illegible] sie [illegible] im Futter sind, die Kälte leidlich vertragen und nicht an besonderen [illegible] heiten [illegible]. Das eine von Decken mitgebrachte Exemplar befindet sich nun schon seit [illegible] Jahren bei vollkommener Munterkeit im Hamburger Garten. Der Futtermeister Seid[illegible] jetzt im Berliner Aquarium — dessen Fürsorge es anvertraut war, schreibt mir über [illegible] Pflegebefohlenen: „das Geierperlhuhn ist nach meinem Dafürhalten ein stolzes, edles T[illegible] und zeichnet sich vor seinen Gattungsverwandten nicht nur durch herrliche Zeichnung und [illegible] bung, sondern auch durch seinen graziösen Gang wie überhaupt durch sein ganzes [illegible] auf das Vortheilhafteste aus. Es hat sich vollkommen an mich gewöhnt und kommt herbei, sobald ich das Wort „Numida" rufe, läßt sich ergreifen, streicheln und Bissen in Schnabel stecken, während die anderen Perlhuhn[illegible] eher durch die Fenster fliegen als [illegible] Etwas gefallen lassen. Der geierartige Kopf [illegible] Schnabel, durch welchen es am [illegible] ersten Blick so sehr auffällt, ist nicht etwa blos [illegible] anderbares Spiel der Natur: er verra[illegible] eine ganz andere Artung und Lebensweise. [illegible] unser Königsperlhuhn (Acryllium) frißt außer Körnern und grünem Futter leidenschaftlich gern Fleischstücke, kleine Fische, Krabben u. dergl., was die anderen Perlhuhn[illegible] liegen lassen, ja es scheint, als ob eine Zugabe von Fleisch zu seinem Wohl[illegible] sei. Im Sommer kann man

Geierperlhuhn.

es frei im Garten umherlaufen laſſen, im Winter aber erfriert es, wie ſeine Verwandten, leicht die Füße, daher es dann in das immer warme Stelzvogelhaus geſteckt wird. Hier ſucht es ſich das wärmſte Plätzchen aus."

Von der Lebensweiſe des Geier-Perlhuhnes in ſeiner Heimat wiſſen wir, genau genommen, Nichts; hoffentlich gelingt es einem künftigen Reiſenden, eingehende Beobachtungen über das anziehende, ſchöne Thier anzuſtellen und einige Pärchen mit nach Europa zu bringen, damit dieſer prachtvolle Vogel endlich auch dem Liebhaber zugänglich werde. Unſere Abbildung überhebt uns der Pflicht, eine genaue Beſchreibung in Worten zu geben; nur ſoviel ſei bemerkt, daß, wie Brehm in ſeinem Thierleben ſagt, der Hals lang und dünn, der kleine Kopf nackt und nur durch eine Krauſe geſchmückt iſt, welche ſich von einem Ohre zum andern über den Hinterkopf zieht und aus ſehr kurzen, ſammetartigen Federn beſteht. Die Halsfedern ſind lanzettförmig; die Oberarmſchwingen reichen beträchtlich über die Handſchwingen, die mittleren Steuerfedern über die ſeitlichen hinaus. Der Schnabel iſt kräftig, kurz, ſehr ſtark gebogen, und der Oberſchnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, der Fuß hochläufig und der Lauf mit einer Sporenwarze verſehen.

Außer dieſem Acryllium finden ſich hauptſächlich noch zwei Perlhühnerarten im Somalilande: das Schopf-Perlhuhn (Guttera Pucherani Hartl.), ein gleichfalls ſeltenes Thier mit ſchönem Federſchopf auf dem Kopfe, und das Helm-Perlhuhn (Numida coronata Gray), mit einem horngelben Helme und nackter, blauer Kopfſeite; beide ſind bis nach Südafrika verbreitet. Das Vorkommen dieſer Arten ſcheint an gewiſſe Bodenbeſchaffenheiten gebunden zu ſein; denn in dem verhältnißmäßig feuchten Gebiete zwiſchen Mombas, Wanga und dem Kilimandſcharo haben wir ſie nur ganz einzeln getroffen, während ſie im Somalilande öfters in Trupps von dreißig und vierzig Stück ſich zeigen. Sehen ſie ſich auf einem Balzplatz oder ſonſtigen Verſammlungsorte von dem Jäger überraſcht, ſo ſtehen ſie, wie Brenner ſchreibt, nicht etwa ſogleich auf, ſondern ſehen ſich erſt den Störenfried neugierig an. Nach dem Schuſſe, welcher natürlich mehr als einem von ihnen das Leben koſtet, fliegen ſie nur zwanzig bis fünfundzwanzig Schritt weit und fallen dann wieder ein. Schon während des Fluges iſt wieder günſtige Gelegenheit zum Schuſſe und noch mehr auf dem nächſten Sammelplatze. Auf dieſe Weiſe kann man in kürzeſter Zeit eine große Anzahl erlegen. Eine andere Eigenthümlichkeit der Perlhühner, welche Brenner am Djubafluſſe beobachtete, läßt ſie auch dem ungeübteſten Schützen leicht zur Beute fallen. Wenn die Perlhühner nämlich einen Hund erblicken, fliegen ſie unter lautem Geſchrei auf den nächſten Baum und laſſen dort, all ihr Augenmerk auf das gefährliche Thier gerichtet, den Jäger ganz unbeachtet, ſodaß dieſer ſie in größter Ruhe eins nach dem andern herabholen kann. So ſchoß Brenner von einem Baume ſechs Perlhühner, ohne daß währenddeſſen eines davonflog. Zu beachten iſt indeſſen, daß dieſe dicht befiederten Vögel eine derbe Ladung Schrot vertragen. Von vorn erſcheinen ſie faſt unverwundbar, weil dann der Hagel an den Federn abprallt; von hinten hingegen und wenn ſie fliegen, erlegt man ſie verhältnißmäßig leicht. Das Fleiſch der Perlhühner iſt weiß, zart und außerordentlich wohlſchmeckend; alte Hühner müſſen freilich etwas lange kochen, werden aber ſtets weich und geben mit Reis eine kräftige, wohlſchmeckende Suppe. Den Mitgliedern der Djuba-Expedition waren Perlhühner ſtets die angenehmſte Beute.

Bei dieſer Gelegenheit ſei es geſtattet, noch die anderen während der Flußfahrt beobachteten Thiere zu erwähnen. Antilopen verſchiedenſter Art waren überaus häufig, wenngleich man ſie nie mehr in ſolcher Menge ſah wie an der Küſte bei Tula, oder bei den Jagdausflügen in der Nähe von Jumbo. Das Gnu wurde nirgends beobachtet; es ſcheint im mittleren Oſtafrika ganz zu fehlen, da auch die Eingeborenen Nichts von dem ſo auffälligen

Thiere zu berichten wiſſen. Dagegen trat an verſchiedenen Stellen eine andere merkwürdige Antilope auf: kurzbeinig, ſtarkgebaut und von einer Farbe zwiſchen der des Hirſches und des Eſels. Ueber den Hufen iſt ſie mit ſchmalen, weißen Ringen gezeichnet und am Hintertheile mit runden, weißen Flecken, welche ſich nach der inneren Fläche der Hinterläufe hin verziehen und nach dem Bauche zu ſpitzig auslaufen. Die Haare ſind lang und ſtraff und ſtehen über dem Genicke mähnenartig empor. Die Höhe des Thieres beträgt über drei, die Länge faſt vier Fuß. — Büffel wurden bisweilen in ſtarken Heerden geſehen und auch einigemal erlegt. Das mehr einzelnlebende Nashorn zeigte ſich ſeltener, dagegen erregte ſein dickhäutiger Vetter im Waſſer, das Flußpferd, gar häufig die Jagdbegierde der Reiſenden, obſchon ihm gewöhnlich nicht viel angehabt werden konnte.

Ueberaus auffällig war das faſt vollſtändige Fehlen von Raubwild. Nur ein einziges Mal auf der ganzen Flußreiſe bekam Decken einen Panther zu Geſicht, der jedoch ſchnell in dem Schilf und Gebüſche des Ufers verſchwand. An der Küſte wiederum findet man an Stellen, wo wegen der ſandigen und trockenen Beſchaffenheit des Bodens anderes Wild gar nicht vorkommen kann, oft zahlloſe, friſche Spuren von Raubthieren verſchiedener Art. In welchem Zuſammenhang der Reichthum an Wild und das Fehlen der Raubthiere, oder umgekehrt, ſteht, wagen wir nicht zu beurtheilen; für uns bleibt es ganz ungewiß, was hier Urſache und was Wirkung iſt, wenn überhaupt eine Beziehung zwiſchen Beidem vorhanden iſt. Einiges Licht hierüber verbreitet vielleicht die Beobachtung Deckens, daß Hyänen, und vermutlich auch andere Raubthiere, die Schildkröteneier ausfreſſen, welche man hier und da in Menge am Strande findet. Nach Junghuhns Erfahrungen auf Java wäre es auch nicht unmöglich, daß die Schildkröten ſelbſt den Räubern zum Opfer fallen. Kleinere Raubthiere, wie Manguſten und Ichneumons, wurden von Zeit zu Zeit bemerkt. Wichtiger aber iſt das Vorkommen eines wilden Hundes von ſehr dunkler, beinahe ſchwarzer Farbe mit weißer Schwanzſpitze. Seine Größe iſt die eines ſtarken Bullenbeißers; ſein kurzes Gebell klingt dem Schrecken des Rehbockes ähnlich. Leider gelang es nicht, eines dieſer Thiere zu erlegen. — Hyänen machten ſich ſelten bemerklich.

Von einem anderen merkwürdigen Thiere erhielt der Baron blos unbeſtimmte Kunde. Es ſoll dem Menſchen gleich ſein, doch viel ſtärker und größer, und blos im dickſten Walde leben, wo es ſich eine Wohnung auf den Bäumen baue. Es habe, ſagten die Galla, einen ſehr großen, vorſpringenden Mund, ganz behaarten Leib und kurzen Schwanz und gehe bisweilen auf zwei, manchmal auf vier Füßen, ſei aber weder Affe, noch Menſch. Wenn es einen einzelnen Menſchen träfe, ſo griffe es dieſen an und zerfleiſchte ihn mit Händen und Gebiß; mehreren dagegen hielte es nicht Stand. Das Thier wurde Godja genannt; ebenſo hieß es auch am Oſiſluſſe, wo Decken das erſte Mal von ihm hörte. Wenn ſich nach dieſen Angaben eine Vermutung ausſprechen läßt, ſo kann man ſie faſt nicht anders als auf den Gorilla deuten, welcher ja, wie neuere Reiſende nachgewieſen, auch am Gazellenfluſſe, alſo in nicht allzugroßer Entfernung vom Djuba, vorkommt.

Am ſtärkſten ſind die Vierhänder durch die Hundsaffen vertreten, dieſe „Unvermeidlichen" des afrikaniſchen Küſtenlandes von Abyſſinien bis nach dem Kapgebiete. Man ſah ſie oft in Geſellſchaften von über hundert Stück beiſammen. Vermutlich nähren ſie ſich hauptſächlich von den ſüßen Früchten des Pfefferkuchenbaumes (Dumpalme). — Nur einmal wurde eine Halbaffenart beobachtet, dagegen ſah man bisweilen kleine Meerkatzen.

Von Vögeln finden wir in den verſchiedenen Tagebüchern Uhu, Mandelkrähe, Halsbandrabe, Löffelreiher genannt, und neben gewöhnlichen weißen Reihern eine andere Reiherart von über ſechs Fuß Höhe; die Beſchreibung derſelben lautet: Rücken und Flügel dunkelſilbergrau, Bauch und Zopf noch dunkler, Schnabel ſchwarz, untere Hälfte der

Halsfläche hellzimmtroth; von der Bruſt lange weiße Federn herabhängend, darüber kurze ſchwarze. —

Schlangen wurden ab und zu geſehen; einmal kamen welche mit dem Holze an Bord. Auffällig war eine zehn bis zwölf Fuß lange Schlange, von nur anderhalb Zoll Dicke.

Unter allen auf dieſer Reiſe geſehenen Thieren nahm das Krokodil die Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch. Noch nirgends bisher, ſelbſt nicht im Oſifluſſe, hatten ſich die Krokodile in ſolcher Menge gezeigt wie im Djuba. Schon in der Nähe von Jumbo waren öfters Sandbänke im buchſtäblichen Sinne des Wortes von ihnen bedeckt, und auf der Fahrt ſah man faſt jede Stunde ihre ſchwarzen Schnauzen, oder Theile des zackigen Rückens aus dem Waſſer hervorragen. Bei ihrer Trägheit und Unbeweglichkeit hielt man die Krokodile öfters für Baumſtämme, ſowol wenn ſie auf dem Trockenen ſich ſonnten, als wenn ſie im Waſſer ſich langſam ſtromabwärts treiben ließen: nicht ſelten machte dann der Welf eine ſeitliche Wendung, um einer von dem Wachtpoſten angezeigten „Gefahr" zu entgehen, welche jedoch bei dem Näherkommen geräuſchlos verſchwand, mithin eines der ſcheußlichen Waſſerungeheuer war.

Dieſe ſchmuzigen, ungeſtalten Lurche mit ihren langſamen Bewegungen oder ihrem heimtückiſchen Lauern auf Beute, die ſie mit ſich in die Tiefe hinabziehen, um ſie erſt zu ertränken und dann zu verſchlingen, ſind in der That ſcheußlich; Ungeheuer aber ſind ſie nicht minder, denn ſie meſſen nicht ſelten vierzehn bis ſechzehn Fuß! Und das iſt ein rieſiges Maß, wennſchon, manchen Erzählungen zu Folge, an anderen Orten noch größere Krokodile vorkommen ſollen. Bis Dieſes indeſſen durch wirkliche Meſſungen erwieſen iſt, darf man wol annehmen, daß die Panzerechſen des Djubafluſſes ebenſo groß wie die irgend eines anderen afrikaniſchen Gewäſſers ſind; denn ſie gehören derſelben Art (65) an, und es ſteht ihrem Gedeihen und Wachſen hier durchaus Nichts im Wege, da ſie reichliche Nahrung haben, auch nie gejagt oder ſonſt wie beläſtigt werden.

Die Anwohner des Fluſſes kennen die große Gefahr, welche ihnen von den Krokodilen droht, ſehr genau. Sie nähern ſich deshalb dem Fluſſe nur mit äußerſter Vorſicht und gehen niemals ohne dringende Veranlaſſung in das Waſſer. Noch mehr Furcht zeigten die Neger der Expedition; war z. B. ein Boot auf den Grund geſtoßen, ſo konnten ſie, ſelbſt in ſo ſeichtem Waſſer, kaum zum Ausſteigen bewegt werden, obwol Dieſes unbedingt nöthig war, um wieder flott zu kommen. Und ſie hatten recht, ſich thunlich in Acht zu nehmen; denn im Laufe der Expedition fielen mehrere von ihnen, welche gezwungenermaßen durch den Fluß ſchwammen, den Beſtien zum Opfer. Nach Richard Breuners lehrreichen Mittheilungen, denen wir hierbei folgen, ſind die Krokodile weit gefährlicher als die Haifiſche des indiſchen Meeres; es iſt an der Oſtküſte Afrikas faſt unerhört, daß ein im Meere Badender von einem Haifiſche ergriffen würde, ſo gemein dieſe Thiere an manchen Orten auch ſein müſſen, da man ſie ja, geſalzen und getrocknet, ſchiffsladungsweiſe nach den verſchiedenen Häfen bringt: durch Krokodile aber iſt ſchon Mancher zu Tode gekommen. Sind die Krokodile ſchon am Tage gefährlich, ſo können ſie in der Nacht faſt fürchterlich genannt werden, einestheils, weil man ſich weniger vor ihnen in Acht nehmen kann, anderntheils, weil ſie dann eine erſtaunliche Dreiſtigkeit beſitzen. Sie heben, wie man ſpäter beobachtete, den Kopf über das Waſſer und blicken neugierig in ein vorüberfahrendes Boot, beißen auch wol in die Ruder, obgleich dieſe in fortwährender Bewegung ſind. Am Lande braucht man ſie weniger zu fürchten; ſie ſcheinen ſich auf dem Trockenen unſicher zu fühlen und wagen nur ganz in der Nähe ihres Elementes einen Angriff.

Thiere, welche dem Waſſer allzu nahe kommen, ſind faſt unfehlbar eine Beute der Krokodile. Ochſen und Kamele können durch ihre Größe und Widerſtandsfähigkeit noch einigermaßen geſichert gelten; Ziegen und Schafe aber kommen faſt niemals los, wenn ſie einmal

gepackt worden ſind. Die Eingeborenen umgeben deshalb die Tränkplätze des Viehes mit Zäunen. Trotzdem verlieren ſie manches Stück, weil die Heerden nicht leicht daran gewöhnt werden können, ſich an beſtimmter Stelle zu tränken. Wie wenig die Thiere der Gefahr kundig ſind, welche ihnen vom Fluſſe aus droht, bewieſen die Hunde der Expedition ſchon am erſten Tage, als ſie bei Jumbo ans Land gelaſſen wurden. Der mächtige Saupacker Unkas näherte ſich ahnungslos dem Fluſſe; aber bevor er den Durſt ſtillen konnte, war ſein Vorderbein in ſeiner ganzen Länge von einem Krokodile gefaßt. Er wehrte ſich wüthend, zerrte rückwärts und biß grimmig nach dem Angreifer, wäre aber dennoch in dem ungleichen Kampfe erlegen, wenn nicht Brenner, durch das Wehgeheul des gequälten Thieres aufmerkſam gemacht, eine Kugel nach dem Rücken des Raublurches gefeuert und ihn veranlaßt hätte, für einen Augenblick loszulaſſen, was denn auch Unkas geſchickt zu ſeiner Befreiung benutzte. Hinkend und heulend kam er zu ſeinem Herrn heran: ſein Schenkel war von den Zähnen des Ungethüms faſt ganz durchbiſſen, doch glücklicherweiſe kein Knochen zerbrochen. Noch ehe Brenner ſich von dem Schrecken über dieſen Unfall erholt hatte, ertönte ein neues Gewinſel, und ein anderer Hund, das ſchöne Windſpiel Leda, ſchlich mit zerriſſener Pfote herbei. Es war ihm gelungen, ſich ſelbſt bei dem erſten Angriffe wieder frei zu machen. Trotzalledem gingen dieſelben Hunde wieder an das Waſſer, wenn ſie an Land kamen, ſo daß man die äußerſte Vorſicht aufwenden mußte, um die ſchönen Thiere nicht auf jämmerliche Weiſe umkommen zu laſſen. Alles Aufpaſſen und Zurückhalten konnte jedoch nicht hindern, daß am nächſten Tage einer der Hunde verſchwand — er war unzweifelhaft beim Trinken von einem Krokodile ergriffen und verſchlungen worden.

Anfangs ſchoſſen die Mitglieder der Expedition öfters auf Krokodile, erlegten auch mehrere derſelben; ſpäter aber hielten ſie dieſes läſtige Ungeziefer des Waſſers keiner Kugel mehr werth: ſie machten es wie die Eingeborenen und ließen leben, was ſie einmal nicht ausrotten konnten. Bei ihren Schießübungen hatten ſie bald erfahren, daß der Panzer des Krokodiles keineswegs undurchdringlich genannt werden darf. Eine mit Zinn gehärtete, oder mit einer Stahlſpitze verſehene Kugel durchbohrt ſeine dickſte Stelle mit Leichtigkeit, falls ſie nur nicht gar zu ſchräg auftrifft. Uebrigens ſchützt auch der Panzer nicht den ganzen Leib, ſondern nur den Rücken und einige Handbreiten zu beiden Seiten des Kammes, ſodaß von einem hochbordigen Schiffe aus geſehen das Thier allerdings vollſtändig gedeckt erſcheint, keineswegs aber, wenn es auf einer Sandbank ruht und man ſich im Boote nähert. Dann iſt es ſogar ſehr leicht verwundbar. Brenner erzählt, daß er einmal ein ziemlich großes Krokodil auf fünfzig Schritte Entfernung mit einem Schuſſe groben Schrotes auf der Stelle getödtet habe.

Die Gefräßigkeit der Krokodile verſchont Nichts, auch ungenießbare Stoffe nicht. Was über Bord geworfen wurde, trieb nicht weiter als eine halbe Schiffslänge, dann ſah man einige ſchwarze Punkte ringsum emportauchen, weite Kreiſe auf dem Waſſer entſtehen und den fremden Gegenſtand verſchwinden. Natürlich hängt ihre Raubgier von der Menge der vorhandenen Nahrungsſtoffe ab; in einem fiſchreichen Gewäſſer werden ſie demnach weniger gefährlich ſein als da, wo ſie ſchon Alles aufgefreſſen haben. —

Daß in einem ſo engbegrenzten Waſſer wie dem Djubafluſſe, welcher von Krokodilen ſozuſagen wimmelt, die Fiſche nicht beſonders häufig ſind, kann nicht befremden. Es wurden während der ganzen Dauer der Reiſe trotz öfterer Verſuche nur ſehr wenige Fiſche gefangen, und auf jeden von ihnen konnte man einen zerbrochenen oder verlorenen Angelhaken rechnen.

Während des langen Aufenthaltes auf Station XVI. der Flußfahrt begaben ſich eines Tages der Feuerwerker Deppe und der Koch Theiß, welche bisher noch wenig vom Schiffe weggekommen waren, auf den Weg, um ſich das Land ein wenig anzuſehen. Obwol ur-

ſprünglich nicht geſonnen, der Jagd obzuliegen, ließen ſie ſich doch zur Verfolgung einer angeſchoſſenen Antilope hinreißen und entfernten ſich dabei ſo weit vom Schiffe, daß ſie ſchließlich nicht mehr wußten wo aus noch ein. Der Uferwald hatte ſich längſt ihren Blicken entzogen, ſie hatten alſo, da ſie keinen Kompaß bei ſich führten, nicht einmal mehr dieſen Anhalt zur Beſtimmung der Wegrichtung. Die Sonne war ihnen eine ſchlechte Führerin, weil ſie anfänglich ſo hoch ſtand, daß die Körper faſt gar keinen ſeitlichen Schatten warfen, dann aber ſich hinter die Wolken zurückzog. Trotzdem erreichten ſie nach langem Mühen und nicht ohne ſich vielfach verletzt zu haben den Fluß wieder.

Vom Welf aber war keine Spur zu ſehen. Wohin ſollten ſie nun gehen, ſtromauf- oder ſtromabwärts? Sie muſterten das Ufer, ſoweit Dies der dichte Waldſaum geſtattete, konnten ſich jedoch nicht entſinnen, dieſelbe Stelle ſchon geſehen zu haben, und ſchlugen demgemäß den Weg nach Süden ein. Weil ſie fortwährend in der Nähe des Fluſſes bleiben mußten, wo der Waldſaum gerade am dichteſten und die Schmarozervegetation am verworrenſten war, hatten ſie ein ſchweres Stück Arbeit, um ſich durchzuſchlagen. Manche Stellen waren geradezu undurchdringlich; dann bogen die Verirrten nach lichteren Stellen ſeitwärts ab, kehrten aber nach Kurzem immer wieder zum Fluſſe zurück, damit ſie nicht etwa den Welf verfehlten. Auf dieſe Weiſe kamen ſie gar langſam vorwärts. Mit Kriechen, Klettern und Springen erreichten ſie endlich gegen fünf Uhr einen Punkt, welchen ſie zu kennen glaubten; in der Meinung aber, daß ſie ſich getäuſcht hätten, ſetzten ſie ihre Wanderung fort, bis ſie nach einer halben Stunde einen zweiten bekannt ausſehenden Punkt am Ufer entdeckten. Sie gingen noch ein Stück vorwärts und kamen bald an eine ſchmale Sandbank, welche ſie, da ſie vor Ermüdung kaum weiter konnten, zum Nachtlager erwählten. Zum Glücke bemerkten und erlegten ſie hier eine türkiſche Ente, ſodaß ſie wenigſtens ein dürftiges Abendbrod hatten. Trotz ihres Hungers ließen ſie die Hälfte des Vogels übrig, da ſie nicht wußten, ob ſie am nächſten Tage Etwas zu eſſen finden würden; dann trugen ſie noch Holz in Menge zuſammen und zündeten ein tüchtiges Feuer an, bei welchem ſie Einer um den Andern ſchliefen und wachten. Es war Dies eine keineswegs überflüſſige Vorſicht, denn in der Nacht machte eine gierige Schlange zweimal den Verſuch, die übriggebliebene, koſtbare Entenhälfte zu rauben. Eine unmittelbare Gefahr war freilich nicht zu fürchten; Menſchen gab es ja in dieſer Wildniß nicht, und Flußpferde, deren einige bisweilen in der Nähe ſchnauften, haben bekanntlich keine blutdürſtigen Abſichten.

Mit einer Hartnäckigkeit des Entſchluſſes, welche unter anderen Verhältniſſen zu bewundern geweſen wäre, ſetzten die Unglücksgefährten am nächſten Morgen ihren Weg in der alten Richtung fort; erſt als ſie noch zwei ihnen bekannt ausſehende Uferſtellen gefunden hatten, trennten ſie ſich von ihrer früheren Anſicht und gingen ſtromaufwärts zurück. Jetzt hatten ſie es ſchon leichter; ſie brauchten weniger häufig nach dem Schiffe zu ſehen, konnten daher weiter vom Fluſſe in lichterem Buſchwalde gehen. Gegen Mittag raſteten ſie auf ein Stündchen, da ſie eine ſtarke Abnahme ihrer Kräfte ſpürten. Ohne etwas genoſſen zu haben — denn die Ente war ſchon am Morgen in die hungrigen Magen gewandert — und ohne etwas Eßbares auftreiben zu können, wanderten ſie weiter. Nach anderthalb Stunden kamen ſie an den Punkt, an welchem ſie geſtern den Fluß erreicht hatten. Von hier an mußten ſie ſich wieder in der Nähe des Waſſers halten. Aber ſchon nach einer halben Stunde waren ſie nicht mehr im Stande, ſich weiter zu bewegen. Sie ſchlugen daher ihr zweites Lager auf, diesmal in einem undurchdringlichen Dickicht. Obgleich ſie nun dem Welf ſchon etwas näher gekommen waren, vernahmen ſie doch kein Signal von dort, noch ſahen ſie irgendein Zeichen, welches ſie zu Hoffnungen berechtigen konnte. In düſtere Gedanken verſunken, hörten ſie auf einmal am anderen Ufer Jemand ſprechen. Sie riefen, daß es ſchallte, und ſahen bald einige Eingeborene hervortreten; doch ihre Bitte, ihnen

einen Baumkahn, oder Lebensmittel zu verſchaffen, oder eine Botſchaft nach dem Welf zu beſorgen, und alle ihre Verſprechungen waren vergebens — die mitleidloſen Schwarzen ließen ſich zu Nichts bewegen, ſondern gaben nur beim Weitergehen die troſtreiche Verſicherung, daß der Dampfer ſchon längſt weiter gefahren ſei!

Was nun thun? Kein Thier ließ ſich ſehen, welches hätte erlegt und verzehrt werden können, nicht einmal ein Affe oder ein Geier, welche doch ſonſt allenthalben vorkommen; Baumblätter, Gras und Waſſer war Alles, was den Verſchmachtenden zu Gebote ſtand. Sie fühlten nicht mehr die Kraft, ſich zu Lande weiter zu arbeiten, zumal ſie ſich verlaſſen wähnen mußten; ſie beſchloſſen, ein Floß zu bauen, um ſich vom Strome nach der nächſten menſchlichen Wohnſtätte hinabtreiben zu laſſen. Sofort begannen ſie, mit dem Hirſchfänger auf das eiſenharte Holz loszuhauen. Als die Nacht hereinbrach, hatten ſie bereits zwei tüchtige Stämme gefällt und zum Waſſer geſchleift, einen dritten aber zur Hälfte abgehauen. Dann legten ſie, um während des Schlafens keine Zeit zu verlieren, noch Feuer an mehrere geeignete Bäume.

Die Verirrten bauen ſich ein Floß.

Die Nacht war neblig und kalt, und die Aermſten hatten ihre Kleider ſchon zum größten Theil verloren; ſie konnten ihre von Froſt durchzitterten Glieder kaum erwärmen, ſo nahe ſie ſich auch zum Feuer drängten. In dieſer Noth, von der ſie nicht wußten, ob ſie ihr entrinnen würden, ſchloſſen ſie Brüderſchaft und gelobten ſich, einander nicht zu verlaſſen, damit ſie wenigſtens vereint ſtürben. Sie hatten bis zum Morgen, ſo ſtill es auch ringsumher war, weder einen Schuß noch den Ton eines Hornes vernommen. Daher ſetzten ſie ihren Floßbau fort, fällten neue Stämme, theilten andere mit Hilfe des Feuers in Stücke von paſſender Länge, rollten dieſe nach dem Waſſer und verbanden ſie dort mit Tauen, welche ſie ſchnell aus Schlingpflanzen zuſammendrehten. Die Häufigkeit der Krokodile durfte ſie hiervon nicht abſchrecken; denn hätten ſie das Floß am Lande gebaut, ſo würden ſie nicht im Stande geweſen ſein, es nach dem Waſſer zu bringen. Um neun Uhr war das rohe Gefährt glücklich fertig. Aber o weh! es trug kaum einen Mann: ſtellten ſich Beide darauf, ſo ging es ohne Weiteres zu Boden. Ein zweites Floß wurde zu bauen begonnen. Es wurden wieder Bäume ausgeſucht und Feuer an verſchiedenen Stellen angezündet, und bald

war die Arbeit wieder beſſer als vorher im Gange. Deppe überwachte den Brand, Theiß ging inzwiſchen zu jagen aus, mußte aber leider zurückkehren, ohne ein lebendes Geſchöpf geſehen zu haben. Trotz des nagenden Hungers arbeiteten nun Beide wieder vereint um ſo rüſtiger, als ſie hoffen durften, noch an dieſem Tage ſtromabwärts fahren und auf der nächſten Sandbank wenigſtens einige Waſſervögel erlegen zu können. Eben waren ſie dabei, einen abgebrannten Baumſtamm dem Fluſſe zuzuwälzen, als ein Geräuſch wie von menſchlichen Stimmen in einiger Entfernung ertönte. Entzückt über die Ausſicht, nur wieder mit Ihresgleichen zuſammenzukommen, dachten ſie an keine Gefahr von Seiten der näher rückenden Unbekannten, ſondern riefen ſo laut ſie konnten: „Watu njo hapa" (kommt hierher ihr Leute)! Die Leute kamen — es waren Bekannte vom Schiffe, welche der Baron nach ihnen ausgeſandt hatte. Ein wunderbar freudiges Gefühl bemächtigte ſich der Verirrten, ſie waren nun wirklich gerettet!

Die armen Leidensgefährten befanden ſich übrigens in einem Zuſtande, daß ſie mehr Wilden als civiliſirten Europäern glichen; denn verwildert waren Geſichtsausdruck und Haar, und ihre Kleidung beſtand faſt aus Nichts als den Aermeln ihrer Jacken. So erreichten ſie gegen ein Uhr Mittags das Schiff, wo ſie von Allen mit der lebhafteſten Freude empfangen wurden. Sie erfuhren nun auch, daß man Nichts verabſäumt hatte, um ſie zu retten. Schon an demſelben Tage, an welchem ſie ſich verlaufen, war Brenner mit einem Führer zur Nachforſchung ausgegangen; er kam jedoch mit Dunkelwerden ohne Erfolg zurück, da er auf dem trockenen Boden die Fährte nicht hatte halten können. Dann waren Kanonenſchüſſe abgefeuert und während der Nacht Raketen mit Schwärmern und Leuchtkugeln emporgeſandt worden; aber der Lichtſchein war ihnen entgangen, und der Donner des Geſchützes war ungehört verhallt, ſei es nun, weil die Ladung blind geweſen, weil der Wind entgegenwehte, oder der Uferwald die Fortpflanzung des Schalles hemmte. Nächſten Tages hatte ſich ſchon früh 5½ Uhr der Baron ſelbſt mit Link, Brenner und drei Führern an Land begeben; ſie durchſuchten eine weite Strecke des Ufers oberhalb und ſchnitten Zeichen in die Bäume ein, ſetzten auch Nachmittags ihre Durchforſchung nach Süden fort, ohne jedoch ein Anzeichen der Vermißten zu entdecken. Des Abends blieb Brenner an Land und unterhielt zwei rieſige Feuer, von denen das eine ſchon bei Tage angezündet worden war, damit der aufſteigende Rauch den Ankerplatz des Welf verriethe; auch Kanonenſchüſſe wurden von Zeit zu Zeit wieder abgefeuert.

Am Morgen des dritten Tages endlich wurden nochmals drei Leute ausgeſchickt, mit dem Bedeuten, daß Jeder von ihnen zehn Thaler erhalten ſolle, wenn ſie die beiden Europäer auffänden. Für den Fall, daß auch Dieſes nichts hülfe, richtete der Baron eine Tafel her, welche auf einer Sandbank aufgeſtellt werden ſollte, mit der Aufſchrift: „Zurück nach Schonde, dem erſten Dorfe bergab; von dort mit Führer über Land nach Bardêra, wo der Welf. Fünf Schritte nach Pfeilrichtung ſüdlich Proviſionen vergraben." Ferner ward ein Blechkaſten zurecht gemacht mit Schiffszwieback, einer Flaſche Kognak, Pulver, Zündhölzern, Lunte, Stein, Stahl, Meſſer, Bindfaden, Cigarren, Glasperlen und einem Stück Baumwollenzeug; er enthielt außerdem nochmals die Inſchrift der Tafel und dazu die Bemerkung: „Schonde von hier ſechs Stunden; Bardêra von Schonde zwei Tage; Richtung des Fluſſes von Schonde bis hier beinahe rein Nord. Eine kleine Anpflanzung, auch auf dem linken Ufer, iſt in fünf Stunden zu erreichen." Dieſer Kaſten ſollte an erwähnter Stelle vergraben werden. Um Nichts zu verabſäumen, was zur Errettung der Verirrten dienen konnte, ſchlug man endlich ein Floß von ſechs Fuß Länge bei ſechs Fuß Breite zuſammen und befeſtigte es gleichfalls auf der Sandbank. Während man noch hiermit beſchäftigt war, kamen, wie ſchon erzählt, die Verlorenen zurück. In Deppe's Tagebuche finden wir die Moral aus dieſer Geſchichte gezogen; ſie lautet: „gehe in Afrika nicht ohne Kompaß

ins Land, du läufft ſonſt Gefahr, in ſechzig Stunden nicht mehr als eine halbe Ente zu eſſen zu haben, wenn's nicht noch ſchlimmer wird."

Am 5. September ſetzte der Welf ſich wieder in Bewegung. Er erreichte nach wenigen Stunden eine kleine Anpflanzung Namens Sororí und fuhr dann in mittelmäßigem Fahrwaſſer bis gegen Abend weiter. Den folgenden Tag fand er im Fluſſe oft nicht mehr als 3 bis 3½ Fuß Tiefe, ſodaß er unzählige Male auffuhr, ohne daß jedoch das Loskommen große Mühe verurſacht hätte. Abends fünf Uhr ankerte er in fünf Fuß Waſſer. Am 7. September wurde gehalten, um im Voraus zu ſondiren, und am 8. wieder weiter gefahren. Kaum war man jedoch zwei bis drei Seemeilen weit gekommen, als man von Neuem aufſaß, diesmal aber ebenſo feſt wie vorher bei Wegere. Dort wo der Fluß oft nur fünfzig Schritt breit war, hatte die Seichtigkeit ihren Grund in dem ſtarken Gefälle, während hier jedenfalls die ſtarke Verbreiterung des Flußbettes daran Schuld war. Abdio, Kero und Baraka, ein aus Schonde mitgenommener Führer, beſchworen den Baron, doch umzukehren, da er ſicherlich mit ſeinem Schiffe die Stadt Bardéra nicht erreichen würde. Das Umkehren ſchien aber ebenſo mißlich als die Weiterfahrt, weil man auf dem Rückwege dieſelben Schwierigkeiten wie vorher nochmals zu überwinden gehabt hätte; daher beſchloß man, unverzagt bis zur äußerſten Grenze der Fahrbarkeit vorzudringen. Der Erfolg rechtfertigte dieſen Entſchluß; denn am 9. wurde das Fahrwaſſer ſchon weit beſſer, und am nächſten Reiſetage konnte man mehrere Stunden ohne irgend welches Hinderniß weiter fahren. Tages darauf mußte freilich ſchon wieder gehalten werden, aber nicht wegen ungenügender Waſſertiefe ſondern weil neues Feuerholz eingenommen werden mußte. Der bedeutende Holzverbrauch — die Kohlen ſollten ja ſoviel als möglich geſchont werden — ſchien überhaupt die meiſte Schuld an dem langſamen Vorwärtskommen zu haben, da er es unmöglich machte, mehr als höchſtens zwei Tage hintereinander zu dampfen. Infolge der häufigen Halte gingen denn auch die Lebensmittel raſch auf die Neige, und der Einkauf dieſer verurſachte neuen Verzug. Ein Glück noch, daß man von Zeit zu Zeit eine Anſiedelung traf, ſo auch jetzt am 12. wieder ein großes Somalidorf inmitten eines gutbebauten Landſtriches.

Einige Meilen weiter oben nahm der Welf Holz ein. Der Scheich von Anole, dem eben paſſirten Dorfe, ſtattete hier dem Baron einen Beſuch ab. Er brachte einige Ziegen und Schafe zum Verkauf, und einen Ochſen zum Geſchenke mit; letzterer koſtete natürlich durch das nöthig werdende Gegengeſchenk weit mehr, als wenn er im Handel erſtanden worden wäre. Im Allgemeinen waren die Preiſe für das Vieh ſehr hoch, wenigſtens wenn man bedenkt, daß ſo weit im Innern des Landes die Tauſchgegenſtände doch einen beträchtlich höheren Werth haben müſſen als an der Küſte. Abarro oder Barodina, wie der Häuptling ſich nannte, betrug ſich ziemlich anſtändig d. h. beläſtigte durch Zudringlichkeit und Bettelei weniger, als Dieſes ſonſt geſchieht. Ihm lag offenbar ſehr viel daran, in den Augen des Fremden als ein bedeutender Mann zu erſcheinen, denn er wiederholte mehr als zehn Mal, daß er ein großer Sultahn ſei, und gab, um ſich wichtig zu machen, einen Brief an den Herrſcher von Bardéra mit. Sein Dorf indeſſen beſteht nur aus vierzig bis fünfzig Hütten; und wenn ſeine Unterthanen ſich auch eines guten Wohlſtandes, namentlich an Viehheerden, erfreuen, ſo genügte Das doch nicht, ihm in den Augen Decken's einen höheren Rang als den eines Dorfſchulzen zu verleihen. Am Ufer zeigten ſich, als der Welf weiter dampfte, eine Menge neugieriger Männer und Weiber. Einer der Männer trug eine rieſige Feder als Kopfſchmuck; er hatte die Auszeichnung von ſeinem Sultahn dafür erhalten, daß er fünf Galla im Kriege getödtet hatte! —

Seit Sorori hatten die Ufer des Fluſſes ſich weſentlich verändert; der zumeiſt nur noch aus Dumpalmen und Mimoſen beſtehende Wald war dünner geworden, und öfter als

vorher trat die Grasebene bis dicht an den Fluß. Hügel von Sandstein, Thonschiefer oder Kalk zeigten sich zuweilen in unmittelbarer Nähe des Wassers, und die Uferwände selbst nahmen häufig ein geschichtetes Aussehen an. In 2° 3′ nördl. Br. sah man von einem etwa hundert und siebzig Fuß hohen Hügel über ein ziemlich unebenes Land; weiterhin, einige sechzig Meilen nach Nordwesten, gewahrte man sogar beträchtliche Berge. Dies Alles, auch die größere Seichtigkeit des Fahrwassers, deutete darauf hin, daß man nun den Unterlauf des Flusses hinter sich hatte.

Am 15. September konnte mit nur einer einzigen Unterbrechung wieder neun Stunden lang vorwärts gefahren werden. Es wurde die ansehnliche Strecke von neunzehn Seemeilen durchmessen. An einer Stelle, wo zwei Hügelketten von beiden Seiten des Flusses nahe an das Wasser herantraten, legte der Welf nochmals an. Leider war das Holz hier sehr spärlich; blos dicht am Ufer fand sich noch ein schmaler Saum von Bäumen, und noch dazu fast nur Dumpalmen und dürftige Mimosenarten, welche kein besonders gutes Heizmittel abgeben. Der 16. wurde zum Holzfällen verwendet, am 17. aber legte man wieder ein beträchtliches Stück Weges zurück, allerdings in nicht ganz befriedigender Richtung, da neunundzwanzig Meilen geradliniger Fahrt das Schiff vielleicht nicht mehr als die Hälfte dieser Entfernung vorwärts gebracht hatten. Nachdem dann wieder ein Tag auf Holzfällen und wissenschaftliche Beobachtungen verwendet worden war, gelangte man am Vormittag des 19. endlich in Sicht des berühmten Bardēra. Dicht vor der Stadt saß der Welf noch einmal auf, arbeitete sich aber bis gegen Abend wieder frei und ging etwas oberhalb derselben nahe dem linken Ufer vor Anker.

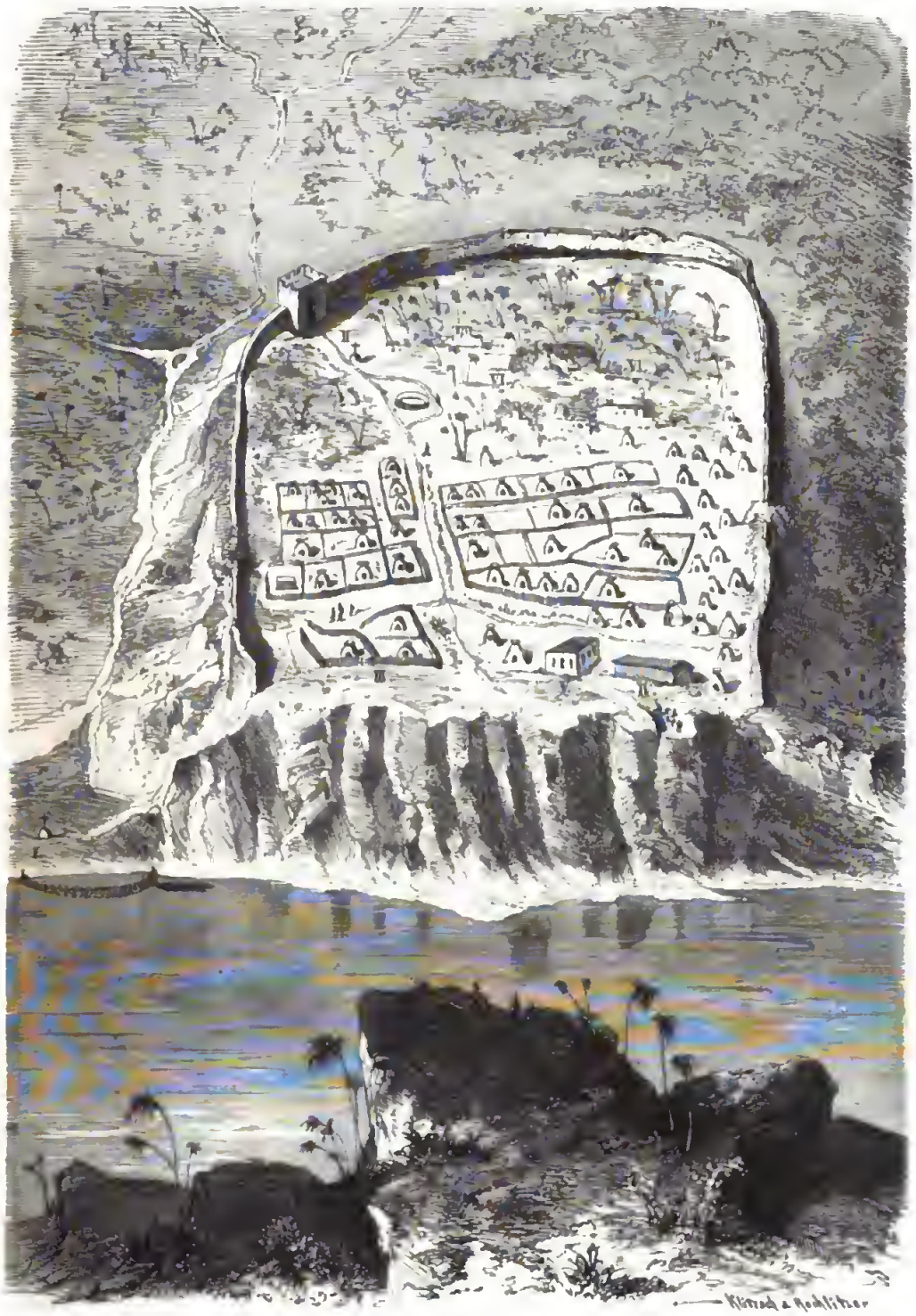
Vierundvierzigſter Abſchnitt.

Bardēra und die Somali.

Die Stadt Bardera. — Ein Blick auf die Vergangenheit. — Tracht und Sitten der Bewohner. — Abſtammung der Somali. — Ihr Charakter durch Beiſpiele belegt. — Was man von ihrer Lebensweiſe kennt. — Deckens Beſuch in Bardēra. — Ein drohendes Zerwürfniß. — Ausgleich und Abreiſe.

Es verlohnt ſich der Mühe, die Stadt Bardēra, in welcher der traurige Untergang der von der Decken'ſchen Expedition ſich vorbereitete, etwas eingehender kennen zu lernen. Unſere nach einer Zeichnung von Brenner gegebene Anſicht der Stadt wird Das erſetzen, was die Worte an Anſchaulichkeit vermiſſen laſſen.

Unter dem Namen Bardēra verſtehen wir hier nur die auf dem linken Ufer des Djubaſluſſes gelegene Stadt, nicht auch das Dorf Lala, welches etwas weiter unterhalb auf der gegenüberliegenden Seite erbaut iſt. Beide Orte, ſo ſehr ſie ihrer Lage nach zuſammengehören, ſind doch als verſchieden zu betrachten; denn der nicht unbeträchtliche Fluß verhindert bei dem Mangel an Fahrzeugen einen regelmäßigen Verkehr zwiſchen beiden Bewohnerſchaften, welche überdies, wie es ſcheint, zu verſchiedenen Stämmen gehören und jede ihre eigene Politik verfolgen. Bardēra liegt auf einer Bodenerhebung von dreißig oder vierzig Fuß Höhe, welche nach dem Fluſſe zu ziemlich ſteil abfällt, nach Oſten hin aber allmählig in die weite Ebene des Somalilandes verläuft. Eine fünfzehn Fuß hohe, halbkreisförmige Mauer von gewiß einer halben Stunde Umfang, und vor ihr ein Graben, umziehen die Stadt auf ihrer Landſeite. Jetzt iſt dieſe Befeſtigung theilweiſe verfallen; früher aber, zur Blütezeit der Stadt, bot ſie jedenfalls einen höchſt wirkſamen Schutz gegen die Angriffe feindlicher Stämme. Sie ſcheint arabiſcher Kunſt ihre Entſtehung zu verdanken; wenigſtens läßt die geſchmackvolle Bauart des feſten, auf der Landſeite gelegenen Thores nicht auf einen Somali-Baumeiſter ſchließen. Dieſes Thor, gegenwärtig ohne Thür, wird in der Nacht durch vorgelegtes Dornengeſtrüpp geſperrt. Von ihm aus führt ein glattgetretener Pfad nach Norden und einer nach Oſten. Die 120 bis 130 Hütten, aus denen jetzt die Stadt beſteht, nehmen kaum den achten Theil des von der Mauer umſchloſſenen Platzes ein; Ruinen und verwildertes Gebüſch füllen den übrigen Raum. Bardēra war einſt eine bedeutende Stadt; aber ſie wurde vor wenigen Jahrzehenden von Feindeshand zerſtört und ſtellt jetzt nur noch den Schatten ihrer früheren Größe dar. Veranlaßt wurde ihr Untergang durch die Glaubenswut ihrer Beherrſcher. Ein Blick auf die uns von Krapf überlieferte Geſchichte der Stadt wird zugleich einigen Aufſchluß über die Entſtehung der noch jetzt in Bardēra vorhandenen Sittenſtrenge geben.



Barbera.

I. Platz der Ermordung v. d. Decken's. II. Platz der Ermordung Dr. Link's. III. Wohnung v. d. Decken's und Dr. Link's. IV. Wohnung des Sultahns Hadschi Ali den Kero. V. Moschee. VI. Ruinen der alten Stadt.

Im Jahre 1819 etwa wanderte ein mahammedaniſcher Scheich aus ſeiner Vaterſtadt Mukdiſcha aus, vermutlich weil er ſeiner ſtrengen Grundſätze wegen ſich nicht mit ſeinen Landsleuten vertragen konnte. Er baute am Djubafluß an der Stelle, wo jetzt Bardēra ſteht, eine Hütte, ſammelte um ſich eine Anzahl Somali und gewann ſie für ſeinen düſteren Glauben. Seine Anhänger mehrten ſich; bald war ein Dorf an der vorher öden Stelle entſtanden, und bald wurde aus dem Dorfe eine Stadt. Mit der Zunahme ſeiner Macht wurde in dem Scheich der Wunſch nach Ausbreitung ſeiner Lehre immer lebhafter. Er überſchritt den Fluß und ſuchte die Galla, allerdings vergeblich, durch die Gewalt der Waffen zu bekehren. Sein Nachfolger, Scheich Ibrahim, ſtand ihm an Eifer nicht nach, richtete aber ſeine Beſtrebungen mehr auf die Küſte. Er ſandte einen Boten nach Brawa und befahl den Einwohnern, ſich fortan nach ſeinen Satzungen zu richten: keinen Tabak mehr zu rauchen, kein Elfenbein mehr zu verhandeln, weil der Elephant ein unreines Thier ſei, die Frauen mehr als bisher im Hauſe zu halten oder wenigſtens nicht unverſchleiert ausgehen zu laſſen u. ſ. f. Dieſes war aber durchaus nicht nach dem Sinne der einer mehr heiteren Lebensauffaſſung zugeneigten Bewohner von Brawa; der Unwille ob ſolcher Forderung übermannte ſie, und ſie erſchlugen den Boten des Eiferers. Einem zweiten Geſandten erging es nicht beſſer. Scheich Ibrahim ſammelte nun im Jahre 1840 in heiligem Zorne ein Heer von 1700 Mann, zog damit gegen Brawa, nahm die Kamele, Schafe und Kühe der Einwohner weg und ſchickte das Erbeutete durch dreihundert Mann nach Bardera, während er ſelbſt mit der ihm verbleibenden Schar an den Ufern des Wobbifluſſes ein Lager aufſchlug und von hier aus die Stadt zur Unterwerfung aufforderte. Die Bedrohten ſammelten eiligſt gegen 10,000 Krieger und griffen den Scheich in ſeinem Lager an; ſie wurden indeſſen aufs Haupt geſchlagen und nach allen Richtungen hin zerſtreut. Hierdurch nicht entmutigt, weigerten ſich die Brawaleute immer noch, die verhaßten, ſtrengen Gebote anzunehmen; Ibrahim aber erſtürmte und plünderte die Stadt und tödtete, was ihm in die Hände fiel. Auf dem Rückwege nach Bardera traten ihm 20,000 Somali entgegen, doch wurden auch dieſe in die Flucht geſchlagen.

Von jener Zeit an gewann Ibrahim bedeutenden Einfluß; da er jedoch ſeine Anmaßung und Strenge in Sachen des Glaubens allzuweit trieb, vereinigten ſich die anderen Somali, um ſeine Sekte gänzlich auszurotten. Im Jahre 1843 rückte Scheich Juſſuf von Geledi mit 40,000 Mann vor die Stadt und umgab ſie mit einem ſechsfachen Lager, ſo daß Niemand entfliehen konnte. Bardēra wurde von Grund aus zerſtört, die Männer wurden getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Erſt einige Jahre vor Decken's Ankunft hatten ſich wieder Anſiedler bei den Ruinen von Bardera eingefunden, in der Abſicht, die Stadt in ihrer früheren Größe wiederherzuſtellen. Die jetzigen Bewohner neigen derſelben ſtrengen Glaubensrichtung zu (Krapf ſpricht von Wachabitismus, Kinzelbach beſtreitet Dies), welche der alte Mukdiſchaſcheich nach dem Djubafluſſe gebracht hatte, beſitzen aber nicht mehr die Macht, Andersgläubigen gefährlich zu werden.

Die Häuſer der Stadt Bardēra gleichen in ihrer bienenkorbähnlichen Geſtalt den Wohnungen der Kohlenbrenner unſerer Gebirge. Nach Decken und Brenner baut man ſie, indem man zuerſt einen Kreis verzeichnet und über dieſem durch ſechs in den Boden geſteckte Baumſtämme, deren Spitzen ſich oben kreuzen, das Gerippe eines Kegels errichtet; einige Stangen vervollſtändigen den Bau, und ſchlanke Zweige, mit denen er durchflochten wird, machen ihn dichter. Im unterſten Theile, bis zu etwa fünf Fuß Höhe, wird inwendig eine Schicht Lehm aufgetragen; der obere Theil, das Dach, wird mit Gras gedeckt. Im Innern ſondert eine Wand aus Fellen oder Matten, welche ſich in einer halben Schneckenwindung an die Außenwand anſchließt, einen zweiten, kleineren Raum ab. Eine ſehr enge und nur vier Fuß hohe Thür führt in die Wohnung; Fenſter ſind natürlich nicht vorhanden. Je

zwei ſolcher Hütten ſind, wie man Dies auch in Dſchagga findet, mit einem Zaune umgeben und bilden ein für ſich abgeſchloſſenes Gehöfte. Einige baufällige Lehm- oder Steinhäuſer, darunter auch die Wohnung des Sultahns, finden ſich im weſtlichen Theile der Stadt.

Barderas Handel beſchränkt ſich auf den Umtauſch von Fellen und Elephantenzähnen gegen die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, welche von Brawa oder Ganane eingeführt werden. Die große Handelsſtraße zwiſchen beiden letztgenannten Städten berührt Barderа nicht, ſendet aber einen Seitenzweig von einer Tagereiſe Länge hierher ab. Man braucht vier bis fünf Tage, um nach Ganane, und etwa fünfzehn, um nach der Küſte zu gelangen. In der Stadt ſelbſt iſt wenig zu erhandeln; ſogar das Vieh, der Reichthum des Landes, iſt verhältnißmäßig theuer. Einen Ochſen bezahlt man mit vier Thalern, ein Schaf oder eine Ziege mit einem; Mtamakorn und anderes Getreide, welches weiter unten am Fluſſe in Menge vorkommt, wird auf den Rücken von Kamelen und Eſeln eingeführt. Von Bodenbau ſieht man in der Umgegend Nichts; nur innerhalb der Mauer finden ſich einige Bananenſtauden und Beete mit Jams oder Tabak. Gewerbfleiß fehlt ſo gut wie ganz; es gibt nur einen einzigen Webſtuhl im Orte, und dieſer ſteht, wie Decken erfuhr, unbenutzt da. Grobe Matten mögen indeſſen in geringer Menge geflochten werden.

Die Somali von Barderа unterſcheiden ſich nach Brenner durch ein finſteres, verſchloſſenes Weſen auffällig von ihren Landsleuten in Jumbo und an der Küſte überhaupt. Hieran mag theils ihre abgeſonderte, entbehrungsreiche Lebensweiſe Schuld ſein, theils aber auch ihre ſtrenge Glaubensrichtung, welche ſie die harmloſen Luſtbarkeiten der Küſtenbewohner verabſcheuen läßt. Hühner, Eier und Fiſche gelten ihnen als unreine Nahrungsmittel; merkwürdiger Weiſe aber verſchmähen ſie es nicht, Hühner in ihren Häuſern zu halten. In ihrer Tracht weichen ſie nicht minder ab, ſchon deshalb, weil ſie nicht reich genug ſind, ſich ſo anſtändig wie jene in Amerikano zu kleiden: die Meiſten von ihnen befeſtigen ein Ziegenfell um die Hüften, und nur einige Wohlhabende führen baumwollene Schurztücher, welche aber dann bis über die Knöchel hinabreichen. Das Auffälligſte aber iſt ihre Haartracht. Ein glattgeſchorener Kopf kommt hier ſelten vor; man läßt gewöhnlich das dichte, ſteife Haar als eine ſechs bis acht Zoll lange Wollperücke ſtarr vom Kopfe abſtehen; Einige aber flechten es, wie ſich Dies auch weiter ſüdlich bis herab nach Madagaskar findet, in unzählige, fettgetränkte Stränge. Bei feierlichen Gelegenheiten, bei Parade und Krieg, gibt man ſich die größte Mühe, den Haarwuſt auf dem Kopfe ſo umfangreich als möglich zu machen. Da nun ſolch ein lockerer Bau beim Schlafen ſehr leiden würde, wenn man ihn nicht beſonders ſchützte, ſo hat man eine Vorrichtung erfunden, auf welche man während der Nacht den Hals ſtützt: ein Nackenkiſſen, welches geſtattet, den friſirten Oberkopf auch beim Liegen frei zu halten. Dieſes hölzerne Geräth findet ſich bei faſt allen Stämmen und wird auch auf Reiſen mitgenommen, weil bei ſolcher Gelegenheit die Haarwolke oft in größtem Glanze gezeigt werden muß. Ein in die Perrücke geſteckter Kamm von pfeilähnlicher Form, gewöhnlich mit drei Zinken, vervollſtändigt dieſen Theil der Toilette; er dient weniger zur Bearbeitung des Haares als zum Kratzen der Kopfhaut, ſo oft ſich auf dieſer ein Jucken merklich macht. Ein Stück Holz von den Zweigen des Irakſtrauches als Zahnbürſte, und auf Reiſen eine Kürbisflaſche mit Waſſer zu den nothwendigen Beſprengungen, dürfen nicht fehlen. Faſt Alle tragen Sandalen aus Leder oder Holz. Die Bewaffnung beſteht aus Speren und hübſch gearbeiteten Schilden von Rhinocerosfell. Bogen und Pfeile ſieht man ſelten, Gewehre gar nicht. Eigenthümlich iſt eine Art Polizeiwaffe, welche nur von erſten Kriegern der Stadt geführt wird — eine Rhinoceroshaut-Peitſche; ſie kam in Gegenwart der Europäer einige Mal zur Anwendung, um neugierige Evatöchter, welche dem Verlangen, die Fremden zu ſehen, nicht widerſtehen konnten, durch kräftige Mahnung in ihre Verſtecke zurückzutreiben.

Die Frauen hüllen ſich derart in große weiße Tücher, daß man die Umriſſe ihres Körpers nur ſchwer zu erkennen vermag. Ihr Haupt bedecken ſie in Gegenwart fremder Männer mit einem Stück Zeug in Geſtalt einer Kapuze, welches nur die Augen freiläßt. Alle tragen enge, geſtrickte oder gewebte, mit erhabenen Figuren verzierte Beinkleider oder Gamaſchen. Die Beine ſind auf dieſe Art bis zu den Knöcheln herab bedeckt, die Füße hingegen kennen kein Schuhwerk.

Auch in Bardēra bilden die Frauen die „beſſere Hälfte der Menſchheit"; uneigennützige Güte wenigſtens findet man hauptſächlich bei ihnen. So brachte ein junges Mädchen dem Reiſenden ein Huhn und ein Ei zum Geſchenk, wies aber eine Gegengabe von Glasperlen zurück, weil ſie ſchon am geſtrigen Tage etwas erhalten habe! Decken hatte ihr nämlich einen kleinen Spiegel verehrt, welcher beim Herumzeigen unter den Umſtehenden vor Allem ihr Entzücken erregt hatte. „Solche Fälle kommen übrigens nur bei der ſchönen Jugend vor," bemerkt Decken etwas boshaft; „Alter und Häßlichkeit iſt nach meinen Erfahrungen in Afrika mit Geiz und Habſucht verbunden: die Frau des Häuptlings Ameio, ein abſchreckend häßliches Weib, ſchenkte acht Hühner, fragte aber zugleich, was ſie dafür bekäme!"

Brenner ſchreibt den Barderanern einen verbiſſenen, fanatiſchen Charakter zu. Ihr längliches mageres, Geſicht mit dünnen Lippen, ſpitzigem, faſt bartloſen Kinn und ſtechenden Fuchsaugen iſt nicht ohne Geiſt, hat aber einen Ausdruck von Wildheit, Haß und Tücke, oft auch von Trübſinn, und erweckt unheimliche Gefühle, wozu der wirre Aufbau des Haares nicht wenig beitragen mag. Für gewöhnlich lagert ein finſterer, brütender Ernſt auf ihren Mienen. Was in ihrem Inneren vorgeht, verräth ihr Geſichtsausdruck im Beiſein Fremder nicht; ſie beſitzen die Selbſtbeherrſchung und äußere Ruhe der nordamerikaniſchen Indianer. Den Negern der Expedition gegenüber, deren unterwürfiges Benehmen gegen ſie freilich hierzu herausforderte, traten ſie in herriſcher Weiſe auf. Wieviel von dieſem Bilde auf die Somali anderer Orte anwendbar iſt, wird eine weiter unten folgende Zuſammenſtellung über die Eigenart dieſes Volkes im Allgemeinen zeigen.

Als Fleiſcheſſer haben die Bewohner von Bardēra ſich keiner großen Beleibtheit zu erfreuen; ſie ſind ſchlank, ja mager, die Beine ſehnig und ohne Waden. Hände und Füße ſind wohlgebildet, und Plattfüße, welche bei den Küſtenbewohnern ſo gewöhnlich vorkommen, fehlen hier faſt ganz. Wenn ſie hierin von den ſüdlicheren Stämmen Oſtafrikas merklich abweichen, ſo kommen ſie ihnen auf der anderen Seite wieder durch ihre dunkelbraune Hautfarbe und durch die Spärlichkeit des Bartwuchſes nahe. Die Jenen eigenthümliche, fettſaure Ausdünſtung der Haut bemerkt man jedoch bei ihnen ebenſowenig wie bei den Galla.

Die Barderaner ſind zum Theil Kablalla- (nach Kinzelbach Kabalahach), zum Theil Elāi-Somali, welche Stämme, wie wir nach dem uns vorliegenden Material vermuten müſſen, der großen Familie der Rahanuin angehören. Dieſe ſind die ſüdlichſten und weſtlichſten der Somali. Ihr Gebiet liegt weſentlich zwiſchen den Flüſſen Djuba und Wobbi; im Oſten ſchließen ſich ihnen, an der Küſte des indiſchen Meeres bis zur Stadt Obbia in 11° nördl. Breite reichend, die Hawija an; den Raum nördlich von beiden, von Seila oder Tadſchurra am Golfe von Aden bis zum Kap Gardafui nimmt die große Familie der Adji ein.

Die Raſſe der Somali ſcheint, wenigſtens theilweiſe, gemiſchten Urſprungs zu ſein. Nach Guillain, welchem wir die bei Weitem wichtigſten Nachrichten über dieſes Volk verdanken, ſtammen die Somal-Adji von einem gewiſſen Adji ab, dem Haupte einer angeſehenen arabiſchen Familie, welche, aus ihrer Heimat vertrieben, ſich an der Küſte von Adal niederließ und hier den Islam verbreitete. Das ihr entſproſſene Volk iſt ſehr ſtolz auf ſeinen arabiſchen Urſprung und weiſt den Verdacht, ihre Vorfahren könnten Galla geweſen ſein, mit Entrüſtung zurück. Adji's Sohn Derr hatte zwei Söhne, Salhorſen und Dubrur,

welche, vereinigt mit einem Theile der Nachkommen ihres Bruders Mahammed, den Bimal, den Bewohnern der hafenreichen Südküſte des Somalilandes, der ſog. Benadir (vgl. Karte... des Werkes), den Urſprung gaben. Eine Tochter Derr's heirathete den Araber Scheich Abderrahman ben Djaberti ben Ismaël, welchen die Somali Darud (66) nennen. Von den vier Söhnen dieſer Ehe wurden drei (Merrihan, Juſſef und Tanahe) die Väter von gleichnamigen Stämmen, deren erſter jedoch nur einige Bedeutung erlangte: er iſt 10,000 Mann ſtark, während die anderen höchſtens 300 Köpfe zählen. Derr's Enkel Kublalla (daſſelbe Wort wie Kablalla oben?) wurde durch ſeinen Enkel Herti (ben) Kombe groß. Von Dieſem leiten die Medſchertin, die Warſangeli, Lulbahanteh, Dechtſchiſcheh, Thiuleh und Gobtanleh ihren Urſprung ab; von deſſen Bruder Geri ſtammt die gleichnamige Bevölkerung eines kleinen Gebietes öſtlich von Herrär.

Von den Somal Hawija wiſſen wir wenig mehr als die Namen der Stämme Gurgateh, Abgal und Udjuran, welche das Küſtenland zwiſchen Brawa und Obbia inne haben. Der Name der Abgalen kommt übrigens in der Geſchichte der Stadt Mukdiſcha öfters vor (ſ. die tabellariſche Ueberſicht der Geſchichte Oſtafrikas in Bd. III., u. des Reiſewerkes). Zu den Somal Rahanuin gehören die Gebrun, die Bewohner der am Wobbifluſſe bei der Stadt Geledi gelegenen blühenden Landſchaften.

Was Kinzelbach in ſeinen zu Brawa geſammelten Notizen über die Somali ſagt, ſcheint hauptſächlich nur für die Bewohner der ſüdlichen Theile des Landes zu gelten. Hadſchi Nur Hadad und Mahammed Hadad von Merka ſowie Nur Mahammed von Mukdiſcha theilten ihm mit, daß es im Somalilande eigentliche Somali, dann Sabb, Tunne und Kudamm gebe. Somali und Sabb ſtammen nach der Volksmeinung von Einem Vater ab, einem Araber; des erſteren Mutter aber war eine rechtmäßige, arabiſche Frau, die des anderen eine Sklavin. Somal ſoll „ſchwarze Farbe", Sabb „Liſt, Lüge, Schwäche" bedeuten. Die Tunne ſind Nachkommen des von ſeinem arabiſchen Herren in Brawa freigegebenen Habeſchi-Sklaven Bala Turre(?); die Kudamm, „Diener", ſind Nachkommen von freigelaſſenen Sklaven, wohnen unter den Somali und Sabb, ſprechen deren Mundarten, treiben Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt, Handel und leiſten Kriegsdienſte ſowol wie häusliche. Dieſe Kaſtenunterſchiede werden ſtreng aufrecht erhalten. Ein Somali gibt in der Regel einem Sabb ſeine Tochter nicht zur Frau, ebenſowenig ein Sabb dem Tunne oder dieſer dem Kudamm; letztere verheirathen ſich unter einander, aber nicht mit wirklichen oder freigelaſſenen Sklavinnen. Die zumeiſt ſchwarzen Somali eſſen Geflügel, Eier und Fiſche nicht; die oft braunen Sabb und Tunne verſchmähen nur Fiſche; die Kudamm wiſſen von keinem Unterſchiede hierin. Somali und Sabb geben einander Genugthuung für einen begangenen Todtſchlag d. h. liefern den Angehörigen den Mörder aus oder geben ihnen zur Entſchädigung zwei Sklaven, welche einen Werth von 70 bis 80 Thalern darſtellen; die Tunne erhalten keine Genugthuung von Jenen, müſſen ihnen aber betreffenden Falles ein Blutgeld bis zum Betrage von 500 Thalern zahlen, während die Perſon des Mörders gar nicht verlangt wird. Der Sultahn von Bardëra, Achmed Juſſuf, iſt ein Somali; ſeine Unterthanen, die Gebrun, ſind größtentheils Sabb. Von den bekannteren Stämmen ſind Somali: die Abgal, Bimal, Hebr Awel, Kablalla, Medſchertin, Hawija, Ugadin; Sabb ſind die Elai, Gebrun u. ſ. w. Den Somali-Gelehrten zufolge ſtammen die eigentlichen Somali von den Koreſchiten in Mekka, die Sabb von den Anſari in Medina, welch letztere ſchon damals von jenen geringſchätzig angeſehen wurden. Beider Vorfahren kamen faſt gleichzeitig nach Berbera, wo, wie im ganzen Somalilande, Galla wohnten. Die Verdrängung der Galla dauert fort, im Borangalla-Lande durch die Kablalla-Somali, welche ihrerſeits von den Elai-Sabb vertrieben werden, im Wardaigalla-Gebiete von anderen Somali ohne beſondere Nothwendigkeit.

Brenner erfuhr von dem Scheich Abdio Nahore(?) am Wobbi, daß die Vorfahren der Somali, welche zu den erſten Anhängern des Propheten zählten, einſt in Mekka mit den Koreſchiten in ſchweren Streit geriethen; auf Befehl des Propheten wären ſie dann unter Anführung eines Verwandten von Abu Bekr nach der Nordküſte des jetzigen Somalilandes übergeſiedelt. Ein Theil von ihnen, welcher arabiſche Frauen hatte, blieb hier und gab den echten Somali den Urſprung; Andere drangen weiter nach Weſten (Süden?) vor, verheiratheten ſich mit Gallamädchen und wurden die Stammväter der Deſarguta-, Kablallah- (?), Anole-, Djidu- und Elai-Somali (nach Kinzelbach „-Sabb“).

Die Sprache der Somali iſt eine einheitliche, weicht jedoch bei den verſchiedenen Stämmen nicht unweſentlich ab.

Die Somali gelten bei uns für raubgierig, europäerfeindlich, mordluſtig, treulos und verſchlagen; ſogar in Sanſibar, wo man doch öfters in Geſchäften mit ihnen verkehrt, ſtehen ſie wegen dieſer Eigenſchaften einigermaßen in Verruf. Was von Berichten über ſie nach Europa gedrungen iſt, veranlaßt allerdings nicht gerade zu einem milden Urtheil über ſie: Somali haben die Mannſchaften geſtrandeter Schiffe umgebracht; Somali waren es, welche bei Berbera den engliſchen Lieutenant Stroyan ermordeten und den kühnen Reiſenden Speke verwundeten; und in ihrem Lande ging die Expedition, von welcher wir zu erzählen haben, zu Grunde. Dennoch aber wäre es falſch, ein auf dieſe Thatſachen begründetes Urtheil über alle Somali ausdehnen zu wollen: eine ſolche Verallgemeinerung wäre ebenſo ſonderbar, als wenn Jemand den Charakter der Deutſchen nach Erlebniſſen auf Ausflügen im Harz oder Spreewald endgiltig feſtſtellen wollte. Die Verſchiedenheiten der Lebensweiſe und der äußeren Verhältniſſe, welche in einem zehntauſend Geviertmeilen großen Lande nothwendig ſich finden müſſen, können ſicherlich nicht ohne Einfluß auf Sitten und Artung der Bewohner bleiben. Wie wären wir alſo berechtigt, für Miſſethaten der halb- und ganz wilden umherſchweifenden oder Beduinenſtämme die ſeit Jahrhunderten anſäßigen Städtebewohner, die friedliche Ackerbauer- und Fiſcherſtämme oder betriebſamen Kaufleute und Gewerbtreibenden verantwortlich zu machen? In der Wüſte iſt, wie das Sprichwort ſagt, Jedermann des Andern Feind; auf den Märkten iſt Friede die Grundbedingung des Verkehrs. Die verhältnißmäßig nicht unbedeutende Bildung, die Wohlhabenheit und der Ueberfluß, welche in den Städten des Somalilandes ſich finden, übt ſogar auf den Wilden einen ſittigenden Einfluß aus; und Stämme, welche früher mit ihren Heerden die Steppen des Binnenlandes durchſchweiften, dann aber gezwungen wurden, ſich in der Nähe des Meeres niederzulaſſen, nahmen ſchon nach einer Generation eine ganz andere Artung an. Aehnliches hat man überall beobachtet, wie man auch bemerkt hat, daß Leute, welche noch nicht ganz mit der Geſittung verwachſen ſind, wieder in ihr Wildenthum zurückfallen, ſobald ſie die Mauern der Stadt hinter ſich laſſen und, ſei es nun auf Land- oder Seereiſen, wieder in die Lage kommen, ein ungebundenes Leben führen zu können. Hängt doch uns Allen, ſelbſt den Gebildetſten unter uns, noch ein Reſt der Wildheit an, welcher wir entſproſſen ſind, dem Einen mehr, dem Anderen weniger, bei Dieſem ſich äußernd, wenn er ſich in großen Volksmengen befindet, bei Jenem in der Einſamkeit des Waldes, welche er aufſuchte, um einmal fern von Denen, die ihn bemäkeln könnten, die Zwangsjacke der Civiliſation auszuziehen, ſich als Naturmenſch zu fühlen und ſeiner phyſiſchen Natur freien Lauf zu laſſen — bei faſt Allen aber in einem gewiſſen Zuſtande der Trunkenheit.

Wir finden unter den Somali äußerſt höfliche, feingeſittete, gutmütige, ja gebildete und gelehrte Leute, welche jede Nation gern die ihrigen nennen würde. Ein ſolcher iſt zum Beiſpiel der Scheich Mumen von der Hameruin genannten Stadthälfte Mukdiſchas, deſſen Bild uns Guillain entwirft: „ſein Geſicht, welches zugleich das Gepräge der Feinheit und der Güte trug, verrieth zeitweilig bei der Unterhaltung eine lebhafte und ungewöhnliche Intelligenz; die

Unterhaltung mit ihm war überaus lehrreich und anziehend. Er ſchien auch an uns viel Gefallen zu finden, denn er verſicherte uns, daß ihm Nichts angenehmer wäre, als mit uns zu plaudern. So beſuchten wir ihn während unſeres Aufenthaltes faſt jeden Tag. Er ſprach arabiſch, was man bei einem Somali nicht gerade häufig findet, und drückte ſich in dieſer Sprache mit ziemlicher Leichtigkeit aus; ſogar die Art und Weiſe ſeiner Rede war nicht ohne Reiz. Wenn er ruhig daſaß und mit uns ſprach oder ſcherzte, ſo erinnerte ſein behäbiges Ausſehen und ſein Geſicht voller Wohlwollen und Fröhlichkeit an die guten, edelmütigen Väter, welche in Luſtſpielen unſere freundliche Theilnahme und Bewunderung zugleich in Anſpruch nehmen. Sein Aeußeres, ſeine unterſetzte runde Geſtalt, ließ übrigens keineswegs errathen, welche geiſtige Friſche in ihm wohnte, noch auch, daß er eine ſo bedeutende körperliche Stärke beſaß, wie wir ſie an ihm kennen lernen ſollten: er hob, obwol ſchon bejahrt und greis, vor unſeren Augen einen erwachſenen Mann in die Höhe, indem er ihn mit ſeinen Zähnen am Gürtel faßte, und behauptete, daß er in ſeiner Jugend mit einem einzigen Fauſtſchlag einen Ochſen zu Boden geſtreckt habe. Dazu beſitzt er eine Feſtigkeit der Geſinnung und ein kluges, gemäßigtes Benehmen, welches der ſeiner Verwaltung anvertrauten Stadt den Frieden ſichert, trotz aller Anfeindung der Nachbarn in Schangani, der anderen Hälfte Mukdiſchas, und trotz der mancherlei Verwirrung, welche das Ungeſtüm der ungebändigten Beduinen der Umgegend bisweilen veranlaßt. Deshalb genießt er auch bei ſeinen Unterthanen ebenſoviel Achtung wie Liebe." Solcher „noblen Herzen", mit denen man überall gern verkehrt, fand auch Kinzelbach mehrere bei ſeinem Aufenthalte in Aden im Jahre 1866.

Oder betrachten wir die Heldengeſtalt Juſſuf ben Mahmud's, des nun verſtorbenen Sultahns von Geledi, welcher ſeine Kriegerſcharen im Kampfe gegen den Fanatismus ſiegreich durch einen großen Theil des Somaligebietes führte und dabei trotz der Mühen, welche das Zuſammenhalten einer umfaſſenden Herrſchaft in ſolchem Lande verurſacht, für das Wohlbefinden ſeiner Unterthanen angelegentlichſt ſorgte! Auch dieſe unter den glücklichſten Verhältniſſen lebenden Leute ſelbſt, die fleißigen, zufriedenen, zu Scherz und Frohſinn aufgelegten Anwohner des Wobbifluſſes, können als Gegenſtück zu den ſchrecklichen Somalibeduinen Burtons dienen. Guillain ſtellt ihnen und den Brüdern Juſſuf's, welche ihm bei ſeinem Aufenthalt in Geledi Gaſtfreundſchaft gewährten, als bleibendes Andenken an ſeine Dankbarkeit und freundſchaftliche Geſinnung nachfolgendes, beiden Theilen zur Ehre gereichende Zeugniß aus: „Bei einem Ausfluge nach Geledi, welchen der Kommandant und einige Officiere der franzöſiſchen Kriegsbrigg Ducouedic unternahmen, haben die in Abweſenheit ihres Bruders, des Sultahns Juſſuf ben Mahmud, mit der Regierung betrauten Prinzen Hadſchi Ibrahim und Muſa die ſie beſuchenden Reiſenden mit einer Herzlichkeit aufgenommen, welche civiliſirten Menſchen Ehre machen würde; und obwol Kapitän Guillain Sorge getragen, die ihm und ſeinen Gefährten geſpendeten Aufmerkſamkeiten reichlich zu vergelten, ſo haben doch er und die Seinen gewünſcht, in den Händen ihrer Gaſtfreunde eine Gabe von größerer Dauer zu laſſen. Sie nehmen die angenehmſte Erinnerung an die Stunden mit, welche ſie in dieſer lachenden Landſchaft verbrachten, inmitten einer Bevölkerung, deren Weſen und Gewohnheiten an die kindliche Fröhlichkeit und angenehme Einfachheit patriarchaliſcher Sitten erinnern."

Bedenken wir ferner, daß den „unruhigen und raufluſtigen Somali" die Verwaltung der Polizei zu Aden anvertraut iſt, und daß dieſes Amt von ihnen in muſterhafter Weiſe verſehen wird, ſo werden wir uns ſicherlich zur Vorſicht in unſeren Urtheilen über dieſes Volk veranlaßt fühlen. Ein richtiges Bild erhalten wir nur dann, wenn wir die Licht- und die Schattenſeiten gleichmäßig in Betrachtung ziehen; bei den Somali iſt Dieſes aber doppelt nothwendig, weil ihr Charakter, bei dem Einzelnen ſowol wie bei den verſchiedenen

Stämmen, ſo überaus reich an ſchroffen Gegenſätzen iſt. Sie ſind bösartig, aber auch harmlos und gutmütig, haſſen die Fremden und zeigen ſich auch wieder gaſtfreundlich gegen ſie. Als unruhig und raufluſtig bekannt, halten ſie doch als Schutzleute zu Aden die Ordnung aufrecht; und dem Dienen abhold, betrachten ſie es als eine hohe Auszeichnung, daß einer der Ihrigen die Würde eines Lieutenants beim Sicherheitsdienſte dort erhalten hat. In der Wüſte düſter und ſchwermütig, verbringen ſie anderwärts die Nächte mit Geſang und Tanz; ſogar die Frauen nehmen an ſolchen Vergnügungen Theil, während an vielen Orten dies Alles verpönt iſt. Ihre Frömmigkeit ſteigert ſich hier zur Härte und Glaubenswut, dort hört man Spötter die gottloſeſten Läſterungen ausſtoßen; und bei all ihrer wilden Tapferkeit ergreift oft ein ganzer Stamm vor einem angelegten Gewehre die Flucht.

Selbſt ein Burton, welcher bekanntermaßen am liebſten die Nachtſeiten afrikaniſcher Natur behandelt, wenn auch vielleicht nur, um einen Dämpfer auf die falſch verſtandene Philanthropie eines großen Theiles ſeiner Landsleute zu ſetzen — ſelbſt Burton weiß uns freundliche Bilder aus dem Leben der Somali aufzurollen; er führt uns nachdem er eben mit einem gewiſſen Behagen von der Verrätherei und Mordluſt der Beduinen geſprochen, an eine Stätte der Geſittung, „wo der Menſch wieder ſeßhaft iſt und das Feld bebaut". „Volle Ernten", ſagt er, „lohnen hier des Landmanns Mühe. Knaben ſitzen auf Rohrgeſtellen in den Bäumen und verjagen die Vögel, während die Väter das Getreide mit kleinen Sicheln ſchneiden, es dreſchen oder mit Schaufeln gegen den Wind worfeln, um es von der Spreu zu reinigen. Selbſt Erntegeſänge fehlen nicht. Die Männer gehen ohne Waffen, die Bewohner der Dörfer nahmen uns freundlich auf".

Alle Eigenthümlichkeiten der Somali erklären ſich ungezwungen, wenn man die Lebensweiſe und die Vergangenheit der einzelnen Stämme mit in Rechnung zieht, und nicht vergißt, daß alle auf der Stufe der Kindheit ſtehende Völker auch wie Kinder denken und handeln, bald böſe, bald gut ſind, bald ungeſtüm, bald nachgiebig, wie die Wallung des Augenblickes es fügt, und daß ſie ſich unter der Vormundſchaft der Geſittung einem beſſeren Daſein entgegenführen laſſen. Das richtige Benehmen gegen die Somali, namentlich die Beduinenſtämme, beſteht nach Guillain darin, daß man im Umgang mit ihnen nie die Vorſicht aus den Augen läßt, ohne ſich jedoch von heftigen Reden oder drohenden Geberden erſchrecken zu laſſen. Ruhe und Beſonnenheit flößt ihnen Achtung ein, und entſchiedenes Auftreten dringt durch. Leicht erzürnt, wie ſie ſind, laſſen ſie ſich doch leicht wieder verſöhnen und tragen nicht lange nach. Auch iſt ihnen ein gewiſſes Billigkeitsgefühl nicht fremd; ſo erſchoß einmal, wie Burton erzählt, ein Araber zwei Somali, welche in übermütiger Neckerei zum Angriff gegen ihn heranſprengten: in Anbetracht dieſer Umſtände begnügte ſich der betreffende Stamm, eine kleine Geldentſchädigung für die Angehörigen der Getödteten zu fordern.

Eine der hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten der Somali iſt ihr Stolz. Wie faſt alle Beduinen- oder Nomadenſtämme, verachtet der bedürfnißloſe Bewohner der Steppe den durch Ueppigkeit verweichlichten, an eine Menge unnöthiger Dinge gewöhnten Anſäßigen. Dieſer Stolz prägt ſich in ſeinem Geſichte aus und verliert ſich ſobald nicht, ſelbſt wenn er ſich entſchließt, ſeinen Aufenthalt in der geſitteten Welt zu nehmen oder das regere Treiben einer Stadt zu ſeinem Vortheile auszunützen. Selbſt diejenigen Somali, welche in Aden als Hausdiener, Laſtträger, Bootführer, Keſſelheizer, ſowie als Kaufleute und Agenten, in ſteter Anſchauung der großartigen Macht und der Wunder Europas leben, verleugnen ihren Hochmut nicht; ihr ſtolzes Selbſtgefühl und der edle Starrſinn, mit welchem ſie ihren Sittengeſetzen nachkommen, zwingt manchen nicht minder ſtolzen Weißen zu Achtung, ja zu Bewunderung: ein ſolcher Somali ſtirbt eher, als daß er etwas von ihm für unrein Erachtetes genießt, während doch Araber wie Türken im Geheimen gern gegen die Vorſchriften des Korahn ſündigen. Dieſe Sittenſtrenge aber gibt ihrem Stolze, ihrer Weltverachtung immer neue Nahrung.

Die Somali beobachten, an Orten wenigſtens, welche in geringer Verbindung mit der Außenwelt ſtehen, den Fremden mit mißtrauiſchen Blicken, weil ſie meinen, er könne ihre Freiheit gefährten. Viele Stämme dulden nicht einmal einen eingeborenen Herrſcher über ſich und antworten, wenn man ſie nach ihrem Sultahn fragt: „wir haben keinen Gebieter, jeder von uns iſt Sultahn und dem Anderen gleich.“ Alles Dieſes gilt jedoch, wie hier nochmals bemerkt werden ſoll, nur im Allgemeinen und iſt nicht unter allen Umſtänden auf alle Stämme des großen Somalivolkes anwendbar. Die Medſchertin z. B. und die Gebrun von Geledi erkennen eine oberſte Staatsgewalt an, und die Somali von Aden befinden ſich ſehr wol unter engliſchem Schutze, ſähen denſelben ſogar nicht ungern auf das gegenüberliegende Feſtland ausgedehnt.

Ziemlich allgemein findet man die Somali ſehr neugierig und zudringlich. Durch angemeſſenes Auftreten aber kann man ſich ihrer meiſtentheils erwehren, bei anſäſſigen Stämmen zumal, welche an und für ſich viel beſcheidener ſind als die geſetzloſen, alle geſellſchaftliche Ordnung mißachtenden Beduinen. Bettelei iſt bei ihnen nicht minder verbreitet als bei den anderen Afrikanern; doch laſſen ſie ſich mit Kleinigkeiten leicht zufrieden ſtellen. Mit Worthalten und Wahrheit ſprechen nehmen es die Meiſten nicht genau. Die Bewohner von Merka und Brawa namentlich gelten als freche Lügner; es gibt indeſſen einzelne Leute und ganze Stämme (die Iſa nach Burton), welche nicht lügen noch falſch ſchwören.

In gewiſſen Theilen des Somalilandes ſteht ein ſchreckliches „Heldenthum des Mordes“ in hohem Anſehen. Ein Jeder nämlich, der einen Feind erſchlagen hat (auch wer einen Elephanten tödtete), erlangt das Recht, eine Straußenfeder als Kopfſchmuck zu tragen. Urſprünglich konnten ſolche Auszeichnung wahrſcheinlich nur Krieger erringen, welche ſich in ehrlichem Kampfe verdient gemacht hatten; jetzt aber wird an vielen Orten, an der Küſte von Adel und im Lande der Somali Medſchertin, gemeiner Mord, ſelbſt Meuchelmord und Mord an Schutzbefohlenen nicht verſchmäht zur Eroberung der Straußenfeder-Auszeichnung; ja die Weiber ſollen ihre „undekorirten“ Männer hierzu aufſtacheln, indem ſie dieſelben verſpotten und als Feiglinge bezeichnen, bis endlich die Trophäe errungen worden iſt. Wir können uns nicht entſchließen, an die Wahrheit dieſer Berichte in ihrem vollen Umfange zu glauben; einzelne ſolche Fälle werden vorgekommen ſein, ganze Stämme mögen Mordluſt zeigen, deshalb iſt aber die Bezeichnung des geſammten Volkes als eines blutgierigen noch nicht gerechtfertigt. Und wie neuere Reiſende auf das Beſtimmteſte nachgewieſen haben, daß es ſich mit den Galla trotz ihrer berüchtigten Wildheit und trotz aller Fabeln, welche die Mahammedaner von ihnen erzählen, recht gut leben läßt, ſo werden auch bei den Somali, denen in vieler Beziehung ein männlich edler Charakter nicht abgeſprochen werden kann, manche ſchlimme Eigenſchaften übertrieben und entſtellt worden ſein. Solange wir nicht genauer über Sitten, religiöſe Anſchauungen und Aberglauben dieſes Volkes unterrichtet ſind, müſſen wir mit unſerem Verdammungsurtheil zurückhalten.

In körperlicher Beziehung findet Guillain die Somali weder beſonders gut noch ſchlecht gebaut. Bei den Männern ſind im Allgemeinen die Glieder zu dünn im Verhältniß zur Länge des Leibes. Die Weiber haben ſchmale Hüften und einen zu flachen Anſatz der unteren Extremitäten an den Rumpf. Im Durchſchnitt werden die Männer gegen 1 m. 70, die Weiber 1 m. 60 groß. Das Haupt iſt höher als lang oder breit, und die Längsnaht des Scheitels tritt bei Vielen ſo ſehr hervor, daß ſie einen Grat auf dem Scheitel bildet. Die Stirn iſt hoch, aber ſchmal wie bei den Arabern; die Organe der Reflexion ſind oft gut ausgebildet. Der Geſichtswinkel mißt 80 bis 84 Grad. Manche Geſichter haben einen hübſchen, einzelne ſogar einen geiſtig belebten Ausdruck. Die ſchwarzen und etwas tiefliegenden Augen ſind eher klein als groß, der Jochbogen iſt ſehr entwickelt. Die verſchieden-

artig geformte und mit großer Oeffnung verſehene Naſe erreicht nie die Länge des Geſichtsdrittels ſowol unter als über ihr. Der Mund iſt groß, die Unterlippe dicker als die obere und etwas herabfallend, ſodaß man die gutſtehenden, weißen Zähne ſehen kann, welche indeſſen durch den allzuhäufigen Gebrauch der oft erwähnten hölzernen Bürſte vom Zahnfleiſch entblößt ſind. Das kleine Kinn tritt bei Vielen etwas zurück. Die Wangen ſind hohl, die Ohren von mittler Größe.

Wie der ſchwächliche Bau der Glieder ſchon vermuten läßt, zeichnen ſich die Somali nicht durch Körperkraft oder Ausdauer aus; nur im Laufen leiſten ſie Beträchtliches. Sie ſind im Uebrigen der Ermüdung leicht zugänglich, namentlich die Männer, da dieſe ihre Muskeln weniger üben als die mit Arbeit überbürdeten Weiber. Beim Sitzen kauern ſie ſich gleich den meiſten Afrikanern auf die Hacken nieder.

Man findet bei den Somali ſchwarzbraune und matte, ſowie hellere und glänzende Haut. Die groben, ſchwarzen Haare ſind kraus; wo man Locken ſieht, darf man gemiſchtes Blut vorausſetzen. Der Bartwuchs bleibt zumeiſt auf zwei kurze Büſchel am Kinn beſchränkt. Faſt überall gleicht die Haartracht der bei Bardēra beſchriebenen. An der Küſte ſcheeren ſich Viele das Haupt; an einzelnen Orten, namentlich im Inneren, bleicht man nach veralteter Sitte noch die Haare mit Aezkalk. Die Iſa im Norden entfernen das Haar vom ganzen Körper — oft durch Abſengen — weil ſie es für unrein halten; den Schnurbart ſchneiden ſie kurz, den Backenbart zupfen ſie ſorgfältig aus, und auf dem Hinterhaupt kratzen ſie das Haar mit dem Dolche ab. Die Weiber der ſüdlichen Somali vernachläſſigen die Pflege ihres Haares ſehr; ſie halten es weder reinlich noch in Ordnung und hüllen es für gewöhnlich in ein ſchlechtes, blaues Taſchentuch. Im Norden ſcheiteln die Unverheiratheten, welche den Kopf unbedeckt laſſen, das Haar in der Mitte und flechten es in eine Menge harter, dünner Zöpfchen; bei feſtlichen Gelegenheiten ſchmücken ſie es mit Blumen und färben es mit Ockererde roth.

Leider ſind wir nicht in der Lage, unſerer Beſchreibung gute Bilder beizufügen. Umſtehender Holzſchnitt (Aden-Somali) nach einer uns gütigſt überlaſſenen Photographie von Oberſt Playfair mag indeſſen genügen, den allgemeinen Eindruck der Raſſe zu verdeutlichen. Wer Geſichtstypen kennen lernen will, findet in Guillains Album Belehrung; einige der dort abgebildeten Köpfe ſind auch in Petermann's Mittheilungen Jahrgang 1858 Tafel 18. in Umriſſen dargeſtellt.

Um ein Bild von Tracht und Lebensweiſe der Somali im Allgemeinen zu geben, wollen wir die uns am beſten bekannten Medſchertin zunächſt ins Auge faſſen und mit ihnen die anderen Somali vergleichen, ſo weit dieſe etwas Abweichendes bieten. Guillain, welcher die Somali am eifrigſten und gewiſſenhafteſten beobachtet hat, wird wiederum unſer Führer ſein. Die Somali in der Nähe der Halbinſel Hafun kleiden ſich ſehr einfach. Als Staatskleid tragen die Männer zwei Stücke Baumwollenzeug, jedes von ſechs oder ſieben Vorderarmen Länge und drei Armlängen Breite; das eine wird als Schurz oberhalb der Hüften feſtgeſteckt wie das Lendentuch der Suaheli, das andere, welches den beſonderen Namen „Mero" führt, dient zu verſchiedenem Gebrauche, wird bald um den Oberkörper, bald um das Haupt gewickelt oder auf die Schulter gelegt, kurz auf hundert verſchiedene Arten, je nach Geſchmack und Bedürfniß eines Jeden, verwendet. In Mukdiſcha dürfen nur Diejenigen, welche ihren Vater verloren haben, das erſtgenannte Stück Zeug führen; die Kleidung der Anderen beſchränkt ſich auf den Mero, welcher hier „Tumunhall" heißt. Den Fuß ſchützen ſie durch leichte, ſelbſtgefertigte Sandalen; viele Somali gehen aber auch barfuß. Ihr Schmuck beſteht in Armbändern oder Glasperlen; nächſtdem führen ſie ein oder einige Talismane — Säckchen, welche einen mit Koranverſen beſchriebenen Zettel enthalten und am Halſe an einem Faden über die Bruſt gehängt werden. Eine andere Art dieſer Amulete oder Zauberabwendemittel wird als

Armband verwendet. In Aden hat Kinzelbach bemerkt, daß die Somali bei feierlichen Gelegenheiten zwei faſt eigroße, polirte Bernſteinſtücken an einem Lederriemen am Halſe tragen; dieſe ſollen einen guten Handelsartikel bilden.

Somalikrieger und Waſſerträgerin aus Aden.

Die Somali gehen faſt nie ohne Waffen; für gewöhnlich tragen ſie ein Dolchmeſſer und in der Hand einen langen Spieß (im Norden oft mit zwanzigzölligem Eiſen), auf der Reiſe auch einen leichten Wurfſpieß; ſtatt des Speres haben die Beduinen der unteren

Klaſſen auch öfters Bogen und Pfeile. Viele fügen dieſer Ausrüſtung noch eine leichte Holzkeule zu, ähnlich dem Streitkolben der Maſai, doch mit ſchwächeren Knopfe. Ein aus dem Gallalande oder aus Ganane eingeführter Schild aus Rhinoceroshaut begleitet gewöhnlich den Sperträger. Die Häuptlinge und die wohlhabenden Küſtenbewohner führen bisweilen zweiſchneidige Schwerter, ein Gebrauch, den ſie den Arabern entlehnt haben. In dem friedlichen Brawa ſieht man die Leute faſt nur mit langen Stöcken gehen. Feuerwaffen ſind noch ziemlich unbekannt im Somalilande, doch ſehr gefürchtet.

Die Weiber bedecken ſich mit Baumwollenzeug oder feingegerbten Fellchen. Ihr Unterkleid beſteht aus einem mehrfach zuſammengenähten Stück Leder (bei Unverheiratheten auch Amerikano?), welches, unter der rechten Schulter hin reichend, auf der linken feſtgeknüpft wird und bis über die Kniee herabfällt; über dieſes wird oft noch ein Stück Zeug um die Lenden gebunden. Als zweites Hauptſtück der Kleidung dient der Mero, welcher auch bei den Weibern eine große Mannichfaltigkeit der Verwendung zuläßt und als Mantel, Shawl oder flatterndes Kleid dient, unter Umſtänden auch den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt. In Mukdiſcha iſt nur dieſes Gewand in Gebrauch; in Warſcheich ſcheint ſich die Kleidung auf den erſtgenannten Schurz, welcher aber hier aus Rindenzeug gefertigt wird, zu beſchränken. Allerwärts ſollen die Frauen barfuß gehen. Wenig ſorgſam ſind ſie in der Haartracht; dieſe iſt faſt immer ſchmuzig und in Unordnung, bald von einem Zipfel des Mantels bedeckt, bald in ein Stück gewöhnliches blaues Baumwollenzeug eingehüllt. Bisweilen bilden ſie aus den ſeitlichen Haaren eine kleine Flechte, welche als „Schmachtlocke“ bis auf die Schultern herabhängt. Viele Frauen tragen Ohrringe, die meiſten ſchmücken ihren Hals mit einem Gehänge von Perlſträngen, welches auf der Bruſt, an Stelle eines Medaillons, ein Stück Muſchel oder Fiſchknochen trägt. Amulete ſieht man bei ihnen weit ſeltener als bei den Männern. Im Norden tragen die verheiratheten Frauen ein auf den Nacken herabfallendes Netzwerk von blauer Baumwolle auf dem Haupte. In Herrär, wo eine Bevölkerung ganz anderer Abſtammung wohnt, weichen die Trachten beider Geſchlechter einigermaßen von den hier beſchriebenen ab. Zahnbürſte, Nackenkiſſen und Haarkratzer oder Kamm finden ſich bei den Somali aller Landſtriche.

Wie die Wohnungen der Somali gebaut werden, wiſſen wir ſchon; auf die innere Einrichtung hingegen haben wir noch keinen Blick geworfen. Das Hauptgeräth iſt ein rauhes Bett, „Kibani“ genannt, von derſelben Art wie die Kitanda der Suaheli. Zu dieſem gehören Felle oder Matten. Letztere, von ziemlich grobem Geflecht gearbeitet, dienen ebenſowol zum Bedecken der Sitze wie zum Behängen der Wände und als Thüren, oder als Schiedwände. Welcher Art die Kochgeſchirre ſind, haben wir nicht erfahren können; nur ſoviel wiſſen wir, daß Töpferwaare an vielen Orten unbekannt iſt. Die Gefäße für Milch und Semen oder flüſſige Butter werden zierlich aus Stroh geflochten; ſie halten die Flüſſigkeiten gut und haben nur den Nachtheil, daß ſie nicht gehörig gereinigt werden können. Zur Aufnahme von feſten Gegenſtänden dienen größere, mit Leder bedeckte Mattenſäcke, oder Holzkiſten von plumper Geſtalt. Im Norden, wo man auch Holznäpfe und ſehr hübſche geſchnitzte Löffel hat, iſt der Gebrauch von Flaſchenkürbiſſen nicht unbekannt. In kleinen Gefäßen von Flaſchengeſtalt, welche aus Rindenfaſern gefertigt und mit Glasperlen, Kauris oder gefärbtem Leder verziert werden, führt der Somali auf Reiſen das für ſeine Abwaſchungen nöthige Waſſer mit ſich.

Die Mehrzahl der Somali lebt, weil mit der Viehzucht beſchäftigt, hauptſächlich von thieriſcher Koſt. Das Fleiſch des Hammels und der Ziege zieht man dem des Kamels und der Gazelle bei weitem vor; Ochſenfleiſch ſtellt man ſelbſt dieſem nach. Als Getränk dient vor Allem Kamelmilch; die Milch der Kühe und Ziegen wird faſt ausſchließlich zu

Semen verarbeitet, welches in großer Menge zur Ausfuhr kommt. Die Beduinen haben selten Gelegenheit, etwas Reis, Mtama und Datteln zu erlangen, nur wenn sie an die Küste kommen. Dort kaufen sie kleine Mengen dieser zumeist aus Indien und Arabien herbeigebrachten Nahrungsmittel und benutzen sie sparsam auf Reisen oder während der trockenen Zeit, wann ihre Heerden wenig Milch liefern. Auf Reisen genießen sie auch Kaffee, doch nicht auf unsere Art als Getränk, sondern als halbfestes Gericht, in Butter geröstet. Für gewöhnlich sehr mäßig, werden sie wahre Fresser, wenn ihnen ein Mahl umsonst geboten wird; sie verschlingen dann unglaubliche Mengen Fleisch, Reis und Semen, wie um sich für die Tage der mageren Kost zu entschädigen. Wenn sie dem Fremden ein Stück Vieh verkaufen, so machen sie nach ihrer Sitte Anspruch auf einen Theil des Schlachtfleisches und verzehren es dann auf einmal. Ganz anders beschaffen ist die Nahrung der Küstenbewohner; diese leben größtentheils von grobem Brod, Mtama und Datteln. Während des Nordostmonsuns genießen sie häufiger Milch, weil zu dieser Zeit die Kühe bei dem frischen Futter besonders ergibig sind. Eine Schüssel Reis gestatten sie sich nur an Festtagen, und das getrocknete Fleisch des Haifisches gilt ihnen für ein Schmarozergericht. Nur selten gönnen sie sich Fleisch bei ihren Mahlzeiten, gewöhnlich nur, wenn sie Gäste haben, von denen sie angemessene Entschädigung für solche Verschwendung zu erwarten haben. Bei Ras Hafun nähren sich die Leute besonders von frischen und gesalzenen Fischen und etwas Mtama. Viele Somali verabscheuen den Genuß von Fischen und Vögeln und befolgen auch außerdem eine Menge der strengsten Speisegesetze sehr gewissenhaft. Geistige Getränke sind ihnen ein Gräuel. Tabakrauchen ist den Somali unbekannt, dagegen kauen sie häufig Blättertabak, welchem sie ein wenig Holzasche beimischen, um den Geschmack etwas kräftiger zu machen, schnupfen auch wol.

In seiner Freizeit unterhält sich der Somali (wenigstens im Norden) gern mit Schach- und anderen Spielen, Abends mit Musik und Tanz. Hier und da lieben die Männer auch Waffenspiele, doch sind sie nicht so geschickte Fechter wie die Araber. Eine rege Gewerbsthätigkeit fehlt; Eisen- und Lederarbeiten werden indessen recht hübsch gefertigt. Die Weberei, welche in einigen Küstenstädten betrieben wird, liegt jetzt sehr darnieder, nur Mukdischa liefert noch über 360,000 Stück Baumwollenzeug jährlich. Im Mattenflechten leisten die Frauen viel. Der Fang und das Einsalzen von Fischen bildet den Haupterwerbszweig einiger kleinen Häfen. Schiffahrt und Rhederei liegt zumeist in den Händen von Arabern und Indiern. Der Handel ist unbedeutend; bei gesteigerter Nachfrage könnte jedoch viel Gummi, Weihrauch, Ambra und Kaffee ausgeführt werden, desgleichen Vieh, Häute, Semen, Straußenfedern, Elfenbein, Rhinocerushörner. Mtama erzeugen nur wenige Landstriche im Ueberfluß. Sesamöl könnte man namentlich an den Flüssen Djuba und Wobbi in Menge bauen, ebenso Zuckerrohr. Kamele und Rinder bilden den Reichthum des Landes; Schafe, Ziegen, Esel und Pferde fehlen nicht. Die Somali des Innern, beschäftigen sich mit Jagd und Krieg oder mit der Ernte der Gummiarten, an denen ihr Land so reich ist, stellen Umzäunungen für ihr Vieh her und hüten die Kamele; alle anderen Arbeiten, Wassertragen, Holzfällen und Hüttenbauen nicht ausgenommen, ruhen auf den Schultern der Frauen.

Im Somalilande verheirathet man sich in sehr jugendlichem Alter; die Knaben sind gewöhnlich fünfzehn, und die Mädchen dreizehn Jahre alt, wenn sie zusammengegeben werden. Heirathen in der Familie, sogar in demselben Stamme, sind verpönt. Nur in dem Falle tritt eine scheinbare Ausnahme ein, wenn der beweibte Bruder eines Mannes stirbt: letzterer ist dann, wie nach altem jüdischen Gesetze, verbunden, die verwitwete Schwägerin zu heirathen; sollte jedoch sein Harehm schon bis zum äußersten Maße gefüllt sein d. h. vier rechtmäßige Frauen enthalten, so muß er eine von diesen verstoßen. Man hält sehr darauf, sich nicht unter seinem Stande zu verheirathen. Der Verheirathung geht eine geschäftliche Ver-

handlung voraus: der Bräutigam und der Brautvater verständigen ſich, was der eine Theil als Kaufpreis, damit ich mich dieſes Ausdrucks bediene, der andere an Ausſteuer gibt. Die Höhe dieſer Summen richtet ſich nach Rang und Vermögen der beiden Familien. Ein Bräutigam von Stande hat nicht ſelten bis 150 Thaler zu zahlen, zum Theil in Geld, zum Theil in Vieh und anderen Werthſachen; gehört er zur Familie des Sultahns, ſo ſteigt der beim Abſchluſſe der Heirath zu erlegende Preis ſelbſt bis zu 1000 Thalern. Weit geringer ſtellt ſich der Betrag der Mitgift, von welcher man indeſſen im Norden Nichts weiß. Der Vater gibt ſie ſeiner Tochter nach der Hochzeit als unveräußerliches Eigenthum; ſie kann darüber nach Belieben verfügen, muß es indeſſen zurückſtellen, wenn ſie durch ihr Benehmen eine Eheſcheidung veranlaßt hat. Außerdem erhält ſie von den Eltern ein Bett, Matten und einige andere Haushaltungsgegenſtände, und von ihren Freundinnen Glasperlen, mit denen ſie ſich bräutlich ſchmückt.

Wenn es ſich irgend ermöglichen läßt, wird die Ehe vor dem Kadi geſchloſſen; falls Dieſes nicht angeht, vertritt irgend eine andere Perſon, welche den Korahn leſen kann, ſeine Stelle. Bei Vollziehung einer erſtmaligen Trauung läßt ſich die Braut oft aus Schüchternheit vertreten, ſonſt wohnt ſie in Perſon bei. Eheſcheidungen ſind nichts Ungewöhnliches. Haben beide Theile dreimal vor Zeugen ihre Abſicht eidlich kundgegeben, ſo gelten ihre Beziehungen für aufgelöſt, und drei Monate danach hat die Frau die Freiheit, von Neuem zu heirathen. Eine Frau wird nur dann durch die Trennung beſchimpft, wenn ſie der ſchuldige Theil iſt; andernfalls beklagt man ſie und ſchätzt ſie dann nur um ſo höher. Bei Ehebruch hat der Mann das Recht, ſeine pflichtvergeſſene Frau zu tödten; es gilt Dies als einzig anſtändige Art, die erlittene Schmach zu ſühnen. Entrinnt die Sünderin, ſo wird ſie von ihrem Stamme in ſchimpflicher Weiſe verſtoßen. Ihr Mitſchuldiger kommt mit einer Geldbuße davon. Unverheirathete Mädchen, welche mit Männern Umgang pflegen, müſſen darauf verzichten, je die rechtmäßige Gattin eines Mannes zu werden. Im Allgemeinen übrigens ſind die Somali nicht ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber; ſie laſſen ſie unverſchleiert gehen und zeigen ſich manchmals ſogar gegen Untreue erſtaunlich nachſichtig. Wehe aber Dem, welcher auch nur den Schein auf ſich ladet, als ob er Frauen oder Mädchen Gewalt anthun wollte — ſein Leben wäre verwirkt.

Wird ein Kind geboren wird, ſo gibt ihm der Vater einen Namen. Die Mutter hat acht Tage nach der Niederkunft allen Verkehr mit Perſonen außerhalb ihrer Wohnung zu vermeiden. Sie nährt ihren Sprößling ſelbſt und trägt ihn ſpäter in einem Stück Zeug fortwährend auf dem Rücken mit ſich umher, ſelbſt bei der Arbeit. Lernt das Kind laufen, ſo darf es, aber immer nur unter den Augen ſeiner Mutter, ſich in der Nähe des Hauſes umhertummeln; unter ihrer Aufſicht bleibt es auch, bis es erwachſen iſt, oft ſelbſt bis zu erfolgender Verheirathung. Der Vater kümmert ſich, gleich den meiſten Muslim, ſehr wenig um den jungen Nachwuchs. Die ganze Erziehung beſteht im Auswendiglernen einiger Korahnverſe und der gebräuchlichſten arabiſchen Wörter; nur Wenige, wahrſcheinlich nur die Kinder der Scheichs und der reichen Kaufleute, lernen leſen. Dieſes ſchließt jedoch nicht aus, daß ſich auch unter den Somali einzelne Gelehrte finden. Bei den Beduinenſtämmen kann man von Erziehung eigentlich gar nicht reden, wenn man nicht ein wenig Anweiſung im Bogenſchießen, Reiten, Viehhüten und Melken ſo nennen will.

Auffälligerweiſe und ganz im Gegenſatz zu den Suaheli iſt das Verhältniß zwiſchen Kindern und Eltern ein ſehr lockeres. Erſtere gehorchen wol aus Furcht dem Vater und der Mutter, erweiſen ihnen aber ſonſt ſehr wenig Achtung und beeilen ſich, das Joch der Elternherrſchaft ſobald als möglich abzuſchütteln; und Das iſt im Norden wie im Süden daſſelbe. Nach ihrer Verheirathung ſtehen ſie dem Hauſe, welchem ſie entſproſſen, kaum näher als irgend einer anderen Familie des Stammes; und wenn ſie ſich, wie es oft geſchieht, auf

Reiſen begeben oder nach längerer Abweſenheit zurückkehren, ſo zeigt ſich weder beim Abſchied noch beim Wiederſehen eine beſondere Herzlichkeit. Ausgebildet iſt die Gaſtfreundſchaft. Wer einen Freund bei einem benachbarten Stamme beſucht, wird gut empfangen und bewirthet, ſo lange er bleibt; bei ſeiner Abreiſe erhält er ein Geſchenk, welches im Verhältniß zu ſeinem Range oder zur Größe der Freundſchaft ſteht.

Jeder Stamm hat einen Kadi, welcher mit der Gerechtigkeitspflege betraut iſt. Wichtige Fälle werden, bei den Medſchertin wenigſtens, vor dem Sultahn entſchieden. Als Strafen kennt man nur Geldbußen und die Hinrichtung. Letztere kommt nach Guillain faſt niemals vor; ſelbſt für Todtſchlag kann man ſich durch ein ſogenanntes Blutgeld loskaufen. Die Entſchädigungsſumme beträgt, beſonders wenn der Schuldige nicht zugleich der Angreifer war, hundert Kamelſtuten mit ihren Jungen oder eine entſprechende Summe Geldes, wobei man jedes Thier zum Werthe eines Thalers ſchätzt. Blutige Raufereien ſind ſelten, weil der Beleidigte es vorzieht, ſeinen Widerſacher zu einer Geldſtrafe verurtheilen zu laſſen; oft meint man allerdings, die Parteien wollen ſich gegenſeitig zerfleiſchen, doch gelingt es den anweſenden Freunden faſt in allen Fällen, die Wütenden, welche übrigens nur einen erheuchelten Widerſtand entgegenſetzen, zu entwaffnen. Um ſo häufiger ſind Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen Stämmen; derartiger „kleiner Krieg" ſcheint ſogar bei den Somali, mit Ausnahme der friedfertigeren Medſchertin, der gewöhnliche Zuſtand zu ſein. Auch hierbei fließt wenig Blut. Gefangene werden nicht gemacht, weil der Somali ſeine Landsleute nicht in Sklaverei verkaufen darf. Wer dennoch in die Hände des Feindes fällt, war durch Verwundung behindert, das Schlachtfeld zu verlaſſen; er wird gut behandelt, da er faſt immer einen Verwandten oder Bekannten trifft, welcher ihn pflegt und nach Beendigung des Krieges ihm die Rückkehr unter die Seinen ermöglicht. Sobald auf jeder Seite einige Leute, oft kaum ein Dutzend, gefallen ſind, wird Friede geſchloſſen und der Ueberſchuß der Todten dem betreffenden Stamme durch Geld oder Geldeswerth bezahlt.

Der Sultahn — im Norden „Gerad" genannt — hat, wo dieſe Würde überhaupt vorkommt, ziemlich wenig Einfluß, iſt auch nicht Lehensherr des Bodens, wie Dies in anderen mahammedaniſchen Ländern der Fall. Im Medſchertinlande beſtehen ſeine Einnahmen aus einer Abgabe von einem Zwanzigſtel der Ernten, ebenſoviel von der Zahl der Kamele, und einem Zehntel von der Zahl der Ziegen. Außerdem bezieht er eine Kopfſteuer und einen Ausfuhrzoll.

In Sachen des Glaubens nehmen es nur einige Stämme ziemlich ſtreng; im Allgemeinen hängt dem Somali der Mahammedismus loſe auf den Schultern, und ſein Gottesdienſt beſteht nur in äußerem Beiwerk. Die in geſegneten Landſtrichen wohnenden Somali ſind viel zu heiter und lebensluſtig, als daß ſie ſich die ſtrengen Vorſchriften des Islahm gutwillig aufbürden laſſen ſollten; nur das eine Verbot ſtrenger Sekten, den Gebrauch des Rauchtabaks betreffend, wird von ihnen gehalten, vermutlich weil ſie an und für ſich keinen Geſchmack am Rauchen finden. Sie folgen nach Burton dem Bekenntniß der Schafeïten.

Erbſchaften werden zu gleichen Theilen unter den Söhnen des Verſtorbenen getheilt.

Schon am 9. September Vormittags 11 Uhr, beim erſten Aufſitzen unterhalb Bardêra, hatte der Baron den Abani nebſt den beiden Baraka und dem Dolmetſcher Kero an Land geſchickt, um ſeine Briefe abgeben und friſche Lebensmittel beſchaffen zu laſſen. Am anderen Morgen kamen die Abgeſandten an Bord zurück. Lebensmittel brachten ſie nicht mit, und ihre Neuigkeiten waren nicht die beſten. Zwei Stunden oberhalb Bardêra, ſagten ſie, hemme ein großer Waſſerfall die Weiterfahrt, auch ſeien die Bewohner von Bardêra und Ganane in Krieg verwickelt; Ganane liege noch zehn bis fünfzehn Tagemärſche entfernt. Weil Abdio ſchon von allem Anfang an ſich außerordentlich furchtſam erwieſen hatte, ſo

Digitized by Google

hegte man einiges Mißtrauen gegen dieſe Berichte; vielleicht hatte er ſie eigens erfunden, um den Baron von der Weiterreiſe zurückzuſchrecken, oder er hatte ſich von den Bardēranern allerhand Lügen aufbinden laſſen. Nach 9 Uhr Morgens ging Decken ſelbſt an Land. Der Sultahn oder Scheich des Ortes, Hammadi ben Kero, empfing ihn mit arabiſcher Höflichkeit. Er beſtätigte im Allgemeinen die von Abdio überbrachten Nachrichten, wenn-ſchon nach ihm die Ausſichten bei weitem nicht mehr ſo ſchlimm waren. Die Feindſeligkeit mit den Bewohnern von Ganane wenigſtens war erlogen, nur das ſchräg gegenüberliegende Dorf Lala lebte im Streit mit ihnen; der Weg nach Ganane ſollte nur vier bis fünf Tage-reiſen erfordern. Als Gaſtgeſchenk wurde ein Ochſe an Bord geſchickt, in das Boot aber ein Sack Mtama, ein Gefäß mit Milch und eine Anzahl Hühner und Eier gelegt.

Hammadi iſt, wie die meiſten Bewohner von Bardēra, ein ſehr ſtrenger Mahammedaner; er raucht und ſchnupft nicht und bezeugt ſolchen Abſcheu vor dem Tabak, daß er ſein eigenes Haus nicht betreten wollte, als ſein Beſucher mit brennender Cigarre vor der Thür ſaß. Dem Anſchein nach genoß Hammadi ben Kero nicht gerade viel Einfluß. Ihm zur Seite ſtand der gleichfalls beim Empfange gegenwärtige Scheich Ameio, der wohlhabendſte Mann der Stadt, ein „Bruder" des Scheichs Jigo in Brawa, alſo ein Verwandter Abdio's. Nachmittags beſuchte Decken die Stadt noch einmal, diesmal in Begleitung von Schickh, Link und Trenn. Ein großes Gefolge empfing ſie und begleitete ſie beim Abſchied nach dem Boote zurück.

Am 21. fuhr der Baron mit Abdio und dem Scheich Ameio nach der Ortſchaft Lala. Dieſe iſt bedeutend kleiner als Bardēra, und nicht durch eine Mauer geſchützt. Der Häupt-ling ſowol wie die Einwohner zeigten ein freundliches Verhalten, ließen ſofort eine Ziege ſchlachten und ſchenkten einen Ochſen zum Mitnehmen auf das Schiff. Zu erhandeln war von ihnen durchaus Nichts, weil ſie gar zu übertriebene Forderungen ſtellten.

Auch in Bardēra zerſchlug ſich Tags darauf der Handel. Decken erklärte den Ver-käufern, ſolche Preiſe zu fordern, ſei ebenſo gut wie Stehlen. Um aber zu zeigen, daß er nicht geizig ſei, ſchenkte er den beiden Aelteſten je ein Stück Zeug; ſie nahmen es kaltblütig an, maßen ſorgfältig nach, ob es auch die gehörige Länge beſäße, ſchienen ſich aber nicht im Geringſten beſchämt zu fühlen. Abdio benahm ſich bei dieſen Verhandlungen ſo albern, daß Kero dem Baron heimlich bemerkte, dieſer Mann werde den Mſungu noch in Unannehmlich-keiten mit den Leuten verwickeln. Nach langem Reden verſprach der Sultahn endlich, acht bis zehn Säcke Mtama zu liefern. Abdio erhielt den Auftrag, ſie in Empfang zu nehmen, kam aber demſelben nach ſeiner gewöhnlichen Art nicht nach, und ſo war das Getreide am andern Tage wieder verſchwunden. Zuletzt gelang es dem Baron, noch ſelbſt einige Schafe und mehrere Säcke Korn zu erhandeln: er mußte, wie er einſah, Alles ſelbſt thun, denn Abdio hatte in der ganzen Zeit des Aufenthaltes vor Bardēra erſt ein einziges Schaf gekauft. Daß man in zwei verhältnißmäßig bevölkerten und nicht ganz armen Ortſchaften nicht mehr Lebensmittel beſchaffen konnte, war offenbar nicht in Ordnung, und die Vermutung lag nahe, daß irgend welche Ränke hieran Schuld wären. In der That erfuhr auch Decken eines Tages, daß Hammadi ben Kero den Befehl gegeben habe, den Europäern Nichts zu verkaufen. Der kleine Scheich ging, da Dieſes Nichts fruchtete, in ſeiner Unverſchämtheit ſoweit, dem Baron durch Abdio glückliche Reiſe wünſchen zu laſſen, d. h. warf ihn auf höfliche Weiſe zur Stadt hinaus. Ob man dieſe Verſchlechterung der Beziehungen dem Abdio zu verdanken hatte, oder ob die Leute aus eigenem Antriebe ſo handelten, war nicht klar zu erſehen.

Um in einem ſo ſchwierigen Falle nicht allein zu entſcheiden, beſprach der Reiſende die nun zu ergreifenden Maßregeln mit Schick. Der Kapitän rieth, weiter ſtromaufwärts zu fahren, da man vielleicht bald andere Dörfer träfe, in denen der Handel minder ſchwierig

wäre. Decken aber war anderer Anſicht: er hatte nur noch auf drei Tage Lebensmittel für die Mannſchaft und fürchtete, in große Unannehmlichkeiten zu gerathen, wenn er weiter oben keinen beſſeren Markt fände. Gaben die Barberaner nicht gutwillig nach, ſo blieb ihm Nichts übrig, als Gewalt gegen ſie zu brauchen, ſo unangenehm ihm Dieſes war, ſchon deshalb, weil dann die Waſſerſtraße des Djuba für ſeine Expedition, und vielleicht noch für lange Zeit danach, verſchloſſen geweſen wäre. Damit Nichts unverſucht bliebe, ſchickte er Abdio nochmals an Land und ließ Ameio bitten, an Bord zu kommen; er gedachte ihn ſo lange zurückzuhalten, bis man Lebensmittel in genügender Menge geliefert hätte. Wider Erwarten erſchien Ameio nach Verlauf einer Stunde und erklärte, daß er erſt jetzt von dieſen Vorgängen erfahre, da er einige Tagelang in Geſchäften verreiſt geweſen ſei; wie Hammadi ben Kero ſolche Befehle erlaſſen könne, begreife er nicht, da jener gar nicht die Macht habe, ſie durchzuſetzen. Er für ſeine Perſon ſei gern erbötig, den verlangten Proviant zu beſchaffen, wolle auch den Scheich zur Abbitte zwingen.

Nach dieſen Erklärungen wurde Ameio ungehindert entlaſſen. Von ſeinem Benehmen hing jetzt, wie man wol ſagen darf, das Schickſal der Stadt ab; denn, hielt er ſein Wort nicht und ſpielte mit den Anderen unter einer Decke, ſo war ein blutiges Zuſammentreffen unvermeidlich. Zum Glücke lief noch Alles gut ab. Als Decken am Morgen des 24. an Land kam, brachte man ihm einen Ochſen zum Geſchenk, zwei andere zum Preiſe von je vier Thalern und drei Schafe für je einen Thaler zum Verkaufe. Außerdem wurden im Dorfe Lala noch hundert Maß Mtama ſowie eine Menge Eier und Hühner erhandelt, ſodaß die Mannſchaft für zwölf Tage reichlich verſorgt war. Am Nachmittag trat Hammadi ben Kero dem Baron entgegen, legte ſeinen Turban auf die Erde und bot die Hand zur Verſöhnung; als einzigen Entſchuldigungsgrund gab er an, daß der Teufel in ihn gefahren wäre. Der Baron, noch empört von dem Verhalten des Scheichs, ging an ihm vorüber und wandte ſich zu Ameio mit der Bemerkung, daß er mit Hammadi ben Kero Nichts mehr zu thun haben wolle. Zum Zeichen jedoch, daß er nicht feindlich geſinnt ſei, ſchickte er ihm durch Abdio ein Geſchenk von achtzig Yard Amerikano und fünf Thalern; eine gleiche Summe, aber die doppelte Menge Baumwollenzeug, erhielt Ameio.

Es wurde nun Alles zur Abreiſe fertig gemacht. Leider entlief in der Nacht ein am Lande angebunden geweſener Ochs, auch wurde eine noch verſprochene Menge Korn nicht gebracht, ſodaß an dem Proviant ein Ausfall von zwei Tagen entſtand. Das Geld für den entlaufenen Ochſen wurde allerdings zurückgezahlt, doch änderte Dieſes den Sachverhalt nicht viel, da man ja, wenn Noth eintrat, von dem Gelde nicht leben konnte. Früh ſechs Uhr am 25. ſetzte ſich der Welf in Gang; kurz nach elf Uhr erreichte er den ſogenannten Waſſerfall.

Fünfundvierzigſter Abſchnitt.

Ende der Expedition.

Letztes Aufſitzen des Welf. — An der Stromſchnelle oberhalb Bardera. — Arbeiten am Wrack des Welf, Deckens Abreiſe nach Bardera. — Der Ueberfall. — Ein folgenſchwerer Entſchluß. — Rückfahrt nach Sanſibar. — Vergebliche Bemühungen. — Was man über Deckens und Links Schickſal erfuhr. — Heimkehr der übriggebliebenen Fünf. — Wichtigkeit des Djubafluſſes für den Binnenverkehr. — Der Wobbifluß und die Häfen der Somaliküſte.

Ein eigentlicher Waſſerfall war es nicht, was hier den Fluß verſperrte, doch immerhin ein bedenkliches Hinderniß der Weiterfahrt. Der Strom ſchoß mit einer Geſchwindigkeit von etwa ſechs Seemeilen über einen ſtark geneigten, mit Steinen bedeckten Grund dahin; dieſe Geſchwindigkeit aber war nahezu die äußerſte, welche der Welf bei voller Dampfkraft zu erreichen vermochte. Dazu war es zweifelhaft ob das Fahrwaſſer überhaupt genügende Tiefe beſaß, um dem Schiffe den Durchgang zu geſtatten. Um ſich vor Allem hierüber Gewißheit zu verſchaffen, ſchickte der Baron ſofort ein Boot zum Sondiren aus. Die mit dieſer Arbeit Beauftragten ließen das Boot vom Lande aus etwa 200 Schritt weit bis jenſeit der Schnelle hinaufziehen, vertrauten ſich dann der Strömung an und maßen, während ſie in raſender Eile hinabſchoſſen, die Tiefe des Waſſers. Dieſes wurde mehrmals wiederholt und dabei immer eine Tiefe von nicht viel über drei Fuß gefunden. Hierbei muß jedoch bemerkt werden, daß, da in Folge der Heftigkeit des Stromes ein Lenken unmöglich war, das Boot immer auf demſelben Wege hinabgeriſſen wurde; die Möglichkeit, daß rechts und links von dieſer Sondirungslinie ſich ſeichtere Stellen befanden, blieb alſo nicht ausgeſchloſſen. Am nächſten Tage (26. September) wurde die Unterſuchung des Fahrwaſſers fortgeſetzt, ohne daß ein weſentlich anderes Ergebniß erzielt worden wäre.

Da der Welf bei ſeiner jetzigen Ladung gegen drei Fuß Tiefgang hatte, war es ein ſehr mißliches Unternehmen, ihn über die Stromſchnelle hinwegzuführen. Vermehrt wurde die Schwierigkeit dadurch, daß die Fahrſtraße nur achtzig bis hundert Fuß breit und am Beginn der Schnelle überdies durch eine Sandbank verengt war. Zwei andere Arme des Fluſſes, durch eine größere und eine kleinere Inſel gebildet, boten noch weniger Ausſicht auf ein glückliches Durchkommen, weil der eine zu ſeicht war, der andere aber, in welchem das Gefäll ein weit geringeres, eine ſehr ſcharfe Biegung machte. Nunmehr lernte man erſt den Schaden, welcher der Expedition durch den Verluſt des Paſſepartout erwachſen war, in ſeinem vollen Umfange kennen: in Beſitz des kleinen, leicht zerlegbaren Dampfers hätte ſelbſt ein Waſſerfall das Vordringen der Expedition nicht hemmen können!

Decken überlegte mit Kapitän von Schickh, was jetzt geſchehen ſollte. Mißlang der Verſuch, die Schnelle zu überwinden, ſo war vorausſichtlich das Schiff ein unbrauchbares Wrack; wurde er gar nicht unternommen, ſo konnte es wenigſtens noch dazu dienen, die ſchwächeren Mitglieder der Expedition, welche an der Landreiſe nicht theilnehmen konnten, ſowie die überflüſſigen Gegenſtände nach der Küſte zurückzubringen. Trotzdem war der Anreiz groß, den Verſuch zu wagen; denn oberhalb der ſchlimmen Stelle hatte man mehrere Meilen weit vortreffliches Fahrwaſſer gefunden, und nach den Ausſagen der Eingebornen durfte man hoffen, den Fluß noch eine gute Strecke jenſeit der berühmten Handelsſtadt Ganane benutzen zu können. Außerdem hatte man in Bardēra vernommen, daß ein anderer Dampfer den Fluß heraufkäme und ſchon bis zu den Waſeguadörfern vorgedrungen wäre. Die Wahrheit des Gerüchtes ließ ſich kaum bezweifeln, da das geſehene Schiff ſo genau beſchrieben wurde, daß man ohne Weiteres einen Schraubendampfer erkannte, und die Leute doch einen ſolchen noch niemals geſehen hatten. Welches Schiff es war, blieb freilich zweifelhaft. Nur die Annahme, daß Livingſtone mit ſeiner „Lady Niaſſa“ den Fluß heraufkam, hatte einigen Anſpruch auf Wahrſcheinlichkeit, obwol dem Baron nicht unbekannt war, daß Livingſtones Dampfer ſieben Fuß Tiefgang hatte, alſo viele Stellen ohne beſondere Vorrichtungen nicht hätte überwinden können, und obwol es unbegreiflich blieb, wie ein Mann von Livingſtones Rufe es vor der Welt rechtfertigen wollte, einen Fluß zu befahren, welchen ein Anderer ſchon zum Felde ſeiner Forſchung erwählt und bereits mit ſo großen Opfern zu erforſchen begonnen hatte: er hätte doch auf jeden Fall warten müſſen, bis Dieſer ſeine wohlerworbenen Anrechte freiwillig aufgab oder ſich als unfähig erwies. Welche von dieſen Ueberlegungen das meiſte Gewicht hatte, mag hier unentſchieden bleiben; gewiß iſt nur, daß Decken den Entſchluß faßte, ſoweit wie irgend möglich mit dem Schiffe vorzudringen. Der Dampfer ſollte Nachmittags 2 Uhr dicht am linken Ufer des Fluſſes hinauffahren, weil hier eine verhältnißmäßig geringere Strömung war. Brenner wurde mit einigen Negern ausgeſchickt, um einige überhängende Bäume umzuhauen und andere ſichtbare Hinderniſſe der Fahrt thunlichſt zu entfernen.

Zur beſtimmten Zeit wurden die Anker gehoben. Die Spannung im Keſſel betrug anfangs dreißig Pfund, ging aber bald mehr und mehr zurück. Dennoch bewegte der Welf ſich langſam vorwärts. Unmittelbar vor der Schnelle angelangt, fühlte man plötzlich einen Stoß. Das Kommando „halt!“ erſchallte ſofort, aber im nächſten Augenblicke ſchon, als der Strom das Schiff eben rückwärts trieb, ſtieß es mit dumpfem Krachen von Neuem auf. Ein leiſes Zittern durchlief das Fahrzeug und — es ſaß feſt, trotz Strömung und Dampfkraft. Noch ſchien nicht alle Hoffnung verloren, denn der Welf war ja ſchon öfter auf Grund gerathen und doch immer wieder losgekommen. Bald jedoch wurde es Allen klar, daß zwiſchen dem früher und dem jetzt Geſchehenen ein großer Unterſchied obwalte. Aus dem Maſchinenraume drang ein Rufen und Lärmen empor: das Waſſer drang mit Macht in den Raum! Schon bedeckte es den Boden, und mit unglaublicher Schnelligkeit ſtieg es immer höher, bis es innerhalb in gleiche Höhe mit der Fläche des Stromes ſtand!

Wie in allen ſolchen Fällen bewahrte auch hier der Baron eine bewundernswerthe und unerſchütterliche Ruhe. Gelaſſen und mit Umſicht ertheilte er die nöthigen Befehle zur Bergung der Güter, beſtimmte am rechten Ufer des Fluſſes einen kleinen, ringsum von Wald begrenzten Platz zum Lager und ließ die Ladung in den Booten dorthin ſchaffen; dann ließ er die Lecke genauer unterſuchen und erwog die Möglichkeit, das Schiff wieder flott zu bringen. Vier große, ſpitzige Steine hatten ſich in den Schiffsboden eingedrückt und ragten nun vier bis fünf Zoll weit in den Raum hinein; auf ihnen ſaß der Welf wie feſtgenagelt. Er hatte ſich in dem Maße, wie das Waſſer eindrang, immer tiefer in das Riff gedrückt. Hätte er, wie die Nilboote, vorn geringeren Tiefgang gehabt als hinten, ſo hätte er in dieſer

Weiſe niemals feſtfahren können oder wäre wenigſtens leichter von der Untiefe wieder abgekommen — ein Umſtand, welcher künftighin bei dem Bau von Dampfſchiffen für Befahrung unbekannter Flüſſe ſorgſam beachtet werden ſollte.

Um die nicht ohne Mühe aufgefundenen Lecke zu dichten, mußten diesmal ungewöhnliche Mittel ergriffen werden. Man befeſtigte, ſobald die Güter in Sicherheit gebracht waren, über jedem der eingedrungenen Steine einen hölzernen Kaſten, über den Längsriſſen aber filzbeſchlagene Breter, und zwar vermittelſt Stangen, welche ſich gegen die Deckwand ſtützten. Deppe und Bringmann nebſt einigen Negern hatten mit dieſer Arbeit drei volle Tage zu thun, zumeiſt bis an den Leib im Waſſer ſtehend. Dann wurde an das Fortſchaffen des eingedrungenen Waſſers gegangen. Durch Menſchenkraft hätte ſich Dieſes kaum bewerkſtelligen laſſen; es wurde daher der Kolben der Maſchine von der Hauptwelle abgekuppelt und eine Verbindung der Schaufelräder mit den Pumpen hergeſtellt, ſo daß eine Art Schiffsmühle entſtand. So gaben die hurtig arbeitenden Räder dem Wrack einen Schein von Beweglichkeit und Leben, während es doch hülfloſer war als je.

Inzwiſchen waren am Lande fünf Zelte aufgeſchlagen worden. In dem größten wurden Zeugballen, Gewehre und Schießbedarf untergebracht, in einem zweiten die Inſtrumente, Arzeneien u. ſ. f.; die Geſchütze und andere Gegenſtände, welche durch Regen nicht verdorben werden konnten, blieben im Freien am Strande ſtehen, erſtere ohne Laffetten. An eine Befeſtigung des Lagers durch einen Dornverhau dachte man nicht ſogleich, weil dringlichere Arbeiten vorderhand alle Kräfte in Anſpruch nahmen. Uebrigens fürchtete man Nichts weniger als einen Angriff; hatte man doch ſchon mehrere Male die Waaren an Land geſchafft, ohne eine Feindſeligkeit erfahren zu haben, wie ja auch auf den verſchiedenen Jagdſtreifereien Niemand in Gefahr gekommen war. Man fühlte ſich eben vollkommen ſicher und ergriff keine Vorſichtsmaßregeln weiter, als daß man die Nacht über einige Mann an Land ſchlafen ließ und an beide Enden des Lagers je eine Wache mit ſcharfgeladenem Gewehre ſtellte.

Der Baron hatte ſich ſchon am Tage nach dem Unfalle entſchloſſen, in ſeinem Boote nach Bardêra zurückzufahren, um neue Lebensmittel einzukaufen; denn der ganze Vorrath für dreißig Mann beſtand nur noch in einigen Säcken Mtamakorn, vier Faß Schiffszwieback, zwei Ziegen und etwas eingemachtem Fleiſch und Gemüſe in Blechdoſen. Link, Abdio, die Führer oder Dolmetſcher Baraka und Kero nebſt vier der anſcheinend zuverläſſigſten Neger ſollten ihn begleiten; Brenner ſollte diesmal zurückbleiben, damit das Lager nicht ohne Aufſicht wäre, indeß die Anderen im Schiffe arbeiteten. Sie nahmen zwei Doppelgewehre nach Lefaucheux, je vierzig Patronen, zwei Revolver und ſcharfe Haumeſſer mit; die Neger aber erhielten vier Karabiner mit fünfundſiebzig Stück Kugelpatronen. Als Tauſchmittel hatte Decken mehrere Ballen Zeuge, Perlen u. dgl. zurechtgelegt, dazu eine Summe von ſechshundert (?) Thalern theils in Gold, theils in Silber. Er wollte möglichſt bald von der Stadt aus Lebensmittel ſchicken und einen Brief mit Maßregeln über das weitere Verhalten der Expeditionsmitglieder, während er ſelbſt zu Lande nach Ganane ginge, um dort alles Nöthige für die Weiterreiſe vorzubereiten. Für den Fall, daß der Welf nicht wieder flott zu bringen wäre, ſollte aus dem Holzwerke des Schiffes ein Boot oder Floß gebaut werden. Mit den Worten: „leben Sie wohl, ich denke, in vierzehn Tagen ſehen wir uns wieder!“ beſtieg er am 28. September vor Tagesanbruch die Gig, winkte noch einmal zum Abſchied nach dem Welf hinüber und verſchwand dann hinter der nächſten Biegung des Fluſſes. Keiner der zurückgebliebenen Europäer hat ihn je wiedergeſehen.

Am 30. September waren die Arbeiten am Schiffe und im Lager größtentheils beendet. Der folgende Tag, ein Sonntag, wurde der Erholung gewidmet. Die Jäger gingen

Vormittags auf die Birſch, wobei ſie das Glück hatten, unter anderem Wilde ein großes Flußpferd zu erlegen; nach Tiſche ſollte das Lager mit einer Verſchanzung umgeben werden. Es war gegen 1 Uhr Mittags; die Europäer hatten es ſich im Schatten der Zelte und des Gebüſches umher bequem gemacht, und die Neger erfreuten ſich nicht minder des ſüßen Nichtsthuns. Da rief auf einmal Trenn, welcher am obern Rande des Lagers hinter einem Tiſche ſaß und las: „Herr von Schickh, ſehen Sie doch, drüben am andern Ufer ſind eine Menge Eingeborne! Was mögen die wollen?“ Der Kapitän erwiederte: „Ah, das werden die Boten vom Baron ſein, die den verſprochenen Brief und das Schlachtvieh bringen.“ Jetzt ertönte von drüben der Ruf herüber: „hohohoi, dóre ken“ (bringt ein Boot!). Infolge deſſen wurde das Großboot bemannt, und Sereng, ein mit dem Landungsdienſte betrauter arabiſcher Miſchling, erhielt den Befehl, nach dem anderen Ufer zu fahren und zu fragen, was die Leute wollten, doch unter keinen Umſtänden Jemand in das Boot zu laſſen. Da Sereng ſich drüben in allzulange Unterhandlungen verwickelte, wurde er zurückgerufen. Er berichtete, daß zweihundert bewaffnete Somali da wären mit der Botſchaft, angeblich vom Sultahn von Bardëra, daß die Ladung des Schiffes auf das andere Ufer geſchafft werden möchte, weil auf dem rechten ein Angriff der Galla zu befürchten wäre; vom Baron ſelbſt brächten ſie keine Nachricht. Dieſer Bericht wurde in ſo verworrener Weiſe gegeben, daß man erſt nach mehrfacher Wiederholung daraus klug werden konnte.

Das klang ſehr befremdend, denn, war der Baron noch in Bardëra, ſo hätte er jedenfalls einige Zeilen geſchickt, und hatte er die Stadt ſchon verlaſſen, ſo mußte doch die erwartete Sendung da ſein. Wegen dieſer Ungewißheit, und da die Somali, von denen zuerſt drei, dann nochmals drei auf eine Sandbank oberhalb des Welf gewadet waren, wiederholt nach dem Boote riefen, ſchickte der Kapitän noch einmal Sereng mit dem Auftrage hinüber, einige der Leute, aber nicht mehr als ſechs, nach dem Lager zu bringen, damit man Näheres von ihnen erführe. Kaum war das Boot an der Sandbank angelangt, als die ſechs Somali dort ſich auf daſſelbe ſtürzten, die darin befindlichen Leute in die Flucht ſchlugen und ſich des Fahrzeugs bemächtigten — die überrumpelte Mannſchaft ſuchte ſich durch Schwimmen zu retten. Zu gleicher Zeit ertönte ein Hornſignal aus der Schar der Somali, und darauf hin ſtürzten am linken Ufer zwanzig bis dreißig Krieger mit geſchwungenen Lanzen zwiſchen Büſchen und Zelten von Süden her lautlos in das Lager.

Die Aufmerkſamkeit der Europäer wurde erſt dadurch erregt, daß die Neger der Expedition, laut heulend, mit entſetzten Geſichtern an ihnen vorüber ſprangen oder ſich in den Fluß warfen. Deppe, welcher einen günſtigen Stand hatte und Alles überſehen konnte, ſchrie nun mit gellender Stimme: „zu den Waffen! zu den Waffen!“ Aber, die am Strande Befindlichen, Trenn, Schickh, Bringmann und Kanter, waren durch den plötzlichen Ueberfall von den Waffen abgeſchnitten; nur Letzterer hatte von der Morgenjagd her noch ſein Doppelgewehr bei ſich. Theiß und Deppe konnten ſchnell noch jeder einen Karabiner ergreifen. Der Einzige, welcher eine einen wirkſamen Hinterlader und genügenden Schießbedarf zur Hand hatte, war Brenner. Ehe er aber noch Zeit gefunden, ſich zu erheben, war das fliehende Getümmel ſchon an ihm vorüber; ihnen nach durcheilten furiengleich, und mit langem, fliegenden Haar und hochgeſchwungenen Speren, die dunklen Geſtalten der Somali den offenen Platz im Nu. Brenner fühlte weder Furcht noch Mut; nur das deutliche Bewußtſein durchzuckte ihn, daß es jetzt zum Sterben ginge. Mit der Linken packte er die mit Poſten geladene Doppelflinte, mit der Rechten that er einen Griff in die neben ihm ſtehende Munitionskiſte, nahm zwei Patronen zwiſchen die Zähne und ſchob die übrigen unter das offenſtehende Hemd, ſprang dann mit mächtigem Satze ins Freie und überflog mit einem Blicke die einzelnen mordenden und plündernden Gruppen. Ein wüſtes Traumgeſicht ſchien ihn zu necken: Kanter, welcher ſeine zwei Schüſſe bereits abgegeben hatte, floh nach dem

Ueberfall des Lagers durch Somali.

Fluſſe zu, anſcheinend ſchwer verwundet. Faſt gleichzeitig taumelte Trenn kaum zehn Schritt entfernt vorüber; er hielt die Hände weit vorgeſtreckt und wollte den Sper, welchen ein baumlanger Somali über ihm ſchwang, von ſich abwehren — das Eiſen aber ſenkte ſich in die Bruſt des Wehrloſen, er ſtürzte zuſammen und blieb liegen, ohne ſich mehr zu rühren. Da erfaßte eine namenloſe Wut den wie gelähmt Daſtehenden. Sein erſter Schuß galt dem Mörder des lieben Kameraden — er ſtreckte ihn neben ſein Opfer nieder. Dies lenkte die Aufmerkſamkeit der Angreifer auf den Schützen. Einer warf ſeinen Sper nach ihm, aber ein wenig zu hoch; ein anderer zog eben die Sehne ſeines Bogens ſtraff, doch er ward tödtlich getroffen, und der Giftpfeil fiel machtlos zur Erde. Nun kamen auch Theiß und Deppe zum Feuern; aber was konnten ſie mit Perkuſſionsgewehren ausrichten, bei denen das Laden ſoviel koſtbare Zeit in Anſpruch nahm? Hätte ihr Gefährte nicht eine ſo herrliche Waffe gehabt, welche ihn in Stand ſetzte in faſt ununterbrochenem Feuer zu liegen, ſie wären Alle verloren geweſen. Mit furchtbarer Haſt ſchob Brenner Patrone um Patrone in den abgeſchoſſenen Lauf. Er feuerte in kurzen Zwiſchenräumen noch ſechs bis ſieben Mal. Sein dritter Schuß traf einen Somali, der eben Kanter ermordet hatte. Ein älterer Mann mit geſchorenem Haupte, anſcheinend ein Häuptling, erhielt aus nächſter Nähe eine Ladung aus freier Hand, weil keine Zeit zum Zielen war; einem anderen Anführer, welcher mit dem Säbel vordrang, durchbohrte Theiß mit einer Kugel die Bruſt. So war noch Mancher gefallen, als die Angreifer, wie Dies faſt alle Halbwilden thun, wenn ſie kräftigen Widerſtand finden, ſich einer nach den andern zurückzogen. Das ganze Blutbad hatte nicht zehn Minuten gedauert.

Jetzt ſammelten ſich die Uebriggebliebenen, fünf Europäer und zwei Neger, am offenen Strande. Ihre erſten Worte betrafen die Lage des Barons und des Doktor Linck, welche ſich offenbar in größter Gefahr befanden, vielleicht ſchon nicht mehr lebten, denn die Mörder waren ja als Bardëraleute erkannt worden. Dann wurde die Möglichkeit erörtert, das Lager zu halten. Da indeſſen die Meiſten keine Munition mehr hatten, und da die zurückgeſchlagenen Feinde jeden Augenblick ihren Angriff erneuern konnten, galt es vor Allem, ſich ein Boot zu verſchaffen. Brenner ſandte deshalb einen wohlgezielten Büchſenſchuß nach der Sandbank, wo die oben erwähnten ſechs Somali das Großboot beſetzt hielten. Fünf der ſo bedrohten Feinde flohen, der eine aber legte ſich flach auf den Boden des Bootes, welches langſam den Strom hinabtrieb, bis es am linken Ufer hängen blieb. Das letzte Rettungsmittel war alſo die Jolle, welche am Dampfer angebunden war. Brenner, ein vorzüglicher Schwimmer, entſchloß ſich, ſie zu holen, trotz aller Gefahren des Waſſers, und obwol er nicht wiſſen konnte, ob das Schiff nicht ſchon vom Feinde beſetzt war. Einer der Neger kam ihm nachgeſchwommen, und mit deſſen Hilfe brachte er die Jolle nach dem rechten Ufer, wo die Anderen ſofort einſtiegen. Sie ſteuerten nach dem wieder im Beſitz der Somali befindlichen Großboote, vertrieben die Inſaſſen durch einige Schüſſe und beſtiegen es, als die überladene Jolle eben unter ihnen ſank. Darauf legten ſie ſich mit dem Boote quer vor den Lagerplatz und deckten Brenner, welcher in Begleitung einiger Neger ausſtieg, um Munition zu holen, mit ſchußfertigem Gewehre. Auf dem Rückwege von den Zelten ſah ſich Brenner noch die gefallenen Kameraden an: Trenns Antlitz war wachsbleich, die Augen hatten den unverkennbaren Ausdruck des Todes angenommen, es war längſt jede Spur des Lebens von ihm gewichen; Kanter lag dem Flußufer näher, mit dem Angeſicht auf der Erde, eine große, klaffende Wunde im Rücken und ebenfalls völlig todt. —

Für die Vertheidigungsfähigkeit der Geretteten war alſo geſorgt; was aber ſollten ſie nun thun? Sollten ſie das Lager vertheidigen? Oder ſollten ſie nach Bardëra fahren, um ſich Gewißheit über das Schickſal des Barons und Links zu verſchaffen? Erſterer Gedanke mußte bald als unausführbar aufgegeben werden. Die Feinde auf dem rechten Ufer

waren über zweihundert Mann ſtark, und die auf dem linken Ufer ſetzten ſich bereits mittelſt der Jolle, welche ſie aufgefangen hatten, mit ihnen in Verbindung. Gegen ſolche Uebermacht konnten fünf Europäer und die acht allmählich zurückgekommene Neger, von denen übrigens zwei verwundet waren, Nichts ausrichten; von ihrer Beihilfe mußte übrigens, wie die Erfahrung gelehrt hatte, vollſtändig abgeſehen werden, da bei dem Angriffe vorher Keiner ein Gewehr zur Hand genommen hatte, mit Ausnahme eines einzigen, und dieſer hatte eine Hinterladungsgewehr ergriffen, welches er nicht gebrauchen konnte, weil er deſſen Einrichtung nicht kannte. Ebenſowenig ſchien es thunlich, ſich auf dem Wrack des Welf zu halten, denn dieſes wurde von dem höher liegenden rechten Ufer aus, von welchem es etwa zehn Schritte entfernt ſtand, vollſtändig beherrſcht, konnte auch mit leichter Mühe ohne Boot vom Lande aus erreicht werden. Eine Landung in Bardēra konnte gleichfalls zu Nichts führen; für einen feindlichen Angriff erſchienen die Entkommenen zu ſchwach, und eine friedliche Erkundigung war ſchon deshalb unmöglich, weil keiner von ihnen — die beiden Dollmetſcher waren ja mit dem Baron gegangen — die Somaliſprache verſtand. Uebrigens wußte Niemand, in welchem Theile der Stadt die beiden Europäer zurückgehalten wurden; daß ſie aber mindeſtens ihrer Freiheit beraubt waren, konnte keinem Zweifel mehr unterliegen. Waren jedoch der Baron und Link noch am Leben, was höchſt zweifelhaft erſchien, ſo mußten, wenn die Anderen entkamen, die Barderaner Bedenken tragen, ſich an Jenen zu vergreifen, weil ſie dann ein Rachegericht zu fürchten gehabt hätten; fielen Alle zum Opfer, ſo war es ein Leichtes durch Tödtung auch der zwei Letzten den Verdacht der Schuld oder Mitſchuld von ſich weg auf Andere zu wälzen, etwa auf die als räuberiſch bekannten Galla. Daher ſchien es dringend geboten, ſo ſchnell als möglich den Rückzug anzutreten, und zwar noch vor Eintritt der Nacht. In Sanſibar angelangt, konnte man dann mit verſtärkten Kräften verſuchen, was ſich weiter thun ließe. Dieſe Möglichkeiten wurden ſorgfältig bedacht und erwogen, Alle ſtimmten überein, daß man vor der Hand ſchleunigſt nach Sanſibar zurückkehren müſſe. —

So war denn ein folgenſchwerer Entſchluß gefaßt. Ihm gemäß wurde Alles zur Reiſe vorbereitet. Das Boot fuhr nach dem Wrack des Welf, wo Deppe die Papiere, Gelder und Werthſachen des Barons ſammelte, Brenner Waffen und Munition zurechtlegte und Theiß Lebensmittel für die Fahrt. Die ſchönen Inſtrumente konnten wegen Mangel an Platz nicht mitgenommen werden, ebenſowenig die Sammlungen von Naturgegenſtänden. Um fünf Uhr verließ das Häuflein der Uebriggebliebenen die Unglücksſtätte, nachdem ſie noch alle überflüſſigen Waffen in das Waſſer geworfen hatten. In traurigſter Stimmung ließen ſie ſich ſtromabwärts treiben; zwei Mann, welche immer abwechſelnd ruderten, vermehrten die Geſchwindigkeit der Fahrt. Einige hundert Schritt unterhalb des Lagers ſahen ſie im Gebüſche die Jolle angebunden und nicht weit davon einen Eingeborenen, welcher ausgewaſchene blutige Lappen aufhängte. Es wurde der Vorſchlag gemacht, die Jolle mitzunehmen oder zu vernichten; allein es that Eile Noth, wenn man einem Hinterhalte zuvorkommen wollte, und man fuhr ohne Aufenthalt weiter. Nach neun Uhr kamen ſie bei prächtigem Vollmondſcheine in die Nähe von Bardēra. Da hier ein lebhafter Gegenwind einſetzte, ſo wurden acht Ruder in Thätigkeit geſetzt; wer nicht mit Rudern beſchäftigt war, hielt das geſpannte Gewehr in der Hand und lugte ringsum, ob nichts Verdächtiges ſich zeigte. Die Stadt war jedoch wie ausgeſtorben, kein Laut ſich hören, keine menſchliche Geſtalt erſchien; die Gig des Barons, nach welcher man beſonders aufmerkſam ausſpähete, war nirgends zu ſehen. Später blieben wieder wie vorher nur zwei Neger an den Rudern; ſie wurden allſtündlich, der ſteuernde Europäer aller zwei Stunden abgelöſt. An Schlaf konnte, ſchon wegen der Enge des Bootes, nicht gedacht werden.

In derſelben Weiſe fuhr man auf der ganzen Rückreiſe Tag wie Nacht fort. Nur einmal, am 5. Oktober früh, hielt man, um auf einer Sandbank einige Enten zu braten,

welche man erlegt hatte. In den Nachmittagstunden des 3. wurde Anole passirt, zwanzig Stunden später Sorori, am 4. gegen Mitternacht Schonde, einige Zeit danach Wegere, Hindi Abends 5 Uhr desselben Tages, und Jumbo in der Nacht vom 5. zum 6. October um 1 Uhr. In allen Dörfern, welche sie bei Tage durchfahren hatten, rief ihr Erscheinen die lebhafteste Bewegung hervor; die Leuten starrten sie an, liefen in die Hütten, riefen Andere herbei und waren offenbar so überrascht, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten. An manchen Orten, so bei Sorori und Manamsunde, wurden die Fliehenden auch nach dem Dampfer und nach ihrem Führer gefragt; überall gaben sie die Antwort, daß sie dem zurückkehrenden Schiffe einige Tage vorausgingen, um dessen Ankunft weiter unten zu melden. In einem der Waseguadörfer, wo mehrere hundert Eingeborne zu Tanz und Spiel versammelt waren und im Flusse mindestens vierzig Baumkähne nebeneinander lagen, erregte ihre Ankunft unerhörtes Erstaunen; man gelangte jedoch, ohne aufgehalten zu werden, vorüber, denn das Boot erschien zu schnell und war verschwunden, ehe die Leute recht zur Besinnung kamen. Oberhalb und unterhalb Hindi brannte auf dem rechten Ufer der Wald; vermutlich war er behufs Ausdehnung der Pflanzungen angezündet worden. Hier erfuhr man auch, daß vor der Mündung ein englisches Kriegsschiff läge oder gelegen habe, um in Jumbo Erkundigungen nach der Expedition einzuziehen. Da man von der friedfertigen Sklavenbevölkerung hier kaum etwas zu befürchten hatte, dachte man daran, sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, doch wurde endlich beschlossen, ohne Verzug weiter zu fahren. Auch in Jumbo hielt man nicht, obwol Einige Dies vorschlugen.

Die Fahrt stromabwärts hatte einhundertundfünf Stunden gedauert. Fünf Tage lang so zu dreizehnt ununterbrochen auf engem Boote zu fahren, ohne sich ein einziges Mal ein wenig ausstrecken zu können, ist gewiß keine Annehmlichkeit; und während dieser Zeit hatten die Fliehenden ihre Nahrung zumeist in ungekochtem Zustande, zuletzt sogar rohes Getreide genießen müssen! Zum Glück war das Wetter im Allgemeinen günstig gewesen; es wehte zwar ein ziemlich heftiger Wind, doch fielen nur in den letzten Tagen einige tüchtige Regengüsse. Alle athmeten erleichtert auf, als sie eine Strecke oberhalb der Mündung wieder festen Boden betraten; von einem Schiffe freilich war trotz eifrigen Umherspähens mit den Nachtgläsern Nichts zu sehen. Die mitgenommenen Sachen wurden noch in der Nacht zu Bündeln geformt und Das, was sich nicht weiterschaffen ließ, in dem Boote an geeigneter Stelle versenkt, denn es konnte nicht daran gedacht werden, die Barre zu durchfahren. Dann wurde die Reise südwärts zu Fuß angetreten. Gegen vier Uhr Morgens setzte die Gesellschaft sich in Bewegung, anfangs rasch, bald aber immer langsamer, weil die Ermüdung von der anstrengenden Fahrt sich merklich machte. Mit Sonnenaufgang bekamen sie Kap Bissel in Sicht. Sie schritten dann, ohne zu rasten, zwischen Dornengestrüpp und über Korallenzacken weiter, oder durch losen, mit dünnem Gras bestandenen Sand, in welchem sie bei jedem Tritte bis über die Knöchel einsanken; Wasser fanden sie auf dem ganzen Wege von der Djubamündung an nur einmal an drei nicht weit von einander gelegenen Stellen. Gegen zehn Uhr Vormittags erreichten sie die rasenbedeckten Lagunen, welche nördlich vom Kap sich etwa fünfviertel Meilen weit ins Land erstrecken. Als sie diese hinter sich gebracht, fühlten sie sich völlig erschöpft; das sechstägige gezwungene Wachen, der beschwerliche Marsch, die Sorge um das Schicksal des Barons und seines Begleiters, der Gedanke an den ungewissen Ausgang ihrer Wanderung hatten sie in steter Aufregung erhalten. Ruhe that ihnen jetzt vor Allem Noth; sie wollten daher bis zur Ebbe rasten und dann nach einer der Inseln, welche vor dem Kap Bissel liegen, hinüber waden, um dort in Sicherheit neue Kräfte zu sammeln. Sie lagerten sich, stellten Wachen aus und schickten, da ihnen die Zeit der Ebbe unbekannt war, zwei Leute nach dem Kap, welche ihnen Nachricht bringen sollten, ob das Wasser genugsam gesunken wäre.

Lange Zeit kam Niemand zurück; auch die anderen Neger verloren ſich trotz aller Aufmerkſamkeit, ſo daß man ſich ſchon verlaſſen wähnte; da erſchienen endlich Zwei mit freudeſtrahlenden Geſichtern und meldeten, daß in der Bucht ein kleines Mtepe (genähtes Schiff) läge, welches mit der nächſten Flut in zwei Stunden nach der Inſel Toala gegenüber der Schambamündung abſegeln werde: der Beſitzer wolle ſie mitnehmen, und Aſſalon habe ſich ſofort des Fahrzeuges verſichert. Augenblicklich brachen Alle auf und erreichten, nachdem ſie einen Wieſengrund durchſchritten, das Meer faſt an derſelben Stelle, wo früher der Welf geſtrandet war; ſie beſtiegen das einige hundert Schritt weiter oben auf dem Sande ſitzende Fahrzeug und gingen gegen drei Uhr Nachmittags, als es flott wurde, unter Segel. Was aus ihnen geworden wäre, wenn ſie dieſes Schiff nicht gefunden hätten, läßt ſich unſchwer vermuten; wahrſcheinlich ſtand ihnen dann daſſelbe Schickſal bevor, welches die Sklaven, vor deren Jammergeſtalten ſie einige Monate vorher am nämlichen Orte erſchraken, unterwegs betroffen hatte.

Das Mtepe hielt ſich in dem innern Fahrwaſſer zwiſchen Küſte und Riffen und kam am 4. Oktober gegen zehn Uhr Vormittags, nachdem es die Nacht über vor Anker gelegen, in Kiama (Kismaio der Seekarte) glücklich an. Hier wurden neue Lebensmittel gekauft, denn die Fahrgäſte hatten bisher größtentheils vom Gnadenbrote des Schiffseigenthümers gelebt. Die ſehr neugierigen und wahrſcheinlich Verdacht witternden Bewohner der Inſel beruhigte man mit der Ausſage, daß es gelte, von Sanſibar eine Verſtärkung der Expedition zu holen. Am Abende des 9. endlich erreichte das kleine Schiff, welches allnächtlich bis Morgens fünf Uhr ſeinen Lauf unterbrach, die Inſel Tula und legte ſich hier dicht vor Auweſis Hauſe vor Anker. Der „Sultahn" und ehemalige Abani der Expedition nahm die Unglücksgenoſſen freundlich auf, lud ſie ſogar ein, in ſeinem Hauſe zu wohnen; ſie gingen jedoch hierauf nicht ein, um immer bei ihrem Gepäcke bleiben zu können. Nach vielen Zureden bewogen ſie den Beſitzer des Mtepe, mit ihnen noch nach Lamu zu fahren. Auweſi ſchloß ſich ihnen auf dieſer Reiſe an. Durch widrige Winde aufgehalten, erreichten ſie am 16. Oktober gegen fünf Uhr Abends die Stadt Lamu. Der hieſige Agent des franzöſiſchen Sanſibarhauſes erwies ihnen viele Freundlichkeiten. Mit Wonnegefühl ſchlürften ſie zum erſten Male wieder Kaffee, ein wahres Labſal nach ſo langen Entbehrungen; ebenſo konnten ſie ſich wieder an Milch, Mtama, Brod und Bananen erquicken. Deppe ſchreibt in ſeinem Tagebuche, daß er ſich nicht entſinne, je in ſeinem Leben mit größerem Genuſſe als damals geſpeiſt zu haben. Hier fanden ſie auch Briefe aus Europa vor und ein Fahrzeug mit Mannſchaften und allerlei Sachen für die Expedition, welches vom Hamburger Konſul in Sanſibar auf Deckens Wunſch nach Jumbo abgeſchickt worden und eben hier eingelaufen war. Auf dieſer Dau, welche aber erſt noch kalfatert werden mußte, ſegelten ſie am 19. Oktober weiter und erreichten, über Mombas fahrend, am 24. Oktober Morgens ſieben Uhr Sanſibar.

Das traurige Schickſal der Expedition erregte die lebhafteſte Theilnahme aller Europäer der Stadt. Leider lag kein Kriegsſchiff im Hafen; Herr von Schickh und ſeine Gefährten mußten alſo auf nachdrückliche Unterſtützung ihrer weiteren Pläne verzichten. Sie rüſteten in Schnelle ein Küſtenfahrzeug aus und ſegelten, nachdem ſie einen Bericht über das Geſchehene abgefertigt hatten, am 29. Oktober Abends ſechs Uhr mit Aſſalon und drei Negern nach Norden. Nur der Tiſchler Bringmann blieb zurück; er trat einſtweilen in die Dienſte des Hauſes O'Swald & Co., welchem er ſich gerade damals durch ſeine Arbeit ſehr nützlich machen konnte.

Ein merkwürdiger Zufall hatte es gefügt, daß der Führer jenes Schiffes derſelbe Juma ben Saidi war, welcher durch ſeine Dummheit und Niederträchtigkeit den Verfaſſer des Reiſeberichts auf ſeiner Komororeiſe ſo ſchwer benachtheiligt hatte. Jetzt wurde

ihm von Seiten ſeiner Fahrgäſte eine wenn auch geringfügige Vergeltung zu Theil: ſo oft nämlich ſeine Unkenntniß der Küſte oder ſein Ungeſchick irgend welche Unannehmlichkeit bereitete, ward er mit reichlichen Püffen belohnt. Am 2. November, Abends 10 Uhr, brachte er das ihm anvertraute Gefährt mit Hilfe eines andern Schiffers, welcher ihm den Weg zeigte, glücklich in den Hafen von Lamu und legte es dem Zollhauſe gegenüber vor Anker. Am folgenden Tag, einem Freitage, wurde der Statthalter beſucht, der des Frühgottesdienſtes wegen erſt Nachmittags zu ſprechen war. Er ſollte, laut einem Briefe vom Sekretair Said Madjids, den Reiſenden zur Förderung ihres Vorhabens Soldaten mitgeben. Um dieſes Verlangen drückte er ſich in ächt arabiſcher Weiſe herum d. h. ſagte alle mögliche Unterſtützung zu, ſchenkte zwei Ziegen, wollte ſogar Boten nach Jumbo ſchicken, während ſeine Gäſte hier bleiben ſollten u. ſ. w. u. ſ. w., gab aber die Soldaten nicht. Endlich ließ er ſich erbitten, doch beſtimmte er ausdrücklich, daß ſeine Leute (wahrſcheinlich damit der Lamuhandel nicht beeinträchtigt würde?) auf keinen Fall weiter als bis Tula mitgingen. In dieſer und der folgenden Nacht wurden zwei Beludſchen als Wache an Bord genommen. Mit vieren der Söldner ſchiffte ſich am 5. November die kleine Reiſegeſellſchaft nebſt einem „kundigen Piloten" nach Tula ein, wo ſie am 7. Mittags anlangten; der gemißhandelt Nahoſa hatte ſich zwar ſehr geſträubt noch weiter unter den gewaltthätigen Weißen zu dienen, aber doch endlich nachgeben müſſen.

In Tula wurde Aweſi an Bord gerufen. Er ſagte, daß er bisher noch Nichts von dem Unglück der Expedition gehört habe, daß man es auch in Jumbo und Brawa noch nicht kenne, und meinte auch, daß Abdio noch nicht wieder an der Küſte angelangt ſei. Gegen eine Entſchädigung von dreihundert Thalern ließ er ſich bereit finden, an der Fahrt nach Norden theilzunehmen. Er verſprach, nicht nur für die Sicherheit der Reiſenden nach Kräften zu ſorgen, ſondern auch in Allem, in Beſchaffung von Nachrichten und was man ſonſt wollte, zu Dienſten zu ſein. Am folgenden Tage kam er mit einem alten Häuptling von Tula an Bord. Diesmal erfuhr man, es gingen bereits Gerüchte von dem Geſchehenen an der Küſte um, und überall herrſche große Aufregung; man dürfe deshalb nicht nach Brawa oder Jumbo, ja nicht einmal Kiama gehen, wenn man ſich nicht der äußerſten Gefahr ausſetzen und das ganze Unternehmen ſcheitern machen wollte; damit jedoch nichts verabſäumt würde, wolle er allein nach jenen Orten reiſen, welche er ja öfters beſuche und deshalb auch jetzt beſuchen könne, ohne Verdacht zu erregen; man ſolle ſich bis zu ſeiner Rückkunft in Tula gedulden. Als ſchon Alles abgeſchloſſen war, verſuchte Aweſi, fünfzig Thaler Reiſegeld außerdem zu erpreſſen, kam aber hiervon zurück, als er ſah, daß Herr von Schickh entſchloſſen war, in ſolchem Falle ſelbſt und ohne ihn nach Brawa zu gehen. Für dieſes Mißgeſchick entſchädigte ſich Aweſi dadurch, daß er um ſo höhere Preiſe für die Lebensmittel anſetzte; ſo forderte er für ſechzig Eier drei Maria-Thereſienthaler, während man in Lamu für dieſelbe Menge den ſechſten Theil dieſes Preiſes bezahlt hatte.

Am 9. November, Nachmittags, begab ſich Aweſi auf die Reiſe. Schon zwei oder drei Tage darauf kam er wieder; er konnte höchſtens bis Kiama gekommen ſein, behauptete jedoch auf das Beſtimmteſte, Kismaio erreicht zu haben. Hier hätte man ſchon alle Einzelheiten des Ueberfalls gekannt und wäre in ſolcher Aufregung geweſen, daß er für rathſam erachtet hätte, ſchleunigſt zurückzukehren; denn wenn die Nachricht nach Tula käme, oder wenn gar die Somali erführen, daß Europäer hier wären, getraue er ſich kaum, für ſeine eigenen Unterthanen einzuſtehen. Deshalb rieth er nach Lamu zurückzugehen und ſich dort unter den Schutz des Statthalters zu begeben; er wolle inzwiſchen zuverläſſige Nachrichten einziehen, die an der Djubamündung verſenkten Sachen beſchaffen ſowie den Abdio ben Nur, welcher nach Annahme Aller das Unglück verſchuldet hatte, feſtnehmen und binnen zehn Tagen abliefern. Am andern Morgen begab er ſich wieder auf die Reiſe, jedoch, weil der

Nordoſtmonſun bereits ſtark zu wehen anfing, nur bis Kap Biſſel, um von dort an zu Fuße weiter zu gehen.

Während deſſen gingen die Europäer nach Lamu zurück, wo ſie am 14. November Nachmittags bei ſehr heftigem Winde anlangten. Sie blieben, da ſie ſich in der Stadt nicht ganz ſicher fühlten, an Bord ihres Fahrzeuges; den Statthalter, welcher gerad auf ſeinem Landſitze weilte, bekamen ſie an demſelben Tage nicht mehr zu ſehen. Am 15., noch ehe der Erwartete zurückkam, lief eine Dau ein, auf welcher ſie Mabruk Speke entdeckten, einen der Begleiter des Barons und Doktor Links auf dem Wege von der Stromſchnelle nach Bardera. Sie riefen ihn ſofort zu ſich und vernahmen von ihm folgenden Bericht:

„Wir waren Mittags in Bardēra angekommen. Alle gingen an Land. Einer nur, Mbaruko, blieb beim Boote, bis Abdio ihn abrief. Später ſandte der Baron mich aus, um nach dem Boote zuſehen, doch ich fand es nicht; die Somali hatten es nach dem gegenüberliegenden Ufer geſchafft. Unterwegs machte eine Frau mir ein Zeichen, daß man uns den Hals abſchneiden wollte. Ich warnte den Baron, dieſer aber ſagte mir, ich ſollte nicht bange ſein. Wir gingen ungehindert in Bardēra ſpazieren. Man gab uns ein Haus, brachte Lebensmittel herbei und verſprach Laſtthiere für eine Reiſe nach Ganane. Schlachtvieh konnte nicht ſofort beſchafft werden, weil dieſes in einiger Entfernung auf der Weide war. Was die Somali mit einander ſprachen, konnten wir nicht verſtehen. Eines Tages bewachten zwei von uns, Mbaruko und Achmed, die Thüre des Hauſes unſeres Herrn, als dieſer von Abdio abgerufen wurde, um Schauri (Unterredung) zu halten. Abdio überredete jene Beiden, ebenfalls fortzugehen, da Niemand Etwas ſtehlen würde. Als auch dieſe fortgegangen waren, wurden die Gewehre aus dem Hauſe geholt. Der Baron erkundigte ſich bei ſeiner Rückkunft, wo die Gewehre geblieben wären. Wir erklärten ihm, daß Abdio an Allem Schuld ſei. Er forderte ſeine Gewehre zurück, allein man hielt ihn mit Verſprechungen hin.“

„Mittags trafen ſechs Neger von der Expedition in Bardēra ein und erzählten von dem Gefecht am Djubafluſſe bei dem Dampfer, und daß zwei Europäer getödtet ſeien. Der Baron bat aufs Neue um ſeine Gewehre. Die Somali willigten ſcheinbar ein, die Gewehre wiederzubringen, und holten ſie auch, aber in dem Augenblicke, da der Baron ſich danach bückte, ſtürzten ſie auf ihn zu und banden ihm die Hände auf den Rücken. Der Doktor wurde nicht gebunden, aber feſtgehalten. Mich und die andern Begleiter des Barons überwältigte man ebenfalls. Abdio lief fort, als man den Baron feſtband. Man hielt uns in der Hütte; ich konnte aber ſehen, daß man den Baron und dem Arzt nach dem Fluſſe führte und dort erſtach. Den Baron ſtach man zweimal in die Bruſt, den Arzt einmal. Beide ſtarben ſofort. Ich ſah, wie man die Leichname in den Fluß warf, und wie der Strom ſie forttrieb. Abdio war nicht dabei, als Dieſes geſchah. Die Mörder waren Somali, aber keine Häuptlinge von Bardēra. Das Geld und Alles, was der Baron bei ſich führte, wurde ihm weggenommen, nachdem er erſtochen war. Nur ein Hemd ließ man dem Leichnam. Man wollte uns als Sklaven behalten, doch beſtimmte der Sultahn, auf deſſen Namen ich mich nicht beſinne, man ſolle ſich mit den Sachen der Europäer begnügen und uns die Freiheit geben.“

„Abdio bekam einen Theil von dem Gelde, welches vertheilt wurde. Er ging dann mit drei Somali und den elf Leuten des Barons, welche jetzt in Bardēra waren, nach Brawa. Nachdem trafen noch zwei, Sereng und Feredji, dort ein. Ich blieb ungefähr zehn Tage in Brawa und mußte bei Abdio Sklavenarbeiten verrichten. Später fand ich einen Nahoſa (Schiffer) welcher mich aus Gutmütigkeit mit an Bord nahm und nach Lamu brachte. Die Anderen werden mit erſter Gelegenheit nachkommen.“

Hiernach hielt Herr von Schickh weitere Nachforſchungen für überflüſſig. Er bat den Banian des Zollhauſes, die Gegenſtände, welche Auweſi bringen würde, ſofort nachzuſchicken,

den Statthalter aber ersuchte er, den Verräther Abdio und andere etwa gefangene Schuldige unter starker Bedeckung in das Fort von Sansibar zu liefern. Dann gab er Befehl zur Abreise.

In trübseligster Stimmung fuhren die Unglücksgenossen längs der Küste nach Mombas, wo sie nach mancherlei Fährlichkeiten einige Tage später ankamen. Sie ankerten hier, um Lebensmittel zu kaufen, und vernahmen, daß das englische Kriegsschiff „Vigilant", Capt. Latham, mit einem Sekretär des Sultahns hier vorüber nach Brawa gedampft sei, um Erkundigungen über das Schicksal Deckens einzuziehen; näheres konnten sie indessen nicht erfahren. Sie versuchten, sich ein anderes Fahrzeug zu verschaffen, da sie auf der letzten Fahrt alles Zutrauen zu seiner Festigkeit und zu der Geschicklichkeit seines Führers verloren hatten; die Verhandlungen scheiterten jedoch an den unverschämten Forderungen der Bootseigenthümer. So reisten sie denn wie bisher weiter. Am Morgen des dritten Tages langten sie bei bald gutem, bald flauen Winde in Sansibar an. Wenige Tage nach ihnen traf auch der Vigilant ein und brachte eine Anzahl Neger von der Expedition. Sie wurden sofort in scharfes Verhör genommen. Ihre Aussagen, so sehr sie sich in gewissen Punkten widersprachen, kamen doch darin überein, daß der Baron sowol wie Link in Bardëra ermordet wären.

Ein Grund, noch länger in Sansibar zu bleiben war nun nicht mehr vorhanden; man entschloß sich also, die bald bevorstehende Abreise des O'Swald'schen Schiffes „Kanton" zur Heimreise zu benutzen. Während Schickh im hanseatischen Konsulat die Protokolle über die Aussagen der Neger aufnahm, packten die Andern ihre Sachen zurecht, stellten eine Liste der Gegenstände auf, die versteigert werden sollten, wohnten dem Verkaufe selbst bei und schrieben das Tagebuch des Barons ab, welches nebst den Ergebnissen der Verhöre nach Europa geschickt wurde.

Am 12. Januar begaben sich die fünf Europäer an Bord der Kanton, Tags darauf verließ das Schiff den Hafen; am 14. Februar erreichten sie St. Helena, am 4. April liefen sie in Hamburg-Altona ein. Hier wurden sie von einem Beauftragten der von der Decken'schen Familie empfangen und ihrer Pflichten entbunden. Diejenigen von ihnen, deren Aussagen den Angehörigen des Barons von Wichtigkeit waren, fuhren nach Berlin, wo Mutter und Bruder des Ermordeten weilten. Ihre Mittheilungen stellten zwar den Tod des Barons nicht außer allem Zweifel, doch ließen sie auch dem Unverzagtesten kaum noch irgend welche Hoffnung. Ein Entschluß, was weiter in der Sache zu thun sei, konnte natürlich nicht sogleich gefaßt werden, und so kehrten denn auch die Letzten nach wenigen Tagen in ihre Heimat zurück.

Ein Rückblick möge zeigen, was wir dieser letzten Deckenschen Unternehmung, der Djubaexpedition, zu verdanken haben. In kurzen Worten lautet das Ergebniß so: „es gibt im Somalilande einen Fluß, welcher mit Schiffen von angemessener Größe und Bauart erwiesener Maßen eine Strecke von hundertsiebzig Seemeilen, die Krümmung mit eingerechnet aber vierhundert Seemeilen weit befahren werden kann." Wir haben durch Deckens Reise nicht erfahren wo der Djubafluß entspringt, doch ist es durch die Thatsache, daß der Fluß eine so weite Strecke oberhalb seiner Mündung immer noch fast dieselbe Wassermasse besitzt, zur Gewißheit geworden, daß seine Quellen in beträchtlicher Entfernung von der Küste liegen müssen. In Ermanglung weiterer Anhaltspunkte muß die schon früher öfters ausgesprochene Meinung: „der Godschebfluß Abyssiniens könne der Oberlauf des Djuba sein", außerordentlich an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Wir zögern nicht im mindesten, uns ihr rückhaltslos anzuschließen, da bis jetzt keine Gründe gegen sie bekannt worden sind.

Weniger wahrſcheinlich iſt, was die Eingebornen in Jumbo ſowol wie in Bardēra über eine Zweitheilung des Fluſſes ſagen. Nach ihnen ſoll der Djuba bei Ganane einen Arm abſenden, welcher mindeſtens ebenſo bedeutend wäre als der uns bekannte; oberhalb des Trennungspunktes wäre dann der Fluß ſo waſſerreich, daß man ihn noch ungeheure Strecken ſtromaufwärts, bis an die Berge von Abyſſinien hin, befahren könne und ihn auch wirklich befahre, während weiter unterhalb ein eigentlicher Bootsverkehr nicht vorkommt. Beruhten dieſe Berichte auf Wahrheit, ſo würde der Juba eine unſchätzbare Straße nach dem Innern darſtellen; bis indeſſen gewichtige Beweiſe hierfür aufgebracht ſind, müſſen wir an ſolch ſonderbarer Gabelung des Fluſſes zweifeln, ſchon um deswillen, weil dann die Frage entſtände, wo der ſich trennende Arm hinfließen ſolle. Durch Decken und ſeine Begleiter iſt der Nachweis geliefert worden, daß von all den ſüdlich vom Djuba gefundenen Flußmündungen keine die des unbekannten Stromes ſein kann; es bliebe daher nur die Möglichkeit übrig, daß derſelbe ſich im Sande oder in einem Binnenſee verlaufe, was allerdings nicht unmöglich, aber auch nicht beſonders wahrſcheinlich iſt. Noch weniger ſtatthaft erſcheint die Annahme, daß der Wobbi, der einzige größere Fluß im Norden des Djuba, ein bei Ganane ſich abzweigender Arm des letzteren ſei.

Eine zweite Gabelung des Fluſſes ſoll weiter unten, zwiſchen Wegere und Manamſunde, gegenüber den erſten Anſiedelungen der Wabuni, ſtattfinden. Es wurde nämlich hier ein zehn bis zwölf Schritt breiter Arm geſehen, welcher aber ebenſowol ein Zufluß wie ein Abfluß ſein kann. Brenner neigt ſich der letzteren Anſicht zu und meint, daß dieſer Arm ſich in der Nähe des Gleichers mit dem etwa 1° nördl. Br. entſpringenden Scherifluſſe vereinige; letzterer Fluß — ein übrigens nicht ſehr bedeutendes Gewäſſer, welches nur dadurch wichtig wird, daß es eine weite Strecke des Gallalandes mit dem befruchtenden und belebenden Elemente verſieht — ergießt ſich dann unter 1° ſüdl. Br. in den Kilowanjeſee, das Quellbecken des Wubuſchi- oder Durnfordfluſſes, welcher fünfundſiebzig Seemeilen ſüdweſtlich vom Djuba mündet.

Vergleichen wir den Djubafluß mit unſeren deutſchen Flüſſen, ſo fällt es zunächſt auf, daß er auf der langen Strecke von Jumbo bis Sorori (etwa 250 Seemeilen weit, die Krümmungen mit eingerechnet) nicht einen einzigen Zufluß aufnimmt und auch oberhalb nur einzelne unbedeutende Bäche, welche noch dazu in der trockenen Jahreszeit zumeiſt kein Waſſer enthalten. Von Deckens fernſten Punkten bis zu der Mündung des Djubafluſſes ſind es in grader Linie hundertſiebzig Seemeilen; auf derſelben Strecke nimmt nun der Rhein (von Emmerich bis Mannheim) zehn größere Zuflüſſe auf, die Elbe (von Hamburg bis Torgau) zwölf, die Oder (von Stettin bis Breslau) achtzehn. Durch dieſe Eigenthümlichkeit ſtellt ſich der Djuba dem Nil zur Seite, wennſchon er in jeder andern Beziehung, ſowol wegen des Fehlens einer Ueberflutung als auch wegen der Ebenheit der Landſchaft, durch welche er fließt, gründlich von demſelben verſchieden iſt. Ein andrer Umſtand, welcher den Djuba auszeichnet, iſt ſeine Schiffbarkeit. Bedenkt man, daß unſre größeren deutſchen Flüſſe — die Elbe z. B., welche bei Dresden mindeſtens dreimal ſo breit iſt als der Djuba — ohne ausgedehnte Regulirungsarbeiten nur auf kurze Strecken ihres Laufes ſchiffbar ſind und unausgeſetzter Nachhilfe bedürfen, um fahrbar zu bleiben, ſo muß es in hohem Grade auffallen, daß der kleine, hundert bis dreihundert Fuß breite und höchſtens zwanzig Fuß tiefe Djubafluß zu trockener Jahreszeit, mit einem, offen geſagt, ganz ungeeignetem Schiffe von hundertundzwanzig Fuß Länge ohne Weiteres befahren werden konnte. Allerdings hat der Welf auf ſeiner Fahrt einige Male aufgeſeſſen, doch iſt er immer wieder ohne beſondere Anſtrengung frei gekommen und würde die ganze Entfernung bis zu den Stromſchnellen ungehindert haben zurücklegen können, wenn er einen um ſechs Zoll geringeren Tiefgang gehabt hätte. Man iſt mithin zu dem Ausſpruche

berechtigt, daß der Djubafluß der Befahrung mit flachgehenden Dampfern nicht das geringſte Hinderniß entgegenſetzt und daß er nächſt dem Sambeſi die beſte bis jetzt bekannte Waſſerſtraße Oſtafrikas iſt. Die Barre an ſeiner Mündung verurſacht keine Schwierigkeit, da ſie bei Ebbe ſechs bis acht Fuß Waſſertiefe hat, alſo viel mehr, als für einen angemeſſenen Flußdampfer nöthig iſt; und hinter ihr finden die Schiffe einen vollſtändig geſicherten Zufluchtsort. Noch weit mehr tritt die große Wichtigkeit des Djubafluſſes hervor, wenn man die Bebauungsfähigkeit und den Reichthum des Landes, durch welches er fließt, mit in Rechnung zieht und bedenkt, daß dieſem weiten Gebiete eine gute Verbindung mit der Küſte fehlt.

Es gibt noch eine zweite Waſſerſtraße in das Innere des Somalilandes, aber ſie iſt nicht bis zur See hin offen. Wir meinen den Wobbi- oder Webbefluß, welcher einige dreißig Meilen nördlich von der Linie und ungefähr in der Mitte zwiſchen der Küſte und dem Djubafluſſe im Sande verläuft. An den Ufern dieſes Fluſſes, welcher, aus der Gegend von Herrär kommend, nach Mukdiſcha zu ſtrömt, dann aber ſich ſüdweſtwärts wendet und auf eine Strecke von über hundert Meilen in nahezu gleicher Richtung mit der Küſte und zwölf bis zwanzig Meilen von ihr entfernt fließt, finden ſich hunderte von blühenden Dörfern, deren fleißige Bewohner ſich vom Ackerbau nähren und im lebhafteſten Verkehre mit den Küſtenſtädten Mukdiſcha, Merka und Brawa ſtehen. Der Anbau des Bodens ſteht hier auf weite Strecken hin in eben ſolcher Blüte wie am Djuba in den Anſiedelungen der Sklaven und gibt uns ein Bild, zu welcher Bedeutung dereinſt bei vermehrtem Verkehre dieſer Theil des Somalilandes gelangen kann.

Auch hier iſt Ackerbau und Handel noch bei Weitem nicht genug entwickelt, denn man baut, weil keine Nachfrage nach dem Ueberfluſſe geſchieht, nicht viel mehr, als im Lande ſelbſt gebraucht wird; und doch iſt der Boden ſo fruchtbar, daß er ungeheure Mengen von Seſam, Oelſaat, Zuckerrohr und vortrefflichen Kaffee hervorbringen könnte. Nicht einmal der Hauptreichthum des Landes, das Vieh, wird gehörig ausgebeutet; wenigſtens ſind die Mengen von Fellen und geſchmolzener Butter, welche jetzt in den Handel kommen, unbedeutend gegen Das, was das Land zu liefern vermöchte: der Verkehr ſtockt, weil es an Bewegung und Abfluß fehlt. Dies mag zum Theil ſeinen Grund mit darin haben, daß es im ganzen Somalilande trotz ſeiner weiten Küſtenausdehnung nur wenig Häfen gibt, eigentlich nur einige mittelmäßige Rheden. Aber wenn auch die Hafenplätze Brawa, Merka, Gonderſcheich, Mukdiſcha und Warſcheich, ſämmtlich zwiſchen 1° und 2° 15′ nördl. Breite gelegen, nur während der Hälfte des Jahres zugänglich und ſicher ſind, ſo iſt Dies doch kein Grund, ſie während dieſer Zeit nicht zu benutzen, zumal ſie, abgeſehen von Berbera und Seila im Norden, die einzigen Punkte ſind, an denen ſich das Somaliland ſeiner reichen Erzeugniſſe entledigen kann. Dieſen Häfen der Oſtküſte wird ſich übrigens, wenn ſie einmal erſt in Aufnahme gekommen ſein werden, noch ein großer Theil der Waaren zuwenden, welche jetzt nach Norden gehen, weil die Bodenverhältniſſe einen bequemeren Verkehr des Innern mit dem Oſten als mit dem Norden bedingen. Es ſteht demnach, da ſo viele Vortheile nicht lange mehr unbeachtet bleiben können, dem Somalilande eine große Zukunft und allen Verhältniſſen dort eine bedeutende Veränderung bevor. Möge unſer Handelsſtand und die Weisheit unſerer Regierungen dafür ſorgen, daß hierbei Deutſchland nicht zu kurz komme; geſchieht Dies doch, ſo liegt die Schuld hiervon wenigſtens nicht an den deutſchen Pionieren, welche in Oſtafrika Hab und Gut, Geſundheit und Leben geopfert haben, um ihrem Vaterlande Nutzen zu ſchaffen!

Sechsundvierzigster Abſchnitt.

Feſtſtellung des Schickſals der Verſchollenen.

Nothwendigkeit genauerer Nachforſchungen. — Kinzelbach und Brenner als Beauftragte der Decken'ſchen Familie. — Brenners Verhandlungen in Brawa. — Eine Botſchaft aus Bardēra. — Vernehmung des Augenzeugen Baraka. — Was Kinzelbach inzwiſchen in Sanſibar gethan. — Ergebniß der Verhöre. — Kinzelbachs letzte Bemühungen und Tod.

Der traurige Untergang der von der Deckenſchen Expedition, deren Beginn zu ſo großen Hoffnungen berechtigt hatte erregte überall die größte Theilnahme, und Dies umſomehr, als man die Unmöglichkeit fühlte, die Schuldigen zu züchtigen; denn, wer eigentlich den Ueberfall veranlaßt und ausgeführt hatte, war ja trotz aller Verhöre in Sanſibar vollſtändig unbekannt. Auf den Bewohnern von Bardēra lag allerdings ein ſtarker Verdacht, mehr noch auf Abdio, dem Geleitsmann der Expedition; Niemand aber konnte mit Beſtimmtheit behaupten, daß dieſe Anſicht die richtige ſei. Es tauchten ſogar Zweifel auf, ob der Baron und Linck wirklich ermordet wären. Konnten nicht die Neger der Expedition zu falſchen Ausſagen gezwungen geweſen ſein? Jemehr man hierüber nachdachte, deſtomehr ſtellte ſich die Nothwendigkeit heraus, ganz zuverläſſige Nachrichten über die Vorfälle in Bardēra und über die letzten Lebenstage der unglücklichen Reiſenden zu erhalten, womöglich nach deren eigenen Aufzeichnungen.

Das Unternehmen war freilich ein mißliches. Wer ſollte ſich unter jene aufgeregten Somaliſtämme wagen, welche, nachdem ſie Blut geſehen hatten, jedenfalls noch viel mordluſtiger geworden waren? Konnte man es überhaupt verantworten, wieder Jemand nach jenen Gegenden zu ſenden, nachdem die übriggebliebenen Mitglieder der Expedition es unmöglich gefunden hatten, dort etwas mehr zu thun? Aber die Aufgabe hatte nicht blos ihren Gefahren, ſondern auch ihren Reiz; und als bei den Angehörigen des Reiſenden der Entſchluß feſtſtand, nochmals im Lande ſelbſt genaue Nachrichten über die Verſchollenen einziehen zu laſſen, fehlte es ſchließlich nicht an Freiwilligen zur Ausführung deſſelben.

Zuerſt bot der italieniſche Nilreiſende Miani ſeine Dienſte an. Er wollte ſich mit einer kleinen bewaffneten Schar nach Bardēra durchſchlagen, die Mörder und Verräther ausfindig machen und ſie zur Verantwortung ziehen. Da aber Miani, obwol ein unternehmender, erfahrener und an Strapazen gewöhnter Mann, in jenen Gegenden Afrikas nicht bekannt war, und da auch ſein ganzes bisheriges Auftreten ihm in den geographiſchen Kreiſen Deutſchlands nicht viel Zutrauen erworben hatte, wurde dieſes Anerbieten abgelehnt.

Faſt zu derſelben Zeit theilte der damals in Berlin weilende Doktor Brugſch, vormals preußiſcher Konſul in Egypten, der tiefbetrübten Mutter des Reiſenden mit, daß er einen zuverläſſigen Mann kenne, welcher nicht abgeneigt ſei, ein ſolches Wagniß zu unternehmen. Der Vorgeſchlagene war kein Anderer als der durch ſeine Reiſen mit Heuglin und Steudner bereits vortheilhaft bekannte Theodor Kinzelbach. Von kräftiger, achtunggebietender Geſtalt, in orientaliſchen Sprachen bewandert und mit Afrikanern umzugehen gewohnt, voll Hingabe für Das, was ihm übertragen wurde, und beſeelt von einem unerſchütterlichen Gottvertrauen, ſchien er ganz der Mann zu ſein, eine ſo ſchwierige Aufgabe durchzuführen, zumal er durch längere Dienſte im Konſularweſen ſich eine Menge juriſtiſcher Kenntniſſe erworben hatte, welche ihn befähigten, unbeſtreitbare Angaben über die Vorgänge in Bardēra zu beſchaffen. Allerdings war er verheirathet und beſaß ein Geſchäft in Kairo, doch hatte er ſich in die ihm geſtellte ſchöne Aufgabe bereits ſo eingelebt, daß ihn Nichts mehr zum Rücktritte veranlaſſen konnte. Er erhielt von der Frau Fürſtin von Pleß eine Inſtruktion folgenden Inhalts:

> Der einzige und ausſchließliche Zweck der Reiſe, welche ohne Zeitverluſt anzutreten und ſowol zu Lande wie zu Waſſer ohne unnöthige Aufenthalte und Stationen zurückzulegen iſt, beſteht in der Aufgabe: „an Ort und Rolle genaue Erkundigungen über das Schickſal der angeblich in Bardēra ermordeten Reiſenden, des Baron von der Decken und ſeines Begleiter Doktor Link einzuziehen und die zuverläſſigſte Gewißheit über das Loos der Beiden zu erhalten.“ Zu dieſem Zwecke ſollen zunächſt die eingeborenen Begleiter des Baron v. d. Decken, welche nach dem Untergang der Expedition zurückkamen, nochmals ſorgfältig über alles Geſchehene verhört werden; dann aber ſoll Kinzelbach auch verſuchen, wenn irgend möglich nach Brawa vorzudringen, um dortſelbſt Genaueres zu erfahren.

Mit größter Umſicht bereitete nun Kinzelbach Alles auf ſeine Reiſe vor. Ausgerüſtet mit vorzüglichen Empfehlungen ſeitens der Vertreter der europäiſchen Mächte, verließ er am 3. Sept. die alte Nilſtadt, welche ihm zur zweiten Heimath geworden war. In Suez hatte er das Glück, den auf der Durchreiſe begriffenen Hamburger Konſul Herrn Schulz aus Sanſibar zu treffen, welcher ihm vortreffliche Rathſchläge in Bezug auf ſein ſchwieriges Unternehmen ertheilte. Da ſich nicht ſogleich eine paſſende Reiſegelegenheit fand, kam er erſt gegen Ende des Monats nach Aden, von wo er auf einem Kriegſchiffe nach Sanſibar weiterzukommen hoffte.

Während er noch hier weilte, traf am 25. Oktober, ganz unerwartet für ihn, ein neuer Beauftragter der von der Decken'ſchen Familie in Aden ein, Richard Brenner, einer der übriggebliebenen Fünf von der Djubaexpedition. Brenner hatte zu Melkhof im Mecklenburgiſchen, auf dem Gute des Barons Julius von der Decken, wo er mit Ausarbeitung ſeiner Tagebücher beſchäftigt war, von dem Anerbieten Kinzelbachs gehört und gemeint, daß er als früherer Begleiter Deckens viel eher wagen könne, was Kinzelbach, welcher der Sache doch ferner ſtand und nicht einmal das Somaliland kannte, ſo kühnen Muthes unternommen hatte. Nach kurzem Ueberlegen trug er dem Bruder Deckens ſeinen Plan vor. Sein Entſchluß wurde von dieſem mit Freude vernommen; ward noch an demſelben Tage alles Nöthige in Ordnung gebracht, folgenden Tages verließ Brenner Melkhof, und ſchon wenige Wochen danach fuhr er von Trieſt über Kairo nach Aden ab. Ihn begleitete ein Herr Ravené aus Berlin, welcher auf eigene Koſten an der Reiſe theilzunehmen wünſchte.

Kinzelbach hatte durch gütige Vermittlung des Politiſchen Reſidenten von Aden, Capt. Goodfellow, bereits einen Platz an Bord der nach Sanſibar beſtimmten engliſchen Kriegscorvette Highflyer, Commodore Pasley, erhalten, als Brenner mit ſeinem Gefährten ankam. In ſeiner außerordentlichen, ſchon oft bewährten Liebenswürdigkeit geſtattete Pasley auch dieſen Herren noch die Mitfahrt, da ſie gleichfalls trefflich empfohlen waren und er

hoffen durfte, durch ihre Bemühungen vielleicht nebenbei Genaueres über einige im Somalilande gefangen vermutete Engländer zu erfahren. Am 6. Nov. setzte der Dampfer sich südwärts in Bewegung, am 20. erreichte er Brawa, nachdem er am 15. bei Ras el Chel angelegt hatte.

Capt. Pasley wollte sich nicht vor Brawa aufhalten, ließ sich jedoch bewegen, einige Tage zu bleiben, um durch Vermittelung von Hadschi Osman, dem Begleiter und Sekretair Kinzelbachs, einen geborenen Brawaner, mit den Scheichs der Stadt Freundschaftsverträge zu Gunsten seiner Fahrgäste und anderer hierher kommenden Europäer abzuschließen. Dies gelang auch wider Erwarten gut; Scheich Rufai Dera, welcher das Wort führte, versprach den Reisenden besten Schutz, wenn auch nur für die Stadt und deren nächste Umgebung, da die Macht der Brawaner nicht weit reiche. Inzwischen hatte Kinzelbach mit Brenner sich dahin geeinigt, daß letzterer mit seinem Gefährten in Brawa aussteigen sollte, um hier seine Erkundigungen zu beginnen, während er selbst über die Seschellen nach Sansibar weiterzufahren gedachte.

Als dies Alles geordnet war, reiste am 22. Kinzelbach mit dem Highflyer weiter. Mit eigenthümlichen Gefühlen sahen die Zurückbleibenden dem rasch entschwindenden Schiffe nach; sie waren nun allein, ohne Schutz und Freunde in der fremden Stadt, deren Bewohner zum Mindesten keine wohlwollende Meinung gegen sie hegten. Noch an demselben Tage rief Brenner den schon erwähnten Scheich Rufāi, in dessen Hause er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, händigte ihm fünfzig Thaler ein und sagte, daß er ihn zu seinem Abani erwähle. Der Scheich, sehr erfreut über das erhaltene Geld, versicherte die Fremden wiederholt seiner festen Freundschaft; dennoch hielt Brenner es für gerathen, ihn ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß eine Gewaltthat, welche die Brawaner etwa an ihm verüben möchten, schwere Bestrafung nach sich ziehen würde. Rufāi ist zwar keiner von den Sechs, welche den in Brawa ansässigen Somalistämmen vorstehen, hat somit eigentlich Nichts in der Stadt zu gebieten; durch sein ruhiges, gemessenes und würdevolles Benehmen hat er jedoch ein bedeutendes Ansehen und großen Einfluß im Rathe zu erlangen gewußt; in seinem Hause wurden auch die Schauri über alle wichtigen, die Stadt betreffenden Dinge abgehalten. Brenner bekam noch einen anderen, und zwar einen freiwilligen Beschützer, den Befehlshaber der arabischen Truppen in Brawa, einen Hauptmann über vier Beludschen! So gering das Ansehen und die Macht dieses Herrn Kommandanten auch war, so nahm man den angebotenen Schutz doch an, um den guten Mann nicht zu beleidigen.

Brawa zieht sich etwa 250 Schritt breit in einem Bogen von 800 Schritte Länge an ödem Meeresufer hin. Eine Reihe rother Hügel von 800 bis 1000 Fuß Höhe, auf denen kaum einige Sträucher gedeihen, schließt das Weichbild der Stadt nach dem fruchtbaren Innern zu ab. Von ihren dreihundert Wohngebäuden sind etwa zwei Drittel Somali-Bienenkörbe oder Lehmhütten mit Strohdächern, der Rest Steinhäuser, darunter vierzehn Moscheen. Von See aus nimmt sich die Stadt recht freundlich aus; zum Aufenthalt aber bietet sie wenig Annehmlichkeiten. Fünf tiefe, ausgemauerte Brunnen liefern ihr Trinkwasser, mit Ausnahme eines einzigen jedoch brackiges; sie entstammen wahrscheinlich besseren Zeiten, in denen Brawa noch nicht das ihm jetzt anhaftende Gepräge des Verfalles trug, desgleichen ein ziemlich gut erhaltener Thurm von sechzig Fuß Höhe und achtzehn Fuß Dicke auf einer Klippe im Meere, welcher nach einer arabischen Inschrift im Jahre 1140 der Hedschra erbaut wurde. Der Hafen taugt nicht viel; bei östlichen Winden wird er durch hohen Seegang unsicher. Küstenfahrzeuge besuchen ihn viel, von europäischen Schiffen laufen (nach Guillain) nicht mehr als drei bis vier im Jahre ein, zumeist Engländer, Amerikaner oder Mauritianer. Der Handel soll nach demselben Gewährsmann fast ebenso beträchtlich wie

der von Mukdiſcha ſein; nach Kinzelbach aber iſt er ſehr zurückgegangen und bringt dem Sultahn von Sanſibar kaum zweihundert Thaler Zoll ein, was auf eine Geſammtbewegung von höchſtens 10,000(?) Thalern ſchließen ließe. Bedeutender iſt der Sklavenhandel; Brenner ſah in vier Tagen ſechs Sklavenkaravanen hier an- oder durchkommen: die Händler ſchlagen den Landweg ein, um nicht mit den engliſchen Kreuzern in Berührung zu kommen. Die hier mündenden Straßen verbinden Brawa einerſeits mit Lamu, Merka und Mukdiſcha, anderſeits mit Bardēra und Ganane. Kamele und Eſel vermitteln den Landverkehr.

Der Boden um Brawa bringt gar Nichts hervor. Dagegen liegen herrliche und ausgedehnte Pflanzungen von Mtama, Mais, Reis, Seſam und Baumwolle in den fruchtbaren, trefflich bewäſſerten Niederungen des vier Stunden entfernten Wobbifluſſes (ſ. Brenner, Geogr. Mitth. 1867, S. 303). Die Baumwolle wird größtentheils in der Stadt verarbeitet; zu Guillains Zeiten wurden alljährlich wenigſtens 10,000 Stück Zeug fertig, ungerechnet die feineren Stoffe. Von anderen Waaren bietet der Markt: Ochſen, Schafe, Ziegen, Hühner, Milch, Semen, Talg, Häute, Rhinocerushörner, Elfenbein, etwas Ambra, Myrrhen und arabiſches Gummi. Früchte und Gemüſe fehlen; Getreide wird nur wenig ausgeführt.

Guillain ſchätzt die Einwohnerzahl von Brawa, Sklaven eingerechnet, auf 5000; Kinzelbach gibt die Zahl der Männer auf 800 Tunne und Kudamm (ſ. oben S. 320) und 500 Araber an. Die Somali — ungerechnet die Anwohner des Wobbifluſſes — gehören fünf Stämmen an, die Araber zweien. Im Allgemeinen haben die Bewohner einen friedlichen Anſtrich, da ſie nur ſelten Waffen führen. Die Tunne ſind ſehr ſtolz, und beſorgen nicht die geringſte Verrichtung, für die es Sklaven gibt, ſelbſt. Aufgeblaſen und übermütig, wenn ſie ſich ungeſtört wiſſen, zeigen ſie ſich furchtſam und ängſtlich in Gegenwart von Soldaten Ahmed Juſſufs oder wenn ein Kriegsſchiff im Hafen liegt. Kinzelbach nennt die Brawaner verkommen in commercieller, politiſcher und moraliſcher Beziehung, roh, gemeinſte Diebe, Betrüger und Lügner — es war ihm allerdings ſchlecht genug unter ihnen ergangen. Von der Glaubensſtrenge der Barderaner zeigt ſich bei ihnen keine Spur. Brenner ſah ihre „hübſchen Frauen von glänzend dunkelbrauner Hautfarbe" unverſchleiert auf den Dächern ſitzen und bei ſeinem Anblick vor Freude in die Hände klatſchen. Hauptſprache des Ortes iſt ein etwas abweichendes Somali; Suaheli wird allgemein verſtanden, arabiſch ſpricht man nur wenig.

Brawa iſt nach Guillain die jüngſte der von den Arabern gegründeten Städte der Küſte. Die Erinnerungen der Bewohner gehen nicht weit zurück; man erfuhr nur, daß vor Zeiten die Galla oder Tuni (Tunne?) ſich hier eingeniſtet haben, worauf ein Theil der früheren Anſiedler ſich nach dem höheren Binnenlande bei Ganane zog, wo eben die Tuni hergekommen waren. Im Jahre 1822 unterwarf die Stadt ſich dem Sultahn von Maskat; ſpäter ſtellte ſie ſich gleich Mombas unter engliſchen Schutz, 1837 aber, nach völliger Unterwerfung von Mombas, mußte ſie einen Vertreter und Zolleinnehmer Seid Saids in ihren Mauern aufnehmen. Von ihrem Verhältniſſe zu Sanſibar iſt ſchon früher die Rede geweſen.

Brenner erhielt in ſeinem Hauſe Beſuch über Beſuch, von Einheimiſchen und Fremden. So läſtig ihm dieſe Gäſte auch waren, ſo mußte er ſie doch freundlich behandeln und ihre Anweſenheit dulden. Den einzigen Vortheil, welchen er von ihnen hatte, war der, daß er ihnen eine Menge Gegenſtände abkaufen konnte, welche früher auf dem Welf geweſen waren: einen großen Schiffskompaß, zerbrochene und verbogene Inſtrumente, dazu auch einige traurige Erinnerungszeichen, den Rock Doktor Lincks und ein Hemd des Malers Trenn.

Zwei Tage nach Abfahrt des Highflyer verſammelten ſich die Angeſehenen von Brawa zu einer großen Berathung. Brenner trat, von Rufai ſchon im Voraus über das

zu beobachtende Verhalten unterrichtet, in die feierliche Verſammlung ein, begrüßte die Scheichs ſowie die Aelteſten und nahm ſodann zur Rechten Rufäis auf einer Kitanda Platz. Hiernach ward er von ſeinem Schutzmann im Namen der Verſammelten nach dem Zwecke ſeines Beſuchs in Brawa gefragt. Er ſprach in wohlüberlegter Rede — denn er wußte, daß von dem Eindrucke derſelben wahrſcheinlich der Erfolg ſeiner Sendung abhing — zuerſt im Allgemeinen von dem Verlaufe der Fahrt auf dem Djuba und von der Ungewißheit, welche immer noch über dem Schickſal des Barons und ſeines Begleiters verbreitet ſei, und ſagte dann, er ſei gekommen, um genaue Erkundigungen hierüber einzuziehen; die Scheichs möchten ihn dabei unterſtützen, indem ſie einen Brief an den Sultahn Hadſchi Ali ben Kero von Bardēra ſendeten mit dem Befehle, Alles, was das Schickſal der beiden Deutſchen betreffe, aufzuzeichnen und in der Moſchee bei dem Korahn zu beſchwören; desgleichen ſolle er die Bücher und Papiere des Barons ſowie die beiden noch zurückgehaltenen gefangenen Sklaven Sale(?) und den Gallaknaben Mabruk ſofort hierher ſenden und endlich dem weißen Manne in Brawa geſtatten, daß er nach Bardēra käme und der Sitte ſeines Volkes gemäß ein Gebet an der Stelle ſpräche, wo jene Beiden zu Tode kamen. Für den Fall, daß Hadſchi Ali Letzteres nicht geſtatten wolle, ſollten die Scheichs von Brawa ihrem Gaſte ſicheres Geleit nach der Stadt Ganane geben, welche gerade jetzt mit Bardēra im Kriege ſtände, da von dort aus vielleicht ein Beſuch in Bardēra ermöglicht werden könnte. Jetzt ergriff ein hochbetagter Mann das Wort. Seine Rede wurde von einem neben ihm ſtehenden Gehilfen, an welchen ſie gerichtet ward, gewiſſenhaft Satz für Satz der Verſammlung vorgetragen, nachdem dieſer immer die letzten Worte zum Zeichen des Verſtändniſſes wiederholt hatte. Der Alte ſprach in theilnehmender, freundlicher Weiſe; er hatte den Baron in Sanſibar geſehen, als dort das Schiff gebaut wurde, und äußerte ſeine Befriedigung, keinen Theil an der Ermordung gehabt zu haben. Gegen den Aufenthalt Brenners in Brawa hatte er Nichts einzuwenden; für eine Reiſe nach Ganane aber meinte er keinen Schutz bieten zu können.

In derſelben langſamen Weiſe, ſo daß jedes Wort den Zuhörern doppelt mitgetheilt wurde, einmal durch den Redner, das andre Mal durch ſein Echo, äußerten ſich noch Mehrere zu Gunſten Brenners; dann aber ſprachen zwei alte Leute in ſchärfſter Weiſe gegen ſein Geſuch: ſie erinnerten daran, daß im vorigen Jahre in Mukdiſcha einige Somali von den Engländern getödtet worden wären, weil ſie ihr Eigenthum, theuer bezahlte Sklaven, nicht hatten herausgeben wollen; daß alljährlich eine Menge Schiffe verbrannt würden, blos weil ſie Sklaven nach dem Norden brächten; endlich, daß die Bewohner von Hindoſtan ihr Land an die Weißen verloren hätten, welche anfangs auch nur gekommen wären, ſich bei ihnen umzuſehen, und meinten ſchließlich, mit den Weißen dürften die Somali niemals in Freundſchaft verkehren, weil Dieſes ſchweres Unglück bringen würde; dem Manne hier namentlich dürfe man nicht helfen, denn er habe bei dem Ueberfalle ſo manchen ihrer Landsleute getödtet. Brenners Entgegnung, daß er nur ſein Leben vertheidigt habe, nachdem er geſehen, wie ſeine unſchuldigen Gefährten tückiſch ermordet wurden, beruhigte indeſſen die Verſammlung wieder. Die Verhandlungen wurden zuletzt in Abweſenheit Brenners geführt. Am Nachmittag wurde dem ungeduldig Harrenden das Ergebniß verkündet: es ſolle binnen zwei Tagen der gewünſchte Brief an den Sultahn von Bardēra abgeſendet werden, durch Boten, welche der Mſungu vorher noch ſprechen könne; über die Reiſe nach Ganane wolle man nach Eintreffen der Antwort entſcheiden. Die Scheichs erhielten ein Geſchenk von dreißig Thalern, die Boten ſollten fünfzig erhalten.

Am Abend deſſelben Tages kam Abdio ben Nur, welcher ſchon vorher einmal dageweſen, auf Brenners Zimmer. Er bot den Anblick eines ſchuldbewußten Sünders dar, blickte ängſtlich und argwöhniſch im Zimmer umher, that höchſt geheimnißvoll und ſprach nur

mit flüsternder Stimme; ſein Kopf- und Barthaar war, jedenfalls in Folge von fortwährender Angſt um ſein Leben, ſo weiß geworden, daß er kaum wieder zu erkennen war. Nachdem er unter Erinnerung an die Gegenwart Allahs zur Wahrhaftigkeit gemahnt worden war, begann er eine verworrene Erzählung von der Reiſe auf dem Strome und Anderem mehr, was ſein Zuhörer ebenſogut kannte wie er ſelbſt; durch Zwiſchenfragen in das richtige Geleis gebracht, erzählte er dann Folgendes:

„Gleich bei der erſten Ankunft in Bardēra war Hadſchi Ali ben Kero ſehr erzürnt auf den Bana Mkuba (den Baron), weil er ihm das übliche Begrüßungsgeſchenk verweigert hatte; deshalb habe ich gerathen, nicht wieder nach Bardēra zurückzukehren, nachdem das Schiff zerbrochen war. Als wir (am 28. Sept.) Morgens das Schiff verlaſſen hatten, fuhren wir den Fluß hinab und trafen um 11 Uhr bei Bardēra ein. (Brenner unterbrach ihn mit der Frage: hat der Herr Baron Euch unterwegs nicht befohlen, von dem Schiffbruch Nichts zu erzählen? Abdio erwiederte: Ja, das that er, aber die Leute in Bardēra wußten Das ſchon; ſie weiden ihr Vieh weit hinauf am Fluſſe, und da mag es einer der Hirten geſehen haben.) Nach der Landung in Bardēra befahl unſer Herr dem Mbaruko, er ſolle das Boot gut befeſtigen, dann ging er mit dem Arzte und mir in die Stadt hinauf; die Sklaven brachten das Gepäck. Der Baron und ſein Begleiter gingen in das Haus, in welchem früher Schauri gehalten wurde; ich ſelbſt ſchlief in dem Hauſe meines Freundes Ameio.“ (Wegen Hadſchi Ali und Hammadi ben Kero ſ. unten S. 365.)

„Weil Hadſchi Ali ben Kero nicht kam, mußte ich ihn rufen. Er erſchien am Abende. Während der Beſprechung über den Ochſenkauf erzürnten ſich Beide, und Hadſchi Ali ſtand mit den Worten auf: Wer von uns Beiden iſt hier der Herr, ich oder Du? Darauf verließ er ohne Gruß das Haus. (Brenner: warum erzürnten ſich die Beiden? Du mußt es doch wiſſen, da Du als Dolmetſcher dienteſt. Abdio: Hadſchi Ali war ſchon böſe geſtimmt, als er das Haus betrat; der eigentliche Streit kam daher, daß der Mſungu die Ochſen recht bald zu haben wünſchte, während Hadſchi Ali meinte, das gehe nicht ſo ſchnell.)

„Am nächſten Tage (Freitag, den 29. September) war unſer Boot verſchwunden. Wir gingen alle an den Strand hinab, aber das Boot blieb verloren. (Brenner: ſage mir, Abdio, Du haſt doch gewiß von den anderen Somali gehört, was aus dem Boote geworden iſt; Du wirſt mich jedenfalls nicht glauben machen wollen, daß Dir Das verborgen geblieben ſei? Abdio: Ja, ich wußte es, aber ich wagte Nichts zu ſagen, denn ſonſt wäre der Krieg gleich ausgebrochen. Das Boot war in der Nacht nach der Stadt am anderen Ufer geſchafft, dort an das Land gezogen und in dichten Büſchen verſteckt worden. Hadſchi Ali hatte Dies ſo veranſtaltet.) „Der Bana Mkuba beſichtigte die acht Ochſen, welche Mittags von den Weidegründen eingetroffen waren; dann ſchrieb er in ſeinem Hauſe einen Brief an die Waſungu bei dem Schiffe. Gegen Abend gingen er und der Arzt vor der Stadt ſpazieren mit den Gewehren. Die Somali bekümmerten ſich um Beide nicht.“

„Während der folgenden Nacht wurde mir geſagt, daß die Leute aus der anderen Stadt und auch von Bardēra aufgebrochen wären, um das Lager zu überfallen. Ich ging heimlich zu dem Baron und erzählte ihm Dieſes; er lächelte aber und ſagte, ich ſolle Nichts fürchten. Ich habe zwar nicht geſehen, daß die Leute von Bardēra aufgebrochen ſind, aber es war ſehr menſchenleer in der Stadt; Hadſchi Ali jedoch befand ſich in ſeinem Hauſe.“

„Am Nachmittag des 30. September ſagte unſer Herr plötzlich, wir ſollten uns ſchnell fertig machen, um nach dem Schiffe zu gehen. Es war 2 Uhr, als wir von Bardēra fortgingen. (Wie ſich ſpäter zeigen wird, war Abdio in Bardēra zurückgeblieben.) Niemand hinderte uns, und Niemand fragte, weshalb wir gingen. Auf einem ſchmalen Pfad am linken Flußufer, der zwiſchen Geſträuch und Bäumen hinführt und manchmal ziemlich weit vom Fluſſe abbiegt, gingen wir vorwärts. Jedermann war bewaffnet. Als die Nacht ein-

trat, legten wir uns dicht an dem Fluſſe ins Gebüſch. Von den Somali bemerkten wir Nichts. Am anderen Morgen hielten die beiden Waſungu Berathung, dann ging der Doktor mit Soliman nach dem Dampfer hinauf, während der Bana Mkuba mit uns nach Bardēra zurückkehrte. Um 4 Uhr Nachmittags (Sonntag, den 1. Oktober) kamen wir wieder in Bardēra an, und der Baron ging wieder in ſein Haus."

„Am Montag Mittag (erſter Tag nach dem Kampf bei dem Schiffe) kam plötzlich der Araber Sereng in Bardēra an. Die Kleider waren ihm vom Leibe geriſſen, er ſelbſt war überall blutrünſtig. Kurze Zeit ſpäter kamen noch mehrere Leute vom Schiffe herab, Juma-Meier, Mabruki Charles und Andere. Sie erzählten dem Baron das Vorgefallene. Da forderte er ſie auf, die Gewehre zu ergreifen und mit ihm nach dem Schiffe zu gehen. Aber Alle weigerten ſich und ſagten, es ſeien an tauſend Somali dort, und ſie würden alle getödtet werden."

„Eine Stunde ſpäter kamen die Somali zurück, gingen in das Haus des Barons, ergriffen und banden ihn und führten ihn nach dem Fluſſe hinab, wo er einen Meſſerſtich in die Bruſt erhielt und darauf, nachdem ihm der Hals abgeſchnitten war, in das Waſſer geworfen wurde. Doch Dies habe ich nicht geſehen, denn man hatte mich gefeſſelt und ſo geſchlagen, daß ich noch jetzt die Spuren davon trage."

„Ueber das Schickſal des Arztes habe ich Folgendes gehört: Gegen Abend kommt er mit Soliman beim Schiffe an, ſieht aber keinen Mſungu, ſondern hört vom anderen Ufer herüber das Klagegeſchrei der Somali, welche ihre gefallenen Krieger beſtatten. Als die Beiden ſich zurückziehen wollen, werden ſie eine Schar Somali gewahr, welche mit lautem Geſchrei auf ſie eindringen; der Doktor wird mit einem Sper erſtochen und dann in den Fluß geworfen, Soliman ſpringt in den Fluß und rettet ſich durch Schwimmen. Kero, welcher am Sonnabend die Ochſen nach dem Schiff bringen ſollte, iſt auf der Mitte des Weges ermordet worden." (Nach Anderen lebt er noch und wohnt in Bardēra; ſ. weiter unten die Darſtellung nach Kinzelbachs Verhören.)

Dieſe Erzählung, ſagt Brenner, ſtimmt im Weſentlichen mit den früheren Ausſagen der Neger überein und weicht nur in den Punkten ab, welcher Abdio's verrätheriſche Handlungsweiſe betreffen. Sein ganzes Benehmen während dieſer Unterredung zeugte gegen ihn. Mehr noch machte er ſich dadurch verdächtig, daß er in der folgenden Nacht einen eigenen Boten nach Bardēra abſchickte, jedenfalls um ſeine Freunde dort von allen Vorgängen in Kenntniß zu ſetzen und ſie zu warnen; mit Gewißheit aber erhellt ſeine Verrätherei aus den Mittheilungen des Negers Hammadi, eines der beſten Leute von der Schiffsmannſchaft des Welf, welcher am 1. December auf einer Seereiſe von Makalla zufällig nach der Stadt Brawa kam.

Brenner war nicht wenig überraſcht dieſen Mann hier zu ſehen; denn er hatte ihn, da er nach der Ermordung Deckens nicht nach Sanſibar zurückgekommen war, für todt gehalten. Hammadi aber hatte ſich mit Baraka nach der Sklavenkolonie Manamſunde begeben und war erſt vor Kurzem nach Hindi und Jumbo gekommen, wo er ſich als Matroſe auf eine Dau vermiethete. Als er bei ſeiner Ankunft in Brawa die Anweſenheit eines Europäers von der Djuba-Expedition vernahm, ſuchte er dieſen ſofort auf, um ſich eines Auftrags zu entledigen, welchen ihm der Baron in den letzten Augenblicken gegeben, da die Somali ihn gebunden fortführten. „Wenn Du einſt nach Sanſibar kommſt", hatte ſein gefangener Herr ihm geboten, „ſo gehe zum Konſul Witt oder zum Sultahn und ſage, daß Abdio ben Nur unſer Unglück veranlaßt hat; kannſt Du Dies aber nicht, ſo ſage es einem von den Weißen." Auf den Knieen liegend, betheuerte Hammadi mit thränenden Augen, daß er die Ermordung des Barons mit angeſehen habe (? ſ. unten Kinzelbachs Verhöre), und leiſtete einen feierlichen Eid, daß er die reine Wahrheit rede. —

Um seinen Aufenthalt in Brawa bestens zu nützen, unternahm Brenner verschiedene Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach dem Wobbifluſſe, welchen von hier aus unſers Wiſſens noch kein Europäer beſucht hat (ſ. Bd. III. III, Mémoire von Haſſenſtein, ſowie Geogr. Mittheil. 1867, 302 ff.). In der Nacht vom 7. zum 8. Januar endlich trafen die am 27. November nach Bardêra abgereiſten Boten wieder ein. Der Scheich Abdio, ein Verwandter des Abdio ben Nur meldete Brenner ihre Ankunft noch in der Nacht, wußte aber über den Erfolg ihrer Sendung Nichts zu ſagen, obwol ſie in ſeinem Hauſe wohnten; denn bei den Somali gilt es für durchaus ungehörig, Jemand auszufragen, bevor ſeine Botſchaft an den Auftraggeber ſelbſt beſtellt hat. Brenner mußte ſich alſo noch eine Weile gedulden.

Am folgenden Tage gegen 10 Uhr Morgens kamen die Scheichs mit großem Gefolge herbei. Als Alle Platz genommen hatten, erſchien Rufai mit der Meldung, es ſeien zwei Leute aus Bardêra da, welche ſeinen Gaſt ſprechen wollten. Nun erſt traten die Boten, welche übrigens mit Jenen zugleich gekommen waren, in Reiſetracht und mit Stäben in der Hand in die Verſammlung ein. Sie baten, ſich ſetzen zu dürfen, da ſie einen weiten Weg zurückgelegt hätten, und blieben ſtumm, bis ſie nach einigen einleitenden Fragen zum Erzählen aufgefordert wurden. Unterwegs mehrere Male von Eläi-Somali aufgehalten, welche mit den Kablalla von Bardêra im Kriege ſtanden, und durch den hohen Waſſerſtand in den Niederungen des Wobbi ſehr gehindert, waren ſie erſt am fünfzehnten Tage an das Ziel ihrer Reiſe gelangt. Sie hatten ſich zunächſt nach dem Dorfe Lala auf dem rechten Ufer des Fluſſes begaben, wo ſie erfuhren, daß Hadſchi Ali ben Kero alle befreundeten Somaliſtämme zuſammengerufen habe, ſodaß jetzt in und um Bardêra an 10,000 Krieger verſammelt ſeien; mit dieſer Macht beabſichtige er einen Hauptſchlag gegen die Galla zu führen, zugleich aber hoffe er, auf ſie geſtützt, dem immer noch gefürchteten Rachegericht von Seiten der Europäer begegnen zu können. Die Mauer der Stadt hätte er in Vertheidigungszuſtand geſetzt, dagegen wären die Geſchütze des Welf auf dem Kampfplatze ſtehen geblieben, und ein Theil der Einwohner von Lala hätte dort ein Dorf erbaut. Die Gewehre des Welf wären faſt alle unbrauchbar und die Munition entweder verpufft oder durch Feuchtigkeit verdorben, ſodaß jetzt die Somali wieder wie früher nur Spere, Pfeile und Bogen als Waffen beſäßen. Am zweiten Tage nach Ankunft der Boten in Lala wäre Hadſchi Ali von ihrem Beſuche benachrichtigt worden. Er ſei ſofort über den Fluß gekommen und habe die erſchreckten Leute hart angelaſſen, warum ſie eine Botſchaft der Weißen übernommen hätten, und was er davon denken ſolle, daß die Brawaner ſich überhaupt noch mit den Weißen einließen? Ob man denn Krieg haben wolle? Darauf habe er den Ameio kommen laſſen und ihm einen Brief diktirt, mit welchem verſehen die Boten noch an demſelben Tage die Rückreiſe antreten mußten, nachdem ſie vom Sultahn ein Schaf zum Geſchenk erhalten hatten. Der Brief lautet nach der Ueberſetzung, welche Herr Konſul Dr. Wetzſtein in Berlin freundlichſt übernahm, folgendermaßen:

Im Namen des allbarmherzigen Gottes!

Lob ſei Gott, dem Herrn der Welten! Der Erfolg iſt für die Gottesfürchtigen, und die Feindſchaft gilt nur den Gewaltthätigen.[1]) Gott ſegne unſern Herrn, den Propheten Mahammed, und ſeine Familie und ſeine Gefährten!

Dieſes Schreiben wurde erlaſſen vom Scheich Mahammed Aden Kero, von Ameio, dem Sohne des Mahammed Kâb, und von allen Gemeindeälteſten von Bârdêra an die erlauchte, hohe, edle und treffliche Frau Fürſtin Adêle, die Mutter des Nemſâwi (Deutſchen, d. i. des Barons); möge ſie Gott leiten zur wahren Religion und zum rechten Wege!

Wir haben Dein geehrtes Schreiben erhalten, es geleſen und ſeinen Inhalt verſtanden. Was wir Dir auf die Frage nach Deinem Sohn und ſeinem Gefährten, dem Arzte, mit-

zutheilen haben, iſt, daß der unabänderliche Urtheilsſpruch Gottes an ihnen vollzogen iſt. Was Gott über ſie verfügt hat, war ihr vorherbeſtimmtes Schickſal. So beſcheide Dich denn dem Gottesurtheil gegenüber! Die Trauer nützt Nichts. Gott ſchenke Dir eine löbliche Geduld![2])

Was wir aber Dir, Du Beauftragter der Fürſtin (d. i. Brenner), der Du Dich in Barâwa aufhältſt, auf die Frage nach dem Gallaknaben, welcher im vergangenen Jahre bei ihm war, zu erwiedern haben, iſt, daß wir dieſen nicht geſehen haben; denn er iſt nach einer fernen Gegend gereiſt, wohin wir unmöglich Nachrichten gelangen laſſen können, da wir augenblicklich von jener Seite her heftig bekriegt werden. So viel haben wir Dir zu Deiner Inſormation mitzutheilen.

Dieſe Schrift wurde nach dem aus Bârdêra geſchickten Originale kopirt von dem Schulmeiſter Berio, dem Sohne des Abdallah, den 29. Schabân des Jahres 1283 der Hedſchra (7. Januar 1867).

Dieſes bezeugt:

Rufâi, Sohn des Dira eigenhändig.	Schigo, Sohn des Abdio. Und ich bezeuge es: Der Pilger Abdelkâdir.	Der Scheich Mahmud Sohn des Pilgers Auwês eigenhändig.

Hierzu bemerkt Herr Dr. Wetzſtein:

ad 1) Dieſe Phraſe will indirekt ſagen, daß der Baron ſeinen Tod durch gewaltthätige Handlungen verſchuldet habe.

ad 2) Mittelſt dieſen aus Koranſtellen zuſammengeflickten Redensarten (ſ. das geſperrt Gedruckte) ſuchen die Schreiber jeder Erklärung über die Schandthat auszuweichen.

Dieſem Schreiben der Ortsvorſteher (Scheichs) und des Gemeinderaths von Bardêra fehlt das Datum. Die zweite Hälfte deſſelben iſt miſerabel ſtiliſirt; überhaupt iſt es vom Anfang bis zum Ende unverſchämt gehalten und läßt keinerlei Zweifel übrig, daß die Mordthat von dem Gemeindevorſtand wenn auch nicht angeſtiftet, ſo doch durch paſſives Verhalten der Thätern gegenüber (ſ. unten) möglich gemacht worden iſt.

In obigem Briefe iſt alſo weder von Auslieferung der Papiere des Barons die Rede, noch von Brenners Beſuch in Bardêra, noch erfährt man überhaupt etwas Genaueres daraus. Die Scheichs von Brawa erklärten, daß es unter ſolchen Umſtänden für einen Europäer unmöglich ſei, nach Ganane zu kommen; er würde ſchon in den erſten vier Tagereiſen angegriffen werden. Der unter den Somali verbreitete Glaube, daß die Weißen ihr Land zu beſitzen wünſchen, und daß dem erſten nur zu bald die übrigen nachfolgen würden, geſtatte auch dem mächtigſten Scheich nicht, die Erlaubniß zu einer ſolchen Reiſe zu geben, wenn er nicht in Feindſchaft zu allen ſeinen Landsleuten gerathen wolle. Mit hinlänglicher Kriegsmacht ſei die Reiſe allerdings ausführbar; aber um dieſe zu gewinnen, würden ſicher zweitauſend Thaler aufgewendet werden müſſen. Dieſe Nachrichten und den Brief aus Bardêra nahm Herr Ravené, welcher ſeiner angegriffenen Geſundheit wegen abreiſen mußte, am 9. Januar mit nach Sanſibar.

Außerdem konnte ſich Brenner noch beeidigte Ausſagen einiger gerade anweſenden Somali aus Bardêra verſchaffen; da ſie nichts Neues enthalten und ziemlich ungenau ſind, übergehen wir ſie indeſſen. Er beſchloß nun, zunächſt nach Jumbo zu gehen, wo ſich Bücher von der Expedition finden ſollten, unter ihnen vielleicht auch Deckens Tagebuch. Die Bedenken der Scheichs beſchwichtigte er durch die Erklärung, daß er ein Gelübde gethan habe, an der Mündung des Djuba, wo ſein weißer Bruder mit dem kleinen Dampfer zu Grunde

ging, ein Gebet zu ſprechen Er mußte jedoch ſeinen Plan aufgeben, weil er erfuhr, daß ſich unter den Somali in Jumbo das Gerücht verbreitet habe, er wolle „das auf der Rückreiſe von Bardēra an der Mündung des Djuba vergrabene viele Geld" holen. Dafür bot ſich ihm eine andere Reiſegelegenheit. Er konnte ein kleines Fahrzeug des Scherif Kulatēn in Mukdiſcha, welches hier einlief, auf zwei Monate miethen und ſegelte auf demſelben am 14. Jan. 1867 ſüdwärts. Vier gänzlich unerfahrene Neger bildeten die Bemannung des zweiundzwanzig Fuß langen Bootes; der Fahrgaſt ſelbſt mußte Kapitän, Steuermann und Matroſe zugleich ſein. In einem Tage gelangte er glücklich nach Kap Biſſel. Von hier aus wollte er nach Manamſunde gehen, wo Baraka, der Führer der Expedition und Zeuge(?) der letzten Augenblicke des Barons, jetzt ſeinen Aufenthalt hatte. Von ihm hoffte er, weitere wichtige Aufſchlüſſe erhalten zu können. Zufällig erfuhr er hier, daß der Häuptling Aurowa der Wadjole-Galla, mit welchem der Baron vor zwei Jahren befreundet worden war, gegenüber Jumbo ein Lager aufgeſchlagen habe. Er brach ohne Verzug dorthin auf, freilich gedrückt von der ſchweren Sorge, daß ſeine vier Neger ſich mit dem Boote entfernen möchten. Er fand freundliche Aufnahme und ging am nächſten Morgen in Begleitung von ſechs Galla nach Manamſunde weiter. In der Nähe des Ortes angelangt, brachte er in Erfahrung, daß Baraka jetzt in Hindi weile. Deshalb ging er, immer auf dem Gallaufer, nach Aurowas Lager zurück, und da die Galla ſich bereits zum Aufbruche nach dem Süden rüſteten ihm alſo Nichts weiter nützen konnten, begab er ſich wieder nach der Küſte. Unterwegs traf er einen ihm bekannten Suaheli, welcher ſich gegen gute Belohnung bereit finden ließ, den Baraka zur Stelle zu ſchaffen. Bei dem Boote war Alles in Ordnung.

Nach einigen Tagen traf Baraka ein. Seine Ausſage, welche er ſpäter vor dem Konſulate wiederholte und in der Moſchee auf den Korahn beſchwor, lautet wie folgt:

„Der Sultahn von Bardēra, Mahammed Aden Kero, hat in den Schauri, welche über das Schickſal der beiden Europäer gehalten wurden, zum Guten geredet und den Tod der Europäer nicht gewollt; ich ſelbſt habe gehört, daß er ſagte: ‚das Schiff der Weißen iſt gebrochen; wir wollen die übrigen Weißen vom Schiffe herbeiholen und dann alle nach Brawa ſenden.' Aber Abdio und Ameio haben mit Wut für Krieg und Tod geſtimmt. Unſer Herr wurde am 2. Oktober um 3 Uhr Nachmittags ermordet. Um 2 Uhr wurde er in das Haus des Ameio zum Schauri gerufen, und als ich dann mit ihm nach kurzer Zeit in unſer Haus zurückkehrte, waren die Gewehre weggenommen. Der Bana Mkuba rief nach Abdio und ſchickte Hammadi hin zu ihm. Abdio aber ließ antworten, daß er mit den Weißen Nichts zu ſchaffen habe. Darauf ſetzte ſich unſer Herr auf die Kitanda, nahm ſein Taſchenbuch hervor, riß ein Blatt heraus und ſchrieb. In dieſem Augenblicke war ich und Hammadi im Hauſe. Nachdem er fertig war mit Schreiben, faltete er das Blatt, ſteckte es in die linke Taſche und ſagte: ‚ich glaube, ich werde ſterben müſſen; wenn ich ermordet werde, dann ſucht dieſen Brief (in der Taſche) und gebt ihn Said Madjid, oder Herrn Witt in Sanſibar, und ſagt ihnen, daß Abdio allein meinen Tod veranlaßt hat.' Dieſes waren ſeine letzten Worte."

Es verurſachte unendliche Mühe, den Mann zu bewegen, daß er mit nach Sanſibar ging und dort ſeine Ausſagen vor dem Konſul abgab. Endlich gelang es aber doch, und das kleine Boot konnte ſich wieder ſüdwärts in Bewegung ſetzen. In Tula erfuhr Brenner von einem gewiſſen Ali ben Amedi, daß Dſchilo, der Häuptling der Mandogu-Galla am Wubuſchifluſſe, im Begriffe ſei, einen Kriegszug nach dem obern Djuba zu unternehmen. Dieſes ſchien ihm ein außerordentlich günſtiger Umſtand zu ſein; er nahm alſo Ali, welcher den Eindruck eines ruhigen, wahrheitsliebenden Mannes machte, an Bord ſeines Bootes und ſegelte mit ihm nach dem Wubuſchi. Am 26. Januar lief er in die breite Mündung des Fluſſes ein. Nach ſechsſtündiger Fahrt erreichte er ein Suahelidorf, welches auf einer Höhe

am rechten Ufer liegt, den fernſten Punkt, bis zu welchem drei Jahre vorher die Officiere des engliſchen Kriegsſchiffes Lyra gelangten. Dieſem Orte gegenüber wohnt eine Abtheilung Wabuni bis drei Tagereiſen weit nach Nordweſten. Ali ſagte: „alle dieſe Wabuni ſind meine Sklaven“; und er ſchien Recht zu haben, nach dem unterwürfigen Benehmen der Leute zu urtheilen. Brenner ließ nun durch Ali einen ihrer Häuptlinge rufen und bat ihn, den Sultahn Dſchilo zu benachrichten, daß er ſobald als möglich hierher kommen möge, da ein weißer Mann ihn zu ſprechen wünſche. Weil Dſchilo im günſtigſten Falle erſt in ſechs Tagen eintreffen konnte, unternahm Brenner inzwiſchen einige Ausflüge in die Umgegend, unter Anderm auch eine Fahrt den Wubuſchifluß aufwärts, welcher wir die früher mitgetheilten Nachrichten über den Urſprung dieſes Fluſſes verdanken. (Vergl. Geogr. Mitth. 1867, S. 310.)

Sultahn Dſchilo, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der Sohn eines unter den Galla weitberühmten Kriegers von gleichem Namen, war der erhaltenen Aufforderung gemäß nach dem Hauſe Amadis gekommen. Nach ſtundenlanger Berathung mit Brenner erhob er ſich, legte ſeine Lanze quer vor die Thür und ſagte: „gehe über meinen Sper hinweg, und Du biſt für immer mein Freund.“ Nachdem Dieſes geſchehen, wurde eine Ziege geſchlachtet, nnd Dſchilo verſprach, ſeinen weißen Freund nach deſſen Rückkehr von Sanſibar zu begleiten, wohin er wolle.

Am 9. Februar fuhr Brenner nach der Mündung des Wubuſchi zurück. Am 11. traf er in Lamu ein, wo er von dem Agenten des franzöſiſchen Sanſibarhauſes auf das Freundlichſte aufgenommen wurde; es war ſehr ſtill in der Stadt, weil die Soldaten Seid Madjids ausgezogen waren, um Sultahn Simba von Witu zu bekriegen. Längs der Küſte hin, über Malindi und Mombas fahrend, gelangte dann der Reiſende am 26. Februar, nicht ohne mancherlei Gefahren überſtanden zu haben, nach Sanſibar. Seine Aufgabe durfte er als gelöſt betrachten, nachdem Barakas Ausſagen in dem Konſulate niedergelegt waren. Dennoch drängte es ihn, vermittels der am Wubuſchi angeknüpften Verbindungen noch einen Verſuch zu wagen, bis Bardēra ſelbſt vorzudringen. Er konnte ſein Vorhaben nicht in gewünſchter Weiſe ausführen, hatte aber dafür Gelegenheit, uns ein höchſt merkwürdiges Gebiet zu erſchließen, „das junge Reich Witu und das Land der ſüdlichen Galla“ von welchem im nächſten Abſchnitte die Rede ſein wird. Mitte 1867 traf er wieder in Europa ein.

Kehren wir nun zu Kinzelbach zurück! Er hatte in Sanſibar von Seiten des Sultahns ſowol wie der Europäer die freundlichſte Unterſtützung ſeiner Pläne gefunden und war mit zahlreichen Empfehlungsbriefen an die Hauptperſonen in Brawa und Bardēra verſehen worden. Ehe er jedoch die Reiſe nach dem Norden antrat, verhörte er noch einmal alle in Sanſibar anweſenden Neger der ehemaligen Decken'ſchen Expedition, und zwar ohne die früheren Ausſagen (mit Ausnahme einer einzigen) anzuſehen, damit ſein Urtheil nicht im Voraus beeinflußt würde. Die meiſten der Leute bedienten ſich bei ihren Erzählungen der Suahelisprache, einzelne erzählten auch in Arabiſch, Franzöſiſch oder Deutſch; es fand dann, oft durch Vermittelung des Arabiſchen, eine Uebertragung in das Deutſche, Engliſche oder Franzöſiſche ſtatt, in welchen Sprachen die Protokolle vorliegen. Bei den einzelnen Verhören waren außer Hadſchi Osman, dem Dolmetſcher und Somali-Vertrauensmann Kinzelbachs, auch dieſer oder jener der Europäer Sanſibars gegenwärtig; namentlich war Père Horner, der Leiter der franzöſiſchen Miſſion, ſehr bedacht, die mühſame Arbeit Kinzelbachs zu fördern. Aus dieſen mit größter Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit geführten Verhandlungen laſſen ſich manche Ergänzungen unſerer bisherigen Kenntniß von den Vorgängen in Bardēra ableiten; wir müſſen alſo näher auf ſie eingehen.

Bei der Abreiſe von Jumbo zählte die Expedition neunundzwanzig farbige Mitglieder und zwar, ihrer verſchiedenen Beſchäftigung nach:

1) Abdio ben Nur, Somali aus Brawa, 40 bis 50 Jahre alt: Abani (Schutz- oder Geleitsmann).
2) Kero, Mniaſſa-Sklave des Amweſi aus Tula, 40 Jahre alt: Dolmetſcher.
3) Baraka I., freier Mkunti (Galla?) aus Hindi, 40 Jahre alt: Führer, Pilot.
4) Sereng, Araber aus Bagdad (oder Basra?), 30 bis 35 Jahre alt: I. Bootsmann.
5) Mabruk Speke, Mhiao, 35 Jahr alt: II. Steuermann (war mit Speke am Ukereweſee geweſen) } genoſſen des Barons beſonderes Vertrauen.
6) Achmed, Araber aus Scheheri in Hadramaut, 30 bis 35 Jahre alt: Matroſe
7) Mbaruko, freier Mkunti, 30 Jahre alt: Matroſe
8) Soliman, Siguja-Sklave einer Schweſter Seid Madjids, 25 Jahre alt: Matroſe
9) Ali, freier Makua, 25 bis 30 Jahre alt: Matroſe.
10) Baraka, Mhiao-Sklave, 25 Jahre alt: Matroſe.
11) Hammadi, Makua-Sklave, 30 bis 35 Jahre alt: Matroſe.
12) Mpati, freier Suaheli, 25 Jahre alt: Matroſe.
13) Feruſi, Suaheli-Sklave, 25 Jahre alt: Matroſe.
14) Mabruk-Hammiſi, freier Mniameſi, 30 Jahre alt: Matroſe.
15) Manjuſi, freier Mkadīm, 25 Jahre alt: Matroſe.
16) Mabruk-Charles, freier Makua, 18 Jahre alt: Matroſe.
17) Meier, freier Mihao, 20 Jahre alt: Matroſe.
18) Mabruki, freier Makua, 25 bis 30 Jahre alt: I. Heizer.
19) Hammadi gen. Maſchīn, freier Mtuamu, 30 Jahre alt: Heizer(?).
20) Hammiſi-Maſchīn, Mniameſi-Sklave, 35 Jahre alt: Heizer.
21) Ngoſi (auch Juma genannt), Mkunti-Sklave, 30 Jahre alt: Heizer.
22) Feredſchi, freier Mkunti, 30 Jahre alt: Heizer.
23) Salamini, freier Mhiao, 40 Jahre alt: Heizer.
24) Aſſalon, Indier von der Malabarküſte, 28 Jahre alt: Steward (Diener) des Barons.
25) Saidi, freier Angaſijaner, 20 bis 25 Jahre alt: Diener.
26) Faridjallah, freier Makua, 25 Jahre alt: Diener.
27) Saleh, freier Angaſijaner, 30 Jahre alt: Aufwärter der Matroſen.
28) Heri, freier Makua, 25 Jahre alt: Koch der Matroſen.
29) Mabruki, der Gallaknabe, 5 bis 8 Jahre alt: Ziegenhirt und Diener.

Hierzu kam noch Baraka II., ein freier Mhiao aus Schonde, welchen der Baron in Wegere (1° nördl. Br.) als Piloten mitnahm; er blieb in Bardēra zurück, als der Welf nach den Stromſchnellen weiterfuhr, und trat ſpäter nicht wieder handelnd auf.

Von dieſen neunundzwanzig Leuten waren ſieben, nämlich Abdio, Kero, Baraka I., Speke, Achmed, Mbaruko und Soliman, am 28. September mit dem Baron und Linck in der Gig nach Bardēra gefahren; fünf: Hammiſi-Maſchīn, Hammadi-Maſchīn, Charles, Meier und Ngoſi, ſchwammen bei dem Ueberfall am 1. Oktober an das linke Ufer des Fluſſes; drei: Saleh, Faridjallah und Manjuſi, kamen beim Durchſchwimmen des Fluſſes um (von Krokodilen ergriffen?); vier: Sereng, Feruſi, Feredſchi und Mabruk-Hammiſi, fuhren mit dem Großboot zum zweiten Male nach der Sandbank und retteten ſich beim Angriff der Somali auf verſchiedene Weiſe; einer, der Gallaknabe Mabruki, wurde gefangen fortgeſchleppt; von einem, Salamini, iſt das Verbleiben nicht ſicher feſtzuſtellen; acht: Ali, Baraka (Mhiao), Hammadi (Makua), Mpati, Mabruki (Makua), Aſſalon, Saidi und Heri, entkamen mit Schickh, Brenner, Deppe, Theiß und Bringmann im Großboote nach der Küſte.

Drei Todte und einen Gefangenen abgerechnet, bleiben fünfundzwanzig Leute übrig, welche Aussagen abgeben konnten; siebzehn von diesen wurden von Kinzelbach in Sansibar verhört, unter ihnen acht, welche Zeugen der letzten Vorgänge in Bardēra waren: die Mannschaft der Gig und vier der auf das linke Ufer Geschwommenen. Außerdem hatte Brenner Aussagen von Abdio, Hammadi-Maschin und Baraka beschafft, sodaß damals nur noch fünf Leute unverhört blieben: Kero (soll noch in Bardēra leben), Feruſi (floh nach Hindi), Feredschi (rettete sich mit Sereng nach Mansur unterhalb Bardēra), der verschollene Salimini, und Ali, einer der acht im Großboote Entkommenen. Von diesen fünf aber hatte einer, Feredschi, schon Ende 1865 im Hanseatischen Konsulate zu Sansibar Zeugniß abgelegt.

Wir wollen nun versuchen, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, indem wir die einzelnen Aussagen gruppenweise betrachten.

Von den im Großboote Entkommenen erfahren wir nur Näheres über den Kampf, und auch hierüber sehr wenig. Assalon will von Anfang mit gefeuert haben; Mabruki (Makua), Saidi und Ali erhielten von Herrn von Schickh Waffen, als die Somali nach dem Lager zurückkehrten, um zu plündern. Saidi, Heri und Mpati wurden von den Angreifern gepackt und sollten gleich dem Gallaknaben gefangen fortgeschleppt werden, als sie durch Schüsse befreit wurden, ersterer von Kanter, letzterer von Brenner. In eigentliche Gefahr war nur Hammadi (Makua) gerathen; er erhielt drei Lanzenstiche — am rechten Fuße, am Halse und im Rücken — rächte sich aber, indem er einen seiner Bedränger mit einem schnell aufgerafften Spere niederstach; andere Drei hatte Theiß erschossen.

Eine zweite Gruppe von Zeugen bilden diejenigen, welche mit Sereng im Großboote nach der Sandbank fuhren. Es waren Dies zusammen neun Leute (Sereng, Feredschi, Mabruk-Hammisi, Feruſi, Manjusi, Baraka (Mhiao), Hammadi-Maschin, Mabruki (Makua) und Meier, bei der zweiten Fahrt aber, welche durch Eroberung des Bootes durch die Somali endigte, nur sechs. Hauptzeuge ist jedenfalls Sereng. Er behauptet, nach der ersten Fahrt an Land gestiegen zu sein und dort mit „Hadschi Ali", dem Sultahn des Dorfes Lala, gesprochen zu haben. Andere seiner Gefährten erzählen von einem „Brawamann", mit welchem Sereng gesprochen habe, einem Vetter Abdio's, also jedenfalls dem Scheich Ameio aus Bardēra; der des Somali kundige Mabruk-Hammisi weiß nur von einem „Somali" überhaupt, doch wäre es in diesem Falle unklar, wie der arabisch sprechende Sereng sich mit ihm verständigt haben sollte. Hadschi Ali also, oder wer es sonst gewesen ist, habe sich mit gehobenem Spere vor Sereng hingestellt und den Stock gefaßt, auf welchen dieser sich stützte. „Was machst Du denn, o Scheich", sagte Sereng betroffen; „ist der Baron mit euch gekommen?" — „„Nein, er kommt morgen."" — „Auch keine Ochsen?" — „„Nein."" — „Aber was wollt ihr denn eigentlich?" — „„Die Galla werden euer Lager überfallen, bringt schnell eure Sachen auf die Moslimseite."" Sereng konnte sich und seinen Stock losreißen und ruderte eiligst zum Lager zurück. Hier richtete er die Botschaft aus und bat, den Leuten Waffen zu geben. Herr von Schickh, der die Furchtsamkeit der Neger kannte, weigerte sich aber Dessen und sagte, die Europäer würden sich schon zu vertheidigen wissen. Als dann Sereng auf Schickhs Geheiß zum zweiten Male hinüberfuhr, um einige der Somali zu holen, blieben Hammadi-Maschin, Mabruki-Makua und Meier auf dem rechten Ufer zurück. Bei dem Ueberfall des Bootes wurden Sereng und Feredji gefaßt und am linken Ufer des Flusses mit Stricken an Bäume gebunden. (In Serengs früheren Aussagen steht Nichts hiervon.) Es gelang ihnen mit großer Anstrengung nach einigen Tagen(?), sich wieder frei zu machen, indem sie ihre Fesseln durchjuckten. Sie kamen nach mannichfachen Entbehrungen bis Mansur, einer Ortschaft unterhalb Bardēra, und trafen hier später mit den anderen entkommenen Dienern des Barons zusammen. Von den Uebrigen schwamm Baraka nach

dem Lager zurück, und Manjuſi ertrank unterwegs oder wurde von einem Krokodile gefreſſen. Hammiſi und Feruſi, welch letzterer einen Stich durch die Hand erhalten hatte, retteten ſich auf das linke Ufer und flohen dann, ohne Bardēra zu berühren, nach Jumbo, von wo aus ſie, nach längerem Aufenthalte in Lamu, am 9. December nach Sanſibar gelangten.

Eine dritte Abtheilung der Neger hatte ſich bei dem Beginn des Gefechtes in das Waſſer geſtürzt, um ſich durch Schwimmen zu retten. Es war Dieſes, wie einer von ihnen angab, ein wohlerwogener Entſchluß, welchen ſie gefaßt hatten, als ſie, nach Ueberbringung der Botſchaft vom linken Ufer, keine Waffen zu ihrer Vertheidigung erhielten. Fünf der Schwimmer (Hammis-Maſchin, Meier, Charles, Ngoſi und Hammadi-Maſchin) erreichten, trotz heftiger Strömung und der Krokodile, glücklich das andere Ufer; drei (Saleh, Faridjallah und Manjuſi) verſchwanden, wie ſchon erwähnt. Jene kamen eine gute Strecke unterhalb der Sandbank an und ſahen noch, ohne von den Somali beläſtigt zu werden, über eine Stunde lang dem Kampf und der darauffolgenden Plünderung des Lagers zu; was ſie und namentlich Charles von hier aus bemerkten, erweitert übrigens unſre Kenntniß von den Vorgängen im Lager nicht weſentlich. Einige von ihnen beabſichtigten anfangs, als ſie ſahen, daß ihre Herren den Sieg gewonnen hatten, nach dem Lager zurückzuſchwimmen; in Anbetracht der Gefahren des Fluſſes aber zogen ſie es ſchließlich vor, ſich geraden Weges nach Bardēra zu begeben. Dort treten ſie am Mittag des 2. Oktober wieder als Zeugen auf. Zu ihnen geſellte ſich am 3. oder 4. auch Salimini, deſſen Erlebniſſe unbekannt geblieben ſind.

Von den vier Leuten, welche mit dem Baron, Doktor Linck und den Führern Abdio, Baraka und Kero am 28. Morgens in der Gig nach Bardēra gefahren waren, gibt uns der Araber Achmed aus Hadramaut den vollſtändigſten Bericht; ihm dürfen wir auch, der Klarheit ſeiner Ausſagen wegen, das meiſte Zutrauen ſchenken, zumal der Indier Aſſalon, eine zuverläſſiger, kluger Menſch und Deckens Kammerdiener, ihm das gute Zeugniß gibt, daß er aufrichtig, intelligent und gefühlvoll (homme de coeur) ſei. In guter Uebereinſtimmung mit ſeinen Gefährten (Mabruk Speke, Mbaruko und Soliman) gibt Achmed an, daß ſie Mittags 12 Uhr, alſo nach etwa fünfſtündiger Fahrt in Bardēra angekommen ſeien, wo der Baron ein Haus, nicht weit vom Fluſſe, bezogen habe, von welchem aus man indeſſen das Waſſer nicht habe ſehen können. Es iſt dieſes nach Speke das Haus des Verwandten Abdios, alſo des Scheich Ameio, geweſen.

Hier blieben der Baron und Linck nebſt Abdio und Baraka wohnen (nach Soliman ſollen dieſe zwei nebenan gewohnt haben); die andern ſchliefen außerhalb, im Hofe. Mbaruko hatte als Wache im Boote zurückbleiben müſſen, war aber nach einiger Zeit in das Haus geholt worden, weil Abdio meinte, ſolche Vorſicht ſei überflüſſig. Soviel aus den Verhören erhellt, mußten dieſe vier Leute nach der Ankunft in Bardēra ihre Gewehre und Säbel abgeben; einige von ihnen hatten Getreide zu mahlen, andere blieben zu Dienſten des Barons. Am 29. ſcheinen Verhandlungen wegen des Einkaufs von Lebensmitteln ſtattgefunden zu haben; auch war der Baron mit Achmed und zwei anderen ſelbſt auf den Markt gegangen d. h. hatte ſich in den Häuſern nach Vieh und Getreide erkundigt. Mbaruko behauptet, es wären ſchon an dieſem Tage acht Ochſen nach dem Schiffe abgeſchickt worden, doch ſprechen die anderen Ausſagen in Uebereinſtimmung mit ſonſtigen Umſtänden durchaus dafür, daß Dieſes ſpäter geſchehen ſei.

Den 30. Mittags meldete Abdio dem Baron, er habe am Abende zuvor erfahren, daß die Somali das Lager angreifen wollten (Soliman ſpricht von einem Somali, welcher im Gebüſche neben dem Hauſe verſteckt geweſen und dem Baron die Warnung zugeraunt habe). Auf Deckens Frage, warum er nicht ſofort Bericht erſtattet, erwiederte Abdio, daß er ſich gefürchtet habe. Man ſuchte nun vergebens, einen Boten zu erlangen, welcher nach dem Schiffe gehen könnte; Abdio, Baraka und Kero weigerten ſich in bekannter Feigheit, ſolchen

Auftrag auszuführen, sodaß der Baron sich genöthigt sah, selbst die Warnung zu überbringen. Gegen vier Uhr Nachmittags brach er mit Linck und den vier Dienern auf, nachdem er Abdio und den beiden Anderen befohlen, das Haus inzwischen zu bewachen. Sie wanderten bis Einbruch der Dunkelheit (es war kein Mondschein) und übernachteten dann im Uferwalde. Am anderen Morgen bat Decken seinen Begleiter, mit Soliman allein weiter zu gehen, und kehrte mit den drei Anderen nach Bardēra zurück, nachdem er ihnen eingeschärft, Nichts davon zu sagen, daß sie nicht bis an das Schiff gekommen wären. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmte ihn ein Fußleiden zur Umkehr, sowie der Wunsch, möglichst schnell die versprochenen Lebensmittel nach dem Lager zu schicken.

Am 1. Oktober gegen Mittag traf der Baron in Bardēra ein, als Abdio und die beiden Anderen gerade ihre Mahlzeit zu sich nahmen. Zu seiner Verwunderung waren die zurückgelassenen Sachen nicht mehr vorhanden; sie wurden jedoch ohne Weigerung von Abdio (in Begleitung von Speke) aus dem Nachbarhause schnell herbeigebracht. Nun drang der Baron in Abdio, das Schlachtvieh endlich zu beschaffen. Dieser versprach auch, daß es bis zum nächsten Morgen von den Weideplätzen da sein solle. Den 2. früh wurden in kurzer Zeit acht Kühe auf dem Markte erhandelt. Der Baron schrieb noch einen Brief und schickte damit um 9 Uhr den Führer Kero mit einem Somalifūhrer nach dem Lager. Wie Kinzelbach später in Brawa von Somali aus Bardēra erfuhr, war Kero etwa halbwegs den nach dieser Seite des Ufers entkommenen Negern der Expedition begegnet; diese aber, ungewiß, ob die Nahenden Feinde wären, hatten sich eine Zeit lang verborgen gehalten, bis jene ihnen aus dem Gesichte verschwunden waren. Auf dem weiteren Wege wurde Kero dann von einer Schar der bei dem Ueberfalle betheiligt gewesenen Somali ergriffen und fortgeführt. Einem Gerüchte nach soll er getödtet worden sein, wahrscheinlicher aber ist die Angabe, daß er seinen Feinden, die es ohnehin nur auf die Franken abgesehen hatten, zu entrinnen wußte, oder von ihnen verschont wurde; er soll noch jetzt in Bardēra leben.

An demselben Tage soll, nach Achmed, auch das am Ufer angebunden gewesene Boot vermißt worden sein; anderen Aussagen zufolge wäre Dies aber schon früher geschehen. Wie Dem auch sei, wir folgen hierin Achmed, welcher am ausführlichsten berichtet. Gegen 11 Uhr meldete Abdio, was geschehen war; eine Stunde später ging er mit Mabruk Speke fort, um nach dem Boote zu suchen. Um 1 Uhr holte Abdio die andern Diener des Barons, weil das Boot sich nicht sogleich fand. Er hatte sie in einer unerwarteten Richtung einige Häuser weit geführt, als sie von einem Trupp Somali aufgehalten und in das nahegelegene Haus des „Scheich" (wahrscheinlich Hamadi ben Kero) geführt wurden, wo Charles, Meier und ihre Gefährten sich befanden. Von ihnen vernahm Achmed vom Ueberfall des Lagers und vom Tode Kanters und Trenns. Er wollte dem Baron sofort Nachricht davon geben, Abdio aber erbot sich, Dieses selbst zu thun, und ging nach Kurzem fort. Bald jedoch kam er wieder, um Meier und Charles zu holen, weil der Baron seinem Berichte keinen Glauben schenke. Um 4 Uhr wurden auch die Anderen (Alle?) gerufen. Achmed und Mbaruko erhielten Zutritt, als Charles das Haus verließ. Der Baron erzählte ihnen, Abdio habe ihn fortgelockt unter dem Vorwand, einen Besuch mit ihm machen zu wollen; als er zurückgekommen, wären die Waffen verschwunden gewesen. Jetzt traf auch Speke ein und berichtete, daß er vergeblich nach dem Boote gesucht habe. Er sollte nun mit Abdio (nach Anderen „Ameio") gehen, um die Waffen zu holen, wurde aber von diesem bedeutet, zurückzubleiben, da man den Auftrag allein besorgen könne. Nach einiger Zeit kamen etliche Somali mit den Waffen herbei. Es traten zuerst zwei, dann noch zwei ein; anstatt aber die Gewehre auszuliefern, benutzten sie einen günstigen Augenblick, den Baron zu überwältigen und ihn zu binden, worauf dann noch mehrere von ihnen in die Hütte drangen und den Gefesselten fortführten. Die Diener Deckens versuchten, ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen, wurden indessen

mit Stöcken zurückgetrieben. Abdio ſtand theilnahmlos dabei, ſei es nun, daß er nicht eingreifen konnte, oder nicht wollte. Der Zug nahm den Weg durch die Stadt nach dem Fluſſe. Abdio folgte ihm eine Strecke; nach einer Viertelſtunde kam er zurück, und bald danach erſchienen auch die Somali wieder, welche inzwiſchen den Baron ermordet hatten. Die Neger wurden, nach Achmed, nicht eingeſperrt, ſondern blieben die ganze Nacht vor dem Hauſe ſtehen, da ihnen verwehrt wurde, einzutreten; erſt am folgenden Tage führte Abdio ſie in ein anderes Haus. Mbaruko behauptet, daß er und ſeine Gefährten nach einer Moſchee gebracht und dort eingeſperrt worden wären.

Hören wir nun, wie Charles die letzten Vorfälle erzählt. Als er mit Meier, Ngoſi, Hammis Maſchin und Hammadi-Maſchin (derſelbe, welcher Ende 1867 von Brenner verhört wurde) gegen Mittag in Bardēra ankam, wurden ſie von den Somali ergriffen und zum „Sultahn" (Hammadi ben Kero? — nach früheren Ausſagen Mbarukos „in das Haus des Bruders von Hadſchi Ali") geführt, welcher ſogleich den Abdio rufen ließ. Dieſer, von ihnen befragt, wo der Baron wäre, entfernte ſich wieder, um ſeinem Herrn die Ankunft der fünf Leute zu melden. Anſtatt aber Dieſes zu thun, bat er den Baron, wie Charles ſpäter erfuhr, mit ihm zu einer Unterredung zu gehen, lockte wol auch die Diener unter irgend einem Vorwand von dem Hauſe fort; währenddeſſen nun wurden die Waffen von den Somali weggenommen. Erſt um drei Uhr kam Abdio zurück und führte die vom Kampfe entronnenen Neger zum Baron. Sie trafen nur Achmed an der Thür. Der Baron war über das Wegnehmen der Gewehre ſehr erzürnt und befahl Abdio, ſie ſofort herbeizuſchaffen. Dann ließ er Charles von dem Ueberfall erzählen, richtete viele Fragen an ihn und ſchrieb Notizen in ein kleines Buch. Hierauf wurde Achmed gerufen und gefragt, weshalb er den Raub der Gewehre zugelaſſen hätte. Achmed antwortete Nichts. In dieſem Augenblicke trat Speke ein mit der Nachricht, daß er das Boot nicht gefunden habe. Er wurde fortgeſchickt, um Abdio beim Herſchaffen der Gewehre zu helfen, worauf der Baron von Neuem zu ſchreiben begann. Das Eintreten der zwei und dann nochmals zweier Somali, das Feſſeln und Fortführen des Barons wird von Charles ziemlich ebenſo erzählt wie von Achmed; für ſpäter aber gibt er an, daß er mit ſämmtlichen Dienern gebunden und in ein nahes Haus gebracht worden wäre, wo der alte Scheich von Lala (Hadſchi Ali?) ſich befand. Dann wäre auch Abdio und ſpäter die Schar der Mörder zurückgekommen, deren einer die blutbefleckten Beinkleider des Barons, ſeine Schuhe, Mütze und ſeinen Ring in Händen hatte; derſelbe trat dann mit ſeiner blutigen Lanze vor den Sultahn und forderte einen der Diener als Sklaven zur Belohnung für den vollbrachten Mord. Der alte Sultahn beſchwichtigte ihn jedoch, indem er ihm Baumwollenzeug verſprach, und ſagte, daß er die Neger ſämmtlich nach Brawa ſchicken wolle.

Etwas abweichend hiervon berichtet Hammis, ſie wären ſogleich nach ihrer Ankunft um 2 Uhr zum „Emir" (Hammadi ben Kero?) geführt worden, der ſie nicht unfreundlich empfing und ihnen ſagte, daß der Baron getödtet wäre(!); dann hätte er ſie in eine Moſchee bringen laſſen, wohin nach einer Stunde Charles, Speke, Achmed und Mbaruko geführt worden wären. Solche Widerſprüche dürfen nicht allzuſehr auffallen, da die Neger im Allgemeinen nicht gewohnt ſind, Geſchehenes richtig aufzufaſſen und in der genauen Reihenfolge der Vorgänge wiederzugeben. Ziehen wir Dies in Rechnung, ſo erfahren wir aus Hammiſis Berichte, daß Charles zum Baron ging, während die Anderen ſich in des Emirs Haus begaben, und daß ſchließlich Alle ſich in demſelben Hauſe befanden; ob Das aber am Tage nach dem Ueberfalle oder ſpäter geſchehen, bleibt ungewiß. Sonſt hat Hammiſi Nichts geſehen.

Dieſer Ausſage nähert ſich diejenige Meiers einigermaßen, welcher behauptet, mit Charles geradwegs in die Letzterem bekannte Wohnung Deckens gegangen zu ſein, während die anderen Drei ſich dem „kleinen Sultahn" (Hammadi ben Kero?) vorgeſtellt hätten. Auch

ihm zufolge saß Achmed vor dem Hause. Meier und Charles traten ein und fanden den Baron allein in seinem Zimmer. (Meier, welcher nicht als besonders zuverlässig gelten kann, erzählt auch von der Wegnahme der Gewehre durch Abdio und „den kleinen Sultahn", was er doch jedenfalls nicht gesehen hat; er verwechselt offenbar Gehörtes und Selbstgesehenes.) Als der Baron die Nachricht vom Lager erfahren, wäre er mit dem Revolver nach dem Flusse gegangen; Meier aber wäre mit Charles, Achmed und Mbaruko vier Häuser weit in das Haus des „kleinen Sultahns" geführt worden, wo die Anderen sich schon befanden. Nach dreiviertel Stunden wurden sie Alle von Abdio zu ihrem inzwischen zurückgekehrten Herrn gebracht, dessen Gefangennahme durch die Somali nun erfolgte. Meier sowol wie Charles haben gehört, daß der Baron Geld für seine Freigebung bot, allerdings ohne Erfolg.

Ngosi endlich gibt an, daß die fünf Angekommenen um 12 Uhr sämmtlich in des „Emirs" Haus gingen. Sie sollten anfänglich getödtet(?) werden, wurden aber nur gefesselt und in die Moschee gebracht. Er behauptet, die Stimme des Barons gehört zu haben, als dieser von den Somali gebunden vorübergeführt wurde; anderen, glaubwürdigeren Zeugen zufolge hat jedoch der Baron unterwegs kein Wort gesprochen. Ngosis verworrener Erzählung nach wären Achmed, Speke und Mbaruko erst um Mitternacht in die Moschee „gekommen" (gebracht worden?).

Diese sämmtlichen Zeugen versichern, Deckens Ermordung nicht gesehen zu haben, sind jedoch überzeugt, daß dieselbe, wie ihnen die Somali erzählten (außer Abdio selbst, Baraka und Kero, verstand Hammis-Maschin etwas Somali, sowie wol auch mehrere der Somali sich in Suaheli ausdrücken konnten), am Ufer des Flusses stattgefunden hat. Mabruk Speke versichert auf das Bestimmteste, seine gegentheilige, auf S. 342 mitgetheilte Aeußerung beruhe auf einem Mißverständniß oder sei durch Vergeßlichkeit veranlaßt worden. Davon, daß Baraka und Hammadi, die späteren „Augenzeugen" Brenners, bei der Ermordung zugegen gewesen, spricht keiner der Verhörten.

Es bleibt nun noch übrig, Lincks Schicksal soweit als möglich festzustellen. Wie schon erwähnt, gingen Linck und Soliman am Morgen des 1. Oktobers nach dem Schiffe zu, während Decken mit den drei Anderen nach Bardêra zurückkehrte. Sie wanderten bis 2 Uhr nordwärts weiter und erreichten endlich sehr ermüdet eine Stelle (oberhalb des Welf), von welcher aus sie das Schiff sehen konnten. Was Soliman nun erzählt, läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß die Europäer bereits das Lager verlassen hatten. Man darf also seine Angabe „um 2 Uhr", wie überhaupt alle derartigen Angaben der Neger, nicht so genau nehmen, und unbedenklich die Zeit der Ankunft mindestens drei Stunden später setzen; ohnehin findet sich in einem früheren, auch für das Umklammerte giltigen Protokolle „4 Uhr" als Stunde der Ankunft genannt. Eine Schar bewaffneter Somali kam ihnen dort entgegen. Beide eilten nach dem Flusse; Linck, ein gewandter Schwimmer, sprang hinein (und schwamm stromaufwärts), Soliman rettete sich, durch Waten vermutlich, nach dem Wrack des Welf. Als er sich nach seinem Herrn umsah, entdeckte er keine Spur mehr von ihm, wahrscheinlich weil derselbe bereits weiter oben gelandet war. Auf dem Schiffe selbst befand sich Niemand, dagegen war das Lager noch von Somali erfüllt, welche sich in die vorgefundenen Schätze theilten; sie waren hiermit so eifrig beschäftigt, daß sie nicht Zeit fanden, den ungebetenen Beobachter, welchen sie jedenfalls bemerkt hatten, zu belästigen. Soliman blieb die Nacht über auf dem Wrack und ließ sich am andern Morgen, als er seinen Herrn auch dann nicht bemerkte, auf einem rohen Floß, welches er aus einigen vorgefundenen Bretern zusammenfügte, den Fluß hinabtreiben. Er fuhr die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen, stieg dann am linken Ufer ans Land und ging zu Fuße weiter. Die folgende Nacht verbrachte er auf einem Baume, und am 3. Oktober kam er gegen Mittag in Bardêra an. Er

wurde gebunden und nach dem ſchon mehrfach erwähnten Hauſe (Wohnung des Scheichs, Moſchee, nach Anderen auch „Chan“ oder Waarenhaus) gebracht. Hier erfuhr er von ſeinen Gefährten, daß man den Baron fortgeführt habe, ohne auf ſein Anerbieten eines reichen Löſegeldes zu achten; die Somali aber erzählten ihm, daß der Weiße ermordet wäre. Von Linck wußte Niemand Etwas; dieſer kam, nach Ausſagen der Barderaner, erſt am 4. Oktober nach der Stadt und wurde, während er, den Namen des Barons rufend, durch die Straßen lief, von einem jungen Somali ohne Mühe überwältigt und getödtet.

Wenn wir hier im Allgemeinen von „Somali“ ſprechen, geſchieht Dies ohne Unterſcheidung zwiſchen den Angreifern des Lagers und den Bewohnern von Bardēra: beide ſind jedoch, wie ſich ſpäter herausſtellen wird, wahrſcheinlich ganz verſchiedene Leute geweſen. Unter den Somali alſo entſtand nun die Frage, was mit den gefangenen Dienern des Weißen zu beginnen ſei. Einige ſtimmten dafür, ſie als Sklaven zu behalten, ſtanden aber hiervon ab, als ſie erfuhren, daß dieſelben Glaubensgenoſſen von ihnen wären. Einer der Zeugen, Soliman, erzählt, Hadſchi Ali habe ihre Freilaſſung nur dadurch bewirkt, daß er bei der Beutetheilung ſich die Neger als ſeinen Antheil ausgebeten habe. Wie Dem auch ſei, ſoviel ſteht feſt, daß einige Tage nach Deckens Ermordung, wahrſcheinlich am 8. oder 10. Oktober, nach Eintritt der Nacht die in Bardēra befindlichen Diener des Barons von Abdio und Baraka in ſüdlicher Richtung weiter geführt wurden. Sie erreichten, nachdem ſie die Nacht hindurch gelaufen waren, am nächſten Morgen 7 Uhr die Ortſchaft Manſur, unterhalb Bardēra am Djubafluſſe gelegen. Hier trafen ſie Sereng und Feredſchi an, welche, wie wir wiſſen, ſich hierher durchgeſchlagen hatten, ohne Bardēra zu berühren. Von Hadſchi Ali oder ſeinen Beauftragten mit Nahrungsmitteln verſehen, ſetzten ſie gemeinſchaftlich die Reiſe nach der Küſte fort. Nach fünfzehn oder ſechzehn Tagen beſchwerlichen Marſches, während deren ſie viel von Durſt zu leiden hatten, langten ſie in Brawa an. Nur Baraka und Hammadi-Maſchin, welche ſpäter beide von Brenner verhört wurden, hatten ſich unterwegs entfernt, um ſich nach Manamſunde zu begeben, wo ſie ſich noch längere Zeit danach aufhielten; Salimini blieb unweit der Stadt halbverſchmachtet liegen. Den in Brawa Angekommenen wurde ihre volle Freiheit gelaſſen. Speke fand zuerſt Gelegenheit, nach Süden weiterzukommen; auf ſeiner Reiſe traf er, wie ſchon erzählt, in Lamu mit Herrn von Schickh und den anderen Europäern zuſammen, welche dann mit ihm nach Sanſibar zurückkehrten. Von den Uebrigen kamen einige auf Küſtenſchiffen fort, vier aber, Mbaruko, Hammiſi-Maſchin, Charles und Meier, wurden von dem engliſchen Kriegsſchiffe Vigilant, Kapitän Latham, welches am 11. November mit einem Sekretär des Sultahns von Sanſibar abgefahren war, noch in Brawa angetroffen und ohne Verzug nach Sanſibar gebracht. Die Ausſagen, welche ſie während der Reiſe dahin ſowie im Konſulate zu Sanſibar ablegten, wurden mit erſter Gelegenheit nach Europa geſchickt; ſie ſtimmen im Weſentlichen mit den hier benutzten Ergebniſſen derjenigen Verhöre überein, die Kinzelbach ein Jahr ſpäter mit der größten Sorgfalt anſtellte: was abweichend iſt, muß der mangelnden Verſtandes- und Gedächtnißbildung der Neger zu Gute gehalten werden.

Jetzt handelt es ſich darum, zu erfahren, wer den Ueberfall des Lagers, ſowie die Ermordung des Barons und Doktor Lincks veranlaßt hat. Schwerer Verdacht laſtet in dieſer Beziehung auf Abdio. Erwägt man aber, daß Abdio ſeit Beginn der Flußfahrt dem Baron fortwährend von der Weiterreiſe bis Bardēra abgerathen und ihn vor den Bewohnern dieſer Stadt als „böſen Leuten“ gewarnt hat, ſo wird dieſer Verdacht ſchon weſentlich abgeſchwächt; denn hätte Abdio die Europäer in eine Falle locken wollen, ſo wäre dieſes Benehmen doch ganz widerſinnig geweſen. Ueberdies iſt Abdio nach Ausſagen Aller, die ihn

kennen (darunter auch der damalige hanſeatiſche Konſul in Sanſibar, Herr Witt, welcher in vielfacher Geſchäftsverbindung mit ihm ſtand), für durchaus unfähig zur Durchführung eines ſo weit angelegten Verrathes zu erachten: er iſt ein furchtſamer, faſt feiger und in vielen Stücken kindiſch ſchwacher Menſch, welcher dieſer Eigenſchaften wegen zwar ſehr ſchlecht für die Stellung eines Abani oder Geleitsmannes paßt, ebenſowenig aber auch zur Entwerfung eines ſo ſchändlichen Planes. Desgleichen iſt es unwahrſcheinlich, daß er Verrath geübt habe, um ſich Genugthuung für irgend welche Kränkung ſeitens ſeines Herrn zu verſchaffen; er war allerdings ziemlich anſpruchsvoll und hat während der Reiſe wol öfters über Zurückſetzung oder ungenügende Würdigung ſeiner Stellung geklagt, ſoll aber niemals eine wirkliche Unbill erfahren haben. Wahrſcheinlich hätte ſich auch zu ſeiner Ehrenrettung keine Hand erhoben, da er als „Sabb" (ſ. S. 320) bei den raſſenſtolzen echten Somali von Bardēra eine ziemlich untergeordnete Rolle ſpielte. Die bisher noch nicht erwähnte Thatſache, daß vor der Ankunft in Bardēra die prächtigen Hunde des Barons erkrankten und einer nach dem anderen qualvoll dahin ſtarben, läßt ſich auch ohne Verdächtigung Abdios erklären, ſelbſt wenn man es für unmöglich hält, daß die ſchönen, treuen Thiere dem Stiche giftiger Inſekten (den Tenderobosfliegen oder ähnlichen) erlagen; es kann recht gut einer von den Leuten, ſogar Abdio ſelbſt, ihnen Pfeilgift in das Futter gemiſcht haben, um die ihnen furchtbaren Geſchöpfe, die Bringer täglich neuen Entſetzens, aus dem Wege zu ſchaffen — an einen zu veranſtaltenden Ueberfall brauchen die Schuldigen deshalb noch nicht gedacht zu haben.

Auch die Neger der Expedition können nicht die Verräther ihres Herrn geweſen ſein. Der Baron war bei ſeinen Dienern beliebt, weil er zwar ſtreng, aber auch ſehr gut gegen ſie war; ſelbſt bei denjenigen zwei oder drei, welche wegen Diebſtahls eine Züchtigung empfangen hatten oder noch empfangen ſollten, überwog Furcht und Achtung vor dem „großen Herrn" alle etwa aufkeimenden Wiedervergeltungsgelüſte. Daß ſie ab und zu einen Schlag bekommen würden — aber gewiß eher von den anderen Europäern als vom Baron — wußten ſie übrigens, ehe ſie ihren Dienſt antraten, denn dieſe „Eigenthümlichkeit" der Waſungu iſt leider an der ganzen Küſte bekannt genug. Nie aber hat ein Neger ſich wegen ſolcher Kleinigkeit blutig gerächt — eher würde bei uns in Europa ein Kind ſeinem Vater einer Züchtigung wegen einen Schabernack anthun! Die oſtafrikaniſchen Schwarzen laſſen ihren Herrn zur Stunde der Gefahr im Stiche, dienen auch vielleicht, wenn ſie eingeſchüchtert oder beſtochen ſind, ſeinen Feinden, aber die Gefahr ſelbſt heraufbeſchwören werden ſie nicht. Daß Jemand von der Mannſchaft den Baron aus Eigennutz verrathen habe, iſt gleichfalls nicht gut denkbar, da keiner dieſer Leute einen Vortheil von dem Unfalle gehabt hat noch auch wahrſcheinlicher Weiſe haben konnte.

Eher wäre es möglich, daß Hammadi ben Kero den Ueberfall aus Rache angeſtiftet habe, weil der fremde Eindringling die zur Verſöhnung gereichte Hand verſchmähte. Aus dem weiter unten Geſagten geht indeſſen mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit hervor, daß der Scheich von Bardēra an dem Geſchehenen unſchuldig iſt. Ein Anderes wäre es freilich, wenn der Beleidigte Hadſchi Ali, der Häuptling von Lala, geweſen wäre. Aber gerade in dieſem Punkte iſt Deckens Tagebuch ſo beſtimmt, daß man ſeiner Darſtellung Gewalt anthun müßte, um eine ſolche Verwechſelung möglich erſcheinen zu laſſen. Doch alles Dies unberückſichtigt gelaſſen, hätte keiner dieſer Beiden die Macht gehabt, ſeiner Privatrache wegen die Somali zu bewaffnen: durch Habſucht und Raubgier wurden die Angreifer zu der That getrieben, und ſie hätten dieſelbe ſicherlich vollbracht, auch wenn ihr Obmann, der aber Hadſchi Ali nicht war, ihnen hätte wehren wollen.

Um den ganzen Hergang klar entwickeln zu können, müſſen wir der Erzählung vorgreifen und die Ergebniſſe von Kinzelbachs ſpäteren Erkundigungen in Brawa ſchon jetzt mit in Rechnung bringen.

Auf beiden Ufern des Djubafluſſes wohnen in der Breite von Bardēra die gefürchteten Kablallah-Somali (ſo lautet der Name nach Brenner, Kinzelbach ſchreibt Kabalahach); ſie ſtehen unter dem Scheich Haſſan Achmed, welcher der größte Gelehrte und frömmſte Muslim im ganzen Somali- und Suahelilande ſein ſoll. Haſſan Achmed iſt ſelbſt Kablallah, aber gebürtig aus dem Lande der Ugadin-Somali. Er kann nicht eigentlich Sultahn der Kablallah genannt werden, denn dieſe unbändigen Beduinen wollen nichts von einer ſtreng-gegliederten Oberherrſchaft wiſſen; wol aber ſteht er in hohem Anſehen bei ihnen, und ſie folgen ſeinem Rathe. Die Stadt Bardēra (mit Lala) iſt eine Republik und wird von Somali aus den verſchiedenſten Stämmen bewohnt; ſie bildet mit den Orten Manſur, Bender und Marda, letzterer oberhalb Bardēra am Djubafluſſe gelegen, einen Gemeindeverband, und ihre Bewohner ſtehen durchaus nicht im Rufe der Gewaltthätigkeit. Ihr oberſter Scheich, oder Präſident der Republik wenn man will, iſt Mahammed Aden (Adam) Kero, vom Eläiſtamme, gleichfalls ein frommer Gelehrter; außerhalb der genannten Ortſchaften und namentlich im Gebiete der Kablallah iſt er ohne Einfluß. Der mehrfach genannte alte Sultahn Hadſchi Ali, welcher öfters mit dieſem Hammadi ben Kero verwechſelt wurde, iſt nach Kinzelbach eine durchaus verſchiedene Perſon: er iſt der Aelteſte des Somalidorfes Lala ſchräg gegenüber Bardēra.

Die auch von ihren Stammesverwandten gefürchteten Kablallah ſollen den Ueberfall des Lagers unter Mitwirkung der nicht minder gefürchteten Borani-Galla ausgeführt haben, mit denen ſie damals auf freundſchaftlichem Fuße lebten. Nichts war für dieſen Schlag von Leuten natürlicher, als daß ſie eine ſo überaus treffliche Gelegenheit ſich zu bereichern, wie ſie der Schiffbruch des Welf bot, nach Kräften benutzten. Sie kamen wahrſcheinlich von Süden herauf und wurden, wie ſich annehmen läßt, durch beuteluſtige Bewohner der Ortſchaften Lala und Bardēra verſtärkt. Daß auch Hadſchi Ali ſich unter ihnen befand, iſt nicht gerade unmöglich, doch auch nicht ſehr wahrſcheinlich; keinesfalls aber war Hammadi ben Kero bei den Räubern, da dieſer ja nach den Ausſagen Aller während des Ueberfalles in Bardēra weilte. Eher wäre eine Betheiligung Ameios denkbar — der arabiſchſprechende Mann z. B., mit welchem Sereng auf der Sandbank zu thun hatte, könnte ganz gut Ameio geweſen ſein — doch enthalten wir uns hierüber des Urtheils, da die Thatſachen eher gegen als für eine Mitſchuld Ameios ſprechen.

Wenn die Kablallah alſo die Räuber waren, ſo erklärt es ſich ganz einfach, wie Abdio dem Baron die Nachricht von dem beabſichtigten Ueberfalle geben konnte; und glauben wir ſpäteren Berichten, welche ſagen, daß die räuberiſchen Horden allzu mächtig waren, als daß die Barderaner ihnen hätten entgegen treten können, ſo erklärt ſich auch ferner die Furcht Abdios und der Anderen, den Baron nach dem Schiffe zu begleiten, ſowie das unthätige Zuſehen des ohnehin nicht beſonders einflußreichen Mahammed Aden Kero (Hammadi ben Kero). Soviel ſteht feſt, hätten Decken oder Linck, nachdem ſie Abdios Warnung erhalten, kein Hinderniß geachtet, ſo hätten ſie auch die Nachricht noch rechtzeitig in das Lager bringen und den Ueberfall vereiteln können. Daß die beiden Europäer die Sache nicht eifriger betrieben, daß ſie z. B. bei Einbruch der Dunkelheit nicht mit Fackellicht weiter marſchirten, beweiſt klar, daß ſie es nicht ernſt genug mit der gemeldeten Gefahr nahmen: Abdio hatte ſchon ſo oft ſeine Aengſtlichkeit bewieſen und ſo viele alberne Gerüchte hinterbracht, daß man recht gut auch in dieſe Nachricht Mißtrauen ſetzen durfte.

Die Angreifer hatten den ſchlauen Plan gefaßt, die Europäer dadurch zu vereinzeln, daß ſie dieſelben aufforderten, die Schiffsgüter nach dem andern Ufer zu bringen. Als Dieſes nicht gelang, wußten ſie trotzdem ihr Vorhaben auszuführen und die Inſaſſen des Lagers ſo zu überraſchen, daß kaum an eine Vertheidigung gedacht werden konnte. Noch aufgeregt von dem Morden und Plündern und erbittert über den Verluſt ſo vieler tapferer Stammes-

genoſſen, eilten ſie dann nach Bardēra, wo ſie den Baron ergriffen und zum Tode führten. Sie verweilten noch einige Tage in der Stadt und erhielten dadurch Gelegenheit, auch den vom Schiffe zurückkommenden Linck zu ermorden. Ihre Raubluſt war nun befriedigt, ihr Rachedurſt gekühlt, und ſie zogen wieder nach den Orten, von denen ſie gekommen waren, um ſich in Ruhe der Beute zu erfreuen.

So wenigſtens lautet die Erklärung verſchiedener unbetheiligter Somali, welche Kinzelbach über die Veranlaſſung zur Ermordung Deckens vernahm. Was hiervon wahr iſt oder nicht, vermögen wir nicht zu entſcheiden; wir wollten indeſſen dieſe Erklärung nicht übergehen, davon vielen Seiten bereits ſo Schlimmes gegen Abdio und die Bewohner von Bardēra vorgebracht worden iſt. Die volle Wahrheit werden wir wol nie erfahren; daher bleibe es dem Einzelnen überlaſſen, ſich das Wahrſcheinlichſte aus dem Gemeldeten zu entnehmen.

Es liegt uns jetzt nur noch ob, zu erzählen, auf welche Weiſe die Berichterſtatter Kinzelbachs das Verhalten Abdios während und nach dieſen Vorgängen zu erklären ſuchten. Sie behaupteten, Abdio und Mahammed Aden Kero hätten Furcht vor dem aufbrauſenden Zorne des Barons gehabt, als die Unglücksbotſchaft von den entronnenen Dienern nach Bardēra gebracht worden, deshalb ſich vor Allem der Waffen Deckens verſichern wollen, da ihr Beſucher, welcher die Verhältniſſe nicht kannte, ihnen offenbar die Schuld an Vorgängen, welche ſie doch nicht verhindern konnten, zuſchieben mußte. Daß der Baron, hätte er bei Empfang jener Nachricht ſeine Waffen noch gehabt, die ſeiner Anſicht nach am meiſten Betheiligten ohne Weiteres geſtraft und den Tod ſeiner treuen Begleiter gerächt haben würde, iſt allerdings nicht undenkbar. Abdio und Genoſſen mußten ſich der Perſon Deckens aber auch deswegen verſichern, weil dieſer, wenn er entronnen wäre, jedenfalls ein blutiges Rachegericht über die Stadt heraufbeſchworen hätte: kannten ſie doch ſeine Thatkraft und wußten ſie doch, daß dieſer Mann vor Nichts zurückſchrecken würde, um ſeinen Zweck zu erreichen. Mit der Feſtnahme Deckens bezweckten ſie ferner, ihren Beſucher vor der Rache der jede Stunde zurückerwarteten Kablallah ſicher zu ſtellen; ſie wollten ihn dann ſolange feſthalten, bis er, zu ruhigerer Anſicht gekommen, ihnen eidlich gelobt hätte, ihre Stadt in Frieden zu laſſen. Ihr Vorhaben wurde jedoch vereitelt — die Kablallah kamen dazu und führten den Baron hinweg, ohne daß man ſich ihnen zu widerſetzen gewagt hätte.

Noch von einem Verdachte iſt Abdio zu reinigen: er hat auf der Rückreiſe nach Brawa, nach den übereinſtimmenden Ausſagen Aller, einen ſehr ſchweren Kübel bei ſich gehabt, welcher unter ſeiner und Barakas ſteter Aufſicht von zwei Mann getragen wurde. In dieſem Kübel befand ſich unter einer oberflächlichen Schicht von Mais ohne allen Zweifel das Geld (500 oder 800 Thaler), welches Decken mit nach Bardēra genommen hatte. Daraus jedoch, daß Abdio das Geld an ſich brachte, folgt noch nicht mit Gewißheit, daß er den Verrath angeſtiftet, oder Deckens Ermordung veranlaßt, oder überhaupt einen Antheil an der ganzen Unthat gehabt hat; denn er kann ebenſogut dieſes Geld, welches ſich in ſeines Verwandten, Ameio, Hauſe befand, ohne Wiſſen der Anderen mitgenommen haben, ſodaß er alſo nicht ſeinen Herrn beſtohlen, ſondern nur die Räuber um einen Theil der Beute betrogen hätte. Unrecht bleibt es freilich, daß er dieſes Geld nicht an das Konſulat zu Sanſibar auslieferte. Allein wir erfahren, daß er vor ſeiner Abreiſe mit dem Baron von Schulden gedrückt war, von denen er ſich mit Hilfe dieſes Schatzes leicht befreien konnte; wir brauchen alſo gar nicht einmal die Verſchiedenheit der Somalianſichten über Recht und Eigenthum in Rechnung zu ziehen, um es erklärlich zu finden, daß Abdio jenes Geld ohne weiteres Bedenken zu ſeinem Nutzen verwandte: hatte er doch infolge der ihm von allem Anfange verleideten Expedition ſo manches Ungemach ertragen, ſo manche Sorge auf ſich nehmen müſſen, für welche Niemand ihn entſchädigen konnte.

Selbſtverſtändlich iſt durch dieſes Alles Abdios Unſchuld nicht bewieſen, allein auch ſeine Schuld ſteht nicht ſo unbeſtreitbar da, daß man ſeine Auslieferung, oder ſeine Beſtrafung an Ort und Stelle, verlangen könnte. Hätte man indeſſen Abdio auch wirklich vor ein europäiſches Gericht ſtellen können, ſo würde er wahrſcheinlich „wegen Mangels an Beweisgründen“ freigeſprochen worden ſein.

Kinzelbach hatte ſeine Verhöre und Erkundigungen längſt beendet, als der Südwind einzuſetzen begann, der ihn nach Brawa führen ſollte. Er war aufs Beſte verſehen mit Empfehlungen aller einflußreichen Perſonen in Sanſibar. Außerdem hatte er, Dank den Bemühungen des damaligen preußiſchen Konſuls Brugſch in Kairo und der franzöſiſchen Konſuln in Suez und Dſchidda, drei Schreiben des Großſcherifs von Mekka an alle Somalifürſten, an den Kablallahfürſten Hadſchi Ali (ben Kero?) und an Abdio, ſowie zwei Briefe des Statthalters von Hedſchas an ſämmtliche in jenen Gegenden anſäßigen Araber erhalten, denen theils das Unternehmen Kinzelbachs aufs Angelegentlichſte zur Unterſtützung empfohlen, theils dringend zugeredet wurde, die Wahrheit über Deckens Schickſal zu ſagen. Kinzelbach ließ ſich durch die bisher bekannt gewordenen Ausſagen über das traurige Ende von der Deckens und Linck nicht in der Annahme beirren, daß doch vielleicht noch einer der beiden Unglücklichen am Leben ſein könne, und mit dem feſten Vorſatze, ſein Möglichſtes zur Aufklärung ihres Schickſals zu thun, reiſte er voll Gottvertrauen in einem Küſtenfahrzeuge ab. Er langte am 26. April in Brawa an und fand freundliche Aufnahme bei den Aelteſten der Stadt. Von Brawa aus gedachte er, vielleicht mit Hilfe Achmed Juſſufs von Geledi, nach Bardēra oder Ganane gelangen zu können, um an Ort und Stelle alles Wünſchenswerthe zu erfahren.

Auch er traf mit Abdio ben Nur zuſammen und benutzte dieſe Gelegenheit, von ihm nochmals eidlich bekräftigte Ausſagen über Das, was er ſeiner Zeit in Bardēra geſehen, zu erlangen. Es erhellt aus dieſen Ausſagen von Neuem, daß weder Abdio, noch einer der Diener, noch irgend ein Bürger aus Bardēra bei der Ermordung des Barons zugegen war. Wie es aber dabei zugegangen, erfahren wir durch Scheich Mahammed (oder Achmed) Adda, den Waſir des Mahammed Aden Kero, welchem die Mörder es erzählt hatten:

„Der Baron habe am Ufer des Djubafluſſes, nahe dem Tränkplatze oberhalb der Stadt, einen Lanzenſtich in das Herz und einen Meſſerſchnitt quer über den Unterleib erhalten und ſei ſofort verſchieden; der Eläi Mahammed Gurre aus Rachwēn handhabte das Meſſer, der Eläi Mahammed Haſſano die Lanze; beide Thäter ſind an Kablallahweiber verheirathet und in deren Stamme eingebürgert.“ Die Kablallah ließen ihn liegen, nachdem ſie ihn ſeiner Kleider und Werthſachen beraubt hatten. Hier ſahen ihn nach dem Abendgebete Scheich Adda und andere Barderaner, mit zwei tiefen Wunden in Bruſt und Leib; ſie und einige von der Schar der Mörder begruben den Leichnam im Fluſſe und ſahen noch, wie er im Waſſer verſchwand. Linck wurde von denſelben Kablallah am 3. oder 4. Oktober vor dem Hauptthore der Stadt getödtet.

Die anderen Ergebniſſe von Kinzelbachs Verhandlungen in Brawa haben wir ſchon oben (S. 320 und 365) mitgetheilt. Zu bemerken iſt nur noch, daß nach Addas beſtimmter Verſicherung im ganzen Somalilande kein Europäer in Gefangenſchaft leben ſoll.

Kinzelbachs Abreiſe wurde monatelang durch die abſcheulichſten Lügen und Ränke verzögert. Erſt am 11. November gelangte er nach Merka, nachdem er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Bewohner von Brawa die größten Lügner ſeien, denen man kaum in irgend Etwas trauen könne. Er war auch mehrfach beſtohlen und beſchwindelt worden. Tiefer als Alles aber betrübte ihn, daß auch ſein vermeintlich ſo treuer Diener Hadſchi Osman ihn

niederträchtig betrogen hatte (67). Einen Monat ſpäter endlich kam er wirklich nach Geledi, (oder Sigala im Geledilande), der Hauptſtadt des Sultahns Achmed Juſſuf, von wo aus die längſt verſprochene und ſo vielfach verhandelte Reiſe nach Bardēra, auf welche er ſo viel Hoffnung geſetzt hatte, beginnen ſollte. Aber noch ehe er hierzu vorbereitet war, ſtarb er im Hauſe des Sultahns: er ſtarb an gebrochenem Herzen, wie man wohl annehmen darf, aus Gram darüber, daß er, trotz ſeiner treueſten Hingabe an die ihm anvertraute Sache, ſo wenig ausrichten konnte. Einige behaupten, er ſei vergiftet worden; für ſolche Beſchuldigung iſt jedoch, nach Brenner, kein rechter Grund vorhanden. Achmed Juſſuf iſt als ein durchaus anſtändiger Mann bekannt und den Europäern wohlgeneigt, auch hat er dadurch, daß er den Leichnam ſeines Gaſtes nach Mukdiſcha bringen und dort am Meeresſtrande begraben ließ, jeden Verdacht von ſich entfernt. Brenner wollte auf ſeiner Rückreiſe das Grab Kinzelbachs beſuchen, allein widrige Winde verwehrten ein Anlegen in den unſichern Häfen des Somalilandes.

So war denn den vielen Opfern ein neues hinzugefügt. Möge es das letzte geweſen ſein, und möge Deutſchland nun beginnen, praktiſchen Nutzen zu ziehen, wo ſeine Forſcher ſo lange und ſchwer ſich mühten!

Anhang.

Das Land Witu und die südlichen Galla.

Sultahn Simba, der Wohlthäter der südlichen Galla. — Geschichte der Heimat Simbas. — Natürliche Vortheile des Landes Witu — v. d. Decken über die südlichen Galla. — Aeußeres, Lebensweise und Sitten der Galla nach Wakefield und Brenner. — Was den Ostafrikanern noth thut.

Wir würden uns einer Unterlassungssünde schuldig machen, wollten wir nicht zum Schlusse noch dem Lande der südlichen Galla, welches wir hauptsächlich durch Brenners Reisen im Jahre 1867 kennen lernten, einige Aufmerksamkeit widmen. Dieses Land verdient unsere Beachtung in hohem Grade, nicht nur wegen der Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse, sondern namentlich auch deshalb, weil es von einem Volke bewohnt wird, welches durch seine körperlichen und geistigen Anlagen sich in vortheilhafter Weise von allen seinen Nachbarn unterscheidet und der Hoffnung auf eine reiche Entwicklung Raum gibt. Krapf hob zuerst die guten Eigenschaften der Galla rühmend hervor, mit denen er auf seinen Reisen in Abyssinien sowie im mittleren Ostafrika näher bekannt worden war; später fand auch der englische Missionär Wakefield bei seinen Ausflügen, daß die südlichen Galla durchaus nicht so schlimm wären, als sie bei uns, namentlich aber bei den Mahammedanern jener Küste, verschrieen sind. Brenner endlich, welcher das Land wol am genauesten kennt, wies durch seine Berichte auf das Ueberzeugendste nach, daß die Galla ein wohlbefähigtes und gutgeartetes Volk sind, welches seinen früheren schlechten Ruf hauptsächlich den Arabern der Küsten verdankt, mit denen es in wohlbegründeter Feindschaft lebt; ein von ihm mitgebrachter Gallaknabe setzte durch seine Fassungsgabe, natürliche Verstandesschärfe und Bildungsfähigkeit, durch sein Ehrgefühl und sein musterhaftes Benehmen Alle, die ihn kennen lernten, in Verwunderung.

Nach den uns vorliegenden dürftigen Nachrichten müssen wir annehmen, daß die Galla früher das jetzige Somaliland bis hinüber nach Abyssinien inne gehabt haben. Durch Ansiedlung und Ausbreitung der arabischen Familien, aus denen das Somalivolk sich bildete, wurden sie nach Süden und Westen verdrängt, und jetzt nehmen sie das Gebiet zwischen dem Djubaflusse und 35° östl. Länge von Greenwich, von den Abhängen des abyssinischen Hochlandes und von Herrär bis herab nach Malindi ein. Ein Volk, welches unter so verschiedenen Breitengraden über eine so große Strecke verbreitet ist, zeigt natürlich nicht geringe Verschiedenheiten im Aeußern und in der Lebensweise; in der Hauptsache jedoch kommen die

nördlichen und ſüdlichen Galla, zwiſchen denen man hauptſächlich unterſcheiden muß, überein: ſie ſprechen dieſelbe, an den äußerſten Grenzen des Gebietes faſt gleich verſtändliche Sprache und ſind Nomaden ohne feſte Wohnſitze, ausgenommen einige Stämme im Norden und die Bewohner des uns zunächſt angehenden Landes Witu.

Um zu erfahren, wie es zuging, daß die vormals unſteten Hirten ſich zum Leben des Ackerbauers bequemten, müſſen wir auf die Geſchichte der Wituinſeln (Lamu, Pata u. ſ. w.) zurückkommen; denn von dieſen Stätten alter Geſittung kam der Mann ins Land, deſſen weiſer Umſicht und Thatkraft das Unmöglichſcheinende gelang: Sultahn Simba d. i. „der Löwe". Simba ſtammt aus einer Familie, welche, gleich den Mſara von Mombas, mit erſtaunlicher Ausdauer gegen jede Fremdherrſchaft ankämpfte und nur durch Mangel an feſtem Zuſammenhalten endlich den Arabern erlag. Aber während die Mſara, freilich hart mitgenommen von der Rache des Sultahns von Sanſibar, ſich endlich in die verhaßten neuen Verhältniſſe fügten, verließ der letzte der Herrſcher von Pata, eben unſer Simba, in edlem Stolze das Land ſeiner Väter, um ſich in dem freien Binnenlande ein neues Reich zu gründen. Und dieſes Reich ward nicht durch Gewalt errichtet und zuſammengehalten — es kam durch Einführung eines ganz neuen Grundſatzes zur Blüte: der Sultahn bemühte ſich, ſo unerhört Dies auch in mahammedaniſchen Ländern iſt, in ernſter Weiſe um das Wohlergehen ſeiner neuen Unterthanen, erklärte aus eigenem Antrieb die Sklaverei für aufgehoben und gewährte Allen den gleichen Schutz der Perſon und des Eigenthums! Kein Wunder, daß die Unterdrückten, Verſtoßenen und Unglücklichen von allen Seiten herbeieilten, um ſich unter Simbas Scepter fortan eines ruhigen Lebensgenuſſes zu erfreuen. War doch Simba zugleich Verkünder und Vollſtrecker einer himmliſchen Botſchaft, welche die Völker jenes Gebietes einem neuen, beſſeren Daſein entgegenführen mußte.

Ueber die früheſten Vorgänge auf den Wituinſeln gibt unſere „Tabellariſche Ueberſicht der Geſchichte Oſtafrikas" in Band III., III. des Decken'ſchen Reiſewerkes genügende Auskunft; an dieſer Stelle iſt uns nur Das wichtig, was ſich nach Vertreibung der Portugieſen aus den Inſeln und Küſtenſtrichen nordwärts vom Kap Delgado zutrug. Ehrgeizige Ränke, Kämpfe um die Oberherrſchaft und gegen die von der anderen Partei herbeigerufenen Fremden ſind die Hauptzüge dieſes Geſchichtsbildes, bei deſſen näherer Betrachtung man ſich in die Lager der nordiſchen Guelfen und Ghibellinen verſetzt glaubt.

An die Stelle der Portugieſen, vorläufig nur als Beſchützer oder Oberherren der kleinen Fürſten Oſtafrikas und als Vermittler bei deren Streitigkeiten, waren die Araber von Omahn getreten. Unter ihre Herrſchaft gerieth Pata zuerſt im Jahre 1698, als Sif ben Sultahn ben Sif ben Malek Fürſt von Maskat war. Damals herrſchte auf Pata Bana (Herr) oder Fumo Schah Ali; ihm zur Seite als Statthalter wurde ein Araber aus der Familie der Nebehân geſetzt. Dieſer heirathete eine Verwandte des Sultahns und wußte ſeinen aus dieſer Ehe entſproſſenen Sohn nach Schah Alis Tode unter dem Namen Bana Tamu Mku an das Ruder zu bringen. Wahrſcheinlich machte ſich Pata auch unabhängig von Maskat; denn bald darauf finden wir die Inſel wieder als ſelbſtändigen Staat genannt. Tamus Sohn, Fumo Bakari, welcher im Jahre 1733(?) nachfolgte, gebot nicht nur über Lamu und Manda, ſondern auch über die ganze Küſte zwiſchen Kileſi in 3° 40' ſüdlicher Breite und dem Djubafluß, ſowie über die Inſel Pemba. Das kleine Reich hielt ſich lange Zeit unabhängig, während Kiloa, Sanſibar und Merka ſich Achmed ben Said, dem mächtigen Imahm von Maskat, unterworfen hatten. Eine gefährliche Nachbarſchaft hatte es in Mombas, wo Mahammed ben Osman, der arabiſche Statthalter, ſich gleichfalls zum unabhängigen Herrſcher erklärt hatte. Der Streit begann damit, daß unter Bakaris Nachfolger Fumo Omar, welcher im Namen der Muana Mimi, der Tochter von Bana Tamu, regierte, die Inſel Pemba ſich an Mombas anſchloß, wohin

ſie durch ihre Lage ohnedies mehr als nach Pata gehörte. Pata verlor ſogar für einige Zeit ſeine Selbſtändigkeit an Mombas, machte ſich jedoch 1794 unter dem neuen Herrſcher Fumo Ammadi wieder frei. Als dann im Jahre 1785 die Mſara ſich dem Imahm Said ben Achmed unterwarfen, ſah ſich Pata 17$\frac{8}{9}$ gleichfalls genöthigt, die Herrſchaft der Araber zu dulden, welche nun an der ganzen Küſte vom Somalilande bis hinab zum Kap Delgado als Herren galten.

Als im Jahre 1806 Seid Said, der eigentliche Begründer der arabiſchen Machtſtellung an der Küſte von Oſtafrika, zur Herrſchaft gelangte, fand Fumo Ammadi gleich den Mſara von Mombas es gerathen, auch deſſen Oberhoheit anzuerkennen. Hierdurch war der Inſel Pata die Ruhe nur für kurze Zeit geſichert; denn ſchon im nächſten Jahre ſtarb Fumo Ammadi, und es entſtanden, wie das hier faſt ſelbſtverſtändlich war, lange Erbfolgeſtreitigkeiten, zu deren Schlichtung endlich die Hilfe von Mombas angerufen wurde. Man kämpfte viele Jahre hindurch mit wechſelndem Erfolge, zuletzt auch auf der Inſel Lamu, deren unglückliche Bewohner Schutz bei Seid Said von Maskat ſuchten. Der ſchlaue Said beutete die Sache zu ſeinem Vortheil aus und ließ 1811 in Lamu ein Fort errichten, daſſelbe, welches jetzt noch ſteht.

Bald danach wurde Pata wiederum in Unruhen verwickelt. Bana Kombo ben Scheikh, ein Enkel Fumo Ammadis, hatte gegen ſeinen Nebenbuhler Wiſir die Hilfe von Mombas angerufen und auch erhalten; dieſer aber wendete ſich zur Erlangung ſeines Rechtes nach Maskat. Erſt Ende 1822 ſandte Seid Said unter Emir Hammed eine Flotte aus, welche die Mombaſianer unter dem tapfern Mabruk, dem Bruder Abdallah ben Achmeds, von Pata vertrieb und Wiſir als Statthalter einſetzte. 18$\frac{3}{4}$ entbrannte nochmals der Kampf auf Pata, und wiederum wurden die Parteien von Mombas und Maskat-Sanſibar unterſtützt. Im Verlaufe deſſelben fiel Bana Wiſir von Mörderhand, und Fumo Bakari, ein Sohn Bana Scheikhs, wurde von Seid Said zum Statthalter ernannt. Der übermächtige Sultahn ſcheint jedoch auf die Dauer nicht viel ausgerichtet zu haben; noch 1837 währten die Unruhen fort, und 1843. als Krapf hier vorüberfuhr, lag wiederum eine Sanſibar-Flotte vor Pata.

Selbſt in dem befeſtigten Lamu fehlte es nicht an unzufriedenen Geiſtern; denn als 1850 des Sultahns Sohn Seid Hilali, welcher ſich am Hofe zu Sanſibar in vielen Stücken hintangeſetzt fühlte, nach Lamu kam, nahmen ihn die Einwohner mit Jubel auf und verſprachen ſogar, wie auch die Bewohner der anderen Inſelſtädte, ſeine Sache zu der ihrigen zu machen; ſie vertrieben auf eigene Fauſt die Beſatzung des Forts und bemächtigten ſich des Zollhauſes. Seid Hilali, welcher mit allem Dieſen nicht recht einverſtanden war und es nicht mit ſeinem Gewiſſen vereinigen konnte, gegen ſeinen Vater zu kämpfen, ſchickte einen Brief nach Sanſibar, um ſein Verhalten bei dieſen Vorfällen in das richtige Licht zu ſetzen; dann begab er ſich auf die Pilgerſchaft nach Mekka, ſtarb jedoch ſchon unterwegs in Aden im Juli 1851. Seid Said, welcher inzwiſchen in Maskat beſchäftigt geweſen war, konnte erſt 1853 die Ordnung in Lamu wiederherſtellen.

Schon 1855 war Seid Said wieder in Feindſeligkeiten mit Pata verwickelt, wo ſeit dem Jahre 1840 Scheich Mahammadi, genannt Fumo Aloti regierte. Der Krieg zog ſich mehrere Jahre hin, ohne daß der Sultahn weſentliche Erfolge errang, und wurde nur dadurch beendigt, daß Mahammadis Sohn — der jetzt Simba genannte Herrſcher von Witu — mit allen ſeinen Anhängern die Inſel verließ. Zwar erfuhr Simba auch auf dem Feſtlande noch Angriffe von Seiten der Araber; er ſchlug ſie aber mit Hilfe der Galla dermaßen zurück und befeſtigte ſeine Herrſchaft ſo, daß er jetzt wol für immer vor ſeinen alten Bedrängern geſichert ſein wird. Gänzlich hat er übrigens die Araber nicht vom Feſtlande hier vertreiben können; denn, wenn wir nicht irren, befindet ſich auch jetzt noch das Fort

von Kau, welches früher zu Pata gehörte, in den Händen des Sultahns von Sanſibar; auch die Stadt Tſcharra am Oſi ſteht noch einigermaßen unter arabiſchem Einfluß, und in der Nähe der Küſte müſſen die Galla fortwährend vor Angriffen der Araber auf ihrer Hut ſein. Selbſtverſtändlich wäre es einem ſo einſichtigen Manne wie Simba ſehr erwünſcht, auch die Küſte frei zu haben. Er hat zu dieſem Behufe ſchon verſchiedene Schritte gethan, unter Anderen auch (allein vergeblich) ſich durch Brenners Vermittelung um den Schutz der preußiſchen Regierung beworben. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß das Land Witu dereinſt aus ſeiner Abgeſchloſſenheit heraustreten und aufhören wird, ein Binnenland zu ſein; immerhin aber wird dies noch einige Zeit dauern.

Das Land der ſüdlichen Galla iſt nach Brenner das beſtbebaute und fruchtbarſte, welches er auf ſeinen Reiſen geſehen. Auch Wakefield rühmt mit warmen Worten die Schönheit des reichen Binnengebietes der Formoſa-Bai und ſein geſundes Klima. Drei größere Flüſſe, der Sabaki, Dana und Oſi, verſehen Witu mit befruchtender Feuchtigkeit und erleichtern die Abfuhr der Erzeugniſſe des Bodenbaues; die weite Bai aber, in welche ſie münden, iſt der Hafen für diejenigen Schiffe, welche ſpäterhin ohne Vermittelung von Arabern oder Indiern in Handelsbeziehungen zu den Galla treten werden. Näheres über das Land ſelbſt zu ſagen, iſt hier nicht der Platz, weil Petermanns Geographiſche Mittheilungen (1868 Heft X. u. XV.) bereits zwei lange Aufſätze über daſſelbe gebracht haben, und weil wir nach Brenners glücklicher Rückkehr von ſeiner dritten Reiſe nach Oſtafrika, vielleicht ſchon im nächſten Jahre, einen noch ausführlicheren Bericht zu erwarten haben werden. Ueber die Bewohner von Witu hingegen ſeien einige kurze Bemerkungen geſtattet.

Decken ſelbſt war ſchon im Jahre 1861 bei Gelegenheit einer Fahrt nach Takaungu und Malindi (68) mit den Galla in Berührung gekommen. Die als ſo wild verrufenen Leute lachten und ſcherzten munter im Umgange mit den Reiſenden und machten auch ſonſt in ihrem Auftreten einen günſtigen Eindruck. Von rieſigem Wuchſe und ſchlank gebaut, waren ſie Urbilder von männlicher Kraft. Ihre Haut war ziemlich dunkel, ihr Bartwuchs ſtärker als bei anderen Afrikanern. Als einzige Bedeckung trugen ſie ein langes Stück grobes Zeug von Kamel- oder Ziegenhaarſtoff, welches auf verſchiedene Art um den Körper geſchlungen war; ein Halsband und ein Fingerring bildeten ihren einzigen Schmuck. Zur weiteren Ausſtattung gehörte ferner eine kleine, ſehr ſauber aus Baumfaſern geflochtene Waſſerflaſche, eine lange Lanze mit ſehr breiter Eiſenſpitze und ein kurzes, breites, vorn zugeſpitztes Meſſer, welches unter Anderem auch zum Entmannen getödteter Feinde dienen ſoll.

Ausführlicher beſchreibt Wakefield das Aeußere der Galla. Die Häuptlinge, ſagt er, tragen bunte Baumwollentücher, welche von den Hüften bis zu den Knieen reichen, aber nicht, wie bei den Suaheli, einfach durch Unterſtecken, ſondern mittels eines weichen Gürtels von baumwollenem Stoffe zuſammengehalten werden. Als zweites Kleid hängen ſie über die Schultern ein großes Stück Zeug in Geſtalt eines Mantels oder einer Toga, welches in anmutigem Faltenwurf bis über den Schurz herabfällt. Von Zierrathen machen die Galla einen ſtarken Gebrauch. Am häufigſten ſieht man einen maſſiven Elfenbeinring am rechten Arme, über dem Ellbogen. Ein anderer Armſchmuck, beſtehend aus zwei Stücken Leder, breit in der Mitte, aber nach den Enden ſich verjüngend und mit Meſſingdraht zuſammengebunden, wird nur von den Häuptlingen und ihren erſten Beamten getragen. In Chaffa tragen die höheren Beamten Ringe von Eiſen- oder anderem Draht in großer Anzahl am rechten Arme. Perlhalsbänder ſind ſehr beliebt, namentlich ſolche aus Meſſing- oder Eiſenperlen, welche auf einen Drahtring gereiht ſind. Von Glasperlen ſieht man hauptſächlich die kleinen, ſeinen, rothen, die ſogenannten Samſam. Beim Schlafengehen legt der Galla

ſeinen Gürtel ab, wickelt ihn um die Scheide ſeines Meſſers, welches ſtets darin befeſtigt iſt, und benutzt die ſo gebildete Rolle als „Kopfkiſſen“. Muß er im Freien auf bloßer Erde ſchlafen, ſo hüllt er ſich in ſeine weite Toga vollſtändig ein, ſelbſt Kopf und Geſicht mit, zum Schutz gegen die läſtigen Mücken. Obwol die Galla ſehr kriegeriſch ſind, führen ſie keine anderen Waffen als Spere und Schilde; Schießgewehre trifft man nur im Norden in geringer Anzahl. Die Klinge des oft ſieben Fuß langen Speres, welcher niemals zum Werfen dient, iſt breit, aber ziemlich kurz. Kein Galla verläßt ohne dieſe Waffe ſeine Wohnung. Schilde werden nur in Kriegszeiten geführt; ſie ſind etwa anderthalb Fuß im Durchmeſſer, kreisrund, mit Büffelhaut überzogen und mit Röthel bemalt. Eine nicht ungewöhnliche Waffe iſt ferner die Streitkeule, welche bei verſchiedenen oſtafrikaniſchen Völkerſchaften, namentlich auch bei den Maſai, zu finden iſt. Ein Meſſer im Gürtel vervollſtändigt die Ausrüſtung.

Wir ſehen, daß die tapferen Galla nur mit Nah-Waffen verſehen ſind; Bogen und Pfeile werden nur von Kindern, und zwar mehr als Spielzeug denn als Waffe, benutzt.

Dſchilo Waré Feiſomata
vom Stamme der Innematta-Galla am oberen Dana.

Nach Brenner führen die Galla auch an Daumen und kleinem Finger der rechten Hand eiſerne Streitringe mit halbzölligen Stacheln. Sie werden im Handgemenge, der beliebteſten Kampfweiſe, mit großem Geſchicke gebraucht. Ein wohlgezielter Schlag mit dieſer furchtbaren Handbekleidung iſt faſt immer tödtlich. Auch beim Kriegstanz kommt der Streitring ſehr oft zur Verwendung; man ſieht in Folge deſſen die Bruſt beinahe jeden Mannes mit einer Menge tiefer Wunden bedeckt, welche bei ſolcher Gelegenheit, wann die Aufregung der Tanzenden den höchſten Grad erreichte, beigebracht wurden.

Die Frauen tragen, wie ihre Schweſtern bei den Maſai, Wapare und anderen Völkerſchaften, hauptſächlich Schurze aus feinem, weichen Leder. Das aus mehreren Fellchen zuſammengenähte Kleid geht unterhalb der linken Schulter hin und wird über der rechten mit beiden Enden feſtgeknüpft; um die Lenden wird es nochmals enger zuſammengeſchnürt. Dieſe kleidſame Hülle reicht bis ziemlich auf die Füße und läßt beide Arme unbedeckt, ſodaß ſie beim Arbeiten nicht gehindert ſind; ſie eignet ſich wegen ihrer Haltbarkeit ganz vorzüglich für die weiten Märſche, bei denen oft tagelang durch Buſch und

Geſtrüpp gewandert wird. Von Schmuckſachen kommt ein enges Halsband von Glas- oder Eiſenperlen, oder von kleinen weißen Muſcheln, am gewöhnlichſten vor. Außerdem werden auch weitere Halsbänder aus weißen, rothen oder gemiſchten Perlen und ein auf die Bruſt herabhängendes Schild aus Perlen und dünnen Meſſing-Platten getragen, letzteres indeſſen nur von vornehmen Frauen. Wie bei einigen der Völkerſchaften, welche wir auf den Dſchagga-Reiſen kennen lernten, iſt der linke Arm der Gallafrauen oft mit einem langen, vom Handgelenk bis zum Ellbogen reichenden, ſchneckenförmig zuſammengerollten, hohlen Drahtkegel gepanzert; der rechte Arm hingegen wird mit zahlreichen, engen Ringen von Eiſendraht behängt. Die Fußgelenke erhalten gleichfalls Metallſchmuck.

Auf die Pflege des Haares verwendet das ſchöne Geſchlecht nicht viel Sorgfalt. Man läßt dieſe Zierde des Weibes ungehindert wachſen, bis unter dem Buſche von wild ausſehenden, ſchwarzen Haaren das Geſicht kaum mehr hervorſieht. Die Männer tragen das Haar zumeiſt kurz, raſiren es auch nicht ſelten ganz ab; doch fehlen bei ihnen, wie uns Wakefield lehrt, abenteuerliche Friſuren nicht gänzlich. Das Tätowiren des Körpers iſt unbekannt; von Fetteinreibungen wird nur ein mäßiger Gebrauch gemacht.

Die Galla haben mit den eigentlichen Negern Nichts als die dunkle Hautfarbe gemein. Durch ihren ganzen Körperbau und namentlich durch ihre Geſichtsbildung nähern ſie ſich mehr den Europäern als der ſemitiſchen Raſſe. Ihr Haar iſt ſchwarz und lockig wie bei dem dunklen europäiſchen Typus; ihre Haut beſitzt keine unangenehme Ausdünſtung. Obwol von rieſigem Wuchſe, beſitzen ſie doch keine ungewöhnlichen Körperkräfte, wie ihre einförmige, oft entbehrungsreiche Lebensweiſe auch erwarten läßt. Ihre Hände ſind klein und zierlich, die Arme eher ſchwach als ſtark.

Ueber den Urſprung der Galla wiſſen wir ſehr wenig. Wakefield hörte auf ſeinen Reiſen, daß die Galla, Wakuaſi und Wakamba von demſelben Elternpaare abſtammen ſollen. Dieſes iſt indeſſen jedenfalls nicht richtig, da die Wakamba einem ganz anderen Sprachſtamme, dem ſüdafrikaniſchen, angehören. Eher mögen die Galla mit den Abyſſiniern verwandt ſein, wenn auch nicht ſo nahe, wie Speke annimmt, welcher beide Völkerſchaften unter dem Namen „Wahuma“ faſt unterſchiedslos zuſammenfaßt. Jedenfalls darf man erwarten, daß durch genauere Forſchungen über den Urſprung aller dieſer oſtafrikaniſchen Stämme noch die merkwürdigſten Thatſachen ans Licht kommen werden.

Der Name Galla ſoll nach Krapf ſoviel als „Eingewanderte“ bedeuten. Brenners Angabe, wonach bei den Küſtenbewohnern alle „Barbaren und Ungläubige“ den Namen „Galla“ führen, hat indeſſen weit mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich; Galla werden z. B. auch die Maſai genannt (Korre-Galla), die Wakuaſi und andere mehr. Die Galla ſelbſt nennen ſich Orma d. i. „ſtarke oder tapfere Männer“. Aus dieſem Worte hat Krapf den Namen Ormanien zur Bezeichnung des geſammten Galla-Landes im Norden und Süden des Gleichers gebildet.

Wie ſchon oben geſagt, wurden die Galla erſt durch das unaufhaltſame Vordringen der Somali nach ihren jetzigen Wohnſtätten verdrängt. In das Niederland von Abyſſinien kamen ſie, nach Krapf, im 16. Jahrhundert. Wann ſie ſich bis zur Formoſa-Bai ausdehnten, wiſſen wir nicht zu ſagen.

Man muß zwiſchen den nördlichen und den ſüdlichen Galla unterſcheiden: erſtere ſind hier und da von Abyſſinien abhängig, haben auch an einzelnen Stellen das Chriſtenthum oder den Islahm angenommen; letztere leben in voller Freiheit und verharren noch bei dem Glauben ihrer Väter. Der mächtige Stamm der Boran-Galla in der Nähe der Linie, welcher bereits zu den nördlichen Galla gehört, hat ſich mit dem Islahm und ſeinen Anhängern wenigſtens befreundet; ihre Stammgenoſſen in Witu aber leben mit den Mahammedanern der Küſte in unverſöhnlicher Feindſchaft, als ob ſie ahnten, daß ihnen von

dieſen nichts Gutes kommen könnte. Eine eigenthümliche Erſcheinung iſt es, daß die mahammedaniſchen Wolla-Galla in Abyſſinien ſich durch Fanatismus, Treuloſigkeit und Raubluſt vor allen anderen auszeichnen, während die heidniſchen Galla im Süden die Freundſchaft unverbrüchlich halten.

Es wäre durchaus falſch, die Galla als Götzendiener bezeichnen zu wollen. Schon der Name „Heide" ſcheint bei ihnen nicht recht angewandt zu ſein, weil ſie keine Idole beſitzen oder verehren, vielmehr an ein unſichtbares höchſtes Weſen glauben, welches übermenſchliche Kräfte beſitzt und die Gebete derer, welche ſich vertrauensvoll zu ihm wenden, erhört. Der mehrfach erwähnte Miſſionär Wakefield hielt mit den ſüdlichen Galla Betſtunden ab (prayer meetings), bei denen dieſe als ſo roh verſchrieenen „Wilden" viel Verſtändniß und eine ſehr würdige Haltung zeigten. Nach Krapf ſollen die Galla indeſſen der Schlange als „Mutter des Menſchengeſchlechts" eine hohe Verehrung zollen, was ſtark an die Gebräuche der früheren Abyſſinier und Egypter ſowie an den Götzendienſt der Juden in der Wüſte erinnert. Als Namen des höchſten Weſens gibt Krapf Wake oder Waka an; zwei Untergottheiten, Oglie, eine männliche, und Atetie, eine weibliche, ſollen unter ihm ſtehen. Merkwürdiger Weiſe halten manche Galla-Stämme den Sonntag und den Sonnabend heilig; dieſen nennen ſie den Sanbata Tena, den kleinen, jenen Sanbata Gudda, den großen Sabbat. Wahrſcheinlich findet ſich dieſer Brauch nur bei den anſäſſigen Stämmen der nördlichen Galla, welche viel mit abyſſiniſchen Chriſten zuſammengekommen ſind: die ſüdlichen Galla, zumeiſt Nomaden, haben kein beſonderes Bedürfniß nach einem ausſchließlich der Ruhe gewidmeten Tage, weil ſie an jedem Tage, falls ſie nicht auf der Reiſe ſind, genugſam ausruhen können. Eine regelmäßige Verehrung des großen Geiſtes iſt nach Brenner vollſtändig unbekannt. Nur bei Landplagen, wie Waſſermangel und Krankheit, gehen die Aelteſten unter Anführung des Häuptlings vor das Lager, um zu beten; ſie entblößen den Oberkörper, wenden das Antlitz gen Himmel und rufen in leiſen Molltönen den Waka an. Zur Zeit des Neumondes hat ihrer Meinung nach Waka ſich weg gewendet; ſie unternehmen dann keinen Kriegszug und bringen die langen Nächte ruhig zu; mit Erſcheinen des neuen Himmelslichts aber kommt auch Waka aus dem Lager der Feinde zurück, und Freude, Tanz und Geſang beginnt, namentlich bei Vollmond, die Nächte zu füllen.

Die ſüdlichen Galla ſind ſehr willensſtark und lieben die Freiheit über Alles; es kommt bei ihnen nicht ſelten vor, daß gefangene Krieger den Tod der Sklaverei vorziehen. Durch ihre Sittenſtrenge übertreffen ſie die Völker des ſüdafrikaniſchen Sprachſtammes bei Weitem; ſo dürfen, um nur Eines anzuführen, junge Mädchen nur in Begleitung einer alten Frau ausgehen, welche ſie bewachen muß. Bei der Wahl eines Gatten wird den Mädchen eine entſcheidende Stimme zugeſtanden. Der junge Mann bewirbt ſich, nach Brenner, in der Weiſe, daß er in die Hütte der Auserwählten tritt, ſeine Meſſingkette vom Halſe nimmt und ſie lächelnd, ohne ein Wort zu ſagen, in den Schooß der Jungfrau wirft: weiſt dieſe die Gabe nicht zurück, ſo iſt die Verlobung geſchloſſen, und es handelt ſich nur noch darum, die Entſchädigung an Rindern zu beſtimmen, welche der Vater für das Hergeben ſeiner Tochter erhält. Obwol die Frauen tüchtig in der Wirthſchaft arbeiten müſſen, nehmen ſie doch keine untergeordnete oder gedrückte Stellung ein. Sie können ſogar, wenn der Mann ſeine Pflichten, etwa in Beſchaffung der nöthigen Vorräthe, verſäumt, dieſen in recht unangenehmer Weiſe beſtrafen, indem ſie ihn unter Hohnreden, an denen die ganze weibliche Nachbarſchaft theilnimmt, für einige Zeit verbannen; der ſchimpflich Ausgeſtoßene muß dann unter den Junggeſellen oder in der Einſamkeit des Waldes leben. Häuptlingen iſt es geſtattet, mehrere Frauen zu haben; gewöhnliche Leute haben an einer genug.

Abgeſehen von den ſeßhaften Stämmen in Witu, ſind die ſüdlichen Galla durchaus Nomaden. Sie leben faſt ausſchließlich von Fleiſch, Blut, Milch, Butter und Honig.

Der echte Gallahirt hat kein Bedürfniß nach pflanzlichen Nahrungsmitteln. Rohes Fleisch wird von ihm verschmähet, dagegen trinkt er, namentlich bei den Tänzen zur Zeit des Vollmondes, das warme, rauchende Blut der Rinder, welche man zu diesem Behufe einfängt, anzapft und dann wieder laufen läßt. Wakefield erzählt, daß oft auch Milch mit dem Blutranke gemischt wird. Ein unentbehrliches Genußmittel ist den Galla der Tabak, der jedoch nicht geraucht wird. In der zartesten Jugend schon beginnen sie, die scharfen Blätter zu kauen, und wenn sie sich das edle Kraut nicht verschaffen können, werden sie krank. Das Anbieten von Tabak ist der Anfang jeder Freundschaft sowie der Beginn eines näheren Verhältnisses zwischen Liebesleuten; mit einem Princhen Tabak beruhigt die Mutter ihr schreiendes Kind. Der von Brenner mitgebrachte, etwa elf Jahre alte Gallaknabe nahm häufig noch spät Abends, von unwiderstehlichem Verlangen getrieben, etwas Tabak in den Mund; wenn er dann früh aus dem Schlafe geweckt wurde, hatte er den Bissen noch zwischen den Zähnen.

Den Reichthum der Galla machen ihre Heerden aus. Der Ueberfluß an Vieh ist so groß, daß auf den Kopf der Bevölkerung, mit Einschluß von Frauen und Kindern, durchschnittlich sieben bis acht Stück Kühe kommen. Bei dem fast gänzlichen Mangel an Handelsverkehr mit der Küste ist es erklärlich, daß die Milch fast nur zum Trinken, nicht auch zur Butterbereitung verwendet wird; selbst die werthvollen Felle der Thiere kommen dem Handel nicht zu gute. Die vorherrschend silbergrauen Rinder sind von der gebuckelten Art, mit weitstehenden Hörnern und hängenden Ohren. Fettschwanzschafe und weiße Ziegen mit schwarzen Rückenstreifen und gewundenen Hörnern sind ebenfalls in Menge vorhanden; Ziegen und Schafe werden jedoch ebensowenig wie Kälber geschlachtet(?). Kamele gibt es bis herab an den Sabakifluß; sie dienen nur zum Wassertragen, nicht auch zum Reiten. Pferde finden die gleiche Verwendung, kommen aber im Süden nur in geringer Anzahl vor, während im Norden ganze Stämme vortrefflich beritten sind. Zum Reiten, namentlich auf Märschen zum Weiterschaffen der Kinder, dienen nur Ochsen; man legt ihnen einen einfachen Sattel auf und lenkt sie vermittelst eines Strickes, welcher durch einen Ring in der Nase gezogen ist. Viehseuchen sind unbekannt, und die Tsetse-Fliege tritt nur selten auf. Die Ueberwachung der Heerden, ihr Schutz gegen Raubwild und gegen die beutelustigen Masai und Wakuafi nimmt die ganze Thätigkeit der Männer in Anspruch. Die Rinder sind, nach Brenner, derart abgerichtet, daß sie den Zuruf des Hirten durch einen eigenthümlichen Ton beantworten.

Wie es sich von einem Wandervolke erwarten läßt, ist der Staatsverband der Galla ein ziemlich lockerer. Oberster Häuptling ist der Heiitsch (Heiu nach Krapf); ihm zur Seite stehen die Aba Worati d. i. Familienväter. In den Versammlungen führt der Heiitsch mit einem Elfenbeinstabe den Vorsitz. Von den Galla in der Nähe von Takaungu berichtet Decken, daß jeder der sieben Stämme, in welche sie zerfallen, zwei Häuptlinge habe, welche nach je sieben Jahren ihre Stelle an Andere abtreten. Einer der beiden heißt der große, der andere der kleine Heiitsch (Heiu); jedem ist ein „Mora" als Vollstrecker ihrer Befehle beigeordnet. Unter diesen vier obersten Beamten des Stammes steht der „Kaskari" oder öffentliche Sprecher, welcher, von jenen im Voraus unterrichtet, in den Versammlungen das Wort führt. Der Heiitsch ist zugleich der einzige Kaufmann des Stammes; keiner seiner Unterthanen darf unmittelbar mit Fremden handeln. Die nördlichen Galla haben eine wesentlich andere Verfassung.

Krapf schätzt die Gesammtzahl der Galla auf sieben bis acht Millionen. Die Bevölkerung scheint nach Süden zu, wo hauptsächlich Viehwirthschaft getrieben wird, viel dünner zu werden; denn Brenner hält die südlichen Galla zusammengenommen für nicht über 20,000 Köpfe stark, während er für die Borani-Galla in der Nähe des Gleichers schon 150,000 Mann angibt.

Genaueres über die Galla werden wir vielleicht ſchon im nächſten Jahre durch Brenner erfahren, welcher nach glücklicher Rückkehr von ſeiner neuen Reiſe alle ſeine Erfahrungen in einem beſonderen Buche herauszugeben gedenkt.

Außer den Galla, den eigentlichen Herren des Landes, wohnen in Witu noch Wabuni und Wapokomo, zuſammen etwa 15,000 an Zahl; von beiden Völkerſchaften iſt früher ſchon ausführlich die Rede geweſen. In neuerer Zeit ſind auch noch Wadoë dazugekommen, welche vormals an der Küſte gegenüber Sanſibar anſäſſig waren. Die Zahl der eingewanderten Sklaven betrug vor einigen Jahren etwa 16,000; ſie bilden nebſt den Wapokomo den Kern des ackerbauenden Theiles der Bevölkerung.

Den gebildetſten und den herrſchenden Theil der Bevölkerung machen die etwa 13,000 Mann ſtarken Einwanderer aus Pata, Lamu, Takaungu und Mombas aus, die einſtigen Herren des Küſtenlandes, jene klugen und unternehmenden Abkömmlinge der erſten perſiſch-arabiſchen Anſiedler in Oſtafrika. Sie bilden den Adel des Landes und die Berather des Herrſchers.

Die Ackerbauer von Witu liefern uns den Beweis, daß auch in Afrika durch Ordnung der geſelligen Verhältniſſe und durch weiſe Verwaltung die Völker zu höherer Entwicklung gelangen. Dieſe Wahrnehmung iſt aber um ſo erfreulicher, als wir im Verlaufe der Decken'ſchen Reiſen das Gegenſtück hierzu kennen lernten: daß durch Krieg, Geſetzloſigkeit, Unſicherheit des Beſitzes und Sklavenhandel blühende Landſtriche veröden, gutgeartete Völker verwildern. Den Bewohnern Oſtafrikas, welche wie alle ſogenannten „Wilden" als Kinder zu betrachten ſind, thut hauptſächlich eine vernünftige Vormundſchaft noth; findet dieſe, eine beſſere natürlich als die jetzige arabiſche, dereinſt für größere Strecken ſtatt, ſo wird das Land auch wieder zu der alten Blüte kommen, welche die Portugieſen in Erſtaunen ſetzte, und die Bevölkerung wird ſich des Wohlbefindens zu erfreuen haben, auf welches ſie durch ihre Anlagen und durch die über ſie ausgeſchütteten reichen Gaben der Natur ein ſo großes Anrecht hat. Dieſen Zuſtand aber herbeizuführen, haben Nationen, welche auf der Höhe der Geſittung ſtehen, nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht.

Lebensbilder der Verſtorbenen.

I.

Baron Carl Claus von der Decken ſtammt aus einer weitverbreiteten, alten Familie Hannovers. Er wurde zu Kotzen in der Mark Brandenburg am 8. Auguſt 1833 geboren als jüngſtes der drei Kinder von Baron Ernſt von der Decken und deſſen Gemahlin Adelheid geb. von Stechow, Tochter des königlich preußiſchen Oberſten Friedrich von Stechow auf Kotzen und Stechow. Sein Vater war im Alter von ſechszehn Jahren zur engliſchen Legion getreten und hatte als Lieutenant in der Schlacht bei Waterloo mitgekämpft, war dann Adjutant Seiner Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland in Berlin geworden, und ſtand ſpäter als Stallmeiſter und Kammerherr in hannoverſchen Dienſten, unter den Königen Georg III., Georg IV., Wilhelm IV. und Ernſt Auguſt.

Schon in ſeiner früheſten Jugend entwickelten ſich bei dem jungen Decken die hervorragendſten Charakterzüge des nachmaligen Reiſenden. Eine lebhafte Wißbegierde, welche ſich unter Anderem dadurch kund that, daß er den Unterrichtsſtunden ſeiner älteren Geſchwiſter oft und mit der größten Aufmerkſamkeit beiwohnte, trat ſchon im dritten Lebensjahre bei ihm hervor; ſeine ſpäterhin ſo erſtaunliche Willensfeſtigkeit äußerte ſich, als er kaum der Schule entwachſen. Von allen Lehrgegenſtänden feſſelten ihn Geſchichte und Erdkunde am meiſten. Mit vielem Eifer zeichnete er Landkarten, und Reiſebeſchreibungen las er leidenſchaftlich. Hierdurch, ſowie durch öftere Ausflüge mit ſeinen Eltern — nach Berlin, Mecklenburg und Schleſien — ſcheint der erſte Grund zu ſeiner ſpäteren Reiſeluſt gelegt worden zu ſein.

Bis zu ſeinem dreizehnten Lebensjahre blieb der junge Decken im elterlichen Hauſe; dann fand er Aufnahme in der Erziehungsanſtalt des würdigen Predigers Göſchen zu Wunsdorf im Hannoverſchen. Nach ſeiner Einſegnung, Oſtern 1849, trat er in die Gelehrtenſchule zu Lüneburg ein. Hier fand er, abgeſehen von ſeinen alten Lieblingsfächern, vorzüglich an Mathematik und den neueren Sprachen Geſchmack; das Studium der alten Sprachen hingegen zog ihn wenig an. Ganz beſonders war er für den Kriegerſtand begeiſtert; er ſchien zu fühlen, daß er zu einem Beamten oder Stubengelehrten nicht paſſen würde, und bat deshalb ſeinen Vormund, den Major von der Decken, er ſolle ihn zum Militär gehen laſſen. Dieſer weigerte ſich aber ganz entſchieden und verſuchte ſogar, den Mündel durch Strenge an das Studium, für welches er ihn beſtimmt hatte, zu feſſeln. Allein Decken wollte ſich nicht tyranniſiren laſſen! Er wandte ſich ſchriftlich an

König Ernſt Auguſt, welcher ihn von klein auf gern hatte, beklagte ſich bitter über den ihm angethanen Zwang und ſprach ſeinen lebhaften Wunſch aus, Soldat zu werden. Der König fand Wohlgefallen an der Keckheit des Jünglings und veranlaßte (im Jahre 1850) deſſen Aufnahme in das Kadettenkorps zu Hannover; an die Mutter Deckens, mit welcher er in ſtetem Briefwechſel ſtand, ſchrieb er: „Ihr Carl iſt ein ganz famoſer Bengel, der zu großen Hoffnungen berechtigt.“ Da gegen einen königlichen Befehl Nichts mehr unternommen werden konnte, ſo fügte der Vormund ſich in das Unvermeidliche, die Mutter aber, wenn ſie auch die eigenmächtige Handlungsweiſe ihres Sohnes nicht billigen konnte, ſah doch mit Freude, daß dieſer nun ſeiner Lieblingsneigung folgen durfte.

König Ernſt Auguſt bezeugte dem jungen Kadetten fortdauernde Gnade bis zu ſeinem 1851 erfolgten Ableben, zog ihn häufig zum Pagendienſte bei Höchſtſeiner Perſon und gab der Mutter öfters brieflich Nachricht über das gute Betragen und das Wohlbefinden ſeines Schützlings.

Deckens Mutter hatte ſich indeſſen im Jahre 1848 zum zweiten Male vermählt, und zwar mit ihrem Schwager, dem Fürſten Haus Heinrich X. von Pleß. Der Fürſt wurde für Carl und ſeine Geſchwiſter ein wahrer Vater; überhaupt herrſchte zwiſchen den beiden Familien fortwährend das liebevollſte Verhältniß. Leider trennte der Tod ſchon nach ſieben Jahren die glückliche Ehe wieder.

In dem Jahre 1851 trat der junge Decken nach glücklich beſtandener Officiersprüfung als Junker in die Armee ein. Zwei Jahre ſpäter wurde er als Lieutenant in das zu Lüneburg und Harburg garniſonirende Königin-Huſaren-Regiment verſetzt. Als Offizier hatte er viel freie Zeit übrig, welche er hauptſächlich auf das Studium der Literatur und der Naturwiſſenſchaften verwandte; außerdem unternahm er längere Urlaubsreiſen, auf denen er den größten Theil Deutſchlands, Frankreich, das nördliche Spanien, Ungarn und Italien beſuchte. Doch nach wenigen Jahren ſchon hatte Europa keinen Reiz mehr für ihn; er kannte Alles, hatte die ungewöhnlichſten Dinge mitgemacht (u. A. in Wien einige Luftballonfahrten) und ſehnte ſich nun, neue Wunder zu ſehen. So entſtand der Wunſch in ihm, Algerien, die neu eroberte Militärkolonie Frankreichs, kennen zu lernen, ſowol ſachwiſſenſchaftlicher Studien als auch der Jagd und des allgemeinen Intereſſes wegen. Im Jahre 1857 hatte er Alles für dieſe Reiſe vorbereitet; er befand ſich bereits in Marſeille, von wo ihn der Dampfer in das fremde Land führen ſollte, als ihm der Telegraph eine ſchwere Erkrankung ſeiner Mutter meldete. Er eilte in die Heimath zurück und verſchob ſeine Reiſe bis nach Geneſung der Fürſtin. Erſt im folgenden Jahre konnte er ſein Vorhaben ausführen; am 8. Januar 1858 ſchiffte er ſich in Marſeille ein, ſechsunddreißig Stunden Fahrt brachten ihn nach dem prächtig gelegenen Algier.

Durch ausgezeichnete Empfehlungsbriefe unterſtützt, konnte er bis zu den fernſten Punkten vordringen, über welche ſich damals die franzöſiſche Herrſchaft erſtreckte. Leider ſind ſeine Aufzeichnungen über dieſe Reiſe nicht ſo zuſammenhängend, daß wir ihm überall hin folgen könnten, doch erfahren wir immerhin, daß er von Algier aus über Medeah und Boghar nach Laghuat vordrang, ein anderes Mal Bu-Sada, Biskra, Batna, Conſtantine und Setif beſuchte und an verſchiedenen Stellen, ſo auch drei Wochen lang in den Wäldern von Thumea, der Jagd nach Landesweiſe oblag. Durch ein langwieriges Fieber verhindert, ſeinen Reiſeplan in voller Ausdehnung durchzuführen, kehrte er ſchon nach viermonatlicher Abweſenheit in die Heimat zurück.

In Hannover wieder angelangt, ſchwelgte er noch lange in den ſchönen Erinnerungen, welche er unter heißerer Sonne geſammelt. Seine Jagdtrophäen und Sammlungen von Erzeugniſſen Algeriens dienten ihm zur Ausſchmückung eines „afrikaniſchen Zimmers“, und in dieſem verkehrte er oft mit ernſten, gereifteren Männern, deren Umgang er von jeher vorzugs-

weiſe geſucht hatte. Jetzt bedurfte es nur noch eines leichten Anſtoßes, um aus dem Vergnügungsreiſenden einen Forſcher werden zu laſſen; ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen, ſein kräftiger Körper, ſeine Zähigkeit und Willensſtärke befähigten ihn vor Vielen dazu, ſein Vermögen ſicherte ihm außerdem manche Vortheile, welche Anderen entgingen. Der Gedanke, wenigſtens einige Jahre lang dem Reiſen ganz und gar zu leben, beſchäftigte ihn mehr und mehr; vielleicht wirkten auch perſönliche Verhältniſſe auf ſeinen Entſchluß mit ein, kurz, er bat um ſeine Entlaſſung aus dem hannoverſchen Dienſte. König Georg verſuchte in verſchiedenen Audienzen, ihm ſeine Reiſepläne auszureden, allein Carl von der Decken blieb bei ſeinem Vorſatze. So erhielt er denn endlich im Frühjahre 1860 ſeinen Abſchied. Ueberaus ſchwer wurde ihm die Trennung von ſeiner Familie, namentlich von ſeiner Mutter, an welcher er mit einer innigen, wahrhaft kindlichen Liebe hing, was auch ſeine hinterlaſſenen Briefe in ſchönſter Weiſe darthun.

Zuerſt dachte Decken daran, engliſche Dienſte in Indien zu nehmen; dann aber entſchied er ſich für eine ſelbſtändige Unternehmung in Südafrika. Er wollte von Natal aus in das Innere eindringen und bei dem großartigen Wildſtande dort ſeine ſchon in Algerien angeregte Jagdluſt befriedigen. Eine Entdeckungsreiſe lag urſprünglich wol nicht in ſeiner Abſicht; indeſſen würde er auf ſeinen Jagdausflügen ſicher auch der Wiſſenſchaft Dienſte geleiſtet haben, wie Dies ja von anderen Nimrods ebenfalls geſchehen iſt. Hätte er dieſe ſeine ſüdafrikaniſchen Jagdpläne ausgeführt, ſo wäre er jedenfalls nicht der berühmte Forſchungsreiſende geworden, welcher er jetzt iſt, und hätte wahrſcheinlich keine Gelegenheit erhalten, ſich um ſein Vaterland durch Erſchließung ſo reicher, der höchſten Kultur fähigen Gebiete, wie die des mittleren Oſtafrika es es ſind, verdient zu machen. Ein ſcheinbar unbedeutender Umſtand lenkte ihn in die Bahn, auf welcher er ſpäter ſo Großes leiſten ſollte. Vor ſeiner Abreiſe beſuchte er noch den berühmten Reiſenden Heinrich Barth in Berlin, um deſſen einſichtsvolle Rathſchläge zu vernehmen. Dieſer intereſſirte ſich ſehr lebhaft für einen außerordentlich befähigten jungen Hamburger, Dr. Albrecht Roſcher, welcher im ſchon Juni 1858 nach Sanſibar an der Oſtküſte von Afrika abgereiſt war und nun, nachdem er an Ort und Stelle ſich gründlich vorbereitet, die Abſicht hegte, von Kiloa aus nach dem Niaſſaſee vorzudringen. Da Roſcher durch Mangel an hinreichenden Mitteln in ſeinen beſten Unternehmungen gelähmt wurde, ſuchte Dr. Barth den jungen, reichen Baron zu beſtimmen, daß er ſich mit Roſcher vereinigte: die Jagd war hier in größerer Nähe des Gleichers nicht minder ergiebig, das Land war überdies noch völlig unbekannt, ein vielverſprechendes Feld für wichtige Entdeckungen; außerdem bot ſich die ſchöne Gelegenheit, von den Erfahrungen und Kenntniſſen eines fachmäßig durchgebildeten, bereits erprobten Reiſenden Nutzen zu ziehen. Die Vereinigung von zwei ſo thatkräftigen Männern ließ in der That Großes für die Erforſchung jener Gebiete erwarten; Barth ſprach mit Wärme für dieſen Plan, und Decken konnte — der Welt zum Heil aber zum Unglück für ihn und die Seinigen — einer ſo lockenden Ausſicht nicht widerſtehen.

Mit vortrefflicher Ausrüſtung verſehen, ſegelte der junge Reiſende im Frühjahre 1860 auf einem Schiffe der Herren Wm. O'Swald & Co. von Hamburg ab. Nach einer ſiebenundachtzigtägigen glücklichen Fahrt um das Kap der guten Hoffnung kam er am 28. Juli wohlbehalten in Sanſibar an.

Wie ein Donnerſchlag traf ihn dort die Nachricht, daß Roſcher nicht mehr am Leben, daß ſein erwählter Gefährte im Inneren Afrikas ermordet ſei! Jetzt war ihm ſein Weg beſtimmt vorgezeichnet: er mußte der Spur des Unglücklichen folgen und den Verſuch wagen, deſſen Papiere zu retten, vielleicht auch deſſen Tod zu rächen.

Wir haben die Geſchichte der Reiſen von der Deckens hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu zeigen, wie ſein Charakter im fortwährenden Kampfe mit einer endloſen Reihe von

Widerwärtigkeiten ſich zu jener ihm eigenthümlichen, beneidenswerthen Feſtigkeit entwickelte, wie ſein Wirken ſich immer mehr ausdehnte, und wie er immer näher an das ihm geſteckte große Ziel hinan kam, bis das Verhängniß ihn ereilte; es gilt, die dramatiſche Seite dieſes Daſeins ins Auge zu faſſen: dem Geſchichtlichen iſt in den zwei erſten Bänden des Reiſewerkes, der Wiſſenſchaft in den übrigen vier Abtheilungen Rechnung getragen.

Die erſte Reiſe Deckens mißlang, wie bekannt, unter ſo unangenehmen Verhältniſſen, daß der ſchwergeprüfte aber ungebeugte Held unſerer Darſtellung ſich vom Süden der Suaheliküſte wegwandte und ſeine Aufmerkſamkeit auf das von deutſchen Miſſionären entdeckte Gebiet der Schneeberge Oſtafrikas richtete. Hierdurch aber näherte er ſich ſeinem Ziele abermals um einen Schritt. Das von ihm ſelbſt erwählte Gebiet hatte ſchon mehrere Jahre vorher das Intereſſe Richard Burtons erregt. Dieſer unternehmende Mann hatte eine Zeit lang die Abſicht gehabt, nach Dſchagga, dem Lande des Schneeberges Kilimandſcharo, vorzudringen und ſich die Gewißheit zu verſchaffen, ob die vielbemäkelte Entdeckung Rebmanns auf der Wahrheit beruhe; durch Erkundigungen aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſich ſeit jener Zeit die Verhältniſſe geändert, und daß eine ſolche Reiſe unverhältnißmäßig hohe Koſten verurſachen würde, ſtand er von ſeinem Plane ab und wendete ſich auf einem ſüdlicheren Wege dem großen Seengebiete Oſtafrikas zu, wo ſeinem Ehrgeize noch ſchönere Palmen winkten. Decken hielt es in ſeinem praktiſchen Sinne für nützlicher, ein der Küſte näher gelegenes Gebiet gründlich zu erforſchen und womöglich der Geſittung zu erſchließen, als Hunderte von Meilen weit nach dem Inneren zu gehen und von dort blos Kunde von unbekannten Völkern, Bergen und Seen zu bringen, welche vielleicht Jahrzehende lang nach ihm von Niemand wieder beſucht werden könnten. Er fand die Schwierigkeiten der Reiſe nicht ſo groß, wie ſie Burton dargeſtellt hatte, und es glückte ihm, das Kilimandſcharoland zwei Mal zu beſuchen. Auf beiden von Mombas aus unternommenen Reiſen erreichte er ſeinen Zweck nicht vollſtändig. Das erſte Mal, mit Thornton im Jahre 1861, lag ihm hauptſächlich die Feſtſtellung der Berichte Rebmanns über den Kilimandſcharo am Herzen; er wünſchte namentlich den Berg bis zur Schneegrenze zu beſteigen, konnte aber, trotz ſeiner Geſchicklichkeit im Umgange mit den Völkerſchaften des Inneren und trotz ſeiner Zähigkeit im Feſthalten ſeines Zieles, keine größere Höhe als 8000 Fuß über dem Meeresſpiegel erreichen. Er hatte jedoch immerhin die Lage des einen Schneeberges und die Natur des Landes zweifellos feſtgeſtellt und die Bekanntſchaft merkwürdiger Volksſtämme gemacht, in deren Gebiete neue, wichtige Probleme zu löſen waren. Es blieb ihm noch die Unterſuchung des anderen Schneeberges übrig, von welchem uns zuerſt der verdienſtvolle Krapf berichtet hat; er beabſichtigte auf ſeiner nächſten Expedition im folgenden Jahre wo ihn Kerſten begleitete, durch die weiten Maſai-Ebenen vorzudringen, womöglich das Oſtufer des Ukerewe ſees zu erreichen und über den Keniaberg zurückzukehren. Aber auch diesmal zeigte ſich wieder die Allmacht eines feindlichen Geſchicks: das wilde Nomadenvolk der Maſai verwehrte ihm das Eindringen in ſein ausgedehntes Gebiet, an deſſen Grenze, in Aruſcha, Decken ſich ſchon befand, und trotz wochenlanger Unterhandlungen eröffnete ſich keine Ausſicht zur Weiterreiſe. Das Mißgeſchick war herb. Um nicht ganz ohne Ergebniſſe zurückkommen zu müſſen, entſchloß ſich der Reiſende zu einem Abſtecher nach dem nordwärts gelegenen Kilimandſcharo, vielleicht daß ihn diesmal das Glück bei der noch immer beabſichtigten Bergbeſteigung beſſer begünſtigte. Es gelang ihm nach mehreren vergeblichen Verſuchen, den Berg wenigſtens bis zu einer Höhe von 14,000 Fuß zu beſteigen; auch wurden die früheren Beobachtungen und Meſſungen dergeſtalt vervollſtändigt, daß jenes Gebiet jetzt mit zu den beſtaufgenommenen Afrikas gehört: Karte III. und IV. des Reiſewerkes ſind eine Frucht dieſer Bemühungen. Fortan durfte Niemand mehr es wagen

an dem Vorhandenſein von ſchneebedeckten Bergen in Oſtafrika zu zweifeln. Dafür aber daß er dieſen Beweis geliefert, erhielt Decken ſpäter die goldene Medaille der Geographiſchen Geſellſchaft in London, die höchſte Auszeichnung, welche einem Reiſenden zu Theil werden kann.

Ende December 1862 kam Decken von ſeiner zweiten Dſchaggareiſe nach der Küſte zurück. Zunächſt beſuchte er mit dem engliſchen Kriegsſchiffe „Gorgo", deſſen Kapitän ihn zu einer Kreuzfahrt einlud, einige Punkte der Küſte, die portugieſiſche Inſel Ibo, und Johanna, die Perle der Komoren; dann weilte er wieder eine Zeit lang in Sanſibar, um eine neue Reiſe vorzubereiten. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er in der bisherigen Weiſe nicht fortfahren könne; denn all ſeine Mühe war durch das Veto eines einzigen Stammes im Inneren vereitelt worden, und Niemand konnte ihm dafür bürgen, daß Dies bei der nächſten Expedition nicht wieder ebenſo der Fall ſein würde. Demgemäß ſuchte er ſich von den Menſchen unabhängiger zu machen. Hierzu konnte ihm Nichts geeigneter erſcheinen, als die Betretung des Waſſerwegs. Da aber noch keiner von den Flüſſen des mittleren Oſtafrika erforſcht war, ſo mußte vorerſt an die Unterſuchung dieſer Gewäſſer gegangen werden, damit man dann den geeignetſten Weg, welcher das weiteſte Vordringen geſtattete, wählen konnte.

Eine bedeutende Erbſchaft, welche ihm inzwiſchen von einem Oheim zugefallen war, machte es ihm möglich, außergewöhnliche Mittel für die nächſte Expedition zu verwenden: es wurde ein eiſernes Dampfſchiff für die Unterſuchung der Flüſſe Oſtafrikas beſtellt und eine beträchtliche Verſtärkung der Reiſegeſellſchaft in Ausſicht genommen. Da vorausſichtlich über ein Jahr vergehen mußte, bis eine derartige Expedition vollſtändig ausgerüſtet war, ſo beſchloß Decken, zur Erholung und Unterhaltung mehr als großer, wiſſenſchaftlicher Entdeckungen wegen, ſich einſtweilen nach Madagaskar zu wenden; geſtatteten es die Umſtände, ſo wollte er verſuchen, von der leicht zugänglichen Hauptſtadt Tananarivo aus nach der Weſtküſte Madagaskars vorzudringen und ſo auch der Wiſſenſchaft einigen Nutzen zu bringen.

Auf der Hinreiſe nach dem afrikaniſchen Rieſeneilande hatte er einige Wochen auf den Seſchellen zu verweilen, um die Ankunft des Poſtdampfers, welcher ihn nach Réunion führen ſollte, zu erwarten. Mit ausgezeichneten geſelligen Fähigkeiten begabt, fühlte er ſich bei dem luſtigen Völkchen dieſer Inſelgruppe und im anregenden Umgange mit gebildeten Europäern wieder für einige Zeit recht wohl, fand auch Intereſſe an den zahlreichen Bekanntſchaften, welche man dort ſo leicht anknüpft; lange aber gefiel ihm dieſes halbciviliſirte Leben nicht. In einem Briefe an die Fürſtin von Pleß, ſeine Mutter, ſchrieb er von dort: „ich glaube nicht, daß ſelbſt Bourbon (Réunion) oder Mauritius mich lange feſſeln werden; ich lobe mir die Wildniß, wo man Tag und Nacht die friſche Luft frei athmen kann! Wo Mühſal und Entbehrung mit Fülle und Bequemlichkeit wechſelt, ſoweit letztere bei dem Wanderleben möglich, wo die Ereigniſſe Einen fortwährend in Athem halten und kleine Aufregungen, welche andere Leute Gefahren nennen, ſich täglich bieten, da gefällt es mir vorderhand noch am beſten. Das Leben im Buſche hat für mich noch ſo viel Reiz, daß ich mit keinem der Sybariten Europas tauſchen möchte."

In Réunion fand der Baron einen lieben Freund wieder, den General-Vikar Abbé Fava, welcher die franzöſiſche Miſſion zu Sanſibar gegründet und mehrere Jahre geleitet hatte. Durch dieſen trefflichen Mann auf das Gaſtfreundlichſte aufgenommen und in die angenehmſte Geſellſchaft eingeführt, lernte er die Kolonie von der vortheilhafteſten Seite kennen. Mit ganz beſonderer Vorliebe beſuchte er unter kundiger Führung die muſterhaft geleiteten Schulen, Spitäler, Rettungshäuſer und ſonſtigen Wohlthätigkeitsanſtalten, und auf öfteren Ausflügen erfreute er ſich an den großartigen Naturſchönheiten der Inſel. Auch dem

Nachbareiland Mauritius widmete er einige Zeit und fand hier gleichfalls die angenehmſten Beziehungen. So verbrachte er in anregendem Genuſſe einige Wochen, deren er ſpäter ſtets mit ganz beſonderem Vergnügen gedachte.

Doch damit dem Angenehmen einige Bitterkeit nicht fehle, mußte Decken ſchon kurze Zeit nach ſeiner Ankunft auf Réunion einen herben Verluſt erfahren: ſein treuer Diener Koralli ſtarb! Er war des Reiſenden Begleiter von Beginn ſeiner Laufbahn an geweſen und konnte mit Recht als ein unerſetzlicher Gefährte bezeichnet werden, denn er war ſeinem Herrn ſozuſagen Alles in einer Perſon. Leider haben wir uns weder ein Bild von ihm für unſere Gedenktafel der Todten der Expedition verſchaffen können noch genauere Angaben über ſein früheres Leben als die auf S. 130 dieſes Bandes enthaltenen.

Der ſchöne Traum einer Reiſe nach der wunderreichen, großen afrikaniſchen Inſel war inzwiſchen in Nichts zerfloſſen: die erſte Nachricht, welche Decken beim Betreten von Réunion empfangen, war, daß König Radama II. ermordet und ganz Madagaskar in Aufruhr ſei. Unter ſolchen Umſtänden den früheren Plan noch ausführen zu wollen, wäre thöricht und verwegen geweſen; Decken entſchloß ſich alſo raſch, nach Europa zurückzukehren, um durch ſeine Anweſenheit die Ausrüſtung der neuen Expedition thunlichſt zu beſchleunigen. Anfang Auguſt 1863 verließ er Réunion, einen Monat ſpäter langte er über Marſeille in der Hauptſtadt Frankreichs an, wo ſein Bruder Julius ihn bewillkommte. Vor Allem natürlich widmete er der ſo lang entbehrten Familie wieder einige Tage. Bald aber zogen die Pläne der neuen Reiſe, welche ſeinen Sinn erfüllten, ihn wieder hinaus; ſie ließen ihn nirgends zur Ruhe kommen, er reiſte faſt unausgeſetzt in Deutſchland, England und Frankreich umher, theils in Angelegenheiten des Schiffsbaues, theils, um Schutz und Unterſtützung der Regierungen für ſein Unternehmen zu erlangen. Dieſes Wanderleben, bei welchem Aerger und Enttäuſchungen nicht fehlten, hatte in der That nichts Angenehmes; dennoch aber fühlte der Baron in ruhigeren Stunden, daß ein wirklicher höherer Genuß des Lebens doch nur inmitten der geſitteten Welt möglich iſt; Europa gefiel ihm wieder, und er wäre vielleicht noch jetzt von ſeinem großen Vorhaben abgeſtanden, wenn es nicht ſchon zu ſpät geweſen wäre — man hatte ſchon gar zu viel von dem opfermutigen, kühnen Reiſenden geſprochen und hegte allzu hohe Erwartungen von ihm, als daß er die Welt durch ein Zurückziehen in das Privatleben täuſchen durfte! Zu ſeinen Freunden äußerte er indeſſen, er würde, wenn das Glück ihm diesmal nur ein wenig lächelte, mit dieſer Reiſe ſeine Entdeckungsfahrten beſchließen. Er ahnte vielleicht, daß ſein treues Unglück möglicherweiſe noch mehr thun könnte, als ihn blos verfolgen.

Wohin er auch in Europa kam, überall wurde er mit der größten Auszeichnung empfangen, und von allen Seiten erhielt er Beweiſe der Anerkennung ſeines angeſtrengten und erfolgreichen Strebens. Wie die Londoner Geographiſche Geſellſchaft ihn durch Zuerkennung ihrer großen goldenen Medaille geehrt hatte, ſo ernannten ihn die K. K. Geographiſche Geſellſchaft zu Wien, das freie deutſche Hochſtift zu Frankfurt a. M. und die Hamburger Zoologiſche Geſellſchaft zu ihrem Ehrenmitgliede, und ſein Landesherr, welcher den lebhafteſten Antheil an den Forſchungen ſeines ehemaligen Officiers nahm, bedachte ihn mit dem Welfenorden.

Der gewichtigen Unterſtützungen, welche Decken von Seiten verſchiedener Regierungen fand, haben wir ſchon ausführlich gedacht; von den Mühen, welche er bis zur Abreiſe der Expedition im Juni 1865 hatte, ſchweigen wir, um den Gang der ſich nun drängenden Ereigniſſe deſto genauer zu verfolgen.

Ohne irgend einen Unfall kam Decken mit ſeinem Dampfer im Geleite des engliſchen Kanonenbootes Lyra bis zur Inſel Tula; hier aber begannen die „Tage des Unglücks“: die

Cholera brach unter der Mannſchaft aus, er ſelbſt erkrankte ſchwer und entrann kaum dem Tode; ſein Schiff trieb auf den Strand, noch ehe es den zu erforſchenden Djubafluß erreichte, und als es, in ziemlich beſchädigtem Zuſtande wieder freigekommen, die Barre des Fluſſes paſſirte, ging der zweite, kleinere Dampfer in der Brandung verloren, und der wackere Maſchiniſt Hitzmann ertrank — — alles Dies in Zeit von kaum drei Wochen!

Noch einmal lächelte dem Baron das Glück: ſein Dampfer kam, wenn auch unter vielen Schwierigkeiten, glücklich bis zu der berühmten Somaliſtadt Bardēra, in gerader Linie hundertfünfzig Seemeilen oberhalb der Djubamündung. Aber Das war nur die Ruhe vor Ausbruch des Gewitters, und gerade hier, wo der Zweck des Schiffes nahezu erfüllt war und die Landreiſe bald beginnen ſollte, geſchah der letzte Schickſalsſchlag, welcher den bisher unerſchütterten Mann mit ſo vielen ſeiner Leute vernichtete.

Es iſt zu wiederholten Malen von verſchiedenen Seiten geäußert worden, daß Decken durch ſein Verhalten gegen die Eingeborenen ſein Geſchick ſelbſt herbeigeführt habe. Dem aufmerkſamen Leſer wird es indeſſen nicht entgangen ſein, daß der Baron in Bardēra ganz nach denſelben Grundſätzen gehandelt hat, welche er auf ſeinen früheren Reiſen bewährt gefunden, um ſein Weiterkommen zu ſichern und die Karawane vor Ueberfall und Vernichtung zu ſchützen. Wir erinnern nur an ſein achtunggebietendes Auftreten gegen die ihn am Kadiaro umtobenden Wateita, an ſeine Geduld bei den Verhandlungen mit den böswilligen Manki von Kilema und Madjame ſowie an ſein geſchicktes Benehmen in der Stadt Jumbo am Djubafluſſe, welches ihm, wo er noch am Tage vorher nicht eingelaſſen und an demſelben Morgen noch mit Ermordung aller Expeditionsmitglieder bedroht wurde, eine freundliche Aufnahme verſchaffte. Baron von der Decken verſtand es gewiß wie wenig andere Reiſende, die Leute zu behandeln; er hatte ſeine Studien in Algerien begonnen, in Oſtafrika vollendet. Die drei Möglichkeiten auf welche jener Vorwurf begründet werden könnte, ſind übrigens ſchon früher widerlegt worden.

Mit dem Tode des Barons war auch der Untergang der Expedition beſiegelt. Es war zwar eine letzte Verfügung Deckens vorhanden ſeit der Zeit, da er an der Cholera ſchwer erkrankte; aber wer von den Uebriggebliebenen hätte den Mut haben ſollen, Das weiterzuführen, was dem mit ſo ſeltenen Eigenſchaften ausgeſtatteten Chef nicht gelungen war? Decken war die Seele des Unternehmens — ohne ihn mußte das Ganze zerfallen. Erſt dann, als die alte Ordnung aufgehoben war, konnte einer der Geretteten wieder daran denken, auf eigene Fauſt nach eigenem Plane das Werk Deckens der Vollendung näher zu bringen: Richard Brenner, welcher eben jetzt wieder unterwegs iſt, um ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Kaufleuten mit ſeinen oſtafrikaniſchen Erfahrungen zu nützen.

Was den Baron von der Decken ſo ſehr zum Afrikareiſenden befähigte, war, außer der Kraft und Widerſtandsfähigkeit ſeines Körpers, welche allen Eingeborenen Ehrfurcht abnöthigte, hauptſächlich ſein eiſerner Wille. Durch dieſen erſt wurde er völlig Herr ſeiner Natur und in Stand geſetzt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Unwandelbar feſt war Decken auch in ſeinem Verhalten gegen die Eingebornen, und niemals wich er von den einmal für richtig erkannten Grundſätzen ab. Das aber iſt beim Reiſen in dieſen Ländern eine hohe Tugend; nicht nur der Reiſende ſelbſt, auch ſeine Nachfolger ziehen Vortheil aus ſolcher Zuverläſſigkeit und beſtimmtem Auftreten. Beſäßen die arabiſchen Händler, denen der Europäer dort nachwandelt, nur ein wenig von dieſer Tugend, ſo wäre es ein Leichtes, überall hin vorzudringen; denn die Eingeborenen ſind gutartig, wo ſie mit den lügneriſchen Schacherern der Küſte noch nicht in Berührung gekommen; nur auf den vielbeſuchten Handelsſtraßen und Märkten ſind ſie verdorben, und zwar weniger die Unterthanen, als die Halunken von Scheichs, Sultahnen u. dergl. In Gefahren und ſchwierigen Lagen endlich bewahrte Decken ſtets die beſonnenſte Ruhe.

Bei dieſer Feſtigkeit des Charakters und Willens und Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt müſſen wir um ſo mehr des Reiſenden Herzensgüte bei fremdem Leiden bewundern. Wie ſchön zeigte ſich ſein menſchenfreundlicher Sinn bei Ausbruch der Cholera unter der Mannſchaft des Welf: ſelbſt leidend und ſchwach, ſtand er — als echter Ritter des Johanniterordens, deſſen ihm vom Könige von Preußen vor Beginn ſeiner Reiſe verliehenes Kreuz er ſtets bei feſtlichen Gelegenheiten als einzige Auszeichnung trug — den kranken Negern in liebevollſter Weiſe bei, ordnete umſichtig Alles an, was ihre Leiden erleichtern, was dazu dienen konnte, die Gefahr von den Geſunden abzuwenden. Nicht minder edel, ein zweiter barmherziger Samariter, benahm er ſich im Jahre 1860 auf ſeiner fluchtähnlichen Rückreiſe nach Kiloa, als er den von einer Schlange gebiſſenen Beludſchen, welcher ſogar von ſeinen Kameraden im Stiche gelaſſen und aufgegeben wurde, verband und verpflegte, obwol er wußte, daß dieſer nicht zu den beſten ſeiner Soldaten gehörende Mann ihn jedenfalls mit Undank belohnen würde, und obwol jede Stunde koſtbar war.

Daß Decken ſich mit den ränkevollen Küſtenarabern nicht befreunden konnte, darf bei der Geradheit ſeines Weſens nicht befremden. Für die vertriebene Familie der heldenmütigen Mſara hingegen, welche er in Takaungu kennen lernte, hegte er immer die größte Theilnahme und gönnte ihnen von Herzen, daß ſie dereinſt ihr verlorenes Erbe wieder erhalten möchten; leider war es ihm nicht vergönnt, das hoffnungsvolle junge Reich Witu kennen zu lernen, in welchem derartige Träume ſich in ſchönerer Geſtalt bereits verwirklicht haben. Mit Seid Madjid, dem Sultahn von Sanſibar lebte er nicht auf beſonders gutem Fuße, doch erhielt er von ihm durch Vermittelung der engliſchen und hanſeatiſchen Konſuln immer bereitwilligſt Briefe für die Statthalter des Küſtenlandes, auf welches hauptſächlich ſich die Macht dieſes Fürſten erſtreckt. Wichtigere Dienſte, als der Sultahn ihm zu leiſten vermochte, empfing er von den Befehlshabern der engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe, welche er, mehr durch ſeine ritterliche Liebenswürdigkeit als durch die ihm von Europa aus gegebenen Empfehlungen, für ſich gewonnen hatte. Ebenſo ſtand er zu den anderen Europäern faſt ausnahmslos im beſten Verhältniſſe, und ihnen, namentlich den Herren Witt und Schulz, den Inhabern des vormals hanſeatiſchen Konſulates, verdankt er zahlloſe Gefälligkeiten.

Auf der Reiſe ſorgte Decken in erſter Linie für das Weiterkommen und den Lebensunterhalt der Karawane; bei aſtronomiſchen und anderen Meſſungen, in denen er wohlbewandert war, half er, ſo oft ſein Beiſtand nöthig ſchien. Im Uebrigen hatte er vorzüglich das Studium von Sprache und Sitten der Völker, ſowie als ausgezeichneter Jäger die hohe Jagd übernommen. Die reichen Sammlungen von Wirbelthieren und namentlich Vögeln, welche er heim ſchickte, verdanken wir faſt ausſchließlich ſeiner Geſchicklichkeit. Weit mehr noch hätte er hierin übrigens leiſten können, wenn er ſchon von Anfang an einen tüchtigen Präparator bei ſich gehabt hätte (ſ. Vorwort zu Band III. 1., Zoologie).

Vor vielen anderen Entdeckungsreiſenden zeichnete ſich unſer Baron durch ſeinen klaren, auf das Praktiſche gerichteten Sinn aus. So erbot er ſich unter Anderem, eine Handels- und Miſſionsſtation in dem trefflich gelegenen Dſchaggalande zu errichten, von welcher aus dann weitere Unternehmungen bis zum Gebiete der Seen hin vorbereitet werden könnten; und deshalb auch legte er der Erforſchung des Djubafluſſes ſo viel Wichtigkeit bei. Es kam ihm bei ſeinen Reiſen weniger darauf an, ungeheure Länderſtrecken zu durchmeſſen, als Das nutzbar zu machen und feſtzuhalten, was einmal erforſcht worden war. Seinem Vaterlande vor Allem, deutſchem Handel und Gewerbfleiße wollte er durch ſeine Bemühungen Vortheile verſchaffen. Vor 1866 jedoch mußte dieſes ſein Streben in den maßgebenden Kreiſen unverſtanden bleiben, ſodaß er blos das Verdienſt erringen konnte, ſein Alles für einen edlen Zweck geopfert zu haben; wäre es ihm vergönnt geweſen, Deutſchlands nationale Wiedergeburt mitzuerleben, ſo hätte er ohne Zweifel das Begonnene auch vollendet, ſeine großen Ideen verwirklicht.

Aus dieſem Beſtreben Deckens erklärt ſich auch der Umſtand, daß ſeine Routen ſich auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beſchränken. Dieſes thut jedoch dem Werthe der Decken'ſchen Forſchungen keinen Abbruch. Nur wer nicht vertraut iſt mit den einzig daſtehenden Schwierigkeiten des Reiſens in Oſtafrika, wird die Verdienſte eines Pioniers der Kultur nach der Anzahl der von ihm zurückgelegten Meilen bemeſſen; der Kundige jedoch weiß, wie falſch dieſer Maßſtab iſt. Zum Reiſen gehört vor allen Dingen Glück, in höherem Maße als zu den meiſten anderen Dingen. Wenn nun Einer mit Glück ſoviel erreicht wie von der Decken, ſo wird er ſicherlich in der Geſchichte der Geographie mit größter Anerkennung genannt werden; hat er aber, gegen ein wirklich ungewöhnliches Unglück jahrelang ankämpfend, ſolche Erfolge erzielt, dann hat er Anſpruch auf unvergänglichen Ruhm und auf die Dankbarkeit der Nation, für deren Beſtes er das Alles gethan. Und nicht nach dem Erfolge allein mißt ſich das Verdienſt, ſondern auch nach dem Aufwande von Entſchloſſenheit, Ausdauer und Mühe, welche nöthig waren, um das klar vorgezeichnete Ziel zu erreichen.

Die Sammlungen des Reiſenden ſind von deſſen Familie in nachahmenswerther Liberalität dem Berliner Muſeum überlaſſen worden; die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen finden ſich in dem wiſſenſchaftlichen Theile (ſ. Vorwort zu Band II.) dieſes Werkes niedergelegt, welchem auch, ſoweit Dies in den Plan des Ganzen paßte, eine Darſtellung alles Deſſen beigefügt wurde, was man bisher durch zerſtreute Mittheilungen über jene Theile Oſtafrikas erfuhr. Gelehrte, Reiſende oder unternehmende Kaufleute, welche ſich ſpäter mit dieſen Ländern beſchäftigen wollen, finden mithin in dem Decken'ſchen Reiſewerke einen treuen Rathgeber, welcher ſie nur in ſeltenen Fällen im Stiche laſſen wird.

Es iſt nun an Deutſchland, Das praktiſch auszunützen, was ihm der Reiſende von der Decken und ſeine Familie geboten haben. Findet ihre mit ſovielen theuren Menſchenleben erkaufte Gabe Dank und Anerkennung, dann wird es auch nicht an Männern fehlen, welche ſich auf ähnliche Weiſe Verdienſte zu erwerben trachten. Von Schweizern und Oeſterreichern wird bereits unter Führung eines der Gefährten Deckens ein Verſuch zur Ausbeutung der neuerſchloſſenen, reichen Gebiete gemacht; es fehlt nur noch, daß die eigentlichen Erben ſich des Vermächtniſſes würdig zeigen!

II.

Deckens Begleiter auf der erſten Dſchaggareiſe, der engliſche Geolog Richard Thornton, wurde geboren am 25. April 1838 zu Cottingley im Kirchſpiele Bingley, Yorkſhire, als zweitjüngſtes der elf Kinder eines Gentleman von angeſehener Stellung, welcher indeſſen bei ſeinem Tode im Jahre 1843 ein nur geringes Beſitzthum hinterließ. Richard empfing ſeine erſte Erziehung in dem Gymnaſium von Bingley. Mannichfache Anregung gab ihm auch der nunmehr verſtorbene Wundarzt Mr. William Ainley dort, ein durchgebildeter Naturforſcher, welcher den zehnjährigen Schüler gelegentlich zu ſeinen Sammelſpaziergängen einlud, ihm dann zum Dank für ſeine Bereitwilligkeit einen Einblick in ſeine Arbeitsſtube geſtattete, ihm Bücher lieh u. dgl. mehr. Hierdurch bekam Richard ſchon frühzeitig Geſchmack an wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, und bald begann er, auf eigene Fauſt die maleriſche Umgebung ſeines Wohnortes mit ihren Wäldern und Moorflächen, Höhlen und Bergwerken, zu durchforſchen.

Als Richard vierzehn Jahre alt war, ſiedelte er mit ſeiner Familie nach Bradford, ſechs Meilen oſtwärts von Bingley, über und beſuchte nun die höhere Schule dieſer Stadt. Auch hier trieb ihn die Liebe zu der Natur ins Freie. Seine Sonnabendferien benutzte er faſt

Die Todten der Expedition.

Kinzelbach. Linck. Trenn. Thornton.

Kanter. Hitzmann.

regelmäßig zu Ausflügen nach den ausgedehnten Eisenwerken, Kohlenminen und Steinbrüchen in der Nachbarschaft. Nebenbei beschäftigte er sich auch mit chemischen Studien.

Bis dahin war der junge Thornton in seiner Neigung zum Umherwandern nicht gestört worden, weil er immer ein guter und strebsamer Knabe gewesen war; seine Mutter hatte ihm gern, so oft er darum bat, das nöthige Geld zu kleinen Eisenbahnfahrten nach entfernteren Punkten gegeben: da er aber an den Sonntagen darauf immer sehr ermüdet und so zerstreut war, daß er oft aus der Kirche ging, ohne seinen Hut mitzunehmen, so entschlossen sich die Seinigen, Dem ein Ende zu machen, und schickten ihn in seinem fünfzehnten Jahre nach Buckinghamshire in ein Pensionat.

Im Oktober 1855 trat Thornton, der sich inzwischen für das Studium des Bergbaufaches entschieden hatte, in die königliche School of Mines. Hier zeichnete er sich in den verschiedenen Fächern sehr aus, sodaß der Präsident Sir Roderick Murchison auf ihn aufmerksam wurde. Auch in der Praxis des von ihm erwählten Berufes bildete er sich nach Kräften aus. So arbeitete er in den Ferien des Jahres 1856 sechs Wochen lang in den Bleiminen von Alston Moor in Cumberland; Ostern 1857 begleitete er den Professor Smythe auf einer Inspektionsreise nach den Zinnminen von Cornwall, in den Sommerferien aber durchwanderte er Schottland, besuchte die Kohlenbergwerke bei Newcastle und danach die Grubendistrikte von Leyborn, Barnard Castle und Middleton, und im Winter desselben Jahres betheiligte er sich mit Genehmigung des Schulvorstandes an der Landesvermessung in Kent.

Im folgenden Jahre erfüllte sich Thorntons sehnlichster Wunsch, eine Zeit lang in fernen Ländern reisen zu können: sein Gönner, Sir Roderick Murchison, hatte für ihn eine Anstellung als Geolog bei der Expedition erwirkt, welche Livingstone im Auftrag des Staates zur Erforschung des Sambesiflusses unternehmen sollte. Der junge Mann war damals zwanzig Jahre alt; begeistert für sein Fach, und ein Bewunderer seines nunmehrigen Chefs, konnte er die Zeit kaum erwarten, da seine Träume sich verwirklichen sollten. Niemand erschien besser für diese Stelle geeignet als er, denn außerdem daß er treffliche Kenntnisse besaß, war er überaus thätig und unternehmend und von Kindheit auf an Anstrengung und Entbehrungen gewöhnt; er hatte oft dreißig bis vierzig englische Meilen in einem Tage zurückgelegt und war ein ebenso guter Schwimmer wie Bootlenker. Alle seine trefflichen Eigenschaften hatte Richard sich einzig durch seine Willenskraft und Ausdauer erworben, ohne von seiner Familie hierin begünstigt zu werden; die Seinigen waren daher nicht wenig erstaunt, als sie ihn zu einer so ehrenvollen Stellung gelangt sahen.

Im März 1858 verließ Livingstones Expedition die Gestade Englands; im Juni darauf langte sie, nachdem sie unterwegs in Sierra Leone und am Kap der guten Hoffnung angelegt, an der Mündung des Sambesi an. Schon jetzt begannen die Schwierigkeiten der Reise. Es galt vorerst, nach Tete, dem künftigen Hauptquartiere der Expedition zu kommen. Das Fahrwasser des Flusses war trotz der günstigen Jahreszeit so schlecht, daß man hiermit bis zum November angestrengt zu thun hatte. Alle mußten mit Hand anlegen. Thorntons Aufgabe war es, Tiefenmessungen vorzunehmen und eine Karte des Flusses zu entwerfen; letztere ward am 10. Januar 1859 in der Londoner Geographischen Gesellschaft vorgelegt und brachte dem jungen Geologen viel Lobsprüche seitens des Vorsitzenden ein.

Nach der Ankunft in Tete hatte Richard vor Allem die zahlreichen Kohlenlagerstätten in der Umgegend (der portugiesische Statthalter bezeichnete ihm deren dreiunddreißig) zu untersuchen, weil diese möglicherweise für den Dampfer Livingstones von großem Nutzen werden konnten. Er ließ zunächst zwei Tagereisen von Tete, an dem Ufer des Morongosiflusses, einen Schacht graben. Seine Arbeiten wurden ihm, zumal da er damals weder Portugiesisch noch die Negersprache verstand, durch das Ungeschick und die Querköpfigkeit

seiner eingeborenen Arbeitsmannschaft sehr erschwert. Die Leute weigerten sich, ihn nach den Orten zu führen, welche er besuchen wollte, weil ihnen der Befehl hierzu nicht vor Beginn der Reise gegeben worden war; andermal wieder verschwanden sie in Dörfern, wo ihre Bekannten wohnten, oder sie machten sich mit den Lebensmitteln aus dem Staube; sie bestritten sein Recht, ihnen Etwas zu befehlen, weil er es nicht wäre, der sie für ihre Dienste bezahlte; außerdem hatten sie abergläubische Bedenken gegen den Gebrauch der Meßgeräthe, welche Thornton auf jeder Bodenerhebung aufstellte, da sie meinten, er verscheuche dadurch die Wolken und sei somit Schuld an der Dürre, welche damals gerade herrschte.

Auch sein Gesundheitszustand beeinträchtigte den raschen Fortschritt seiner Untersuchungen. Oftere Fieberanfälle, welche an Heftigkeit stetig zunahmen, sowie ein unerträgliches Hautjucken plagten ihn, und an Händen und Füßen hatten sich in Folge von Mückenstichen entzündliche Geschwüre gebildet. Dies bestimmte ihn endlich, nach Tete zurückzukehren. Hier angelangt, mußte er mehrere Wochen lang das Bett hüten. Seine Lage war eine sehr unangenehme: schlafen konnte er nur nach Opiumgenuß, und ärztliche Hilfe war nicht zu erlangen, weil Dr. Livingstone und Dr. Kirk nach dem gleichfalls zu untersuchenden Schirefluſſe abgereist waren. Bevor der Aermste noch genesen, traf indessen Livingstone wieder ein und überreichte ihm — ein officielles Schreiben, welches Thorntons Entlassung aussprach, „weil er seine Pflichten als Geolog der Expedition nicht erfüllt habe", und ihm den Bezug seines Gehaltes von vorigem 3. Mai an verweigerte!

Trotzdem setzte Thornton, als mit Beginn der kühleren Jahreszeit seine Gesundheit sich besserte, die Forschungen, welche Murchison ihm aufgetragen, bis zum 18. Juli fort. Dann schloß er sich den portugiesischen Elfenbeinhändlern Senhor Clementina und Senhor Manoel an, welche eben in Geschäften nach Sumbo reisen wollten und ihn freundlichst zur Theilnahme eingeladen hatten. Während der fast halbjährigen Dauer dieses Ausflugs erfuhr Thornton die größte Güte von Seiten dieser Herren. Nach ihrer Rückkehr nach Tete (2. Januar 1860) schenkte Clementina ihm sogar den Sklavenknaben, welcher ihn unterwegs bedient hatte. Dieser Neger, welcher nun Seguat d. h. „Gabe, Geschenk" genannt wurde, begleitete den Reisenden fortan auf allen seinen Ausflügen und begab sich nach dessen Tode freiwillig wieder zu seinem früheren Herrn Senhor Clementina.

Auf seiner Tour mit den Portugiesen hatte Thornton eine Skizzenkarte des Sambesi von Expeditions-Eiland in dem Arme Luabo bis eine Tagereise vor der Mündung des Kafueflusses ergänzt, mit Ausnahme einer Strecke von drei Tagemärschen zwischen Kebrabasa und Tschikova; ebenso hatte er unausgesetzt Winkel nach wichtigen fernen Punkten gemessen und eine Sammlung von Gesteinsarten zusammengebracht. Bei seinem weiteren Aufenthalte in Tete setzte er, durch ein Darlehen seines Freundes Clementina unterstützt, seine Forschungen in der Umgegend fort.

Der Beginn der heißen Jahreszeit gab den Reisenden seinen vorjährigen Leiden wieder preis. Zu ihnen gesellte sich ein sehr schmerzhaftes Augenübel, welches sich zu zeitweiliger Blindheit steigerte. Er wohnte damals, mit Seguat als einzigem Gefährten, in einem ärmlichen Hause fast ohne jegliches Wirthschaftsgeräth; und vor ihm lag die Aussicht, daß seine Forscherlaufbahn durch Verschlimmerung seines Leidens für immer beendigt werden könne. Dies Alles drückte seinen Geist nicht wenig nieder; doch seine Gesundheit besserte sich, als Dr. Kirk ihm später ärztlichen Beistand widmen konnte, und es ward ihm möglich, seine Ausflüge wieder aufzunehmen.

Er untersuchte nun die Schnellen von Kebrabasa und später die von Lupata. Hierbei gelangte er zu der Ueberzeugung, daß es zur Sicherung seiner Schlüsse nöthig sein würde, einige Punkte der Küste zu besuchen, und so entschloß er sich, den Sambesi vorderhand zu verlassen. Zu gleicher Zeit hoffte er auch, in minderer Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt eher

wieder einmal Kunde von den Seinigen zu erhalten, von denen er seit nahezu zwei Jahren Nichts gehört hatte, obwol sie ihm fast jeden Monat mit der Kap-Post geschrieben und ihm sogar eine vollständige, neue Ausrüstung geschickt hatten.

Am 12. December 1860 schiffte sich Thornton mit seinem Diener Seguat in Kilimane auf einem halbzerfallenen Schooner von etwa dreißig Tonnen Tragkraft ein; am 11. Januar 1861 erreichte er den Hafen von Mosambik. Hier genoß er einen Monat lang die Gastfreundschaft des portugiesischen Kaufmanns Soares; dann fand er Aufnahme auf der amerikanischen Bark „Persia", Kapitän Ashley, welche auf ihrem Wege nach Sansibar hier einlief. Am 2. März kam er in Sansibar an, wo der amerikanische Konsul Mr. Webb ihm für die Dauer seines Aufenthaltes sein Haus zur Verfügung stellte.

In Sansibar lernte Thornton den Baron von der Decken kennen, welcher sich eben für seine Reise nach dem Schneeberg Kilimandscharo vorbereitete. Wie Beide sich vereinigten, und was sie erreichten, ist im ersten Bande bereits ausführlich erzählt. Thornton arbeitete auch hier mit unermüdlichem Eifer; die Aufnahme des Kilimandscharogebietes, welche wir Band II. Karte I. den Lesern bieten können, verdanken wir größtentheils seinen Bemühungen, und nicht geringer ist sein Antheil an der geologischen Erforschung dieses Landstriches, deren Ergebnisse Dr. Sadebeck für Band III. III. des Decken'schen Reisewerkes zusammengestellt hat (s. auch Mémoire von Hassenstein daselbst).

Nach Beendigung dieser Reise faßte der junge Geolog den Plan, auf eigene Faust eine größere Anzahl von Küstenpunkten zu besuchen, um vollständig klar über die Struktur des Ostrandes von Afrika zu werden. Zu diesem Zwecke bestellte er sich in England eine neue Ausrüstung. Inzwischen unternahm er vom 25. Februar bis 12. März 1862 einen Ausflug nach dem Panganiflusse, welchen er schon Ende vorigen Jahres auf der Rückreise von Mombas berührt hatte; gegen Ende März aber wandte er sich wieder südwärts, da sich ihm Aussichten zu einem Ausgleich mit Livingstone boten.

Am 17. April kam Thornton in Mosambik an, sieben Wochen später in Schupanga. Hier brachte er vor allen Dingen erst seine schon früher begonnene Karte des Kilimandscharogebietes zum Abschluß. Anfang November endlich konnte er eine Durchzeichnung seiner Konstruktion nach Sansibar an den Baron senden, welchem er sie vor seiner Abreise noch versprochen hatte. Dann brach er am 7. November nach dem Innern auf, um die Gebiete nördlich vom Sambesi und westlich vom Schirefluſſe geologisch zu untersuchen; die im Lande herrschende Hungersnoth zwang ihn jedoch, noch vor Vollendung seiner Forschungen nach Tete zu eilen. Am 17. December dort angekommen, fuhr er am 2. Januar 1863 nach Schupanga zurück, als er vernahm, daß Livingstones neue Expedition in nächster Zeit erwartet würde. Livingstone war mit seinen beiden Dampfern „Pioneer" und „Lady Nyassa" bereits den Schire aufwärts abgereist; Thornton fuhr ihm daher in seinem eigenen Boote nach und holte ihn auch glücklich am 28. Januar in der Nähe der Elephant Marsh ein. Er begleitete ihn bis zum 23. Februar und wendete sich dann nach Mission Station. Da hier große Noth um Lebensmittel war, bot er sich an, über Land nach Tete zu gehen, um Schlachtvieh herbeizuholen; Rev. Rowley von der Mission schloß sich ihm an. Am 2. April kamen die Beiden mit mehr als hundert Schafen und Ziegen zurück; sie hatten unterwegs die größten Strapazen erdulden müssen, konnten sich jedoch an dem Bewußtsein erfreuen, ihre darbenden Kameraden aus Noth und Gefahr gerettet zu haben.

Der arme Thornton hatte sich leider zu viel zugemutet; denn als er neun Tage nach seiner Rückkehr von Tete wieder bei Livingstone an Bord des „Pioneer" eintraf, wurde er von Fieber und Dysenterie auf das Heftigste befallen, und bereits am 21. April war er seinen Leiden erlegen.

Sein berühmter Gönner, Sir Roderick Murchiſon, widmete dem ſo früh dahingeſchiedenen, unermüdlichen Forſcher die wärmſten Worte der Anerkennung; er rühmte ihm nach, daß wol nie ein einzelner Geolog in ſo kurzer Zeit ſoviel geleiſtet habe als ſein junger Freund. Leider iſt der geringſte Theil von Thorntons Beobachtungen der Wiſſenſchaft zu Gute gekommen; ſeine geologiſche Karte des Sambeſigebietes ging mit einem Schiffe verloren, und in ſeinen Tagebüchern — elf dicke Foliohefte, welche ſein Bruder und ſeine Schweſter der Londoner Geſellſchaft in Abſchrift übergaben — liegt ein noch beträchtlicherer Schatz vergraben, wahrſcheinlich für immer, da ihn kein Fremder wol wird heben können! Ueber ſiebentauſend Meſſungen der Lage und Höhe von geographiſchen Punkten finden ſich in jenen ſo mühſam gefertigten Aufzeichnungen, abgeſehen von den zahlloſen Bemerkungen über Geſteine und Bodenbau, von den erſtaunlich genauen Beſchreibungen des Landes und ſeiner Bewohner. Wäre es Thornton vergönnt geweſen, dieſes Material zu verarbeiten, er würde ſich einen der erſten Ehrenplätze unter den reiſenden Naturforſchern errungen haben!

III.

Ueber den Maſchiniſten Hitzmann und den Maſchinenmeiſter Kanter, welche während der Djuba-Expedition ihren Tod fanden (ſ. S. 293 u. 337), können wir eine genauere biographiſche Mittheilung nicht geben; beſſer ſind wir über den Bildungsgang des neben Kanter ermordeten Landſchaftsmalers Eduard Trenn unterrichtet.

Trenn ſtammt aus einer unbemittelten Familie zu Görlitz in der preußiſchen Provinz Schleſien. Schon frühzeitig ſchwärmte er für die edle Malkunſt. Die Verhältniſſe geſtatteten ihm jedoch nicht, ſeiner Neigung nachzuleben; er mußte an zeitigen Broterwerb denken und ward deshalb nach ſeiner Konfirmation zu einem Tiſchler in die Lehre gebracht. Der Gedanke, dereinſt noch Maler zu werden, ließ ihm aber keine Ruhe und begeiſterte ihn, nachdem ſeine Lehrzeit zu Ende, zu dem kühnen Entſchluſſe, mit einer Erſparniß von ſieben Thalern nach Berlin zu wandern, um dort die Akademie zu beſuchen!

Der neunzehnjährige junge Mann kannte die Welt gar wenig, als er in der fremden, großen Stadt ankam. Das ungewohnte Geräuſch des dortigen Lebens betäubte und verwirrte ihn; nirgends ſah er Rath und Hilfe, umſoweniger da er mehrere Tage lang nicht den Mut fand, die nöthigen Schritte zur Sicherung ſeiner Zukunft zu thun. Endlich zwang ihn die Noth dazu, denn ſeine kleine Baarſchaft war bereits verzehrt. Als frommer Sohn Schleſiens ſuchte er Zuflucht bei der Kirche. Sein guter Stern führte ihn zu dem wackeren Prediger Noël, welcher ſich des armen Kunſtjüngers in der wohlwollendſten Weiſe annahm und ihm einen Platz in dem Atelier des ausgezeichneten Landſchaftsmalers Eſchke vermittelte.

So war denn Eduards ſehnlichſter Wunſch erfüllt, er konnte ſich der Malerei widmen. Aber jetzt begannen für ihn Leiden anderer Art; ein Geſpenſt bedrohte ihn, welches er nicht kannte, ſo lange er noch auf dem goldenen Boden des Handwerks ſtand — der Hunger! Die Kunſt bot ihm wol hohen Genuß, aber keinen Verdienſt, und die Unterſtützungen edelmütiger Gönner reichten nicht aus, ihn vor bitterem Mangel zu ſchützen. Der talentvolle, durch ſeinen angeſtrengten Fleiß ohnedies ſchon geſchwächte Künſtler brach zu wiederholten Malen aus Mangel an Nahrung ohnmächtig zuſammen. Entmutigt aber wurde er durch ſo ſchlimme Erfahrungen nicht; ſah er doch, daß er tüchtig vorwärts kam. Er verdoppelte vielmehr ſeine Anſtrengungen und ſuchte den ſchulmäßigen Gang ſeiner Studien ſoviel als möglich zu beſchleunigen, freilich nicht immer zur Zufriedenheit ſeiner akademiſchen Lehrer.

Drei Jahre lang hatte Trenn in Eſchkes Atelier gearbeitet; dann verſuchte er, auf eigenen Füßen zu ſtehen und Gewinn von der erlangten Fertigkeit zu ziehen. Sein allmählich zu ſchöner Entwickelung gekommenes Talent hatte ſich vorzüglich im Fache der Landſchaftsmalerei bewährt; es mußte ihm daher vor Allem daran liegen, Gelegenheit zu Naturſtudien zu erhalten, ohne welche ja die begabteſte Phantaſie Nichts zu ſchaffen vermag. Das Glück kam ſeinen Wünſchen entgegen. Ein vermögender Mäcenas nahm den jungen Maler als Begleiter auf einer Reiſe nach Kreuznach mit. Nach einigen angenehm verlebten Wochen jedoch fand der edle Mann, daß unter ſolchen Umſtänden der ihn ſonſt begleitende Bediente erſpart werden könnte: er entließ alſo dieſen und mutete deſſen Dienſte dem Künſtler zu. Zum Glück war zufällig der berühmte Bildhauer Kauer auf Trenns Leiſtungen aufmerkſam geworden; er erlöſte den armen Maler aus der unwürdigen Stellung und verſah ihn in edelſter Weiſe mit Mitteln zu einer längeren Wanderung im Rheinthale. Eine Frucht dieſer erſten Studienreiſe Eduard Trenns war unter Anderem das Oelgemälde „Buchenwald im Hundsrück", welches der Berliner Kunſtverein ankaufte.

Ein zweiter Ausflug, und zwar nach dem ſchottiſchen Hochlande, gab Stoff zu drei großen Bildern in Oel, deren eines, „Schottiſche Strandlandſchaft bei Sturm", der durch ſeine treffliche Privatgallerie bekannte Kaufmann Ertel in Breslau erwarb, das andere, „Mondſcheinlandſchaft nach ſchottiſchen Hochlandsmotiven", der Baron von Thiele-Winkler, das dritte, „Loch Leven", der Baron von Mitzſchke-Kollande.

Um dieſe Zeit erfuhr Trenn, daß Baron von der Decken einen Maler für ſeine neue Reiſe nach Oſtafrika zu gewinnen wünſche. Er meldete ſich und ward unter mehreren Bewerbern als der geeignetſte erwählt. Seine Freude war überaus groß: er ſollte die wundervolle Natur der Tropen kennen lernen, und zwar in einer ſehr angenehmen Stellung, welche ihm Erſparniſſe ermöglichte, mit denen er die ſich mühſam durch das Leben ſchlagenden Seinigen unterſtützen konnte. Dazu fand er einen lieben Freund und Kameraden in dem gleichzeitig für das Decken'ſche Unternehmen gewonnenen Dr. Linck. Beide junge Männer, welche wegen ihres liebenswürdigen und beſcheidenen Weſens überall gern geſehen waren, verweilten bis zu ihrer Abreiſe noch einige Wochen in traulichem Beiſammenſein auf Melkhof bei Brahlſtorf in Mecklenburg-Schwerin, einer der ſchönen Beſitzungen von Deckens älterem Bruder Julius.

Auf der Inſel Sanſibar boten ſich dem Pinſel Trenns die ſchönſten Stoffe. Er malte dort hauptſächlich in Waſſerfarben und wußte ſowol Bilder aus der Stadt und Umgegend wie Typen der Bevölkerung ſehr wirkungsvoll darzuſtellen, wie die zahlreichen von ihm gefertigten Skizzen beweiſen. Sein Talent erwarb ihm die beſondere Gunſt der in Sanſibar weilenden Europäer, deren einige ſelbſt ſehr hübſch aquarellirten. Die Tage verfloſſen ihm auf das Angenehmſte; nur ſtörte ein Unwohlſein, zu welchem jedenfalls das ſorgenvolle Leben ſeiner Studienjahre den erſten Grund gelegt, bisweilen ſein Wohlbefinden, wennſchon nicht in ernſtlicher Weiſe.

Ganz anders war Dies ſpäter unterwegs, wo die Anregungen Sanſibars ihm fehlten. Die Landſchaften am Djubafluſſe, die einförmigen Uferwälder und Grasebenen dort, täuſchten ihn offenbar in ſeinen Erwartungen; er mußte ſich hier mit der unbeſtimmten Hoffnung tröſten, daß die Hochlande des oberen Djuba ihn hierfür entſchädigen würden. Aber auch körperlich beſaß Trenn die alte Friſche nicht mehr; er genoß ſehr wenig, und nur ſehr leichte Speiſen, und fühlte ſich fortwährend abgeſpannt. Dennoch wußte Niemand recht, was ihm eigentlich fehlte, da weder Fieber noch Dyſenterie, die gewöhnlichſten Krankheiten jener Gegenden, ſich bei ihm kundthaten — er ſiechte langſam dahin, vielleicht an einem Leberleiden, ſeiner gelben Hautfarbe nach zu ſchließen.

In dieſem Zuſtand ereilte ihn der Tod von Mörderhand. Die Kunſt verlor in ihm eine tüchtige Kraft, deren Streben vollſte Anerkennung verdient, ſeine Familie ihre beſte Stütze, denn Eduard Trenn war der Stolz und die Hoffnung der Seinigen. Das Andenken an den liebenswürdigen Künſtler aber lebt fort bei Allen, welche ihn kannten.

IV.

Trenns lieber Freund, Dr. med. Hermann Albert Linck, der Arzt der Djuba-Expedition, wurde am 10. December des Jahres 1839 zu Danzig geboren. Er war der zweite Sohn einer unbemittelten Familie, welche in ſtiller Zurückgezogenheit lebte und ſich mit aller Hingebung der körperlichen und geiſtigen Pflege ihrer Kinder widmete. Als ſechsjähriger Knabe trat er in die damalige höhere Bürgerſchule zu St. Petri und Pauli ein und machte hier, getrieben von ſeiner Lernbegierde, unter der ſorgſamen Leitung trefflicher Lehrer die erfreulichſten Fortſchritte, bis er in ſeinem vierzehnten Jahre die Reife für die Prima dieſer Schule erlangt hatte.

Mit ſeiner mehr und mehr hervorgetretenen Befähigung hatte ſich in ihm eine entſchiedene Neigung für das Studium der Wiſſenſchaften ausgebildet. Seine Eltern kamen ſeinen Wünſchen entgegen und ließen ihn vom Jahre 1853 an das Danziger Gymnaſium beſuchen. Er fand ſich bald in die neue Bahn hinein; ſeine Strebſamkeit, verbunden mit einem guten Humor, machte ihm alle Anſtrengungen leicht und ließ ihn raſch vorwärts kommen, ſodaß er Oſtern 1859 die Abgangsprüfung mit Auszeichnung beſtehen konnte.

Der junge Linck hegte den Wunſch, ſich der Heilkunde zu widmen, hätte jedoch jedenfalls hiervon abſtehen müſſen, wenn ihm nicht eine außerordentliche Unterſtützung zu Theil geworden wäre: er fand auf Grund ſeines günſtigen Reife-Zeugniſſes und der gütigen Verwendung einflußreicher Gönner Aufnahme in das Königliche mediciniſch-chirurg. Friedrich-Wilhelms-Inſtitut zu Berlin und erhielt durch die Fürſorge edler Männer ſeiner Vaterſtadt aus verſchiedenen Stiftungen Stipendien, welche zur Deckung der übrigen Bedürfniſſe ausreichten.

Mit froher Zuverſicht verließ er im April des Jahres 1859 das elterliche Haus und begab ſich, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner Eltern und Geſchwiſter, nach Berlin, ſeinem neuen Beſtimmungsorte. Auch hier lag er ſeinen Studien in gewiſſenhafter Weiſe ob; durch ſeine Tüchtigkeit erwarb er ſich das Wohlwollen aller ſeiner Lehrer, und nicht ſelten erhielt er durch Prämien und ähnliche Aufmunterungen die ſchmeichelhafteſten Beweiſe hiervon. Bei allem Ernſte indeſſen, welchen ſein Studium von ihm forderte, beſaß er einen nicht leicht zu trübenden Frohſinn; durch dieſen ſicherte er ſich die Freundſchaft ſeiner zahlreichen Kommilitonen, in deren geſelligen Kreiſen er niemals fehlen durfte. Seine Heiterkeit ſowie ſein anſpruchsloſes, von jeder Selbſtüberhebung freies Gemüt verſchafften ihm auch die Zuneigung manches hochſtehenden Gönners.

Zu Anfang des Jahres 1863, nach ſeiner Doktor-Promotion, trat Linck in die Charité, um hier eine praktiſche Schule durchzumachen und ſich zu ſeinem Staats-Examen vorzubereiten. Unter angeſtrengter Arbeit, welche aber durch manchen glücklichen Erfolg und durch lohnende Erkenntniß verſüßt wurde, überwand er das letzte Jahr ſeiner Studien und wurde im Februar des Jahres 1864 im zweiten Garde-Regiment zu Fuße als Unterarzt angeſtellt. Die Staatsprüfung beſtand er im April deſſelben Jahres zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten und diente dann als Aſſiſtenzarzt in demſelben Regimente weiter.

Mittlerweile war ihm die Nachricht zugegangen, daß Baron von der Decken einen Arzt und Zoologen als Reiſebegleiter ſuche. Die lockende Ausſicht, in dem fernen Oſtafrika

ein neues und ergiebiges Feld für seinen wissensdurstigen Geist zu finden, sowie wol auch die Hoffnung, in solcher Stellung Etwas für die Seinen zu erübrigen, welche durch ein schweres Augenleiden seines Vaters hilfsbedürftig geworden, ließen in ihm den Entschluß reifen, sich um die erwähnte Stellung zu bewerben. Es hatten sich Viele gemeldet, doch die Wahl fiel auf ihn, und es gelang, wenngleich nicht ohne Mühe und nur durch Verwendung einflußreicher Gönner, von Sr. Majestät dem Könige den erforderlichen dreijährigen Urlaub zu erhalten. Am 1. Mai trat er aus seinem bisherigen Dienstverhältnisse. Dem Drange seines Herzens folgend, eilte er zuvörderst nach seiner Heimat, um seine Eltern und Geschwister zu beruhigen, welche höchst niedergeschlagen waren und nur ungern in seine Theilnahme an einer so gefahrvollen Reise willigten. Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen schied er mit schwerem Herzen von seinem beinahe erblindeten Vater und seiner schmerzerfüllten Mutter, in der Hoffnung, sie nach drei Jahren wiedersehen und ihnen dann eine kräftige Stütze werden zu können.

Link fand in Sansibar viel Gelegenheit, seine Kenntnisse zum Besten leidender Mitmenschen zu verwerthen und lehrreiche Erfahrungen über klimatische Krankheiten zu sammeln. Außerdem legte er botanische und zoologische Sammlungen an und übte sich auf die meteorologischen, magnetischen und andere Beobachtungen ein, welche er während der Reise übernehmen sollte.

Das Festland lernte er zuerst bei Gelegenheit der Untersuchung des Osiflusses in der Formosa-Bai kennen. Später begleitete er den Baron fast regelmäßig auf seinen Ausflügen, und überall war er eifrig bedacht seine Kenntnisse zu vermehren, die Sammlungen der Expedition zu bereichern. Er war eines der nützlichsten Mitglieder der Reisegesellschaft. Unschätzbar war sein ärztlicher Beistand während der Cholerazeit und bei bisweiligen Erkrankungen Einzelner. Seine und Deckens magnetischen Inklinations- und Intensitätsbeobachtungen in Tula, Jumbo u. s. w. sind höchst werthvoll. Außerdem muß seine Betheiligung an der Vermessung des Djubaflusses, bei welcher er die Geschwindigkeitsbestimmungen übernahm (s. Hassensteins Mémoire in Band III., III. des Reisewerkes), lobend anerkannt werden. Die zu dieser Zeit von ihm gesammelten Pflanzen und Thiere gingen leider in Folge des Ueberfalles oberhalb Bardêra verloren.

Noch weit mehr würden Lincks Verdienste hervorgetreten sein, wenn die Expedition in gewünschter Weise hätte fortgesetzt werden können. Doch der strebsame, unermüdlich thätige junge Mann, welcher, gleich Trenn, dereinst der Trost seiner Angehörigen werden sollte, erlag einem gemeinen Mörder! Der 4. Oktober ist sein wahrscheinlicher Todestag, sein Grab ist vermutlich, wie dasjenige Deckens auch, der Djubafluß.

V.

Es bleibt uns noch die traurige Pflicht, eines nicht minder unglücklichen Mannes zu gedenken, welcher sein Leben daran setzte, um Gewißheit über das Schicksal Deckens und Lincks zu erlangen — Theodor Kinzelbachs.

Gottlob Theodor Kinzelbach wurde am 25. Juni 1822 in Stuttgart geboren. Sein Vater war der auch in weiteren Kreisen durch seine physikalischen und gewerblichen Apparate rühmlichst bekannte Hofmechanikus Kinzelbach.

Theodors Erziehung war hauptsächlich darauf berechnet, den jungen Mann für die dereinstige Uebernahme des väterlichen Geschäftes tüchtig zu machen. Er wurde deshalb in die polytechnische Schule zu Stuttgart geschickt, während er zugleich seine Lehrzeit im elterlichen

Hauſe beſtand. Behufs weiterer Ausbildung arbeitete er dann zu Aarau in der Schweiz in der bekannten Werkſtätte des Mechanikers Kern, und ſpäter, vom Jahre 1845 an, in einer größeren mechaniſchen Fabrik Londons. Im Jahre 1847 kehrte er nach ſeines Vaters Wunſche zu deſſen Unterſtützung nach Hauſe zurück. Bald danach fing er an, auf eigene Rechnung mathematiſche Inſtrumente für Südamerika zu fertigen, was er indeſſen wegen der ungünſtigen politiſchen Verhältniſſe dort wieder aufgeben mußte.

Während ſeines Aufenthalts im Auslande hatte Kinzelbach ſich tüchtige Sprachkenntniſſe erworben. Der Wunſch, ſich weiter in der Welt umzuſehen, mag ſchon zu dieſer Zeit in ihm entſtanden ſein, wennſchon ſich erſt ſpäter hierzu Gelegenheit bot; damals beherrſchte ihn ein niemals befriedigter Trieb nach religiöſer Erkenntniß und Erforſchung geheimer Naturkräfte, welcher ihn unter Anderem auch veranlaßte, in den Bund der Freimaurer einzutreten. Ebenſo widmete er ſich mit ganz beſonderem Eifer dem Studium des thieriſchen Magnetismus und der Phrenologie; ſeine hierauf gerichteten Experimente, welche er mehrere Jahre lang mit einem Freunde anſtellte, erregten ſogar ungewöhnliches Aufſehen und brachten ihn mit vielen intereſſanten Perſönlichkeiten in nähere Berührung, mit Gelehrten der verſchiedenſten Fächer und mit Perſonen aus den höchſten Ständen.

Neben dieſen mannichfachen Beſchäftigungen vertiefte er ſich auch in das Studium der orientaliſchen Sprachen, und Dies namentlich brachte wol endlich den Wunſch in ihm zur Reife, das Morgenland aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Er wendete ſich zu dieſem Zwecke nach Konſtantinopel, eröffnete hier ein Geſchäft in optiſchen Artikeln und ſuchte zugleich, deutſchen Induſtrie-Erzeugniſſen Eingang zu verſchaffen. Der Krimkrieg vereitelte jedoch ſein Unternehmen; er gab es auf und nahm danach, durch ſeine Kenntniß der italieniſchen Sprache hierzu empfohlen, eine Stellung auf der Kanzlei des öſterreichiſchen Konſulates an. Schwärmend für orientaliſche Lebensweiſe und Sitten, beſuchte er von Konſtantinopel aus Jeruſalem, Damaskus und andere Orte des gelobten Landes. Erſt 1859, als ſein Vater geſtorben war, kehrte er in die Heimath zurück, doch nur um ſich mit noch größerem Eifer auf die Erlernung der Sprachen des Oſtens, namentlich des Neugriechiſchen und Arabiſchen, zu verlegen.

Im Jahre 1861 wurde er vom Hofrath Dr. Theodor von Heuglin veranlaßt, ſich der Deutſchen Expedition zur Aufſuchung Vogels anzuſchließen. Mit Begeiſterung nahm er das verlockende Anerbieten an, und bald war er mit den Höhenmeſſungen, aſtronomiſchen und meteorologiſchen Beſtimmungen, welche er während der Reiſe übernehmen ſollte, vollſtändig vertraut. Was er im Verein mit Heuglin und ſpäter mit Werner Munzinger leiſtete, iſt allzu bekannt, als daß wir darauf zurückzukommen brauchten; nur erwähnen wollen wir, daß er ſich der übernommenen Aufgabe mit größter Treue und Gewiſſenhaftigkeit hingab. Mit ſehr geſchwächter Geſundheit, noch leidend am afrikaniſchen Fieber, traf er im Jahre 1862 wieder in Stuttgart ein, und nur ſehr langſam erholte er ſich von den erduldeten Strapazen.

In dieſer Zeit lernte Kinzelbach ſeine ſpätere Frau, eine Engländerin Namens Louiſe Storry kennen. Nach ſeiner Verheirathung mit ihr ſiedelte er im Jahre 1864 nach Kairo über. Ein Handelsgeſchäft, welches er hier begann, entſprach ſeinen Erwartungen nicht, ſodaß er daran dachte, Haus und Geſchäft wieder aufzugeben. Da ſtellte ihm der preußiſche Konſul Dr. Brugſch das Anerbieten, im Auftrage der Fürſtin von Pleß das Schickſal des vermeintlich im Somalilande ermordeten Baron Carl von der Decken zu erforſchen. Dieſe Aufgabe hatte ſehr viel Reiz für ihn; weder Schwierigkeiten und Gefahren, noch Rückſichten auf die Seinigen hielten ihn ab, ſeine Bereitwilligkeit hierzu zu erklären. Im September 1866 trat er die Reiſe an; ſeine Frau ließ er in Kairo zurück.

Von Kinzelbachs weiteren Erlebniſſen bis zu ſeinem Tode in Geledi ſowie von dem Erfolge ſeiner Bemühungen iſt ſchon des Längeren die Rede geweſen; die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens hervorzuheben, hatten wir jedoch noch nicht Gelegenheit. Er beſaß eine wirklich ſeltene Herzensgüte und Aufopferung, nicht nur gegen Fremde, ſondern überhaupt gegen Alle, mit denen er irgendwie in Berührung kam. Von edelſter Geſinnung und Handlungsweiſe, wurde er ſelbſt durch bittere Erfahrungen nicht irre gemacht in ſeinem guten Glauben an die Menſchheit. Er beleidigte abſichtlich nie Jemand und war ebenſowenig einer Beleidigung durch Andere zugänglich. Sein urwüchſiger, nie zu trübender Humor wird Allen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, unvergeßlich bleiben. Gefahr kannte er eigentlich nicht, wie er auch auf ſeinen Reiſen nie eine Waffe bei ſich führte. Was er ſich einmal vorgenommen, führte er mit eiſerner Willensfeſtigkeit aus. Dazu war er äußerſt mäßig und beſcheiden und wußte ſich mit den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu behelfen. Sein Freund Werner Munzinger ſagt über ihn: „Was Kinzelbach im hohen Grade auszeichnet, iſt ein von tiefem pſychologiſchen Intereſſe-geſchärfter Blick in das Leben der Menſchen, welcher ſieht und unterſcheidet, wo eines Anderen Auge raſtlos weggleitet; unſchätzbar war mir ſein durchaus zuverläſſiger, goldener Charakter, gepaart mit einem göttlichen Humor."

Bemerkt ſei noch, daß Frau Fürſtin von Pleß, Kinzelbachs Auftraggeberin, durch Ausſetzen einer Penſion für die Witwe des Unglücklichen ſorgte.

Datumanzeiger.

Vorbemerkung: Falls die Zahlenangaben des Textes und des Datumanzeigers einmal nicht übereinstimmen, sind letztere als die richtigen zu betrachten.

Roſchers Reiſen.

1859. September. Albrecht Roſchers Ankunft in Sanſibar.
6. Febr.—24. April 1859. Küſtenwanderung.
25. Aug. Abreiſe von Kiloa.
19. Nov. Ankunft am Niaſſaſee.
Vier Monate Aufenthalt in Nuſewa.
1860. 17. März. Rückreiſe nach dem Ruvuma.
19. März. Ermordung Roſchers zu Kiſunguni.

v. d. Deckens erſter Verſuch.

28. Juli. Baron Carl Claus v. d. Deckens Ankunft in Sanſibar mit ſeinem Diener Koralli.
30. Sept. Deckens Abreiſe nach Kiloa.
13. Okt. Verſammlung der Häuptlinge zu Kiloa.
19. Okt.—2. Nov. 1860. Beludſchen von Sanſibar geholt.
23. Nov. Abreiſe von Kiloa nach dem Inneren.
18. u. 19. Dec. 1860 in Meſule, Deckens fernſtem Punkte.
1861. 1. Jan. Wiederankunft in Kiloa. Krank am Fieber; ſpäter Abreiſe nach Sanſibar.

* * *

22. Febr. Von Sanſibar nach Mombas.
24. Febr. Ausflug nach Kiſoludini und
3. März. Rückkehr nach Sanſibar, nach Beſuch des Panganiſluſſes.
2. März. Richard Thorntons Ankunft in Sanſibar.

Erſte Dſchaggareiſe.

28. Mai. v. d. Deckens und Thorntons Abreiſe nach Mombas.
Ausflüge in der Umgegend von Mombas.
14.—16. Juni. Thornton nach den Antimonlagerſtätten von Maweni im Dorumalande.
28. Juni. Abreiſe von Mombas.
4. Juli. Lager am Fuße des Kilibaſſi.
5. Juli. Ankunft an dem Kadiaro.

1861. 7. Juli. Beſteigung des Berges bis zur Höhe von 4000 Fuß.
10. Juli. Feindſeligkeiten der Wateita.
11. Juli. Abreiſe.
12. u. 13. Juli. In der Wildniß ohne Waſſer.
14. Juli. Den Schneeberg Kilimandſcharo zum erſten Male geſehen; Lager am ſog. Elephantenfluſſe.
15. Juli. Ankunft am Paregebirge.
17. u. 18. Juli. In Kiſuani.
20. Juli. Ankunft am See Jipe; Marſch längs des Oſtufers.
22. Juli. Ankunft in Daſeta.
24. Juli. Meſſungsausflug nach einem Hügel (Stat. XIX.).
26. Juli. Abreiſe.
27. Juli. Ankunft in Kilema.
3. u. 4. Aug. Ausflug nach dem Süd- und dem Nordhügel.
8.—11. Aug. Beſteigung des Kilimandſcharo bis zur Höhe von 8000 Fuß.
17. Aug. Abreiſe, Weg durch die Ebene.
20. Aug. Ankunft in Madſchame.
29. Aug. Erſter Aufbruch und Rückkehr.
31. Aug. Nach dem Grabhügel des Manki.
5. Sept. Nachts 1 Uhr. Abreiſe, Weg durch die Ebene.
8. Sept. Wiederankunft in Daſeta.
12. Sept. Abreiſe.
13. Sept. Zweite Ankunft in Kilema.
16. Sept. Abreiſe.
16. Sept. Zum dritten Male in Daſeta.
20. Sept. Abreiſe.
Marſch längs des See Jipe, großartige Jagd.
24. Sept. An den Ngurunga (Waſſerlöchern) und wieder in Kiſuani.
25. Sept. Wieder in dem alten Lager an den Parebergen.
26. Sept. Thorntons Meſſungsausflug nach Stat. XLV.
28. Sept. Abreiſe von Pare und Ankunft in Gondja.
29. Sept. In Mbaramu. Folgenden Tags Thornton nach Stat. XLVIII.
2. Okt. Abreiſe.
6. Okt. Ankunft in Wanga an der Küſte.
8. Okt. Abreiſe nordwärts.
11. Okt. Wiederankunft in Mombas.
15.—18. Okt. In Kiſoludini bei Rebmann.
Decken und Koralli krank.
31. Okt. Abreiſe von Mombas und Ankunft in Takaungu.
1.—3. Nov. In Malindi.
4. Nov. Wieder in Takaungu.
7. Nov. Abreiſe.
8. Nov. Rückkunft nach Sanſibar.

* * *

1862. Januar? v. d. Deckens Ausflug nach Bagamoio und Magagoni an der Küſte gegenüber Sanſibar.
Febr. u. März. Beſuch in Minterano und Kanatſi an der Weſtküſte von Madagaskar.
Juli. Otto Kerſtens Ankunft in Sanſibar.

Zweite Dſchaggareiſe.

1862. 19. Aug. Abreiſe von Sanſibar nach Mombas.
20. Aug.—2. Okt. Aufenthalt in Mombas.
Verſchiedene Ausflüge auf der Inſel und dem benachbarten Feſtlande.
3. Okt. Abreiſe von Mombas. Wanderung ſüdwärts längs der Küſte.
7. Okt. Ankunft in dem Küſtenſtädtchen Wanga.
9. Okt. Abreiſe nach dem Inneren.
14. Okt. Ankunft in Mbaramu.
Vereinigung mit dem Elephantenjäger Mſuskuma.
17. Okt. Abreiſe über Gondja und das frühere Lager am Paregebirge.
19.—21. Okt. In Kiſuani.
22. Okt. Abreiſe über die Ngurunga.
23. Okt. Das Südende des See Jipe erreicht.
24. Okt. Ankunft im Uſangagebiete am Fuße der Ugonoberge.
26. Okt. Ausflug auf das Gebirge.
27. u. 28. Okt. Lager am Weſtufer des See Jipe.
Fahrt über den See mittelſt des eiſernen Bootes.
29. u. 30. Okt. Lager am Nordende des Sees, jenſeit des Abfluſſes.
Trennung von Mſuskuma. Nachrichten aus Dafeta geholt.
2. Nov. Ankunft im Aruſchagebiete im Lande der Maſai.
3. Nov. Erſter Lagerplatz.
4. Nov. Zweiter Lagerplatz näher den Aruſchabergen.
Vergebliche Verhandlungen wegen der Weiterreiſe nach Weſten.
14. Nov. Abreiſe.
15. Nov. Ankunft in Uru im Dſchaggalande.
Vergebliche Verhandlungen wegen Beſteigung des Kilimandſcharo.
20. Nov. Abmarſch unter Feindſeligkeiten der Eingeborenen; Weg durch die Ebene.
22. Nov. Ankunft im Dſchaggareiche Kilema.
Lager neben dem Elephantenjäger Mſuskuma. Meſſungsausflüge.
27. Nov. Abends. Aufbruch nach dem Kilimandſcharo.
29. Nov. Die Höhe von 14000 Fuß erreicht.
1. Dec. Rückkunft nach Moſchi.
4. Dec. Abreiſe; Weg nördlich von Dafeta hin.
6. Dec. Lager am Südende des See Jipe.
Briefe nach der Küſte durch eine Karawane aus Pangani befördert.
Leute nach Uſanga nach Proviant ausgeſchickt.
8. u. 9. Dec. Meſſungsausflug nach den Hügeln am See.
11.—13. Dec. Lager am Oſtufer des Sees, nördlich von den Meſſungshügeln.
14. Dec. Abmarſch nach der Küſte.
16. u. 17. Dec. Lager am Fuße der Buraberge. Schlechter Markt.
19. u. 20. Dec. Lager am Fuße der Ndaraberge.
22. Dec. Ankunft an den zweiten Ngurunga.
24. Dec. Das Wanika-Wakambadorf Mamangaro im Kiriamagebiete erreicht.
26. Dec. Rückkunft nach Mombas.
30. Dec. Wieder in Sanſibar.

* * *

1863. März. v. d. Decken beſucht Lamu(?), Ibo und die Komoreninſel Johanna auf dem engliſchen Kriegsſchiffe „Gorgo".

Projektirte Madagaskarreiſe.

11. April. Abfahrt an Bord des „Pleiad" nach den Seſchellen.
24. April. Ankunft in Port Victoria auf der Inſel Mahe (Seſchellen).
22. Mai. Weiterfahrt auf dem P. & O. Dampfer „Nepaul".
27. Mai. In Port Louis (Mauritius).
28. Mai. Ankunft in St. Denis, Hauptſtadt der Inſel Réunion oder Bourbon. Nachricht von den Unruhen auf Madagaskar erhalten, Reiſe dorthin aufgegeben. St. Denis und Umgegend kennen gelernt.
5. Juni. Koralli ſtirbt, wird am folgenden Tage auf dem Kirchhofe zu St. Denis begraben.
20.—24. Juni. Tour de l'Isle.
29. Juni—9. Juli. Reiſe nach Salazie. (3.—5. Juli: Kerſtens Beſteigung des Piton des Neiges, 8. Juli: Beſuch der Source Pétrifiante.)
15.—20. Juli. Quer durch die Inſel (von Salazie nach Cilaos, über St. Louis und die Léproſerie zurück).
30. Juli—4. Aug. Kerſtens Beſuch der Plaine des Palmiſtes und Beſteigung des Vulkans (3. Aug.).
Inzwiſchen Beſuch des Barons auf der Inſel Mauritius.
7. Aug. Abfahrt von St. Denis auf dem „Nepaul".
12. Aug. Wiederankunft auf den Seſchellen (Port Victoria).
Der Baron reiſt nach Europa weiter, um ſeine neue Expedition beſſer betreiben zu können; Kerſten kehrt nach einigem Aufenthalt nach Sanſibar zurück.
? Aug. Kerſtens Rückkunft nach Sanſibar.

* * *

26. Okt.—15. Nov. Grandidiers und Kerſtens Ausflug nach der Küſte (Wanga, Kiluluhügel bei Muoa, Jomboberg).
Später: Ausflug nach dem Kinganifluſſe und Bagamoio mit Grandidier und den Officieren der „Licorne".

Komorenreiſe.

1864. 20. Febr. Kerſtens Abreiſe von Sanſibar an Bord eines arabiſchen Küſtenſchiffes. Fünftägige Fahrt längs der Küſte.
26. Febr. Sturm; vom Reiſeziele verſchlagen.
1. März. Ankunft auf der Inſel Noſſibé an der Nordweſtküſte von Madagaskar. Langes Warten auf eine Reiſegelegenheit.
18.—20. März. Ausflug nach den Kraterſeen im Inneren.
7. April. Abreiſe.
10. u. 11. April. In Murunſanga an der madagaſſiſchen Küſte ſüdlich von Noſſibé. Beſuch der Hova-Feſtung Andufa.
18. April. Ankunft in Fumboni auf der Komoroinſel Moali (Moheli oder Mohilla).
24. u. 25. April. Quer durch die Inſel nach dem Südhafen Niumaſchua.
26. April. Abreiſe.

1864. 27. April. Ankunft in Kitanda Mdjini, Hauptstadt der Insel Angasija oder Großkomoro.

Verschiedene Ausflüge in der Umgegend.

5. Mai. Die Stadt Mroni südlich von Kitanda besucht.

6. Mai. Die Stadt Djujini nördlich von Kitanda auf dem Berge besucht.

18.—21. Mai. Besteigung des Vulkans.

26.—29. Mai. Fahrt längs der Westküste nach Tanihuli im Nordwesten der Insel und zurück nach Kitanda.

9. Juni. Messungen auf dem Berge Irrehabu.

20. Juni. Abreise.

21.—24. Juni. Im Küstendorfe Mnasi nördlich von der Mündung des Ruvuma.

27.—30. Juni. Auf der Insel Schole von der Masiagruppe.

Messungsausflüge.

1. Juli. Nach Drene an der Westküste von Masia.

2. Juli. Abreise.

4. Juli. Rückkunft nach Sanjibar.

* * *

1. Sept. Baron v. d. Deckens und Kapitän von Schickhs Ankunft in Sanjibar.

Kleinere Ausflüge.

30. Nov. Ankunft der neuen Expeditionsmitglieder und der Ausrüstungsgegenstände auf dem O'Swald'schen Barkschiffe „New Orleans".

18. Dec. Beginn des Aufbaus von Deckens Flußdampfer „Welf".

1865. 3. Jan. Welf fertig aufgestellt; mit dem Nieten angefangen.

8. Febr. Der Baron mit Dr. Link und Brenner auf dem französ. Kriegsschiffe „Loiret" nach der Formosa-Bai.

11. Febr. Die Barre des Ojifluſſes auf Deckens kleinem Dampfer „Passepartout" passirt.

Aufenthalt in der Stadt Kau. Entdeckung des Belondjoni-Kanales, welcher die Flüsse Ofi und Dana verbindet; die „Stadt" Tscharra am Dana besucht (14. Febr.).

16. Febr. Die Mündung des Danaflusses entdeckt.

17. Febr. Wieder an Bord des „Loiret".

20. Febr. Rückkunft nach Sanjibar.

26. Febr. Kerstens Heimkehr nach Europa.

Djubaexpedition.

15. Juni. Abfahrt des Welf im Geleite des englischen Kriegsdampfers „Lyra".

17. Juni. Vor Kanu geankert. 19. Juni. Weiterfahrt.

20. Juni bis 11. Juli. Vor Anker bei der Insel Tula.

22. Juni. Jagdausflug nach dem Festlande mit den englischen Officieren.

24.—28. Juni. Untersuchung des Tulaflusses mittelst des „Passepartout".

28. Juni. Abfahrt der „Lyra".

30. Juni—2. Juli. Untersuchung des Schambaflusses.

1865. 4. — 8. Juli. Ausflug nach den kleinen Seen eine Tagereise von der Küste.

8. Juli. Die Cholera bricht aus an Bord des Welf.

12. (13.?) Juli. Abfahrt von Tula.

12. — 23. Juli. Halt bei der Insel Kiama; der Baron erkrankt gefährlich.

18. Juli. Der letzte Cholerakranke stirbt.

24. — 28. Juli. In Refuge Corner bei Kismaio oder Kap Biffel.

25. Juli Nachts 2 Uhr. Der Welf treibt auf den Strand, kommt bei der nächsten Flut mit großem Schaden wieder frei. Ausbesserung des Welf und Paffepartout.

27. Juli. Der Baron mit Linck nach der Mündung des Djubafluffes.

28. Juli. Ankunft in der Somalistadt Jumbo. Linck kehrt zum Dampfer zurück.

29. Juli. Der Welf paffirt die Barre des Djubafluffes. Der Paffepartout verloren, Maschinist Hitzmann ertrunken!

1. Aug. Lager oberhalb Jumbo am rechten Ufer des Fluffes bezogen.

6. „ Decken besucht die Djubainsel und Stadt Dschungoni.

10. „ Mündung des Fluffes von dem Baron, Schickh und Deppe aufgenommen.

13. Aug. Große Jagd in der Grasebene am rechten Ufer.

15. Aug. Abreise von Jumbo; Fahrt stromaufwärts; Stat. I. bei Gosch.

16. u. 17. Aug. Vor Hindi (Stat. II.).

18. — 20. Aug. Vor Manamsunde (Stat. III.); Holz eingenommen.

21. u. 22. Aug. Bei dem ersten Wabunidorfe; Holz eingenommen auf Stat. IV.

23. Aug. Die Linie paffirt. Weitere Wabunidörfer erreicht; Holz eingenommen auf Stat. V.

25. u. 26 Aug. Stat. VI. in 0° 48′ N. Br. erreicht; Holz eingenommen.

27. „ Festgefahren oberhalb Wegere; nach Ausschiffen der Kohlen am folgenden Tage wieder frei. Holz eingenommen. Halt bis 30. Aug. (Stat. VII.).

31. Aug. bis 4. Sept. Auf Stat. VIII. Deppes und Theiß' Verirrung.

5. — 9. Sept. Kurze Fahrten, öfteres Aufsitzen und Holzeinnehmen.

9. u. 10. Sept. Holzstation XII.

11. u. 12. „ Holzstation XIII.; viel verwitterter Kalkstein an den steiler gewordenen Ufern.

13. u. 14. Sept. Halt oberhalb Anole (Stat. XIV.). Kanter und Linck besteigen einen Hügel am linken Ufer.

15. Sept. Gutes Fahrwasser; 16. Sept. Holz eingenommen auf Stat. XV.

17. „ Letzte Station vor Bardēra erreicht; 18. Sept. Halt für magnetische Beobachtungen. (Stat. XVI.)

19. Sept. Ankunft in Bardēra. (Stat. XVII.)

23. Sept. Streit mit dem Sultahn wegen des Verkaufs von Lebensmitteln, Ausgleich am folgenden Tage.

25. Sept. Ankunft vor den Stromschnellen nach vierstündiger Fahrt.

26. „ Der Welf fährt fest, ohne wieder loskommen zu können; Lager am rechten Ufer des Fluffes aufgeschlagen.

1865. 28. Sept. Der Baron fährt mit Linck und sieben Leuten in seiner Gig nach Bardêra zurück, um Lebensmittel zu beschaffen und die Weiterreise vorzubereiten. Ankunft gegen Mittag.

30. Sept. Decken hört von dem beabsichtigten Ueberfall und bricht mit Linck und vier Negern nach den Stromschnellen hin auf, kehrt aber halbwegs am 1. Okt. nach Bardêra zurück, während Linck mit Einem Manne (Soliman) weitergeht.

1. Okt. Ueberfall des Lagers, Ermordung von Trenn und Kanter. Die fünf übriggebliebenen Europäer flüchten sich mit acht Negern der Expedition im Großboote stromabwärts und fahren gegen Mitternacht an Bardêra vorbei; einige Neger, welche sich nach dem linken Ufer gerettet haben, wandern nach Bardêra.

Decken kommt gegen Mittag in Bardêra wieder an.

Linck kommt gegen Abend an die Stromschnellen und findet Lager wie Schiff von den Europäern verlassen.

2. Okt. Das Großboot setzt seine Reise stromabwärts ohne Unterbrechung fort.

Kero wird vom Baron mit acht Kühen nach dem Lager geschickt.

Die geflüchteten Neger treffen Mittags in Bardêra ein, ohne mit Kero zusammengetroffen zu sein.

Die bei dem Ueberfalle des Lagers betheiligten Somali (Kablallah?) kommen in Menge nach Bardêra; von ihnen (?) wird Abends sechs Uhr der Baron ermordet — die Neger bleiben verschont.

4. Okt. Linck kommt nach Bardêra zurück, und wird gleichfalls (von den Kablallah?) getödtet; Soliman, der seinen Herrn schon am 1. Okt. Abends verloren hatte, kam schon am 3. zurück, wurde aber verschont.

4. Okt.(?) Abends treten die übrigen Neger der Expedition von Bardêra aus ihre Rückreise nach der Küste unter Abdios Führung an; sie kommen am nächsten Morgen nach Mansur, wo noch zwei ihrer Kameraden zu ihnen stoßen, und langen nach vierzehn Tagen (?) in Brawa an.

6. Okt. Nachts 2 Uhr erreichen die im Großboote Geflüchteten das Meer; sie versenken das Boot und wandern nach Kismaio weiter. Nachmittags 3 Uhr Abfahrt südwärts in einem Küstenschiffe.

9. Okt. Ankunft in Tula.

16. „ Ankunft in Lamu; zwei Tage Aufenthalt.

21. „ Ankunft in Mombas.

24. „ Rückkunft nach Sansibar.

Vergebliche Bemühungen Schickhs und seiner Gefährten.

29. Okt. Schickh, Brenner, Deppe und Theiß reisen mit vier Leuten in einem Küstenfahrzeug wieder nach Norden ab, um genaue Erkundigungen einzuziehen; Bringmann bleibt in Sansibar zurück.

2. Nov. Ankunft in Lamu. Verhandlungen mit dem arabischen Statthalter.

5. Nov. Weiterreise.

7. Nov. Ankunft in Tula. Verhandlungen mit Auwesi, der von der Weiterfahrt abräth und selbst das Nöthige besorgen will.

1865. 9. Nov. Aweſi reiſt nach Norden ab, kommt aber ſchon am 11. oder 12. (?) zurück und räth zu ſchleuniger Rückkehr nach Lamu, weil die Aufregung überall ſehr groß ſei.

12. Nov. Der „Vigilant", Kapt. Latham, fährt mit einem Sekretär des Sultahns nach Brawa ab, um Schickh zu unterſtützen und Erkundigungen einzuziehen.

13. (oder 14. (?) Nov. Schickh und Genoſſen reiſen nach Süden ab, Aweſi wieder nach Norden.

14. Nov. Schickh und Genoſſen wieder in Lamu.

15. Nov. Mabruk Speke, welcher am 28. Sept. mit dem Baron und Linck nach Bardēra gefahren war, trifft ein und meldet die Ermordung der Reiſenden in Bardēra.

16. Nov. Rückfahrt nach Sanſibar.

? Wiederankunft in Sanſibar.

? Ankunft des „Vigilant" in Brawa.

? Rückkunft des „Vigilant" nach Sanſibar.

13. Dec. Rückkehr der übriggebliebenen Expeditionsmitglieder nach Hamburg-Altona, wo ſie am 4. April 1866 eintreffen.

Feſtſtellung des Schickſals der Verſchollenen.

1866. 25. Sept. Theodor Kinzelbach, von Baron v. d. Deckens Mutter beauftragt, kommt in Aden an.

25. Okt. Richard Brenner, Beauftragter vom Bruder v. d. Deckens, trifft gleichfalls in Aden ein.

6. Nov. Kinzelbach und Brenner, welche von Kapt. Pasley auf dem „Highflyer" Paſſage erhalten, reiſen von Aden ab.

20. Nov. Ankunft in Brawa. Kinzelbachs Verhandlungen mit den Scheichs, um Schutz für ſeinen zurückbleibenden Gefährten ꝛc. zu erwirken.

22. Nov. Der „Highflyer" reiſt mit Kinzelbach über die Seſchellen nach Sanſibar ab, wo er am 28. Dec. eintrifft.

---

22. Nov. 1866 bis 14. Jan. 1867. Brenner in Brawa.

24. Nov. Brenner trägt den verſammelten Scheichs von Brawa ſeine Wünſche vor. Am Abende wird Abdio von Brenner verhört.

27. Nov. Zwei Boten reiſen nach Bardēra ab mit einer Aufforderung an den Sultahn, Auskunft über das Schickſal der beiden Europäer ꝛc. zu geben.

1. Dec. Hammadi Maſchīn, einer der noch nicht verhörten Neger der Djubaexpedition, kommt in Brawa an und gibt vor Brenner ſeine Ausſagen ab.

4. u. 5. Dec. Ausflug nach dem Wobbifluſſe.

13.—16. „ Zweiter Ausflug nach einer ſüdlicheren Stelle des Wobbifluſſes.

1867. 8. Jan. Rückkunft der Boten von Bardēra mit der Antwort des Sultahns.

14. „ Abreiſe Brenners von Brawa.

15. Jan. ff. Ankunft Brenners bei Kismaio (Kap Biſſel). Beſuch eines Gallalagers; Ausflug am rechten Ufer des Fluſſes bis Manamſunde.

1867. Baraka, ein neuer sog. Augenzeuge der Ermordung v. d. Deckens, wird bewogen, mit nach Sansibar zu gehen und dort seine Aussagen abzugeben.

26. Jan. bis 9. Febr. Brenner auf dem Wubuschifluſſe (Durnfordfluß). Beſuch des Lagers der Wabuni. Entdeckung des Kilowanjeſees (Quellſee des Wubuſchi). Freundſchaft mit dem Gallahäuptling Dſchilo geſchloſſen.

10. Febr. Weiterreiſe ſüdwärts.

26. Febr. Ankunft in Sanſibar, wo Kinzelbach ſeit 28. Dec. 1866 mit nochmaliger Aufnahme genauer Verhöre der zurückgekommenen Neger der Expedition und mit Vorbereitung ſeiner Reiſe nach Bardēra beſchäftigt iſt.

12. März bis Anfang 1868. Brenners Reiſen im Lande der ſüdlichen Galla.

* * *

26. April. Kinzelbachs Ankunft in Brawa.

Sammlung vielfacher Ausſagen über Deckens Tod. Lange Bemühungen um das Weiterkommen nach Bardēra.

11. Nov. Abreiſe.

12. Nov. bis 14.(?) Dec. Kinzelbach in Merka, von wo aus Sultahn Achmed Juſſuf von Geledi ihn nach Bardēra weiterbefördern will.

15.(?) Dec. Kinzelbachs Abreiſe nach Geledi.

? Kinzelbachs Tod in Sigala (Geledi). Seine Leiche wird von Achmed Juſſuf nach Mukdiſcha geſchafft und dort am Meeresſtrande beerdigt.

Nachtrag.

Mittheilungen aus Arabiſchen Schriftſtücken des C. C. v. d. Decken'ſchen Nachlaſſes.

Dieſe Schriftſtücke, 50 der Zahl nach, enthalten, mit Ausnahme der in Brâwa über Carl v. d. Decken's letzte Schickſale aufgenommenen Protokolle und einiger amtlichen Schreiben, nur Privatbriefe an den Baron und Kinzelbach, deren Inhalt ohne allgemeineres Intereſſe iſt. Alle dieſe Schriften wurden unſerm mit dem Arabiſchen ſo vertrauten Landsmanne Herrn Konſul Dr. Joh. Gottfr. Wetzſtein zur Einſicht vorgelegt, welcher ſie katalogiſirte, und hierbei fand, daß ſich dieſes oſtafrikaniſche Idiom von anderen Dialekten des Arabiſchen durch Eigenthümlichkeiten unterſcheidet, deren Kenntniß für den Semitologen nicht ohne Intereſſe iſt. Dieſe Papiere wurden daher, damit ſie der Wiſſenſchaft erhalten blieben, mit ihrem Verzeichniſſe von der Familie v. d. Deckens der Königlichen Bibliothek zu Berlin übergeben. Von mehreren derſelben hatte Herr Dr. Wetzſtein die Güte, dem Herausgeber dieſer Reiſen die deutſche Ueberſetzung zu diktiren. Dieſe Diktate liegen den folgenden Mittheilungen zu Grunde; die Nummern ſind die des Verzeichniſſes.

I. Zwei Briefe (Nr. 3 und 5 des Verzeichniſſes) von Tangâi, dem Kommandanten der Feſtung von Mombas, bekannt durch ſeine feine Art, ſich Geſchenke auszubitten (ſ. Bd. I. S. 208). (Vergl. auch II. auf folg. S. als Muſter eines Dankſagebriefes.)

Nr. 3 des Verzeichniſſes.

Durch die Gnade Gottes!

An unſeren theuren, ſehr geehrten, hochachtbaren Kornel[1]) Baron, welchen Gott zum rechten Glauben leiten möge!

Die Sache ſelbſt anlangend, ſo thun wir Dir zu wiſſen, daß wir von Dir gern eine ſechsläufige Piſtole haben möchten, weil wir ein außerordentliches Verlangen nach einer ſolchen tragen, und überlaſſen es Dir, ob (Du ſie uns) um Geld oder zum Geſchenke (geben willſt). Allah, Allah[2])! Wir werden Dir dankbar ſein. Und kann ich Dir in irgend einer Sache behilflich ſein, ſo bedarf es nur einer Andeutung von Deiner Seite. Und lebe wohl!

Von Deinem gottbedürftigen Freunde, dem Dſchemmedari
Tangâi ibn Schêmbi el Beluſchi (dem Beludſchen, aus Beludſchiſtân).

Eigenhändig, den 16. Scha'bân 1277 (28. Februar 1861).

[1]) Colonel d. i. Oberſt, weil v. d. Decken Officier war.
[2]) Dies macht die Sache ſehr dringlich.

Nr. 5.

Durch die Gnade Gottes!

An den hochthorigen[1]), edlen, hochherzigen und hochzuverehrenden Kornel Baron, welchen Gott in Obhut nehmen möge!

Wir befinden uns wohl durch Gottes Gnade; mögeſt Du nie aufhören, Dich ebenſo zu befinden, ſo Gott will! Um zur Sache zu kommen, ſo thun wir Dir kund, daß es unſere Abſicht war, Dich geſtern zu beſuchen; aber wir wurden verhindert, denn unſer Kind, welches krank war, iſt zur Barmherzigkeit Gottes eingegangen, wodurch unſer Gemüt gar ſehr betrübt wurde.

Ferner wollten wir Dich bitten, daß Du es nicht unterläßt, uns alle Deine Wünſche oder Beſchwerden anzuzeigen, wobei es nur der Andeutung bedarf, und wir werden Dir dankbar ſein.

Gruß[2]) von Deinem gottbedürftigen Freunde, dem Dſchemmedari Tangâi ibn Schêmbi el Belûſchi.

Eigenhändig, den 27. Safar 1279 (25. Auguſt 1862).

P. S. Desgleichen thun wir Dir zu wiſſen, daß Du Dich mit etwas Thee und Papier um uns verdient machen kannſt; wir haben nicht mehr genug davon. Deine Gefälligkeiten gegen uns ſind ja ſo zahlreich. Gruß und Lebewohl!

Zweites P. S., querüber geſchrieben: Thee gibt es nicht mehr in der Stadt Mombâſe, wir haben geſucht aber keinen gefunden; Du wirſt entſchuldigen!

Gott behüte Dich!

[1]) Aus einem „hochthorigen" Hauſe ſtammt der vornehme, reiche und gaſtfreie Mann.

[2]) Selâm, der muſelmänniſche Gruß wird ſelten an einem Chriſten verſchwendet, doch hier hat es ſeinen beſonderen Grund.

II. Dankbrief des Scheich Suleimân ibn Ali an Kinzelbach, Nr. 21 des Verzeichniſſes. Die Ueberſetzung dieſes ſowie des folgenden Schreibens erhielten wir von Herrn Profeſſor Dr. Dieterici in freundlichſter Weiſe geliefert, da Herr Konſul Wetzſtein zur Zeit nicht in Berlin weilte. Es ſind hierin einige Endreime, wie ſie ſich in arabiſchen Briefen häufig finden, durch Transſkription gekennzeichnet.

Vorerſt volles, hohes Heil (selami-l-wâfir) und reichlich herrlichen Lobpreis (azimi-l-mutakathir) Sr. Hochwohlgeboren unſerem Freunde (e-nauʿi-l-insâni) Mr. Kinzelbach, dem Preußen (el brussiani). Gott der Geprieſene bewahre ihn vor allem Uebel, gebe Gedeihen allen ſeinen Verhältniſſen und laſſe ihm glücken die Dinge, Amen.

Was nun weiter anlangt, ſo kam der Geehrte (Bote), welcher vortrefflich Alles überbringt, und ebenſo die Flinte und was dazu gehört von Geräthen. Gott mag Euch wirklich ſein Wohlwollen ſchenken und Euch ausrüſten mit ſeinen Gnaden! Er genüge Euch, ſtatt unſer, durch Güte und laſſe Euch kein Uebel zuſtoßen; er ſegne Euch in Eurem Leben, laſſe Euch zu Eurem gehofften Ziele gelangen (mámûlakum) und laſſe uns zur Schönheit (d. i. zum Glück, zu einem wohlgefälligen Andenken) bei Euch kommen (ėndakum)! Ja, er beliebe die glückliche Vollendung der Geſchäfte wie Ihr ſie erſtrebt, und ſtets weigere der Edelſinn, daß du nicht zu den Edelſten gehöreſt! Ich vertraue auf Gott. Du biſt der Vorſtand des Edelmutes und Erſtlingsſpender desſelben (mubtakirahu), Du biſt die Sonne des Himmels der Güte und ſein Mond (ghamarahu).

So weit. Nicht höre auf in Geſundheit und Heil (ʿâfijâti) und in reichlicher Güte vom Herrn zu ſein (wâfijâti). Amen.

Am 25. Ramadhân 1283 (1. Febr. 1867). Geſiegelt: Scheich Suleimân ibn Ali.

بسم الله تعالى

الحمد لله المعتصد بالله ماجد بن شعثن

الى جناب محبنا ومودتنا العزيز كرنل بارن دام عزه

لا زال محروسا من نوب الزمان وما نوسا من طوارق الحدثان

اما بعد فالباعث لتحرير احرف المحبة والوداد هو الاستفقاد

عنك وعن حالك لا حال بك سوءا ولا مكروه وان شاء الله انك

وصلت حماسة بالسلامة وهذه الساعة وصل الجماد ارشد الله

وجاب الخادم الذي ثور عليك تفقه وبالحال قيدناه اكراما

لجنابك لتعلم بذالك وانت سالم والسلام خير مبدا وختام

كتبه بامر خادمه احمد بن نعمان في ٢٦ شهر صفر ١٢٧٩

Couvert-Adreſſe: Sr. Hochwohlgeboren, dem Vorzüglichſten, dem Ruhm der Tapferen Mr. Kinzelbach (el musathir kunûz-el-bach d. i. „der die Schätze der Würde in ſich birgt“). Gott möge ihm verleihen was er liebt und woran er Wohlgefallen findet!

III. Schreiben, auf Befehl des Sultâns Mâdjid vom Staatsſekretär Ahmed ibn Român an Baron von der Decken gerichtet, Nr. 8 des Verzeichniſſes. Wir geben davon auf umſtehender Tafel 15 ein lithographiſches Fakſimile, damit ſich der Leſer eine Vorſtellung von dergleichen Schriften aus der Kanzlei eines arabiſchen Fürſten machen könne.

Im Namen Gottes, des Erhabenen!

Von dem gottgläubigen Madjid ibn Said an Sr. Hochwohlgeboren unſern Freund und Geliebten, Kornel Nabren (Kolonel Baron). Lang währe ſeine Würde! Nicht höre er auf bewahrt zu ſein von den Wechſelfällen der Zeit (min nanb-ez-zamâni) und wohl gehütet von den Wegen des Geſchickes (min tawâik-al-hadatâni). Die Abſicht des Schreibens, geliebter und vertrauter Bruder, iſt, nach Deinem Zuſtande zu forſchen. Kein Uebel und nichts Widerwärtiges treffe dich; Du mögeſt, ſo Gott will, wohl nach Mombas kommen! Soeben kam der Djemmedari (Hauptmann), den Gott ſtärke, und brachte den Diener, welcher auf Dich einen Angriff machte; ſogleich haben wir ihn gebunden, um Dich zu ehren. Du mögeſt Solches wiſſen. Du aber biſt wohl (ungetroffen). Die Geſundheit iſt aber das beſte Gut. Den 26. Safer 1279 (24. Auguſt 1862).

NB. Es handelt ſich um Feſtnehmen eines Beludſchen, welcher bei der im erſten Bande S. 220 erwähnten Fahrt auf dem Panganiſluſſe aus einem Hinterhalte auf Deckens Boot geſchoſſen hatte.

IV. Zwei Briefe des Auwêſi, Sultân von Tûla, Nr. 31 und 32 des Verzeichniſſes.

Nr. 31. Ein ſehr langer und mit großer Gewandtheit geſchriebener Brief an Kinzelbach, welcher den Schreiber nach der Stadt Bârdêra hatte ſchicken wollen. Der Schluß des Briefes lautet:

Ja, ich bin ein Somâli, aber das Somâli-Idiom der Inſeln iſt ganz verſchieden von demjenigen des Inneren, und Deine Bekannten in Brâwa werden mir es beſcheinigen und mein Wort beſtätigen, daß ich weder mit den Kawlallah (sic) bekannt bin noch ihre Sprache verſtehe. Indeſſen, wenn Du willſt, daß ich für andere Zwecke zu Dir komme[1]), außer denen, die in dem Briefe ausgeſprochen ſind, ſo laß mich Das wiſſen und ich werde ſofort zu Dir kommen. Vorderhand ſchicke ich den Brief durch meinen Sohn; halte ihn nicht auf, denn wir ſind hier ſehr beſchäftigt.

Darauf ſagt Auweſi noch, daß er ſich zum Auskundſchaften nicht eigne, zumal man bei den Kawlallah, einem rohen und wilden Volke, ſeines Lebens nicht ſicher ſei.

Nr. 32. An Osmân (ibn) Abdallah el-Brawi (den Brawaner, Kinzelbachs Vertrauensmann). Dieſer Brief war Einlage des Vorigen (Nr. 31).

Meinen Gruß zuvor! Ich befinde mich wohl und wünſche, daß Du es auch biſt. Deinen geehrten Brief habe ich bekommen und daraus erſehen, daß Ihr wünſcht, ich ſoll zu Euch kommen und Euch behilflich ſein, um Nachrichten über dem Hambarûn[2]) einzuziehen bei den Einwohnern von Bâldêr. Dazu paſſe ich nicht. Auch ein Brief von mir kann Euch bei den Kawlallah Nichts nützen, denn ich kenne ſie nicht, und ſie kennen mich nicht. Wie habt Ihr doch an mich ſchreiben und mich zu Euch beſtellen können in einer ſolchen Sache? Du biſt doch ein verſtändiger Mann; wie konnte Dir Solches einfallen? Und

wenn Euch Einer ſolchen Rath gegeben hat, wie konntet Ihr ihm folgen? Ihr kennt ja meine Angelegenheiten! Indeſſen, wenn die Europäer etwas Anderes beabſichtigen ſollten als Das, was Du in Deinem Briefe erwähnt haſt, ſo benachrichtige mich davon auf der Stelle; in dieſem Falle werde ich mein Geſchäft hier im Stiche laſſen und zu Euch kommen, ſo Gott will, nach Eintreffen Eurer Nachricht[1]). Vorderhand aber würde mir die Reiſe ſchwer fallen, und zwar der fremden Kapitale wegen, welche ich im Lande ausſtehen habe; denn jetzt iſt die Zeit, die Gelder einzuſammeln.

Entſchuldige mich alſo, und wenn Ihr ſonſt noch ein Anliegen bei mir habt, ſo bedarf es ja nur einer Andeutung. Lebe wohl!

Von Deinem ergebenen Freunde Owês (Auweſi) ibn Mâi, welchem Gott gnädig ſei! Geſchrieben den 10. Saſar 1284 (14. Juni 1867) nach der Hedſchra des Proſeten.

[1]) Damit will der ehemalige Abbani des Barons vielleicht andeuten, daß, falls etwa die Europäer einen Rachezug nach Bardêra vorbereiten wollten, er ſofort kommen und ſeine Dienſte anbieten würde.

[2]) Hambarûn, verſtümmelt aus „Herr Baron"!

V. Zwei Briefe von Mahammed (Muhammed) Aden Kero in Bardêra an Kinzelbach, Nr. 46 und 47 des Verzeichniſſes.

Nr. 46.

Im Namen des barmherzigen Gottes!

Lob und Ehre ſei Gott; Gebet und Gruß von uns dem Gottgeſandten! Dieſes Schreiben geht aus von dem Scheich Mahammed ibn Adam ibn Chêr[1]) an Herrn Kinzelbach, den Abgeſandten. Es kam zu uns der Hambarûn und wir nahmen ihn ehrenvoll auf; wir behandelten ihn freundſchaftlich[2]), ſaßen zuſammen und beriethen uns zuſammen über alle ſeine Angelegenheiten und waren wie zwei Brüder und wie zwei Hände, von denen die eine die andere wäſcht. Darauf theilte er uns ſeine Abſicht, nach Kenâne (Ganane) zu reiſen, mit und ſprach zu mir: „Scheich Mahammed, ſchreibe mir einen Brief nach Kenâne, damit ſie wiſſen, daß ich ein Reiſender bin und nichts Anderes will außer mir das Land anſehen, und ſchreibe mir die Namen ihrer Vornehmen auf!" Und ich ſchrieb ihm Dieſes. Dann aber ſagte ich zu ihm: „Hambarûn, reiſe nicht nach Kenâne; denn vor Dir ſind viele Steine, deren Köpfe wie Lanzenſpitzen ſind; ſie verletzen das Schiff, und der Weg zwiſchen den Steinen iſt eng, ſo daß Niemand zu Schiffe durchkommen kann." Er antwortete: „Dieſe Angaben genügen mir nicht; ich werde gehen, um die Steine mit meinen Augen zu ſehen." Darauf ſagte ich: „Warte, lieber Freund!" und wir gingen, ich und er, zur Stadt hinaus, und Niemand war bei uns außer Gott; da ſahen wir, ich und er, die Köpfe der Felſen mit unſeren Augen[3]). Ich ſagte: „Da ſiehe!" Da ſah er und wußte es. Aber er ließ ſich nicht warnen und nahm weder meinen Rath noch den Rath meiner Leute an.

Dieſes iſt das Verhältniß zwiſchen mir und dem Hambarûn. Darauf reiſte er ab, kehrte zurück und benachrichtigte uns von Gottes Schickung[4]). Und wir nahmen ihn freundlich auf in unſerem Hauſe und gaben ihm Speiſe und Trank. Und es kamen die Räuber und nahmen ſein Schiff, während er in unſerem Hauſe war und wir ihm keinen Beiſtand leiſten konnten. Hernach warfen ſie ſich auf ſein Gepäck, und es entſtand ein Kampf zwiſchen ihnen, in deſſen Folge ſie zu mir kamen und ihn aus meinen Händen nahmen. Da verfügte Gott was er verfügte. Die beſte Rede iſt die, welche kurz iſt und nur andeutet[5]).

[1]) So nennt ſich der Scheich von Bardêra im eigenen Briefe. Mahammed iſt alſo ſein Eigenname, Adam der ſeines Vaters, Chêr (oder in der gewöhnlichen Somâli-Form Chêro) der ſeines Großvaters oder Ahnherrn, alſo der Familienname. In dieſem Reiſewerke wird er, wie im Lande ſelber, immer Ma-

hammed Aden Kero (Chêro) genannt, und hierzu möchten wir uns eine ſprachliche Bemerkung erlauben. Zunächſt iſt die Weglaſſung des Wortes ibn (Sohn) auch in anderen Ländern arabiſcher Zunge gewöhnlich, z. B. in Syrien, wo es aber meiſtens durch Einſchaltung des Artikels el erſetzt wird, ſo daß die Redeweiſe dem griechiſchen Ἀλέξανδρος (τοῦ) Φιλίππου analog wird. Sodann iſt die zur bequemeren Ausſprache aus Adam entſtandene Form Aden beachtenswerth. In den meiſten Briefen wird ſie mit dem aſpirirten d (dem arabiſchen dhâl) geſchrieben, einem ungemein weichen Laute. In den himjariſchen Inſchriften jener bronzenen Votivtafeln, die in den Ruinen der alten Tempel Jemens und Hadramauts gefunden werden und neuerdings viel nach Europa gekommen und in der Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft erklärt worden ſind, finden ſich oft die beiden Wörter Adam und Aden (mit den aſpir. d); vielleicht iſt auch hier das Letztere eine Erweichung des Erſteren, denn die arabiſchen Stämme Oſtafrikas ſtammen aus Südarabien, und es könnte ſich wol bei ihnen dieſe phonetiſche Eigenthümlichkeit als organiſch begründet erhalten haben. Man vergleiche die genannte Zeitſchrift Bd. XIX, S. 238, wo eine Inſchrift mit den Worten beginnt: Sidbadetir Berân Aden, was = S. ibn B. ibn A. zu ſein ſcheint, denn auf Zeile 4 wird ibn Aden wiederholt. (NB. In derſelben Zeitſchrift ſteht auch Piſtorius' Abhandlung über die Somaliſprache.)

[4]) Die ſatzverbindende Partikel „und" iſt in dem vorliegenden Somaliſchreiben immer weggelaſſen.

[5]) Dieſe Angabe iſt nicht wahr; Decken erwähnt in ſeinem ſehr ausführlichen Tagebuche kein Wort von einem ſolchen Rekognoscirungs-Ausfluge.

[6]) Nämlich von ſeinem Schiffbruch.

[7]) Dieſer Schluß iſt ſehr ſonderbar. Möglich daß Kero aus Furcht vor den Kablallah keine weiteren Aufſchlüſſe geben wollte.

Nr. 47.

Dieſes iſt eine zuverläſſige Mittheilung des Scheich Mahammed ibn Adam und des Scheich Haſan ibn Achmed, des ganzen Gemeinderaths und der Einwohner von Bâl-Tir (Bardêra). O Osmân, ibn Hadſchi Auwês (Sohn des Pilgers Obês), Dir und Deinem Genoſſen Gruß! Wir ſagen Euch, es iſt uns unmöglich, denn die Einwohner von Bâl Tir ſind ſchwach und in der Gewalt (wörtlich: unter dem Fuße) der Kablallah; und die Kablallah ſind Deine Feinde, ſie wollen durchaus nicht, daß Kinzelbach in das Gebiet von Bâl Tir komme. O Kinz-el-Bach[1]), nimm Dich in Acht, denn die Kablallah ſind Deine großen Feinde . . . . .

[1]) „Bach" hat keinen Sinn; der Miniſter des Sultâns von Sanſibar ſchreibt ſehr höflich: Kinz-et-Bâti, Schatz des ewigen Gottes.

VI. Nachträgliche Ausſagen des Abdio ibn Nur über v. d. Deckens letzte Stunden. Auszüge aus dem Protokoll vom 25. Juni 1867, Nr. 30 des Verzeichniſſes.

Bei des Barons Zurückkunft nach Bardêra ſagte Mahammed Aden Kero: „kommt nicht in das Land; ich weiß, daß Euer Schiff zerbrochen iſt, kehrt zurück nach Jumbo."

Abdio geſteht diesmal zu, daß er am 30. September nicht mit nach dem Schiffe gegangen ſei, „aus Furcht vor dem Baron".

Am 2. Oktober 3½ Uhr kamen Galla vom Stamme des Renôbil, des Abêker Haſan und des Ali (ibn) Magen und ſprachen zum Baron: „Komm mit zu Aden Kero, wir haben zuſammen zu ſprechen." Da ging er mit ihnen und wir hinter ihm zu Scheich Mahammed Kero, währenddeſſen eine Anzahl Leute in des Barons Haus ging und ſein Gewehr ſtahl. Im Hauſe des Scheichs Mahammed forderten ſie ihn auf, ſich zu ſetzen, aber er ſprach: „Nein, ich ſetze mich nicht"; und er ging fort und war ſehr ärgerlich. Als er nach Hauſe kam und die Flinte nicht fand, rief er: „Wo iſt meine Flinte?" und er ſchrie laut auf und zog eine Piſtole. Da flohen alle Leute und wir flohen mit ihnen. Nun brachten ſie die Flinte, und mit ihr kamen vier von den tapferſten der Kablallah, und ungefähr zehn ſtellten ſich bei dem Hauſe auf, außerhalb deſſelben; und ſie faßten den Hambarûn und banden ihn und gingen mit ihm zum Fluſſe. Nach einer Viertelſtunde kehrten Alle

Digitized by Google

zurück und brachten die Beinkleider und seine Mütze; und daran war Blut, und ich sah mit meinen Augen das Blut. Desgleichen brachten sie die Pistole. Und Berak (Baraka) und die Matrosen und ich, wir waren alle gefangen (?) in den Händen der Kablallah. Und sie nahmen die Flinte des Baraka und nahmen mir meine Kleider(?). Da gab mir der Scheich Ameio eines von sich. Und nach der Rückkehr der Kablallah vom Flusse vereinigten sich mit ihnen der Scheich Renôbil und der Scheich Abêkr, und sie gingen zusammen in das Haus des Hambarûn und nahmen alle Werthsachen (Güter) an Silber und Kleidungsstücken, Pulver, Blei, Flinten und Waaren.

Desgleichen, als sie den Hambarûn fortzogen, sprach dieser zu mir: „o Abdio, o Abdio!" Währenddessen war ich gefangen (?) in den Händen der Kablallah. Darauf blieben wir sechs Tage, nachdem am vierten auch der Hakim (Dr. Linck) vom freien Lande zum Stadtthore von Baldire gekommen war; er war durstig und sie tödteten ihn am Thore. Als wir von seiner Ankunft hörten gingen wir zu ihm, fanden ihn aber getödtet, und ich, Abdio ibn Abd-Nûr habe ihn mit meinen Augen (?) todt gesehen; er hatte Lanzenstiche, ungefähr fünf, und sie schleiften ihn zum Flusse.

Nachdem sechs Tage vorüber waren, reisten wir um Mitternacht ab und waren zwölf Tage (?) unterwegs, bis wir nach Brâwa gelangten. Und alle Matrosen aßen im Hafen Brawa in meinem Hause. Und ich erkläre, daß die Scheichs Muhammed Kero und Ameio nicht im Rathe saßen, als man den Tod des Hambarûn und der Anderen beschloß. Und ich kenne in Baldire mehr als fünfhundert (?!) Leute, welche bei dem Tode des Barons zugegen waren. Ich versichere, daß sich von den baaren Geldern des Hambarûn außer den zehn Thalern, die er mir im Hafen von Dschub (Jumbo) gegeben, kein einziger Pesa in meiner Hand befindet. Das ist es, was ich weiß.

Geschrieben in Brawa am Dienstag und Mittwoch den 21. Safar des Jahres 1284 (25. Juni 1867).

NB. Unterschrieben von Kinzelbach auf der einen Seite, auf der anderen von Hadschi Osmân ibn Abdallâh aus Brâwa.

Darunter steht: Und ich, Abdio ibn Abd-Nûr bekenne, daß alles Vorstehende (das auf diesem Papiere Geschriebene) meine mündliche Aussage ist!

Dann folgt eine Bescheinigung des Mai ibn Omar, Kadi von Brawa, „daß er das Vorstehende in Gegenwart der unten genannten Personen Wort für Wort gelesen habe"! Hierauf:

Und ich, der Scheich Mahmûd, der Wekil (Stellvertreter) des Sultahn Mâdjid, desgleichen der Scheich Schêgô (Schigo) von den Honoratioren Brawas, und Hadschi Osmân, der Schreiber des Mr. Kinzelbach, und Mr. Kinzelbach selbst, wir bezeugen, daß der Kadi Mai ibn Omar „es von Anfang bis zu Ende gelesen hat", und wir bezeugen auch, daß der Scheich Abdio Abd-Nur, nachdem der Kadi das Papier gelesen, erklärt hat: „Alles Dieses ist von mir, mit meinem Munde, vom Anfang bis zum Ende gesprochen worden!"

Und ich, Mahmûd, anwesend in der Eigenschaft als Zeuge von Seiten des Sultahn Mâdjid in Sandschibâr, und ich, Scheich Schêgô in der Eigenschaft als Zeuge in Stellvertretung der Angesehenen von Brawa, bezeuge, „daß Abdio Abd-Nur eigenhändig das Zeichen seiner Unterschrift machte"!

NB. Die schändliche Komödie, welche man mit diesen scheinbaren Zeugnissen dem armen Kinzelbach gegenüber aufführte, beweist, welche Schurken die Honoratioren von Brawa sind, und stellt entweder die Ehrlichkeit oder den Verstand des Herrn „Stellvertreters des Sultân Mâdjid" in ein sehr schlechtes Licht.

Die mit (?) versehenen Stellen sind dem früher Mitgetheilten zufolge unwahr oder der Unrichtigkeit verdächtig.

VII. Zwei Briefe aus Mukdiſcha, Nr. 36 und 37 des Verzeichniſſes.

Nr. 36. Schreiben des Scherif Kulatên aus Mukdiſcha (Makdiſcho) an Kinzelbach, erhalten in Merka am 2. December 1867.

Im Namen des Allbarmherzigen!

An den hochgeehrten Miſter Kinzelbach, den Gott den rechten Weg leiten möge. Gottes Gruß und Barmherzigkeit mit Dir! Dieſer Brief mit ſeiner Einlage (das nachfolgende Schreiben des Gemeinderathes) kommt aus Mukdiſcha (69), und wir zeigen Dir an, daß wir Deinen Brief erhalten haben. Desgleichen brachte uns ein Kameltreiber neun Körbe, ohne daß wir wiſſen, was darin iſt. Auch iſt (Dein Reiſegefährte) Osmân Abd-Bâne hier angekommen und hat uns benachrichtigt, daß Du auf dem Wege umgekehrt ſeiſt. Gott ſei Dank, daß Du Dies gethan. Dieſe Umkehr iſt ein Glück und kein Schaden für Dich. Du hätteſt Dich in das Verderben geſtürzt, und ganz unzweifelhaft würde Dich ein Unglück betroffen haben, wenn Du nach Mukdiſcha über die Gebirge gekommen wäreſt. Die Wüſtenbewohner (Beduinen) warteten Alle Deiner Ankunft; ſie hatten ſich am Ufer gelagert, um Dich mit ſchlimmen Abſichten zu empfangen. Als wir Deine Umkehr hörten, freuten wir uns. Den Scheich Achmed ibn Juſuf anlangend, ſo machen dieſem die Beduinen Viel zu ſchaffen, und das Land iſt voll Unruhe auf allen Seiten. Wir haben ihm von den Beſchwerden und der Gefahr, die Du ausgeſtanden, geſchrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Sowie dieſe ankommt, ſchicken wir ſie Dir nach Merka (69) oder Brâwa. Du aber, gehe mit Dir zu Rathe! Daß Du nach Bardêra gelangen könnteſt, iſt undenkbar. Nimmermehr wirſt Du dahin gelangen, und wenn Du alle Schätze der Welt bieten wollteſt. Dieſe meine Auskunft iſt die Wahrheit; wenn Du nur auf mein Wort hören wollteſt, denn ich bin aufrichtig in Deiner Angelegenheit. Doch ich hoffe, Freund, daß Du ſelbſt das Richtige erkennen wirſt. Soviel können wir Dir ſagen: willſt Du durchaus zu uns kommen, ſo ſei auf Deiner Hut. Jedenfalls erwarte die Antwort des Scheich Juſuf, denn jeder einzelne von den Somali will Deinen Untergang. Gott befohlen!

Von Deinem Freunde, dem Sêjid (Seid) Kulatên, dem Sohne des Sêjid Muſahhar-ed-din dem Naſariden, den 5. Djemâdi 1284 (5. Okt. 1867?).

P. S. Der Sultân von Mukdiſcha ſchickt Dir einen Brief durch die Hand des Scheich Osmân, welcher Dir völligen Aufſchluß giebt.

Couvert-Adreſſe: Zu Händen des Herrn Kinzelbach, des Deutſchen, d. Z. in Merka.

NB. Es finden ſich noch zwei Briefe von Scherif Kulatên in Kinzelbachs Papieren, aber dieſe ſind gefälſcht und untergeſchoben; ſie ſind Beweisſtücke für die Verrätherei von Hadſchi Nûr und Hadſchi Osmân, an deren Adreſſe ſie gerichtet ſind.

Nr. 37. Schreiben des Vorſtandes des Gemeinderathes in Mukdiſcha an den Hadſchi Nûr; zugleich für Kinzelbach beſtimmt; empfangen am 2. December 1867.

Im Namen Gottes!

An unſeren theuren, geehrten und erleuchteten Freund, den edlen Scheich Hâgg (Hadſchi, Pilger) Nûr ibn Haddâd.

Gottes Gruß zuvor! Unſere Mittheilung, lieber Freund, beabſichtigt etwas Heilſames; alles Heilſame aber bereitet Freude, und dieſe möge Dir niemals fehlen!

Wiſſe, Freund, daß wir Dich als unſer Auge und als unſere Seele anſehen, und glauben, daß Alles, was uns ſchadet oder freut, auch von Dir als Schade oder Freude empfunden wird. Unſer Nutzen und Schaden iſt alſo ein gemeinſamer, und dennoch ſehen

wir Dich Etwas thun, was unſere Herzen mit Kummer, unſer Gemüt mit Sorge erfüllt hat. Du weißt, daß unſer Land voll Unſicherheit und Treuloſigkeit iſt, daß unſere Beduinen die ſchändlichſten Stämme ſind, die es geben kann, daß ſie gegen keinen vornehmen Mann irgend welche Rückſicht haben, daß ſie ihren eigenen Scheich nicht ehren, ſich vor ihren Geiſtlichen nicht ſchämen und ihre Fürſten nicht hochſchätzen. Du weißt Das, und trotzdem bringſt Du einen chriſtlichen Mann zu uns, und zwar auf einem Wege, welcher weit abliegt von den beiden Häfen Brawa und Merka, ſodaß wir vermuten müſſen, Du haſt im Geheimen irgend einen ſchlimmen Anſchlag, dergleichen bei den muſelmänniſchen Machthabern, nicht aber bei den chriſtlichen (!) vorzukommen pflegen. Wir erkennen daraus, daß Du auf unſer Verderben, unſer Unglück ausgehſt. Darum, Freund, begehren wir von Gott, von dem Profeten und von Dir, daß Du auf dieſes Vorhaben nicht zum zweiten Male zurückkommſt noch heimlich ausführſt, was Du immer im Sinne haben magſt. Die Beduinen unſeres Landes halten weder den Kleinen gegenüber das gegebene Wort, noch ſchämen ſie ſich den Großen gegenüber. Es wäre ſchrecklich, wenn die Chriſten bei Deinen Lebzeiten (d. h. um einen durch Deine Schuld ums Leben gekommenen Europäer zu rächen) in unſere Länder kämen! Möge Gott und mögeſt Du uns davor bewahren, wenn es jemals zwiſchen Dir und uns Gefälligkeit und Liebe gab! Als die Beduinen, Freund, von eurer Reiſe gehört hatten, lagerten ſie ſich am Meeresufer, mit Gier auf Euch wartend, und wir wußten Nichts von dem Allen! Nun, Gott ſei Dank, welcher ſie und Euch noch auseinander gehalten hat! Dieſes wollten wir Dir zu wiſſen thun. Zünde den Brand nicht vorſätzlich an und lebe wohl!

Schließlich ſenden Dir die Sultâne ihre beſten Wünſche, nämlich der Imâm (Obergeiſtliche) Mahmûd, Sohn des Sultân Benjamin, der Sultân Osmân ibn Môdî, der Sultân Mahmûd, Sohn des Sultân Abû Bekr, der Sultân Mâô, Sohn des Sultân Omar, der Sultân Môdi, Sohn des Sultân Achmedî, und die übrigen Sultâne.

Couvert-Adreſſe: Zu Händen des Scheich und Pilgers (Hâgg) Nur ibn Haddâd ibn Abû Bekr, zur Zeit in Bender (im Hafenplatz) Merka.

NB. Der vorſtehende Brief zeichnet ſich durch ſeine edle Faſſung aus und gereicht den „Alten von Mukdiſcha“ ſehr zur Ehre. Die in ihm erwähnten Sultâne ſind die Senioren der Patricier-Familien, welche die herrſchende Ariſtokratie dieſer uralten, ehemals weit mächtigeren Hafenſtadt bilden. Im Anfang dieſes Jahrtauſends hießen dieſe Herren nicht Sultâne, ſondern Mokaddimên d. i. „Vorſteher“, und jeder fremde Kaufmann, welcher mit der Stadt Geſchäfte machen wollte, mußte ſich zur Sicherung ſeines Lebens, Schiffs und Eigenthums aus dieſen Mokaddimên einen Beſchützer (Abbani) auswählen. Vergl. hierüber Das geographiſche Wörterbuch des Jâkût el Hamawî, herausgeg. von Ferd. Wüſtenfeld, Leipzig 1866 bis 1870, Bd. IV. unter d. Art. Makdeſcho.

* * *

Zu Seite 334 muß nachträglich noch bemerkt werden, daß der vermeintliche Dampfer Livingſtones ein engliſches Kriegsſchiff war, welches, wie man ſpäter erfuhr, ſich verabredeter Maßen in der Mündung des Djubafluſſes gezeigt hatte, um Nachrichten über den Stand und Gang der Expedition einzuziehen.

Zu Seite 113 f. des erſten Bandes: Der Roman von der Prinzeſſin Bibi Sâlima iſt nicht mit ihrer Verheirathung zu Ende gegangen; der Gatte der Entführten ſtarb Mitte dieſes Jahres an den Folgen einer ſchweren Verletzung, welche er ſich beim Ausſteigen aus einem Wagen der Pferde-Eiſenbahn zugezogen, die beklagenswerthe junge vollſtändig europäiſirte Wittwe kehrte mit ihrer jungen Familie nach Sanſibar zurück! Dies aber iſt möglicherweiſe der Anfang eines neuen und längeren Romans.

Anmerkungen zum zweiten Bande.

(34) Seite 68.

Zu einer vollſtändigen magnetiſchen Ortsbeſtimmung gehört die Meſſung 1) der magnetiſchen Abweichung (Mißweiſung, Deklination oder Variation) d. i. des Winkels, um welchen die magnetiſche Nordlinie von dem wahren Norden nach Oſten oder Weſten hin abweicht; 2) der Inklination (engliſch: dip) oder des Neigungswinkels der Magnetnadel gegen die Horizontalebene; 3) der Horizontalintenſität (Horizontalkomponente des Erdmagnetismus) oder der Stärke desjenigen Theils der magnetiſchen Geſammtkraft, welcher in horizontaler Richtung wirkt. Auf Reiſen begnügt man ſich oft mit Beſtimmung zweier dieſer „Konſtanten", der Deklination und der Horizontalintenſität, weil der Apparat zur Beſtimmung der Inklination, das „Inklinatorium", ziemlich koſtſpielig iſt und ſchwer fortzuſchaffen. Die während der Decken'ſchen Expeditionen angeſtellten magnetiſchen Beobachtungen finden ſich in der dritten Abtheilung von Band III (wiſſenſchaftlicher Theil) des Reiſewerkes.

(35) Seite 72.

Der Kinganiſluß verdient eine beſſere Berückſichtigung, als ihm bisher zu Theil geworden. Er fließt durch ein fruchtbares Gelände, längs einer vielbeſuchten Handelsſtraße hin und iſt vermutlich auf eine weite Strecke ſchiffbar. Außer ihm harrt auch der Lufidſchi, nächſt dem Djuba wahrſcheinlich der bedeutendſte Fluß des mittleren Oſtafrika, noch der Unterſuchung.

(36) Seite 75.

Bagamoio iſt durch ſeinen regen Verkehr mit dem Inneren der wichtigſte Küſtenplatz zwiſchen Mombas und Kiloa.

(37) Seite 103.

Wer ſich eingehender über die Weſtküſte Madagaskars zu unterrichten wünſcht, findet gute Auskunft in Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de Madagascar, Paris 1845 (Abdruck aus den Annales Maritimes et Coloniales), einem Buche, welches kaum minder hohen Werth beſitzt als deſſelben Verfaſſers ofterwähntes Buch über die oſtafrikaniſche Küſte.

(38) Seite 108.

Cycloone ſind Wirbelſtürme von ungeheurer Ausdehnung. Ihre Drehung (Rotation) erfolgt in der ſüdlichen Hemiſphäre in gleichem Sinne mit den Zeigern einer Uhr, in der nördlichen Hemiſphäre aber in entgegengeſetzter Richtung; ihre Fortbewegung (Translation) geſchieht von dem Gleicher aus nach höheren Breiten in der Bahn einer nach Oſten hin offenen Parabel. In Oſtafrika ſcheinen dieſe Drehſtürme nur auf der Grenze des Gebietes der Monſune und des Paſſates vorzukommen. Nördlich von den Komoren bis zum Somalilande weiß man nicht von ſolchen Wirbelſtürmen; auf den Seſchellen hat man bisher nur einen beobachtet (im Jahre 1862, ſ. S. 115 f. dieſes Bandes). Deſto häufiger wüten ſie auf den Maskarenen: auf Réunion zählt man jedes Jahr durchſchnittlich einen heftigen „coup de vent".

(39) Seite 115.

Marqués ſind alte bourboniſche Münzen aus dem 18. Jahrhundert (1 Marqué = 3 Sol à ½ Sou = 0,6 ſgr.). Auf den Seſchellen rechnet man 13 Marqués = 1 Franc, 16 = 1 engl. Shilling.

(40) Seite 120.

Kreolen ſind im Lande geborene Kinder eingewanderter Eltern, nicht zu verwechſeln mit Mulatten oder Miſchlingen von Europäern und Eingeborenen. Kreolen ſind z. B. Europäer, welche in Braſilien, Indien oder China geboren ſind, desgleichen in Sanſibar geborene Araber ſowie in Amerika geborene Neger, obſchon man gewöhnlich letztere nicht ſo nennt.

(41) Seite 130.

Die Kolonie Réunion wird nach Maillard von einem Gouverneur oder Statthalter verwaltet, welcher das Staatsoberhaupt und den Marineminiſter repräſentirt und mit dem Oberbefehl über die Truppen ſowie mit der geſammten Verwaltung der Inſel betraut iſt. Unter ihm ſtehen der Ordonnateur, der Directeur de l'Intérieur und der Procureur général; ein Kontroleur, welcher unmittelbar mit dem Miniſter verkehrt, ſorgt für die geſchäftsmäßige Ordnung.

Der Ordonnateur vertritt den Miniſter für alle Ausgaben im Intereſſe des Heeres, der Flotte und der Finanzen. Er hat ſehr ausgedehnte Vollmachten, beſonders was die Marine, die Aushebung, den ärztlichen Dienſt u. ſ. w. betrifft; wichtiger aber für die Kolonie ſind ſeine Befugniſſe im eigentlichen Finanzfache. Unter ihm ſteht der Tréſorier général (Großſchatzmeiſter), welcher die Einkünfte der Inſel ſowie die Marinegelder verwaltet und alle Zahlungen leiſtet.

Der Direktor des Innern hat das bei weitem wichtigſte Amt; ſeine Stellung entſpricht ungefähr der eines Präfekten und zugleich Unterpräfekten in Frankreich. Ihm zur Seite ſtehen ein Generalſekretär und verſchiedene Bureauchefs, nämlich 1) der Direktor der Regiſtratur und der Domänen, welchem zugleich die Verwaltung der Forſten und Gewäſſer und das Erbſchaftsweſen anvertraut iſt; 2) der Zolldirektor; 3) der Steuerdirektor, welcher auch die Ueberwachung des Poſtdienſtes mit beſorgt; 4) der Inſpektor des öffentlichen Unterrichts; 5) der Chef des Dienſtes der Brücken und Wege, welcher nach dem auf S. 146 Geſagten eine ganz beſonders verantwortungsreiche Stellung hat, und 6) der Polizeidirektor.

Dem Procureur général liegt die Leitung des Gerichtsweſens ob; er iſt der Vorgeſetzte aller Magiſtratsperſonen, Richter, Advokaten, Notare u. ſ. w., ſowie Präſident des kaiſerlichen Gerichtshofes in St. Denis und der zwei Tribunale erſter Inſtanz (zu St. Denis und St. Pierre), außer denen es, beiläufig bemerkt, noch neun Friedensgerichte in den verſchiedenen Gemeinden der Inſel gibt.

Die geſetzgebende Gewalt liegt in den Händen des Generalrathes (Conſeil général), welcher im Jahre 1854 an Stelle der früheren Aſſemblée coloniale geſetzt wurde, und deſſen Mitglieder unter den Bewohnern der Kolonie zur Hälfte vom Gouverneur, zur Hälfte von den Municipalräthen ernannt werden, welch letztere gleichfalls der Statthalter ernennt. Der Generalrath ſchickt aller drei Jahre einen Abgeordneten des Landes in den Colonialrath zu Paris.

Die Geſetze werden von dem Gouverneur und dem Generalrath erlaſſen; die Bürgermeiſter (Maires) haben in Gemeindeangelegenheiten das Verordnungsrecht. Dem Gouverneur ſteht außerdem noch ſeit dem Jahre 1825 ein Conſeil privé zur Seite, welcher ihn mit berathet und erforderlichen Falls ſeine Verantwortlichkeit theilt; er beſteht außer den drei obengenannten Chefs der Verwaltung aus zwei Angeſehenen der Inſel, welche ihre Stellvertreter haben. Wenn es ſich um religiöſe und Gegenſtände des Unterrichts handelt, wohnt den Sitzungen des Conſeil privé auch der Biſchof von St. Denis mit berathender Stimme bei.

(42) Seite 137.

Der Name „La Poſſeſſion" kommt wahrſcheinlich daher, daß hier die Franzoſen landeten, als ſie im Jahre 1643, 1649 oder 1654 die Inſel in Beſitz nahmen.

(43) Seite 140.

Der Borer (engl. Name) oder Perce-Canne, die Raupe von Borer Sacharellus Guenée, wurde von Ceylon durch Rohrſtecklinge eingeführt, zuerſt nach Mauritius und ſpäter nach Réunion, wo er indeſſen bisher nur den Feldern von Sainte-Marie und Sainte-Suzanne größeren Schaden zugefügt hat, während er auf der faſt ausſchließlich zuckerbauenden Nachbarinſel eine wahre Geißel des Landes iſt. Die gelb-graue Raupe lebt innerhalb der Rohrſtengel und verpuppt ſich unter einigen zuſammengehefteten Blättern; der aus ihr entſtehende Nachtſchmetterling ähnelt dermaßen einem vertrockneten Zuckerrohrblatte, daß man ſehr aufmerkſam ſuchen muß, um ihn unter den Blättern, zwiſchen denen er ſich bei Tage verſteckt, zu finden. Das vom Borer angefreſſene Rohr ſtirbt entweder ab, oder theilt, wenn es ausgepreßt wird, dem Safte eine hohe Neigung zu gähren mit. Leider kennt man noch kein Mittel zur Vertilgung des ſchädlichen Kerfes.

(44) Seite 144.

Man theilt die Inſel Réunion in eine „Partie du Vent" (Hälfte am Winde) und „Partie ſous le Vent" (Hälfte unter dem Winde); erſtere umfaßt die „Communen" von St. Denis, Ste. Marie,

Ste. Suzanne, St. André, St. Benoit und Ste. Rose, letztere die von St. Philippe, St. Joseph, St. Pierre, St. Louis, St. Leu und St. Paul. Daß diese Eintheilung nicht ganz naturgemäß ist, kann man aus der Karte ersehen, wenn man berücksichtigt, daß die herrschenden Winde auf Réunion Südsüdost und Südost sind.

(45) Seite 146.

Das „Atelier Colonial", welches der Insel ausgezeichnete Dienste leistet, besteht nach der neuen Organisation von 1856 aus zehn Brigaden von je fünfzig Engagés (s. Anmerk. 52), hauptsächlich Terrassiers, Mineurs und Handlanger, denen für jede Brigade eine Abtheilung Bauhandwerker (Maurer, Zimmerleute, Schmiede) beigegeben ist.

(46) (nicht „47") Seite 157 u. 178.

Nach Bory de St. Vincent verstehen die Kreolen unter „Ambavilles des Hauts" eine Menge Pflanzen verschiedener Familien, namentlich Hubertien, Hypericeen (millepertuis), Bruyères, Seriphien (armoselles) u. s. w., welche in den Hochebenen der Insel so zahlreich wachsen und dem Reisenden das Erklimmen von steilen Abhängen oft sehr erleichtern.

(47) Seite 167.

Der branne oder Bohea-Thee, Thea Bohea L., welcher ein sehr zuträgliches und angenehmes Getränk liefert, wächst besonders in den höheren Theilen der Insel und wird von Maillard den ärmeren Klassen der Bevölkerung von Réunion sehr zum Anbau empfohlen, weil seine Kultur allen Familiengliedern einträgliche Beschäftigung verschafft.

(48) Seite 172.

Radama's Begünstigung der Fremden und besonders der Franzosen scheint viel zur Herbeiführung der Revolution beigetragen zu haben; er hatte u. A. einer französischen Gesellschaft unter dem von ihr zum „Herzog von Emirn" (Provinz im Innern der Insel) ernannten Lambert das ausschließliche Recht der Ausbeutung aller madagassischen Naturschätze verliehen. Doch ehe noch die Bergleute, Ingenieure ꝛc. ankamen, welche den Genuß dieses ungeheuren Privilegiums ermöglichen sollten, trat der Umsturz ein. Neuere Nachrichten über Madagaskar finden sich (abgesehen von selbständigen Werken wie Sibree, Madagascar and its people, London 1870) in Illustrated London News vom 6. Februar 1869 (Krönung der Königin am 3. September 1868) und Augsb. Allg. Zeitung 1870 Nr. 5, außerordentliche Beilage (Einführung des Christenthums am Hofe).

(49) Seite 178.

Die Gaulette, ein veraltetes aber immer noch gebräuchliches Maß auf Réunion, enthält nach Maillard 15 pieds de roi = 4 m. 872591, ist also etwas größer als die „Ruthe" der meisten deutschen Staaten; eine Geviert-Gaulette, welche im Texte als Feldmaß genannt ist, entspricht 23 □ m. 742145. Etwas abweichend ist die Gaulette von St. Marie, welche nur 12 Fuß hat = 3 m. 898068.

(50) Seite 182.

Meine Siedepunktsbestimmung ergab 9037' engl. für die Meereshöhe des alten Kraters, während Maillard (s. Karte von Réunion) hierfür den wahrscheinlich genaueren Werth von 8618' angibt.

(51) Seite 187.

Richard Thorntons Biographie ist S. 386 ff., im Anhange dieses Bandes gegeben, in den „Lebensbildern der Verstorbenen".

(52) Seite 189.

Mit Aufhebung der Sklaverei auf Réunion im Jahre 1848 begann eine sehr starke Einführung von Engagés (freien Arbeitern) aus Madagaskar, Ostafrika, Indien u. s. w. Gegenwärtig dürfen nur noch Indier „engagirt" und in das Land gebracht werden, weil der Handel mit madagassischen und Negerarbeitern zu vielen Gesetzesübertretungen Anlaß gab. Die Engagés erhalten von dem „Engagisten" außer Nahrung, Wohnung u. dgl. einen monatlichen Lohn von zehn bis fünfzehn Francs und müssen von demselben nach Erlöschung ihres ersten Kontraktes kostenfrei in ihre Heimat zurückbefördert werden, falls sie es verlangen. Der Unternehmer, welcher die freien Arbeiter einführt, erhält von dem Arbeitgeber für Abtretung eines fünfjährigen Kontraktes 375 bis 400 Francs. Die Zahl der auf diese Art Eingewanderten betrug im Jahre 1860 über 64,000.

(53) Seite 191.

Friedels Buch, erschienen im Jahre 1867 bei Albert Eichhoff in Berlin, kann den Freunden deutscher Kolonisation nicht genug empfohlen werden. Es betrachtet, nach einer einleitenden Beschreibung der Insel

Formoſa, das Koloniſationsweſen in Bezug auf Deutſchland vom ethiſchen, rechtlichen, politiſchen, adminiſtrativen, ſtaatswirthſchaftlichen, volkswirthſchaftlichen und techniſchen Geſichtspunkte aus und ſchließt mit einer Aufzählung der bis jetzt in Vorſchlag gebrachten Koloniſationsprojekte.

(54) Seite 207.

Auf Mayotte ſcheint die europäiſche Bevölkerung zahlreicher zu ſein; nach der Revue maritime et coloniale, Tome VIII., 1863, S. 249 ff., gibt es dort 77 europäiſche Anſiedler, 38 Civilbeamte, 131 Officiere und Soldaten. Die Beſatzung beider Inſeln ſoll gleich ſtark ſein, nämlich auf Noſſibé ſowol wie auf Mayotte:

1 Kompagnie „Infanterie de Marine" (100 Europäer),
2 Kompagnien „Soldats Indigènes" zu je 112 Mann (2 Officiere und 8 Unterofficiere aus Europa, 15 Unterofficiere aus dem Lande),
1 Abtheilung „Artillerie de Marine" (27 Kanoniere und 8 Arbeiter).

(55) Seite 227.

Nach Brenners Mittheilungen in der Kölniſchen Zeitung hatte die Königin von Mohilla im Jahre 1867 Herrn Lambert (ſ. S. 98, 99 u. Anm. 48), dem ſog. Duc d'Emirne, gewiſſe Strecken der Inſel zum Anbau von Zuckerrohr überlaſſen, danach aber ſich geweigert, den eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Infolge deſſen legte ſich am 11. November deſſelben Jahres die franzöſiſche Dampfcorvette „Indre" vor Fumboni, um Gerechtigkeit für Herrn Lambert zu erlangen. Die Königin ließ ſich jedoch weder einſchüchtern, noch auch durch Zureden des mit anweſenden franzöſiſchen Conſuls von Sanſibar und des Weſirs von Seid Madjid zur Vernunft bringen, ſondern erklärte einfach, „ſie habe die Regierung an ihren elfjährigen Sohn abgetreten, für welchen der Vertrag mit Hrn. Lambert nicht mehr bindend ſein könne". Auch eine ihr noch bewilligte Friſt bis nächſten Vormittag 10 Uhr ließ ſie unbenutzt vorübergehen, ſodaß die Corvette ſich genöthigt ſah, ihre Befehle zur Ausführung zu bringen. Um 12 Uhr Mittags, nach hundertundfünf Schüſſen, war die Stadt nur noch ein Trümmerhaufen!

(56) Seite 232.

In Deutſchland iſt es noch ſehr ſchwierig, gute Holzſchnitte von ausländiſchen Raſſenköpfen zu erlangen; bei unſerem, nach guten photographiſchen Vorlagen gezeichneten Bilde „Komorotypen" haben die Köpfe dreimal geſchnitten werden müſſen, ehe ſie einigermaßen befriedigten. Bei der raſch zunehmenden Wichtigkeit der Anthropologie ſteht es zu hoffen, daß dieſer dringende Uebelſtand bald Abhilfe finde.

(57) Seite 233.

Näheres über die Komoren und ihre Geſchichte findet ſich, außer an genannter Stelle, wo die früheren Berichte, durch Neues vermehrt, zuſammengeſtellt ſind, in derſelben Zeitſchrift (Revue maritime et coloniale) Jahrgang 1844, 1846 und 1858.

(58 u. 59) Seite 234.

Am häufigſten leiden die Einwohner von Kitanda an Gliederreißen, beſonders Schmerzen in den Handgelenken, und an Augenweh, letzteres wol durch den blendend weißen Sand des Strandes verurſacht; Beulen ſah ich nur bisweilen, Hydrocele nur einmal bei einem Kinde, Elephantiaſis gar nicht. Auffällig war mir ein Knabe mit hellroſtbraunem Haupthaar.

Die Menſtruation tritt zumeiſt im ſechzehnten oder ſiebzehnten Jahre ein, ſehr ſelten ſchon im dreizehnten oder vierzehnten, und verliert ſich erſt im fünfundfünfzigſten bis ſechzigſten wieder; als Sonderbarkeit wurde mir erzählt, daß eine alte Frau von fünfundſiebzig Jahren die Regeln von Neuem bekam. Bei der Verheirathung iſt der Mann gewöhnlich nicht unter ſiebenundzwanzig, die Frau nicht unter zwanzig Jahr alt, während bei den Arabern die Ehe oft mit ſiebzehn reſp. dreizehn bis vierzehn Jahren geſchloſſen wird.

Die Hauseinrichtung der Angaſijaner betreffend, iſt ein ſonderbarer Beleuchtungsapparat zu erwähnen vergeſſen worden: ein fünf bis ſechs Zoll breites Bret von drei Fuß Länge mit einem rechtwinkelig vorſpringenden Bretchen am unteren Ende, auf welchem drei kleine Pflöcke in ſchräger Richtung befeſtigt ſind, zwiſchen die man ein flaches, thönernes Lämpchen ſtellt; dieſe „Laterne", welche an einem Nagel an der Wand hängt, fehlt wol in keinem Haushalte. Ebenſo gibt es in den meiſten Häuſern eine gemauerte Ciſterne zum Auffangen des Regenwaſſers; letzteres dient zum Trinken, das brackige Waſſer der Senkbrunnen am Strande hingegen zum Kochen und Waſchen.

Ebenſo möge hier eine nachträgliche Bemerkung über die Thiere von Angaſija Platz finden. Sehr häufig ſieht man den fliegenden Hund (Pteropus Edwardsii Geoffr.), die Zibetkatze und einen Tanrek (Centetes ecaudatus Schreber); außerdem ſammelten wir eine neue Spitzmaus, Crocidura albicauda Ptrs. (ſ. Bd. III, 1. S. 7). Die Vogelwelt iſt mannigfaltig, in unſerer Sammlung aber leider ſehr ſpärlich vertreten; zahlreiche Tauben beleben die Gehölze, Perlhühner (eigene Art?) die Bergabhänge;

von Raubvögeln ſahen wir nur einen ſehr ſchönen, großen Uhu. Kerbthiere fanden wir gar nicht, ebenſowenig Landmotlusken, abgeſehen von einigen verlaſſenen Gehäuſen, die von ziemlich großen Einſiedlerkrebſen (Coenobita clypeatus M. Edw.), welche auf die Palmen klettern ſollen, beſetzt waren. Das Meer birgt viel Fiſche, Seeſterne u. dergl. Von Hausthieren ſind Rinder und namentlich Ziegen wichtig.

(60) Seite 236.

Nach freundlichen Privatmittheilungen von Kapitän Bigrel hatte der Sultahn Achmed oder Hammadi von Mroni (unſer Muniemku) etwa im Jahre 1854 die Herrſchaft an ſeinen Sohn Mahammed ibn Sultahn (?) und ſeine zwei Neffen Mſafum und Muniemlu theilweiſe abgetreten, derart, daß er und die drei jungen Leute jeder abwechſelnd ein Jahr regierten. Die drei Mitregenten waren indeſſen mit dieſem Antheil an der Macht nicht zufrieden, denn ſie beredeten ſich, ihren Vater und Oheim gänzlich zu entfernen und ihn ſeiner Güter zu berauben. Es gelang ihnen auch, ſich eine zahlreiche Partei zu bilden; doch der bedrängte Sultahn Achmed rief ſeinen Nachbar in der Stadt Kitanda Mdſini, den Sultahn Mſafum, mit welchem er bisher in wenig freundſchaftlichen Beziehungen gelebt hatte, zur Hilfe herbei und verſprach ihm hierfür eine ſeiner Töchter zur Ehe. Die Parteigänger Achmeds, welche fürchteten, in Mſafum einen fünften Theilnehmer an der Herrſchaft zu erhalten, traten nun offen mit ihren Abſichten heraus, ſammelten eine Schar von 12 bis 1500 Mann und lagerten ſich bei der Stadt Ikoni. Zum Glück für den alten Muniemku kam zu dieſer Zeit (December 1864) der „Loiret", Kapitän Bigrels Schiff, nach Mroni; die Franzoſen leiſteten dem bedrängten Sultahn kräftigſten Beiſtand und es gelang, die Aufrührer mit ungeheurem Verluſte zurück zutreiben und völlig zu zerſtreuen. Die Herren Uſurpatoren flüchteten ſich auf das Schnellſte nach verſchiedenen Küſtenorten am Kanale von Moſambik; den einen von ihnen, Muniemkus Sohn, traf Bigrel im Jahre 1866 noch auf Noſſibé an. Seitdem ſoll Ruhe und Frieden auf Angaſija nicht wieder geſtört worden ſein.

(61) Seite 249.

Der portugieſiſche Schriftſteller Barro de Rezende, Verfaſſer einer Geographie und Statiſtik der oſtafrikaniſchen Beſitzungen Portugals im Jahre 1635 (ſ. Guillain Band I. S. 469), kennt bereits die drei kleineren Inſeln der Mafia-Gruppe (Schole, Jua-ni und Kibondo); er nennt ſie Anroly, Coa und Zibondo, was indeſſen Guillain nicht zu deuten weiß, da er dieſe Inſeln in Nordweſten von Mafia ſucht: offenbar ſind ihm die Namen Schole ꝛc. unbekannt.

(62) Seite 275.

Die Patſchuni, von denen auch viele in Mombas wohnen, ſind nach Guillain II, 11. 238 aus der Vermiſchung von Suaheli, Arabern und Somali entſtanden. Sie ſaßen urſprünglich an der Küſte der fünfhundert Inſeln, von Kiama bis hinab nach Pata, wurden aber durch die Galla verdrängt und wohnen jetzt auf der letztgenannten Inſel und dem dazugehörigen Küſtenſtriche, zum Theil auch, wie ſchon erwähnt, in Mombas. Ihr eigentlicher Name iſt Wagunja, was die Araber in „Patſchuni" (Badjouyna oder Badjouna nach Guillain) verdrehten.

(63) Seite 280.

Brenner zählt die portugieſiſchen Ruinen, welche ſich an der oſtafrikaniſchen Küſte von Matindi bis zum Gleicher finden, ſehr überſichtlich in Petermanns Geogr. Mittheilungen 1868 Heft X. S. 362 und 363 auf. Nach dieſer Quelle ſind ſie auf den Karten V und VI angegeben.

(64) Seite 299.

Arc Angelo gibt ſich ſelbſt als Engländer aus, obgleich ſein Name eher italieniſch klingt. Im Maiheft der Proceedings der R. Geogr. Society 1866, S. 113, ſpricht er von dem Journale, welches er während ſeiner Djubafahrt geführt haben will; daſſelbe ſollte ſpäter in dem Journal R. G. S. veröffentlicht werden, doch iſt Dies nie geſchehen.

(65) Seite 309.

Baron von der Decken glaubt zwei Arten Krokodile im Djubafluſſe unterſcheiden zu müſſen, die eine flach und breit, die andere mit einem ſtachligen Kamm auf dem Schwanze. Ein elf Fuß langes Krokodil, welches Decken mit einem Schuſſe in das Schulterblatt erlegte und an Bord bringen ließ, hatte an den Vorderfüßen von fünf Zehen drei mit Krallen verſehen, und an den Hinterfüßen eine Schwimmhaut zwiſchen den Zehen.

(66) Seite 320.

Der Name „Darud" ſoll „der Starke" bedeuten. Manche Stämme der Somali leiten ihre Namen von der Stammmutter her, wie z. B. die Hebr Awel und die Hebr Gerhadſchis; denn das Vorwort „Hebr" bedeutet ſoviel als „Mutter".

(67) Seite 368.

Hadſchi Osmân hat Kinzelbach, ſeinen Herrn, nicht nur durch Fälſchung von Briefen (ſ. Anhang S. 411) ſchändlich betrogen, ſondern ihn auch beſtahlen. Hadſchi Nûr Haddâd, Kinzelbachs Kammiſſär im Auftrage Seid Madjids und Osmâns Mitſchuldiger, gibt an, daß er, von Osmân verführt, in Lamu Kinzelbachs Beinkleider herbeigeholt, worauf Osmân die Schlüſſel zu der Reiſetaſche Kinzelbachs herausgenommen, dieſe geöffnet und dreiundzwanzig Thaler entwendet habe, von denen er acht für ſich behielt, ſechs dem Hadſchi Omar und neun ihm ſelbſt gab. Er (Haddâd) habe aus Mitleid mit ſeinem Vetter und Schwager Osmân die ganze Schuld und Schande damals allein auf ſich genommen; übrigens habe er die neun Thaler durch Kupfergeſchirr im Werthe von elf Thalern erſetzt und ſei jetzt (Ende November 1867) wieder reſpektabel und zu treueſten Dienſten bereit. Osmân hingegen habe ſeine Betrügereien in Brawa noch viel toller betrieben, habe zu unnöthigen Ausgaben veranlaßt, Briefe falſch vorgeleſen, andere nicht abgeſchickt und die Botengelder unterſchlagen u. ſ. w., Alles aus Rückſicht für ſeine erbärmlichen Landsleute, die Tunne (und, wie wir hinzuſetzen, für ſeinen Geldbeutel).

Kinzelbach ſchildert in einem Briefe aus Aden den Hadſchi Osmân als einen ältlichen, lebhaften, witzigen Mann von ſehr einnehmendem Aeußern, welcher in Aden als Imâm (Vorbeter in der Moſchee), als gewandter Schreiber und als Erzähler allgemein bekannt und beliebt war. Er hatte ein ſehr wechſelvolles Leben geführt, war früher, als Sekretär des Sultahns Scharmalla (von Seila) der Mitſchuld an der Ermordung des franzöſiſchen Konſuls Lambert verdächtig, ſammt ſeinem Herrn und vielen Anderen auf einem franzöſiſchen Kriegsſchiffe um das Kap nach Breſt und von da nach Paris und Stambul gebracht, ſchließlich aber als unſchuldig mit Geldentſchädigung nach Aden zurückgeſchickt worden. Hier hatte er in letzter Zeit dem politiſchen Reſidenten Colonel Merewether bei dem Abolitionsvertrage mit den Medſchertin-Somali als Dolmetſcher gedient. Er iſt ein Schwager auch des Scherif Kulatên in Mukdiſcha, welcher unſerem Kinzelbach in vielfachen Beziehungen ſehr gefällig war, doch aber durch ſein ſpäteres Benehmen ein wenig verdächtig wurde, was bei der Verwandtſchaft mit dem ſaubern Hadſchi Osmân nicht wundern darf. — Der zweite dieſer frommen Pilgerſchufte war Hadſchi Omar aus Geledi, ein Vetter, wie er ſagte, des Sultahns Achmed Juſſuf und ſeit Mai 1866 in Sanſibar anſäſſig, wo er ein Haus und ein Tabaksgeſchäft beſaß. Er wurde durch Hadſchi Osmân bei Kinzelbach eingeführt und von dieſem als „zweiter Vertrauter" angenommen, in Brawa aber, Ende Auguſt 1867, wegen Betrügereien und Lügen wieder entlaſſen. Er war ein freigelaſſener Sklave, welcher ſich durch ſeine Gewandtheit empargearbeitet hatte; ſein Verhalten liefert uns van Neuem den Beweis, daß in jenen Gegenden derartigen Parvenüs gegenüber die größte Vorſicht zu beobachten iſt. Hadſchi Nûr Haddâd, der dritte des ſaubern Kleeblattes, erhielt übrigens ſpäter von Kinzelbach in deſſen letztem Briefe, wenige Tage vor ſeinem Tode, das Lob, daß er auf der Landreiſe nach Sigala (Geledi) treu geweſen und ſich ſehr nützlich erwieſen habe; ob dieſes Urtheil durch die Gutmüthigkeit des ſchon todtkranken Kinzelbach veranlaßt wurde, oder ob es wirklich begründet war, ſoll hier nicht unterſucht werden.

Weitere Aufklärungen erhalten wir, wenn wir die Verwandtſchaft des Abdia Abd-Nûr näher betrachten. Abdio iſt der jüngere Bruder des Scheich Schiga, durch deſſen Vermittelung er in Deckens Dienſte kam, und dieſer Schiga iſt der einflußreichſte Mann, gewiſſermaßen der Sultân von Brawa. Ein anderer Bruder von ihm iſt der „Regent" (Sultân) von Jumba. Nach dem Zeugniß des Hadſchi Haddâd iſt Scheich Schiga gleichfalls ein Gauner, welcher Kinzelbach auf alle mögliche Weiſe in Brawa zurückhielt und die ihn auf der Reiſe nach dem Innern begleiten ſollenden Soldaten beſtach, daß ſie ihm das Reiſen gründlich verleiden möchten.

Schiga war zu Kinzelbachs Zeit verlobt mit Dede, der Tochter des verſtorbenen Scheich Anweſi in Brawa, in deſſen Hauſe Kinzelbach wohnte; die Frau dieſes Anweſi aber, die damals noch lebende Mana Nana iſt eine Schweſter von Hadſchi Osmân, und ſein älteſter Sohn, welchem jetzt das Haus gehört, iſt Scheich Mahmûd, ein gleichfalls nicht unverdächtiger Mann; ſeine andere Tochter Ada endlich iſt verheirathet mit Haſſan Môdi, dem jüngſten Bruder von Abdio Abd-Nur. Dieſer Môdi ſtand, wenn wir nicht ganz irren, früher gleichfalls in Beziehung zu dem Baron; er erhielt „in Anerkennung vielfacher Gefälligkeiten" fünfzig oder hundert Thaler gebargt, welche aber, wie nicht anders zu erwarten war, zurückzuzahlen vergeſſen wurden. Die verwandtſchaftlichen Beziehungen des Scheich Ameio in Bardera zu der mächtigen Familie Abdias haben wir früher ſchon erwähnt. Daß man unter ſolchen Umſtänden in Brawa nichts einigermaßen Zuverläſſiges über die Vorgänge in Bardera erfahren konnte, darf nicht befremden; es iſt ſogar nicht ſicher, ob wir dem Sultahn Anweſi von Tula, dem Vetter und Schwiegerſohn des Hadſchi Anweſi in Brawa, vollſtändig trauen dürfen, trotz ſeiner biederen Briefe, von welchen wir im Nachtrag S. 407 f. auszugsweiſe Ueberſetzung gegeben haben. Jedenfalls aber iſt dieſer Anweſi und vielleicht auch der ſchon ſeit Jahrzehnten den Reiſenden bekannte und dienſtfertige Scherif Kulatên noch der Beſte von der ganzen Brawa-Sippſchaft.

(68) Seite 372.

Decken beſuchte, wie wir ſchon früher beiläufig erwähnt haben, Ende Oktober und Anfang November 1861 nach der Rückkehr von ſeiner erſten Dſchaggareiſe die Städte Takaungu und Malindi. Takaungu liegt etwa 1000 Schritt landeinwärts, an einem Meeresarm von einigen Meilen Länge und durchſchnittlich 80 Schritt Breite, welcher, der heftigen Brandung an ſeiner Mündung wegen, nur zur Flutzeit für Boote zugänglich iſt. Die Ufer dieſer Bucht ſind ſteil abfallende Korallenfelſen von etwa 100 Fuß Höhe; an ihrem Nordeingange bemerkt man die Ruinen eines kleinen Forts, welches früher wahrſcheinlich die Einfahrt beherrſchen ſollte. Die Stadt iſt nicht unbedeutend (Decken ſchätzt ihre Einwohnerzahl auf 3000), doch ſieht man von See aus wegen der vielen Windungen des Meeresarms Nichts von ihr als den Flaggenſtock. Sie wurde von der Familie der Mſara nach ihrer Vertreibung aus Mombas angelegt und nimmt noch jetzt beträchtlich zu; die Einwohnerſchaft beſteht, abgeſehen von einigen ſchachernden Indiern, nur aus den Mſara und deren Sklaven. Steinerne Häuſer findet man nicht in der Stadt, ſondern nur die an der Küſte üblichen Wohnungen aus Stangen und Lehm mit Palmſtrohdächern. Früher war ſie unbefeſtigt, und nur ein in geringer Entfernung gelegenes Dickicht bot den Einwohnern Zuflucht bei etwaiger Gefahr; zu Deckens Zeit aber (1861) fingen die Leute an, eine Ringmauer zu bauen. Der Reiſende fand die liebenswürdigſte Aufnahme bei den edlen Mſara und ihrem Aelteſten, dem Hammis ben Raſchid. Als Merkwürdigkeit von Takaungu müſſen wir erwähnen, daß die Leute hier bei gewiſſen Feſtlichkeiten eine ungeheure Trommel auf einem kleinen vierrädrigen Wagen umherfahren, das erſte derartige Gefährt, welches Decken in Oſtafrika ſah.

Malindi erſcheint vom Meere aus ſehr anſehnlich, da die Häuſer längs des Strandes hin gebaut ſind und die Ruinen der alten Stadt überdies den falſchen Schein von Größe vermehren. Die Stadt, welche früher ſo blühend war, lag nach ihrer Zerſtörung durch die Portugieſen (?) lange Zeit wüſte. Schon der alte Seid Said, der Vater des jetzigen Sultahns Madjid von Sanſibar, verſuchte hier eine Anſiedlung zu errichten; aber erſt in neuerer Zeit gelang das Unternehmen, und die junge Niederlaſſung entwickelte ſich ziemlich raſch. Im Jahre 1861 hatte ſie, nach Decken, eine Einwohnerſchaft von 50 Freien, 150 Soldaten (Beludſchen) und 1000 Sklaven. Die Häuſer ſind ebenfalls aus Lehm und Stangen gebaut und mit Palmſtroh gedeckt; neuerdings fängt man aber an, auch Steinhäuſer zu errichten; leider verhindert der Aberglaube die frommen Bewohner, das theilweis noch ſehr gut erhaltene Mauerwerk der Häuſer der alten Stadt zu benutzen, man wählt für die Neubauten lieber freie Plätze zwiſchen den Ruinen aus.

Der noch ſtehenden Umfaſſungsmauer nach zu urtheilen, muß die alte Stadt Malindi ziemlich bedeutend geweſen ſein. Ihre Lage jedoch iſt ſehr unglücklich gewählt, da man kein Trinkwaſſer in der Nähe haben kann, vielmehr, um dieſes nothwendigſte Lebensbedürfniß zu finden, anderthalb Stunden weit nach einem Sumpfe oder Teiche gehen muß, noch dazu unter militäriſcher Bedeckung, weil die Galla den Weg oft unſicher machen, oder nach dem einige Meilen weiter nördlich mündenden Sabakifluſſe. Es iſt geradezu unbegreiflich, daß man die neue Stadt nicht nach der Mündung des Fluſſes verlegt hat.

Man hat viel von portugieſiſchen Ruinen in Malindi gefabelt, doch fand weder Decken bei zweitägigem Umherſtreifen auf der Trümmerſtätte, noch in ſpäteren Jahren Brenner Etwas, das an jene kühnen Seefahrer erinnert hätte. Sämmtliche Inſchriften, welche beide Reiſenden ſahen, ſind altarabiſchen oder perſiſchen Urſprungs; nur die ſogenannte Vasco de Gama-Säule (Vasco de Gama Pillar der Seekarten), deren Abbildung wir im erſten Bande gegeben haben, rührt von den Portugieſen her. Die Geſchichte Oſtafrikas, welche ja ziemlich genau bekannt iſt (ſ. Tabellariſche Ueberſicht Band III., 3. Abtheilung), erwähnt übrigens auch Nichts von portugieſiſchen Bauten in Malindi, noch läßt ſie vermuten, daß die Portugieſen hier anders als in den arabiſchen Häuſern gewohnt haben, welche in Menge und von vorzüglicher Einrichtung vorhanden waren. Das Vorkommen von perſiſchen Inſchriften wird durch die Ausſage der Einwohner, daß die Gründer der Stadt aus Schiras hergekommen, erklärt, und intereſſant iſt es, daß man vor einigen Jahren mehrere hundert perſiſche Goldmünzen hier gefunden haben will. Leider war keine derſelben mehr aufzutreiben. Der Hafen von Malindi, wenn man überhaupt von einem ſolchen reden darf, iſt möglichſt ſchlecht; die Seefahrer dieſer Küſte hüten ſich daher auch, ohne Noth nach Malindi zu gehen: die Schiffe finden nicht den geringſten Schutz, und das Waſſer iſt ſo flach, daß ſie anderthalb Meilen vom Strande ankern müſſen. Krapfs Mittheilung von einem „ſchönen Hafen" beruht daher auf einem Irrthum.

Der Sabakifluß, welchen Decken in Begleitung vieler Soldaten beſuchte, iſt von der Stadt aus in anderthalb Stunden zu erreichen. Eine große Barre, von welcher Krapf meint, „daß ſie künſtlich hergeſtellt ſei, um das Einlaufen von Schiffen zu verhindern", verſchließt die Mündung; man findet auf ihr bei niedrigem Waſſer nicht ganz zwei Fuß Tiefe. Decken folgte dem Laufe des Fluſſes einige tauſend Schritt und fand die Ufer mit Mangrovebäumen beſetzt; ſeine Breite beträgt nicht über dreihundertundfunfzig Fuß, ſeine Tiefe nimmt von der Mündung an eine Strecke weit zu. Nach Brenner iſt der Fluß bis etwa 45 Meilen von der Küſte ſchiffbar. (Siehe den Karton auf Karte III des erſten Bandes.)

Auch in Malindi zeigten ſich die Einwohner ſehr gaſtfreundlich, obgleich ſie einige Wochen vorher durch die Boote des engliſchen Kriegsſchiffes „Gorgo“ viel Unbill erlitten hatten: die Engländer, vermutlich noch aufgebracht über den kurz vorher durch Suri-Araber verſuchten Angriff auf einen ihrer Kreuzer, hatten drei Fahrzeuge, welche, um Korn zu laden, im Hafen lagen, verbrannt, zehn Leute, von denen ſechs im Waſſer ſchwammen, erſchoſſen und ein Haus angezündet; man zeigte noch mehrere Kugeln und eiſerne Raketenhülſen, welche in die Stadt gefeuert worden waren.

(69) Seite 411.

Merka iſt nach Kinzelbach die bedeutendſte der vier Somalihafenſtädte, Brawa, Mukdiſcha, Merka und Warſcheich; auch ihre Rhede iſt die beſte. Die Zolleinnahmen (für Alles, was nicht von Sanſibar kommt) betragen drei- bis fünftauſend Thaler jährlich; ein Drittel davon beziehen die Bimal-Somali, der herrſchende Stamm, welcher jedoch nicht in der Stadt ſelbſt wohnt. Der Wali (Statthalter) Seid Madjids iſt eigentlich nur Zolleinnehmer und hat weder mit der Verwaltung noch mit der Gerechtigkeitspflege viel zu thun; zwölf Beludſchen bilden ſeine Garde und Dienerſchaft. Merka hat viele Steinhäuſer, alle im guten Stande. Die Araber ſprechen Somali, und die Bimal verſtehen ein wenig arabiſch. Sie regieren ſich ſelbſt, wahrſcheinlich auf ähnliche Weiſe wie die Brawaner, und ſind gute Unterthanen Seid Madjids, wie ſie behaupten, jedoch unabhängig von Achmed Juſſuf, dem Herrſcher von Geledi. Die Bimal ſind tapfer, den Wiſſenſchaften ergeben und fromm, zugleich aber duldſam. Außer dem Drittheil von den Zolleinnahmen beziehen ſie noch hundert Thaler jährlich von den Bewohnern der Stadt. Die Zahl der Einwohner ſchätzt Kinzelbach auf 800 Araber und 700 Kudamm oder Merka-Somali. Was für vortreffliche Muslim die Merkaner ſind, geht daraus hervor, daß ſie jährlich den vierzigſten Theil ihres Vermögens den Armen und den Ulemas (Geiſtlichen) ſchenken und gegen 300 Sklaven freilaſſen, theils um ein gutes Werk zu verrichten, theils um Gelübde zu erfüllen. Es ſollen 5000 Freigelaſſene und Kinder von ſolchen unter ihnen wohnen. Viele von den Freigelaſſenen wandern aus, außerdem entlaufen jährlich ſechzig bis hundert Sklaven; dieſe Leute bilden dann die Sklavenkolonien, deren wir ſchon mehrere bei Gelegenheit der Reiſe auf dem Djuba kennen gelernt haben. Für das Alterthum von Merka zeugt die Erwähnung der Stadt im geographiſchen Wörterbuche das Jâkût. —

Mukdiſcha, welches ſchon Guillain im Jahre 1847 beſuchte (ſ. Band II. 1. ſeiner Documents etc.), beſteht aus zwei getrennten Stadttheilen: Hameruin (nach Kinzelbach Hamer-weni), auf einem Hügel gelegen, und Schangani, in der Ebene. Die Häuſer ſind zumeiſt von Stein und gut erhalten. In der Hügelſtadt wohnen etwa 2500 Männer, davon 150 Araber, der Reſt Kudamm, hier Hamer-Somali genannt, in Schangani wohnen 500 Araber und 500 Kudamm, genannt Schangani-Somali. Letzter Ort iſt Sitz des Statthalters, welchem drei (!) Soldaten zur Verfügung ſtehen, und des Abgal-Sultâns Jakub, eines Vaſallen von Achmed Juſſuf, welcher überhaupt an der ganzen Küſte von Geſira bis Warſcheich als Souzerän gilt. Die Zolleinnahmen von Mukdiſcha betragen, je nach der Ergibigkeit des Jahres, 500 bis 2000 Thaler, wovon der Sultahn Jakub ein Drittel erhält. Ueber die Sinnesart der Bewohner von Mukdiſcha berichtet Guillain ausführlich; gegen Kinzelbach benahmen ſie ſich ſehr verſtändig (ſ. im Anhange S. 411 die Ueberſetzung der Briefe Nr. 36 u. 37). Kinzelbach erzählt, daß dieſe Leute, wie überhaupt die Somali und Araber dieſes Küſtenſtriches, die ſonderbare Meinung haben, daß die Engländer — von anderen Frendſchi iſt gar nicht die Rede — ihnen nur zur See überlegen wären, aber gründlich heimgeſchickt werden würden, wenn ſie einmal ans Land kämen. Bemerkenswerth iſt das hieſige Strandrecht: dem Retter oder Finder gehören die geſtrandeten Güter zu eigen; in Brawa iſt es ebenſo, in Merka gehören ſie ihm nur zur Hälfte. Ueber die Vergangenheit der Stadt vergleiche man Jâkût's geographiſches Wörterbuch, wo es heißt, daß Makdeſſo (oder Makdeſſ, wie es auch genannt wird) im Alterthume die größte Stadt an der Sanſibar-Küſte (arabiſch suâhil Zangibâr) war. Näheres hierüber ſiehe „Tabellariſche Ueberſicht der Geſchichte Oſtafrikas“, Bd. III, m. des v. d Decken'ſchen Reiſewerkes.

In den drei Städten Brawa, Merka und Mukdiſcha gibt es viel Rindvieh, Schafe, Ziegen und Kamele, dagegen wenig Eſel, Katzen und Hühner; von wilden Thieren finden ſich ſehr zudringliche Hyänen, Leoparden, wilde Hunde und, doch ziemlich ſelten, Löwen, von jagdbarem Wilde Gazellen und Antilopen. Das Klima dieſes Küſtenſtriches ſoll ſehr zuträglich ſein; Lieutenant Chriſtopher ſagt, daß er ſich hier ſehr wohl befunden habe.

Die Wärme ſchwankt zwiſchen 20 und 26° R.

Weitere Einzelheiten über das Somaliland, welche die Erkundigungen Kinzelbachs ergeben haben, gibt Haſſenſteins Mémoire in der 3. Abtheilung von Band III. des Reiſewerkes; eine Skizze der Umgegend von Brawa und des untern Laufs des Wobbi nach Brenners Angaben gibt der Kartou auf Karte V dieſes Bandes.

Vollständiges Namen- und Sachregister

für den erzählenden Theil (Band I und II).

Nebst kurzer Erläuterung der darin vorkommenden Wörter.

Vorbemerkung: K ist überall, wo dies stattbaft war, durch K ersetzt. J und Jod sind zusammengefaßt. P. = Port und St. = Saint sind bei der alphabetischen Ordnung nicht mit gerechnet; es muß daher immer nach dem Anfangsbuchstaben des eigentlichen Namens gesucht werden. Ä, Ö ꝛc. sind unter A, O ꝛc. zu suchen. Die Seitenzahlen ohne vorstehende II. beziehen sich, wenn der Zusammenhang es nicht anders ergibt, auf Bd. I.

A.

Aba Worati (Familienväter), Titel der Aeltesten bei den Galla II. 376.

Abani, d. i. Schutz- oder Geleitsmann, s. Abdio und Auwesi II. 300 und Rufâi II. 348.

Abarro (Barodina), Scheich von Anole am Djubafluſſe II. 314.

Abdallah, halbschlächtiger Araber auf Noſſibé II. 214.

— ben Achmed von Mombas 118 f.

— ben Dulab, Handelsmann in Minterano II. 99 und 104.

— ben Kammis in Pongüe 322.

— ben Mahammed von Mombas 117.

— ben Said, Karawanenführer in Kiloa 151 f., 161, 171 f., 180 f.

— ben Salem, arab. Admiral 120.

Abdelkadir, angesehener Somali in Brawa II. 354.

Abderrahman, Sadik's Schwiegervater 141, 148, 150, 176.

— ben Djaberti ben Ismael (genannt Darud), Stammvater einiger Somalistämme II. 320.

Abdio (ben) Abd(el) Nur, Abani oder Geleitsmann des Barons II. 300, 331, 335 u. 357; — sein Verhalten während des Ueberfalls II. 368; — Aussagen gegen Brenner und Kinzelbach II. 350, 367 u. 409 f.; — Antheil an v. d. Deckens Tode II. 363 f. u. 366; — Verwandtschaft II. 418, Anm. 67.

Abgal, ein Somalistamm II. 320.

Abu Saidi, Herrschergeschlecht von Maskât und Sansibar 117.

Abubakari, Seid, Scherif auf Großkomoro II. 231 f., 238 f. u. 245.

Acacia heterophylla, bildet Wälder auf Réunion II. 178.

Achmed, Matrose, Begleiter des Barons II. 357; seine Aussagen II. 359.

— s. Muniemku, Sultân von Mroni II. 237 ꝛc.

— Scheich von Malindi 193.

— ben Mahammed, Statthalter von Mombas 117, 118, 122.

— ben Said ben Achmed ben Abdallah, Herrscher von Omân 117 oben u. II. 370.

— ben Said, arabischer Admiral 117 unten.

— Juſſuf ben Achmed von Geledi II. 320, 368 u. 420, Anm. 69.

Ackerbau in Sansibar 84; — im Niassagebiete 184 f.; — in Mombas 195, 220; — am Kadiaro 239; — am Kilimandscharo 269; — in Usanga II. 17 u. 18; — auf den Seschellen II. 116; — auf Réunion II. 188; — auf Noſſibé II. 205 u. 238; — auf den Komoren II. 225 f. u. 235 f.; — auf Schole II. 250 u. 271; — der Wapokomo II. 268; — im Somalilande II. 297, 302 ff., 306 u. 318, 323, 328, 345 u. 349; — im Gallalande II. 377.

Ackerbau-Kolonien II. 191.

Acridium, Heuschrecken, Vorkommen an der Küſte II. 81.

Acridotheres tristis, ein sehr nützlicher Star auf Réunion II. 138.

Acryllium vulturinum, Geierperlhuhn 60, II. 306 ff.

Actitis hypoleucus, Flußläufer 60.

Adansonia digitata s. Affenbrodbaum 196 ff. ꝛc.

— Gregorii 197.

Adda, Scheich aus Barbera II. 367.
Aden, Kinzelbach und Brenner in 347 f.
— -Somali II. 322, 325 (mit Bild auf folg. S.).
Adji, Stammvater der Somali-Adji II. 319.
— ein Somalistamm II. 319.
Admiralität, engl., Förderung der Djubaexpedition II. 259.
Aëndi, räuberische Bewohner des Buragebirges II. 61.
Aepyornis maximus, Riesenvogel auf Madagaskar II. 93.
Affen auf Sansibar 64; — auf Mombas 200; — im Masailande II. 32; — menschenähnliche am Djuba II. 308; s. auch Halbaffen u. Hundsaffen.
Affenbrodbaum (Mbju, Adansonia), Beschreibung 196 ff.; — Vorkommen auf Sansibar und Mombas 197; — im Inneren II. 17, 29, 30, 39, 68; — auf den Komoren II. 229; — landeinwärts von Tula II. 280; — am Djubaflusse II. 302.
Afrita, ein Schiff des Sultâns von Sansibar 128, 224.
St. Agathe, Ortschaft auf Réunion II. 174.
Aid el Fedjer ꝛc., arabisches Fest 100.
Alasiri, die Nachmittagszeit bei den Arabern 101.
Albanesen auf Sansibar 102.
Albuquerque, Mathias d' 193.
Aldabra, Insel, Schildkröten auf II. 119.
Alfâjiri, die Zeit des Sonnenaufgangs bei den Arabern 101.
Alhammisi, Donnerstag der Araber und Suaheli 101.
Ali, Matrose, Begleiter des Barons II. 357 u. 358.
— Bei, türkischer Abenteurer vor Mombas 192 f.
— ben Amedi, Araber in Tula II. 355.
— — Nasser, Wali oder Statthalter von Mombas 228, sowie 226 und 324 f.
— — Nasser, früherer Statthalter v. Mombas 219.
— — Osmân, Statthalter von Mombas 117.
— Madjimba, Sultân von Mzige II. 240 ff. u. 245.
Almeyda, Francisco de 146 (vor Kiloa), 192 (vor Mombas).
Aloë, Kugel-, auf Réunion II. 149.
Amadina fasciata, Halsbandfink 59.
Amadinae, Prachtfinken auf Sansibar 59.
Ambatomo, Teita Name der Wanika II. 271.
Ambanourou oder Bauuru, Hafenort auf Nossibé II. 210.
Ambavilles des Hauts II. 157, 178 u. 415, Anm. 46.
Ambrevaden, Cytisus cajan, 31 (als Gemüse) und II. 151.
Ameio, Somalischeich in Barbera II. 331 f., 353 u. 418, Anm. 17.
Ameisen, schwarze 288, II. 70 u. 83.
— weiße oder Termiten II. 80.
Amerikaner in Sansibar 107, 132.
Amerikano, Baumwollenstoff 132.
Amiranten-Inseln II. 114.
Ampombulava, Ortschaft auf Nossibé II. 212.
Ampulex compressa, den Kakerlaken feindliche Grabwespe II. 81.
Amri, Elephantenjäger II. 12 f. u. 58.
Anamuri, Diener des Barons 229 u. II. 53.
— ein anderer II. 112.
Ananas, Bromelia Ananas, auf Sansibar 40; — wilde auf den Seschellen II. 117.
Anbau s. Ackerbau.
St. André, Stadt auf Réunion II. 148 u. 149; — Curé von II. 147.
Androl, Jäger und Präparator II. 5, 11, 112.
Andufa, Fort auf Madagaskar II. 220 (nebst Ballfest daselbst); s. Initiale II. 89.
Angasija (Groß-Komoro), Insel II. 197 u. 228; — Sprache und Geschichte II. 232 f.; — Bewohner, innere Verhältnisse ꝛc. II. 229 ff., 233 ff.; — Thiere 416 Anm. 58 u. 59; — Pflanzenwuchs II. 236, 238, 240 f. u. 242; — Vulkan II. 239 ff. u. 242 f.; — Ansichten der Südwestküste s. Karton zu Karte IV.
Angelo, Arc, und seine Fahrten auf dem Djubaflusse II. 299 u. 417, Anm. 64.
Anjuani oder Johanna, eine der Komoren II. 222.
Antara, madagass. Provinz II. 208.
Anter, hölzerne, in Lamu II. 277.
St. Anne, kleine Insel der Seschellengruppe II. 125.
Anole, Ortschaft am Djubaflusse II. 314.
Anone (Anona squamosa), eine Frucht Sansibars 42.
Anstalten, wohlthätige, auf Sansibar 108; — auf Réunion II. 133 f. u. 170 f.
Antananarivo s. Tananarivo II. 94 ꝛc.
Antanlara, Bewohner der madagassischen Provinz Ankara II. 208.
Anthia, Laufkäfergattung im Suahelibinnenlande II. 82.
Antilopen auf Sansibar (Zwergböckchen) 53 und 68; — in Mombas 200 f.; — (andere Arten): im Suahelibinnenlande II. 16 u. 35; — am Osiflusse II. 269; — auf der Insel Manda II. 276; — an der Küste der fünfhundert Inseln II. 287 u. 290; — am Djubaflusse II. 307 f.
Antimongruben bei Mombas 227, 334, Anm. 26.
Antombuf (Diego Suarez) -Bai, den Franzosen abgetreten II. 99.
Apfelsinen s. Orangen 40 f.
Apis mellifica, Honigbiene 53, II. 83; s. auch Biene.
Araber auf Sansibar 78, 87 ff., 101 u. 221 f.; in Kiloa 148 ff., 162 f., 176; — in Mombas 203 f.; — auf den Komoren II. 233; — Frauen ders. 16 u. 88 ff.
— Ehe, Familienleben und Sittlichkeit 16, 93 ff., 141 u. 163; Einwirkung der — auf Ostafrika 76 f., 115 ff., 146 f., 194, 204, 211 f.,

II. 93, 207, 233, 266, 268, 275 ff., 348 f., 370 ff. u. 410; Geſchichte ſ. Einwirkungen und ſtaatl. Verhältniſſe; Gewerbthätigkeit u. Handel 90, 101, 131 ff. u. 142 f. (Seeleute); Kleidung, Schmuck und Waffen 87 f. (mit Bild); Nahrung und Getränke 90 ff.; Religion und Aberglaube 98 ff., 130, 162 f. u. 305; Sinnesart ꝛc. 8, 81, 99, 101, 115, 139 f., 147 ff., 152, 159, 163, 171, 175 f., 180 f., 219, II. 11, 198 ff., 216, 219, 221, 223 f., 227, 231 f., 245, 251 ff., 254, 340 f., 385 u. 410; Sprachliches 99, 326 Anm. 19, 334 Anm. 25 (Grabſchriften), II. 353 f., 405 ff. (arab. Briefe); ſtaatl. u. geſellſchaftl. Verhältniſſe 78, 92 f., 99 f., 112 ff., 123 ff., 129 ff., 151, 205, 218 f., II. 204, 249; Wohnungen 10, 88 ff.

Arachis hypogaea, Erdnüſſe, auf Sanſibar 29.

Ardea sp., Reiherarten auf Sanſibar 60 f.; ſ. auch Reiher und Rieſenreiher.

Arekapalme auf Sanſibar 28; — -nüſſe zum Betelkauen 91; — auf den Seſchellen II. 116; — Areca alba, crinata, rubra, eßbarer Palmiſte auf Réunion II. 166 f.; — Areca lutescens (nicht lutuceus), giftiger Palmiſte II. 166.

Ariel, engl. Kanonenboot vor Noſſibé II. 216.

Artocarpus integrifolia, Jackfruchtbaum auf Sanſibar 38 f. (Bild S. 26 rechts).

Aruſcha, Grenzlandſchaft des Maſaigebietes II. 26, 29 u. 32; — Bewohner II. 32 ff.

— Wittwe eines Daſeta-Häuptlings 306 u. 309.

Aerztliche Behandlung 321 (in Wanga), 330 ff. Anm. 16 (Dyſenterie, Fieber ꝛc.), II. 7 f. (in Mombas), II. 199 (Kneten des Körpers), II. 289 (Cholera).

Aſalnilgras (Cenchrus echinatus), Läſtigkeit deſſelben im Binnenlande 266.

Affalon, Diener des Barons II. 274 u. 357; ſ. auch II. 340, 358 u. 359.

Affani ben Edi, Diener des Barons 153, 229, 295, 319 f. u. II. 212.

Affaye, engl. Kanonenboot vor Sanſibar 124.

Aſeln 54 (Sanſibar), II. 120 (Seſchellen).

Aſträen, riffbauende Korallenthiere auf Sanſibar 49.

Ateuchus sacer, Pillenkäfer im Suahelibinnenlande II. 82.

Athene spec., Steinkauz auf Sanſibar 59.

Atolie, weibl. Untergottheit der Galla II. 375.

Atte ſ. Anone 42.

Auberginen, Früchte der Eierpflanze, als Gemüſe 31 f.

Augenkrankheiten 331 u. II. 416 Anm. 58/58.

Aurowa, Häuptling der Wadjole-Galla II. 355.

Ausrufer, öffentliche 320.

Ausſagen der Diener v. d. Deckens II. 351 f. 355, 358 ff. u. 367.

Ausſatz auf Réunion II. 170 f.

Auſtern auf Koralleninſeln 53.

Anweſi ben Hammadi, Scheich von Tula und Begleiter der Expedition II. 277 mit Bild auf folg. S.; ſ. auch II. 289, 292, 294 f., 300, 340 ff., 348, 418 Anm. 67; Briefe von — 407 f.

— Hadſchi, Scheich von Brawa 418 Anm. 67.

Avomba, Gruß der Komorianer II. 230.

Aye-Aye, Eichhornmaki oder Fingerthier auf Madagaskar II. 92.

B.

Bäder u. Badequellen auf Réunion II. 151 ff. u. 167 f.

Bagomoio, Küſtenplatz gegenüber Sanſibar II. 75 u. 413 Anm. 36.

Bajaderen, indiſche Tänzerinnen in Sanſibar 105 ff. (mit Bild).

Bakari, Aelteſter von Dſchungoni im Djubafluſſe II. 299.

Balabungu, Niederlaſſung auf der Inſel Noſſibé II. 214.

Bambus auf den Seſchellen II. 117; Beſchreibung — auf Réunion II. 160 u. 161.

Bana, ſoviel als „Herr" (Muana = Herrin) 110, 325, II. 370 ꝛc.

Bana Ali, ſpaßhafter Reiſegefährte, und ſeine Sklavin II. 198 f.

— Cheri, Rebmanns Karawanenführer II. 61.

— Fumo (Banafumo), Araber in Kiloa 163 u. 171.

— — Handelsmann in Daſeta 263, 265, 266, 305 f., 309, 311 u. II. 29.

— Kombo ben Scheikh, Herrſcher von Pata 119, II. 371.

— Schah Ali, } Herrſcher von Pata II. 370.
— Tamu Mku, }

Banane (Piſang), Musa sp., auf Sanſibar 37; — im Dſchaggalande, bis 5000 F. Meereshöhe reichend 269 f. (ſ. auch 289 u. II. 40, 41, 44 u. 46); — im Suaheli-Binnenlande 239, 251, II. 33 ꝛc.; — auf Großkomoro II. 230.

— wilde II. 53.

Bango, Wildſchweine bei Kiloa 154 (mit Bild).

Banianen, indiſche Kaufleute auf Sanſibar und an der Küſte 103 ff., 228, 318 u. II. 249 ꝛc.

— Ludda, Zollpächter in Sanſibar 8 u. 105.

Banuru oder Ambanouron, Hafenort auf Noſſibé II. 210.

Baobab ſ. Affenbrodbaum 196 ꝛc.

Baraconta, engl. Vermeſſungsſchiff 119.

Baraka, Träger II. 62.

— Mhiao-Sklave II. 357.

— L., Führer und Dolmetſcher II. 300, 330, 335, 352, 357 u. 359 ff.; — ſeine Ausſage II. 355 u. 362.

— II., aus Schonde, Pilot II. 314, 330 u. 357.

Baramu, Halteplatz im Uſambaragebiete, ſiehe Mbaramu 314 ꝛc.

Barasa, ursprünglich Sitzbank, dann auch Berathungshaus und Audienz 10, 92; — von Mombas 208.
Bardera, Stadt am Djubafluß, Bewohner II. 316 ff.; — Beschreibung u. Geschichte 316 ff.; — Staatsverband 365; — letzte Vorgänge in — II. 342, 351, 367; f. auch II. 315, 330 ff., 335, 338, 353 f. (Botschaft aus —), 355 u. 359 ff. (mit Bild S. 316).
Bargasch f. Seid — 124 f. ꝛc.
Barodina (Abarro), Scheich von Anole II. 314.
Barsati, ein bunter Baumwollenstoff 243.
Barsche auf Sansibar 55.
Barutti, Schießpulver 323.
Basar, indischer, auf Sansibar 11 f. (mit Bild).
Batate oder süße Kartoffel, Convolvulus Batatas, 30 f.
Batterie der Stadt Sansibar 7; — Kaberas bei Mombas 207.
Battias, indische Kaufleute auf Sansibar, f. Banianen 103 ff. ꝛc.
Baum des Reisenden f. Ravenala II. 91.
Baumfarne auf dem Kilimandscharo II. 53; — auf Réunion II. 150, 160, 161 u. 174; Hühnerställe aus —stämmen II. 176; — fehlen auf Großkomoro II. 241.
Baumkähne von Sansibar 4 f. nebst Abbildung; — von Madagaskar (Lakka) II. 99 f.; — von den Komoren II. 222 (mit Bild S. 228).
Baumwollarbeiten auf Sansibar 48; — in Jumbo II. 297; — in Bardera II. 318; — in Brawa und Mukdischa II. 328 u. 349.
Baumwolle f. Baumwollenstaude 47 ꝛc.
— baum, Mfuffi, Bombax sp., auf Mombas 198 (f. Bild S. 196, links).
— staude, Gossypium sp., auf Sansibar 47; — auf den Seschellen II. 117; — auf den Komoren II. 225; — auf Masia II. 252; — samenkörner beliebt bei Ratten II. 253.
— zeuge f. Baumwollarbeiten.
Beamte, arabische 128 f.
Beder ben Sef, Herrscher von Omân 118.
Beduinenstämme der Somali II. 321 u. 323.
Begleiter o. d. Deckens f. Reisebegleiter.
Begräbniß 98, 112 u. 190 (Sansibar), 165, 167 (Niassagebiet), 206 u. 215 f. (Mombas), II. 25 (Masai), 104 u. II. 15 (Banianen); f. auch Tod Korallis ꝛc.
Begräbnißinsel f. Schampani 190.
Beiram, großer und kleiner, ein religiöses Fest 100.
Bellier, angesehene Familie auf Réunion II. 153.
Belondsoni, Kanal zw. dem Osi- und Danasluß II. 270.
Beludschen auf Sansibar 102, 125, 127 (f. auch Tangai); — als Reisebegleiter 152, 168 u. 173 f.
Bénard, hoher Berg auf Réunion II. 156.
Bendera, Fahne od. Zauberflagge 319 f.
Benjowsky, Graf, Herrscher über ganz Madagaskar II. 95.
St. Benoît, Stadt im Regengebiete von Réunion II. 146 f., 173 f. u. 184 f.
Bentammadi, Ortsch. auf Gr.-Komoro II. 237.
Berdera f. Bardera.
Bergbesteigungen, Nutzen der II. 55 f.; — 279 ff. u. II. 49 ff. (Kilimandscharo), II. 153 ff. u. 165 ff. (Piton des Neiges), II. 178 ff. u. 240 ff. (Vulkane auf Réunion und Großkomoro).
Berichtigungen (sog. Druckfehler) Bd. I. XX, u. Bd. II. XVI.
Beschneidung in Sansibar 97; — bei den Wanika 215; — bei den Masai II. 25; — bei den Wadschagga II. 42.
Bétela, arabische Küstenfahrzeuge 131.
Betellanen in Sansibar 91.
Betelpfeffer f. Piper Betle 91.
Bet el Ras, früher Harem Seid Saids 93 f. u. 190.
Bethen, arabische Küstenfahrzeuge 131 u. 142.
Betonung der Suahelíwörter XX u. II. XVI.
Bettelei 276 f., 278 f., II. 101, 292 f., 308 u. 313.
Bettwanze II. 84; f. a. Wanzen.
Beulen (Furunkel) 331.
Beurskrab, Beutelkrebs, } Birgus latro 52 u. II. 225.
Bevölkerung, Bewohner } von Sansibar und Küste südwärts 75 ff., 186 f., 198 ff. II 250 f., 252, 289, 358 ff.; — von Kiloa u. Niassagebiet 148 ff., 158 f., 172 f., 184 f.; — von Mombas u. Küste bis Wituinseln 203 f., 212 ff., 318 ff., 322 f., II. 5 f., 11, 13 f., 64, 67, 68 f., 275, 370 ff., 405 f., 417 Anm. 62 u. 419 f. Anm. 68; — des Suahelibinnenlandes 235 f., 242 ff., 25[1] ff., 26[1] ff., 306 f., 309 ff., 314, 316 f., II. 7, 14 ff., 22 ff., 29, 31 ff., 60 ff. u. 62 f.; — des Kilimandscharo 270 f., 272 ff., 290 ff., 307 ff., II. 40 ff., 46 ff. u. 57 f.; — des Gallalandes nebst den 500 Inseln II. 268 f., 271, 277 ff., 281, 282, 286 f., 34 f., 355 f., 369, 372 ff. u. 407 f.; — des Somalilandes II. 294 ff., 300, 303 ff., 317 ff., 330 ff., 336 f., 348 ff., 353 f., 363 ff., 366 ff., 408 ff., 411 f., 418 Anm. 67 u. 420 Anm. 69; — der Komoren 87, II. 222 ff., 229 ff., 232 ff., 416 Anm. 54 u. 58, 59 u. 417 Anm. 60; — von Madagaskar und Nossibé 87, II. 93 ff., 100 ff., 106 f., 172, 202 ff., 207, 209, 213, 214 f., 216 f. u. 219 ff.; — von Réunion II. 130 ff., 140 f., 143, 146, 152 f., 155 f., 168, 171, 173 ff., 176 ff., 181, 183 ff., 188 ff. u. 414 Anm. 41 u. 415 Anm. 52; — der Seschellen II. 120 ff.
Bibi, soviel als Herrin, vornehme Dame.
— Holli, — Sálima, } Schwestern des Sultâns von Sansibar 112 f.
Bienen 53 u. II. 83, 298; — Körbe in Dafeta 261

— überfall 305 II. 26 u. 45; ſ. auch Honigjäger und Wachs.
Bigrel, Kapitän der franz. Korvette „Loiret" II. 236, 243, 264 u. 417 Anm. 60.
Bimal, ein Somaliſtamm II. 320.
Biographie ſ. Lebensbilder der Verſtorbenen II. 378 ff. (v. d. Decken), 386 ff. (Thornton), 390 ff. (Trenn), 292 f. (Link) u. 393 ff. (Kinzelbach); ſ. auch Koralli 140 f. ꝛc. und Begleiter bei der Djubareiſe II. 258 f. Mit Bild S. 386.
Birgus latro, Beutelkrebs 52 u. II. 225.
Biſhop, Lieutenant auf der Pleiad II. 112 u. 187. — engl. Kapitän und ſeine Gefälligkeiten II. 216.
Blattinae, Schaben oder Stinkkerfe II. 81; ſ. auch Kakerlak.
Blatt, wandelndes, ein Inſekt der Seſchellen II. 120.
Blattkäfer, Chrysomelinae. II. 82.
Blauböckchen, ſ. Zwergantilopen 68 ff. ꝛc.
Blutsbrüderſchaft, eine Ceremonie im Inneren
Bluttrinken } 248, 252, 262 f. u. II. 48; — auf Madagaskar II. 103.
Blutseid 306 f.
Boabab ſ. Affenbrodbaum 197 ꝛc.
Bodenbau ſ. Ackerbau.
Bodenbeſchaffenheit (Geologiſches) } v. Sanſibar
Bodengeſtaltung (Höhenverhältniſſe) } 22 ff. (mit Bild); — von Kiloa und Niaſſagebiet 146 f., 161 f., 164 f., 170 u. 183 ff.; — von Mombas und der Küſte bis Wituinſeln 194 f., 334 Anm. 26, II. 68, 70 u. 235 f.; — des Suaheli-Binnenlandes 240 ff., 256, 314 f. (Uſambara), 318, II. 15 f. (Nguruuga), 19, 60 u. 62 f.; — des Kilimandſcharo 267 f., 271 f., 295, II. 41, 46, 51 ff. u. 55; — des Gallalandes und der Küſte 267 f., 270 f., 277 ff. u. 372; — des Somalilandes II. 298 f., 302, 315, 333, 343 ff. u. 348 f. (Brawa); — der Komoren II. 225, 226, 228, 238 u. 240 ff. (Bulkan); — von Madagaskar u. Noſſibé II. 90 f., 104 f., 205, 214 u. 220; — von Réunion II. 135 ff., 139 f., 144 ff. (Bulkan), 150, 152 ff., 157 f., 161 f., 168, 171, 174, 178 ff. u. 181 f. (Bullan); — der Seſchellen II. 113 f.
Bogalo, ein gedecktes Fahrzeug 131, 142.
Bogüe, Dorf am Djubafluſſe II. 303.
Boheathee, Thea Bohea, auf Réunion II. 167 u. 415 Anm. 47.
Bohnen (Kunde) auf Sanſibar 29; — in Dſchagga 269; — als Reiſekoſt 234.
Bohrmuſcheln auf Koralleninſeln 51.
Bombakoffi, merkw. Baum bei Mombas 235.
Bomben, vulkaniſche, beim Kilimandſcharo II. 30; — auf Réunion II. 160.
Bombo, Wanilaborf bei Mombas 230.
Bondei, öſtl. Theil von Uſambara 315.
Borani-Galla II. 365 u. 374.
Borer oder Perce-Canne, ein dem Zuckerrohr ſehr ſchädliches Inſekt II. 414 Anm. 43.
Borſtenigel, Tanrek, auf Madagaskar II. 92; — auf den Komoren II. 225 u. 416 Anm. 58/59.
Bory de St. Vincent, über Inſektenmangel auf Réunion II. 138 u. 415 Anm. 46.
Boſch varl, Waldſchwein bei Kiloa 154 (mit Bild).
Bourbon ſ. Réunion II. 135 ff. ꝛc.
Brachvogel, mittlerer, Numenius phaeopus, in Sanſibar 60.
Brady, engl. Sergeant, auf Madagaskar II. 96.
Bras de Benjoin, Fluß auf Réunion II. 167.
— — Cilaos „ „ „ II. 169.
— des Etangs, „ „ „ II. 168.
— de Fontaine, „ „ „ II. 153.
— — Mare d'aſſouches „ „ „ II. 162.
— — Panon, „ „ „ II. 147.
— — la Plaine, „ „ „ II. 141.
— — Ponteau, „ „ „ II. 179.
— ſec II. 153.
Brawa, Küſtenſtadt im Somalilande: Ackerbau II. 345 u. 349; — Bewohner II. 349, 367, 410 u. 418 Anm. 67; — Geſchichtliches 119, II. 317 u. 349; — Handel u. Gewerbe II. 348 f.; — Staatl. Verhältniſſe 116, II. 348 f. u. 420 Anm. 69.
Breite, geogr. 333 Anm. 21.
Bremſen im Suahelibinnenlande unbekannt II. 84.
Brenner, Richard, Mitglied der Djubaexpedition II. 258, 264, 283 f., 291, 336 ff., 347 f. u. 349 ff. (in Brawa); II. 369 u 373 (über die ſüdl. Galla).
Brenthus, eine Rüſſelkäfer-Gattung II. 82.
Bringmann, Tiſchler bei der Djuba-Expedition II. 259, 336 u. 340.
Brodfruchtbaum, Artocarpus integrifolia 38 f. (Bild S. 26 rechts).
Bromelia Ananas ſ. Ananas 40.
Brugſch, Dr., preuß. Konſul in Kairo II. 347 u. 367.
Brulés, Lavafelder auf Réunion II. 144.
Brunne Martin, Zuckerpflanzer auf Noſſibé II. 213.
Brunet, Arzt der Plaine des Palmiſtes II. 175 ff.
Brunnen auf Sanſibar 15; — auf Mombas 225 (mit Bild auf folg. S.); — auf Groß-Komoro II. 229 (mit Bild).
Bububu, Ortſchaft auf Sanſibar 190.
Buckelochſen (Zebu) auf Sanſibar ꝛc. 73 f. (Bild S. 196).
Budhe, Stadt auf Angaſija II. 239.
Büffel, Jagd auf, im Aruſchalande II. 34; — am Tulaſluſſe II. 281; — am Djubafluſſe II. 308.
Buju ſ. Affenbrodbaum 196 ꝛc.
Buku, Hamſterratte, Cricetomys Gambianus 67.
Bumburri, Landſchaft, Sitz des Kronprinzen von Uſambara 316.
Buprestes, Prachtkäfer II. 82.
Buraberge und Bewohner derſ. II. 60 f. u. 63;

— ſichtbar von Kilema 278, und von den Ugono-bergen aus II. 19.
Burton, Entdecker des Tanganikaſees 135, 141 208, 213 u. II. 323.
Buſchſchwein, Potamochoerus sp., bei Kilaa 154 (mit Bild).
—ſpinnen, Mygale, II. 85.

C.

Cabrera, Franziſco des Xeiras 194 u. Anhang Taf. II.
Callidea, prachtvolle Schildwanzen II. 84.
Calumet, Bambusart auf Réunion II. 160 f.
Canis adustus, ein Schakal des Sanſibargebietes 65.
Cap anglais, ſteile Felswand auf Réunian II. 153 u. 161.
Caprimulgus, Ziegenmelker oder Nachtſchwalbe 59.
Capsicum annuum, rother Pfeffer auf Sanſibar 46.
Carabidae, Laufkäfer des Binnenlandes II. 82.
Carabus Deckeni, neuer Laufkäfer vom Kilimandſcharo II. 55.
Careltſchildkröte, echte, auf den Seſchellen II. 119.
Carica papaya, Melonenbaum auf Sanſibar ꝛc. 28, 39 f. u. II. 68.
Caffien, Dr., Touriſt auf Réunian II. 159.
Casuarina laterifolia, Filaos der Franzoſen: auf Sanſibar und der Küſte 28, II. 246 u. 249; — am Djubafluß II. 303; — auf den Seſchellen II. 117; — auf den Maſkarenen II. 127, 138, 142 u. 149.
Caverne de Belleeambe, Höhle auf Réunion II. 181.
— du Four, desgl. II. 157, 159 (Entſtehungsweiſe) u. 165 f.
— des Lataniers, desgl. II. 179 f. u. 183.
— — Mufards, desgl. II. 151, 160 u. 165.
Cazeau, Gebr., und ihre Verdienſte um Réunion II. 152.
Cenchrus echinatus, läſtige Grasart 266.
Centipeden, Hundertfüße auf Sanſibar 54; — auf den Seſchellen II. 120.
Centropus senegalensis, Sporenkukuk auf Sanſibar 59 f.
Cercopithecus griseo-viridis, Meerkatze auf Sanſibar 61; — auf Mambas 200.
Ceremonien ſ. Begräbniß, Beſchneidung, Blutrinken, Heirathen, Kiſchango u. Kriegstanz, ſowie die betreffenden Völker (Wanika ꝛc.).
Cetoniae, Raſenkäfer II. 82.
Chalid ſ. Seid Chalid 122.
Chalifân ben Ali, arabiſcher Kaufmann auf Noſſibé II. 210, 216 u. 219.
Chamäleon auf Madagaskar u. Noſſibé II. 105 u. 206.
Chapman, Kapitän des engl. Kriegsſchiffes Ariel II. 216.
Charadrius hiaticula, Sandregenpfeifer 60.
Chará el Kebime, die Altſtadt von Mombas 206.
Chardenoux, engl. Unterhändler auf Madagaskar II. 96.
Charles, Gaſtwirth ꝛc. in Sanſibar 133 u. II. 262.
— ſ. Mabruk Charles II. 357 ꝛc.
Chelone esculenta oder Midas, Rieſen-Meerſchildkröte auf den Seſchellen II. 114 u. 119.
— imbricata, echte Careltſchildkröte, auf den Seſchellen II. 119.
Chimpanſee-Bai in N.-W.-Madagaskar II. 205.
Chineſen auf Mauritius ꝛc. II. 128.
Chingulia, Dam Geronima-Juſſuf v. Malindi 193 f.
Chiromys Madagascariensis (Aye-Aye oder Fingerthier) II. 92.
Choeropotamus africanus, Warzenſchwein auf Sanſibar 70; f. auch 153 ff. nebſt Bild daſ.
Cholera 332 Anm. 16; — an Bord des Welf II. 287 ff.
Chriſtopher, engl. Vermeſſungsofficier 134 u. II. 420 Anm. 69.
Chrysococcyx cupreus, Goldkukuk 60.
Chrysomelinae, Blattkäfer II. 82.
Chuaridſch, Sekte in Omân 115.
Cicaden, Zirpen II. 84.
Cicindelen, Sandkäfer II. 82.
Cilaas, Keſſelthal auf Réunion II. 136, 158, 162, 163 u. 166 ff.
Cimex lectularis, Bettwanze II. 84.
Cirque de la Rivière des Galets, Keſſelthal auf Réunian II. 136, 158 u. 162.
— — Salazie, Keſſelthal auf Réunion, ſ. Salazie II. 149 ff. ꝛc.
Citoyen, Namen des Freigelaſſenen auf Réunian II. 173 u. 174 f.; ſ. auch Fantaiſie 181 u. 182 ff.
Citrus aurantium, Orangenbaum 40.
Clarias gariepinus oder Massambicus, eine Welsart auf Sanſibar 55.
Cocos de mer ſ. Lodoicea II. 118 f.
Cocos nucifera ſ. Kokospalme 32 ff. ꝛc.
Cocosnüſſe, —palme ꝛc. ſ. Kokos.
Coir, indiſcher Name für Kokosfaſer 36.
Calius sp., Piſangfreſſer, auf Noſſibé II. 206.
Colanifation ſ. Kolanifatian II. 191 ff. ꝛc.
Conſtantia-Bai (Bucht von Mnaſi) am Rovumafluſſe II. 247.
Conſulate ſ. Konſulate ꝛc. 107 ꝛc.
Convalvulus batatas, ſüße Kartoffel 30 f.
Cooke, amerikaniſcher Sammler auf Sanſibar 54, 57 u. II. XVI.
Cooley, engl. Geograph 250 u. II. 51 f.
Copraphagen, Dungkäfer II. 82.
Coquerel, verdienter Zoolog auf Réunian II. 131.
Coralli, Diener des Barons, ſ. Koralli 140.
Corvus scapulatus, Halsbandrabe auf Noſſibé II. 205; — auf den Komoren II. 222; — am Djubafluſſe II. 308 (auch auf Sanſibar an der Küſte u. im Inneren).

Cricetomys Gambianus, Hamſterratte in Sanſibar 67.
Crocodilus biporcatus, Leiſtenkrokodil auf den Seſchellen II. 119.
— vulgaris ſ. Krokodil II. 309 ff. ꝛc.
Cucumis citrullus, Waſſermelone, auf Sanſibar 40.
Cuiſard, Koch im Bade von Salazie II. 153.
Cunha, Nuño u. Triſtan da, vor Mombas 192.
Curculiones, Rüſſelkäfer II. 82.
Curieuſe, Inſel der Seſchellengruppe II. 118.
Currypulver, ein beliebtes Gewürz 91 u. 328 f. Anm. 8 (Bereitung und Verwendung).
Cutinho, Thome de Suza, Statthalter von Indien und Oſtafrika 192.
Cutfield-Island bei Mafia, ſ. Schole II. 249 ꝛc.
Cycas circinalis, Sagopalme, auf Sanſibar 37.
Cycloone, Wirbelſtürme II. 108, 115 u. 413 Anm. 38.
Cypraea moneta ſ. Kauri 132 u. II. 250.
Cyprinodon orthonotum, eine Karpfenart auf Sanſibar 55.
Cypselus parvus ſ. Zwergſegler.
Cytisus cajan, Ambrevaden 31 (als Gemüſe) u. II. 151.

D.

Dachratte, Mus alexandrinus 67.
Daſeta, Landſchaft am See Jipe 257, 261 ff., 263 f. (Bewohner), 305 ff., 309 ff., II. 28 f.
Daſetafluß 262 u. 265.
Dalaonibach II. 12.
Dalaoniberge 318.
Danafluß II. 270 u. 271 (Karton auf Karte V).
Daniel, Beſitzer des Bades Salazie II. 151 u. 153.
Darud, Stammvater der Merrihan-Somali II. 320 u. 417 Anm. 66.
Dattelpalme, auf Sanſibar 37 u. 132 (Datteln), auf Tula II. 279.
Datumanzeiger II. 396 ff.
Dau, arabiſches Küſtenfahrzeug 131 u. 142.
Daua, Arznei ꝛc., 99, 293.
Dechtſchiſcheh, ein Somaliſtamm II. 320.
Decken, Baron von der, Ankunft 140, Miaſſareiſe 143 ff., in Mombas 190 ff., 1. u. 2. Dſchaggareiſe 224 u. II. 4 ff.; II. 99 ff. (Madagaskar), 113 ff. (Seſchellen u. Réunion), 257 f. (in Europa), 265 ff. (Oſiſluß), 273 ff. (letzte Reiſe); — Ermordung II. 342, 352, 354, 355, 360 ff., 360 ff., 364 u. 367; — Lebensbild II. 378 ff. (Portrait u. Faſſimile ſ. Titelkupfer von Bd. I.).
Delgado, Kap, Südgrenze des Sanſibargebietes 126.
Delisle, Henry, Route (zweite Gürtelſtraße auf Réunion) II. 146, 173 u. 190.
Delphine, Phocaena u. Tursio sp. 144.
Dendrobates Hartlaubi, Spechtart auf Sanſibar 60.
St. Denis, Hauptſt. von Réunion II. 126 f., 130 ff. u. 171 (ſ. Initiale S. 125 u. Karton auf Karte der Inſel Réunion).
Deppe, Albert, Geſchützmeiſter und zweiter Aſtronom der Djubaexpedition II. 258 f., 336 u. 338; — und Theiß' Irrfahrten II. 310 ff. (mit Bild).
Derr, Sohn von Adji, dem Stammvater der Somal-Adji II. 319.
Déruſſat, Statthalter auf Noſſibé II. 203.
Deſarue, Herrſcher des Dſchaggareiches Madſchame, und ſeine Familie 291 ff. u. 298 ff.
Deshayes u. ſeine Zuckerſiederei II. 141.
Deſtillirpflanze, Nepenthes sp., auf den Seſchellen II. 117 f.
Diego Suarez (Antombul-) Bai in N.-O.-Madagaskar, den Franzoſen abgetreten II. 99.
Digitiſcha, Erklärung des Wortes 329 Anm. 9.
Dimani, zweite Hälfte des S.-W.-Monſuns 327 Anm. 2.
Dioscorea sativa, große Kartoffel oder Yam 31.
Divamani, ein Anführer auswandernder Sakalaven II. 233.
Diwani (d. i. Bürgermeiſter) Pinda von Wanga u. ſeine Zauberkünſte 319 f.
Djala, Danafluß II. 270 u. 271.
Djamanzara, Ortſchaft auf Noſſibé II. 214.
Djemao, Sultän von Meſſule 171.
Djeſiba, Morgengabe eines jungen Suaheligatten an ſeine Frau 96.
Djeſiret el Chotera ſ. Pemba 191.
Djimdudäla, ein Sakalave an den Kraterſeen von Noſſibé II. 214.
Djubafluß II. 292 f., 296 u. 298 f., 301 ff., 314 f., 320 f. (Stromſchnellen), 333 f. u. 339; Wichtigkeit des — II. 343 ff.; II. 302 u. 303 (Pflanzenwuchs); II. 296 u. 306 ff. (Thierleben); Anbau, Bodenbeſchaffenheit, Bevölkerung, Sklavenkolonien ꝛc. am — ſ. dieſe.
Djuma, Wochentage der Suaheli 101.
Doinio Engai (d. i. Regenberg), Maſai-Name des Kilimandſcharo II. 26.
St. Dominique, Kirchdorf auf Réunion II. 140 f.
Donderoboſſiege, den Eſeln gefährlich 249; II. 37, 84 u. 364.
Dordogne, franz. Korvette vor Noſſibé II. 208.
Dornbuſch u. Dornen 53, 196, 314, II. 12 u. 283.
Dorumaland, Antimongruben im 227 u. 334 Anm. 16.
Dorylus, merkwürdige Ameiſengattung II. 83.
Doti, ein Längenmaß = 8 Unterarmlängen 261 u. 335 Anm. 28.
Dreizehiger Käfer, Trimera II. 82.
Drene, Pflanzung auf der Inſel Maſia 251 ff.
Dromedar ſ. Kamel 72 ꝛc.
Droßling, Ixos nigricans, ein Singvogel auf Sanſibar 59.
Dryoscopus affinis etc., Würgerarten auf Sanſibar 59.
Dſchagga, das Land am Schneeberg Kilimandſcharo 270 ff., 286 f.; Geſchichtliches 286 f. u. 335 Anm. 33; ſ. auch Bewohner von — u. die einzelnen „Königreiche": Kilema, Madſchame ꝛc.

Dſchegno, Herrſcher von Kilema 335 Anm. 33.
Dſchemmedari, Hauptleute der Beludſchen 102, 141, 151 u. II. 405.
Dſchilo Ware Feiſomala, ein von Brenner mitgebrachter Gallaknabe II. 369 u. 373 (Bild).
— Häuptling der Mandogu-Galla II. 355 f.
Dſchirolo, eine Erbſenart 29, 243, II. 230.
Dſchombi Fatombi, Königin von Moali II. 223, 227 u. 416 Anm. 15.
Dſchuala, Sultân von Sigrari im Maſailande II. 36.
Dſchungi bja Dſaba (feuriger Kochtopf), Name des Vulkans von Großkomoro II. 242.
Dſchungoni, Dorf und Inſel im Djubafluſſe II. 299 u. 301.
Dſujini, Reſidenz des Sultân Mſafum auf Großkomoro II. 228 u. 237.
Duani, Ortſchaft auf Noſſibé II. 208.
Dubrur, ein Enkel von Adji, dem Stammvater der Somal-Adji II. 319.
Dulêbpalme 28.
Dumpalme 196, 333 Anm. 24, II. 29, 302 u. 314.
Dunga, Ortſchaft auf der Inſel Sanſibar 89 f. u. II. 261.
Dungkäfer, Caprophagi II. 82.
Dungurſi, ein Banian, Zolleinnehmer in Mombas 321, 325 f., auch 228 u. 230.
Dupré, franz. Kommandant u. Geſandter auf Madagaskar II. 99.
Durio zibethinus, Stinkfruchtbaum 39.
Durnford, Fluß ſ. Wubuſchi II. 279 ꝛc.
Durrha oder Negerhirſe ſ. Mtama 29 ꝛc.
Durrhabier ſ: Pombe.
Dysenterie (rothe Ruhr), Entſtehung u. Heilung 331 Anm.

E.

Ebbe u. Flut auf Sanſibar ꝛc. 22, 147 u. II. 247.
Ebene, kleine (petite plaine), auf Réunion II. 178; ſ. auch Plaine.
Ebenholzbaum auf Madagaskar II. 104; — auf Pemba 333 Anm. 22.
Edmond, Entdecker der künſtlichen Befruchtung der Vanille II. 147.
Ehe ſ. Heirathen.
—ſcheidungen der Somali II. 329.
Eichhorn, Maki (Aye-Aye) auf Madagaskar II. 92.
Eidechſen 56 f. (Sanſibar), II. 105 (Madagaskar), 119 (Seſchellen) und 206 (Noſſibé); ſ. auch Krokodile.
Eierpflanze, Frucht als Gemüſe ſ. Auberginen 31 ꝛc.
Eintagsfliegen II. 82.
Einwohner ſ. Bewohner.
Eisbildung auf Réunion II. 157 f., 159 u. 180.
Eisvögel auf Mombas 198; auf Noſſibé II. 205.
Eiſenerz, Gewinnung und Verarbeitung des — II. 17 u. 19 f. (ſ. Initiale II. 3).
Eiſenſand, magnetiſcher 24 u. II. 19.
Elâi, ein Somaliſtamm II. 319 ff. u. 367.
Elanus melanopterus, Gleitaar 58.
Elenn (-Antilopen) am See Jipe 260.
Elephanten, Jagd auf — II. 29 f.; — auf dem Kilimandſcharo II. 55.
—fluß (im Buche „lu fukua" genannt) 250.
—jäger 13 f.; ſ. auch Mſuskuma II. 13 f. ꝛc.
—ſchildkröte, Testuda nigra II. 119.
Elephantiaſis, Krankheit auf Sanſibar 332.
Elfenbein (Elephantenzähne) 8, 131, II. 14 u. 58.
Eſlidſcharo, Aelteſte bei den Maſai II. 25.
Elliélo, junge Männer „ „ „ II. 25.
Ellimiriſcho, Aelteſte „ „ „ II. 25.
Ellonono, ein von den Wakuaſi abhängiger Stamm II. 24.
Ellis, engl. Miſſionär auf Madagaskar II. 97 u. 98 f.
Elſtervögelchen, Spermestes cucullata 59.
Emballa, eine ſalzhaltige Erde 300.
Emberria, Markt im Kiriamagebiete 214 f.
Emir Hammed, arabiſcher Admiral II. 317 — Hammed ben Achmed 119.
Enclos, natürliche Umfaſſungsmauern des Vulkans auf Réunion II. 144 u. 180 f.
Endſchamaſi Enauner, ſagenhafter Stammvater der Wakuaſi II. 22.
Enfield, engl. Handelsſchiff vor Noſſibé II. 256.
Engagés, farbige Arbeiter auf Réunion II. 185, 189 u. 415 Anm. 52.
Engai, Gott oder Himmel bei den Maſai und Wakuaſi II. 22 u. 25 f.
Engländer auf Sanſibar 107 f.; auf Mombas 119 f.; auf Madagaskar II. 96 ff.; auf den Seſchellen II. 130 f.; auf Mauritius II. 128; ihre Unterſtützung Deckens II. 259, 261 f., 274, 343 u. 347 f.
Enten auf Sanſibar 74; auf Madagaskar II. 105.
Erbſen ſ. Dſchirolo 29 u. a. O.
Erdnüſſe, Arachis hypogaea 29.
Ergebniſſe 183 ff. (Niaſſareiſe), 325 (1. Dſchaggareiſe), II. 54 ff. (Kilimandſcharo-Beſteigung) u. II. 343 f. (Djuba-Expedition).
Eroberungskolonien II. 192.
Eſabuki, reifere Männer bei den Maſai II. 25.
Eſel in Sanſibar 14 u. 71; — auf der Reiſe 229, 237, 246 f., 249, II. 30 u. 39; — aus Uniameſi 71.
Etincelle, franzöſ. Kriegsſchiff II. 105, 106 f. (o. d. Decken an Bord) u. 108 (Untergang).
Eugenia jambosa, Jamroſe der Franzoſen, eine Frucht auf Sanſibar 42.
Euphorbien (Wolfsmilchbäume) II. 29.
Euplectes, Feuerfink auf Sanſibar und Mombas 59 u. 198.
Europäer in Sanſibar (Mſungu, Mehrh. Wafungu) 10, 107 ff., 110 ff. (Lebensweiſe), 112 (Stellung im Lande); — auf Madagaskar II. 94 ff.
P. Eymard, Pfarrer auf Réunion II. 140 f. u. 170.

F.

Faditra, Blutsbrüderschaft auf Madagaskar II. 103.
Fahrzeuge, arabische, 142 f. u. II. 198 ff. (Leben an Bord).
Faki, Karawanenführer auf der ersten Dschaggareise 227, 229, 237, 246, 248 f., 279, 291, 297, 302, 307, 310 u. 325.
Falco ruficollis, Rothhalsfalke auf Sansibar 58.
Falken auf Sansibar 58.
Fatlgruben (Wildfallen) 289.
Fangheuschrecken, Mantis II. 81.
Fantaisie, freigelassener Neger, als Reisebegleiter II. 181 u. 182 ff.
Faridjalla, Diener des Barons II. 357 u. 359.
Farne } auf Réunion II. 160, 174; — auf
Farnkräuter } Großkomoro II. 237; s. auch Baumfarne.
Farquhar, Sir, engl. Statthalter auf Mauritius u. seine Beziehungen zu Madagaskar II. 96.
Fasa, Stadt auf der Insel Pata II. 275 ff.
Fauna s. Thiere.
P. Fava, Generalvikar auf Réunion II. 128 f., 130, 143, 165 ff., 169, 186.
Feigenbaum, indischer, auf Sansibar 104.
Feindseligkeiten seitens der Eingeborenen 159 (bei Kiloa); 215 u. 246 ff. (am Kadiaro); 283 f., 299, 301 f., II. 43 f. u. 53 (in Dschagga); 322 (in Gasi); II. 295, 336 ff., 358 u. 362 f. (im Somalilande).
Feldheuschrecken, Acridium II. 81.
Felis Serval, Tigerkatze auf Sansibar 65.
Feredschi, Heizer, Begleiter des Barons II. 357, 358 u. 363.
Ferrières, Guy de, verdienter Ingenieur auf Réunion II. 168.
Fernsi, Matrose bei der Djubaexpedition II. 357 u. 358 f.
Festtänze der Wadschagga II. 48; s. auch Kriegstanz.
Festung s. Fort.
Feuerfink, Euplectes 59 u. 198.
Fettpflanzenbüsche II. 39.
Fieber, klimatisches 224; Verlauf und Heilung 330 f. Anm. 16.
Filaosbaum s. Casuarina, auf Réunion II. 138, 142 u. 149.
Fingerthier, Aye-Aye, auf Madagastar II. 92.
Fische von Sansibar 55; — der Seschellen II. 119 ff.; — von Nossibé II. 206 u. 212; — an der Mündung des Ruvumaflusses II. 247; — im Djubaflusse II. 310; s. 144 f.
— springende, Periophthalmus sp. II. 119 f. (Seschellen) u. 206 f. (Nossibé).
Fischer und Fischerei auf Sansibar 84; — im Somalitande II. 287.
Flamings (Flamingos) auf Sansibar 61.
Flechtarbeiten 84, 101, 227 f. (auf Sansibar), II. 121 (Seschellen), 149 (Bacoua auf Réunion), 298 (im Somalilande).
Fledermäuse auf Sansibar 65; s. auch fliegender Hund.
Flibustier, europäische Seeräuber auf Madagaskar II. 95.
Fliegen II. 32 u. 83 ff.; s. auch Mücken.
Fliegender Hund auf den Komoren II. 225.
Flöhe in Ostafrika II. 84.
Flora s. Pflanzenwuchs u. Bodenbeschaffenheit.
Flußläufer, Actitis hypoleucus, auf Sansibar 60.
Flußpferd, Hippopotamus amphibius, Beschreib. II. 77 ff.; — Nutzen II. 78; — auf Sansibar und Mafia 70 u. II. 250; — an der Küste 203, 220, II. 73 ff. u. 76 (nebst Jagdgeschichten); — im See Jipe 257, 259 f., II. 27 f. u. 59; — im Ofiflusse II. 267 u. 269; — im Djubaflusse II. 308 u. 336.
Flußpferdjagd s. Flußpferd II. 73 ff. ꝛc.
Formosabai II. 264 f. u. 271 f.
Forosa, Zollhaus in Sansibar 8.
Fort Anduſa II. 220 (s. Initiale II. 89); — von Sansibar 8; — von Kiloa 146; — von Mombas 171, 192 ff. u. 208 f. (Bild S. 206).
Francolinus Kirki 60.
Frankolinhühner auf Sansibar 60; — auf Mombas 198, II. 247; — am Ruvumafluß II. 247.
Franzosen auf Sansibar 107 f.; — auf Madagastar II. 95 ff., 105 ff. u. 203 ff.; — auf den Seschellen II. 114 u. 120 f.; — auf Réunion II. 129 ff.; — ihre Förderung der Djuba-Expedition II. 259 f. u. 264 ff.
Fraslah, ein Gewicht von 35 Pfund 227.
Frauen u. Mädchen der Araber u. Suaheli 14, 16, 88, 90, 92 ff., 112 ff., 163, 204, 225 f., 320 ff., II. 5 ff., 198 f., 238, 250 f. u. 252 f.; — der Europäer u. Kreolen 111, II. 121 (Seschellen), 132 f. (Réunion), 143, 153, 175, 178, 183, 187, 204 (Nossibé) u. 209; — Galla u. Wabuni II. 305 u. 373 ff.; — der Indier 12, 103, 105 ff. (Tänzerinnen, mit Bild); — Komorianer II. 223, 227, 229 f., 234 f., 238 u. 416 Anm. 58/59; — der Madagassen II. 100 ff., 106, 133 f., 215 u. 220 f. (Festball); — der Masai u. Wakuasi II. 25 u. 33; — der Neger ꝛc. 6 f., 14, 15, 81, 84 ff. (mit Bild), 92, 96 ff., 110, 113 (mit Bild), 152, 213, 215, 235 f., 243, 251, 264 f. (Dafeta), 270 u. 273 f. (Dschagga), 279, 282 f., 300 (Markt der Weiber), 306, 318, II. 18, 42 f. (Dschagga), 47 ff., 186 f. (Speles Getreue) u. 268 (am Ofifluß); — der Somali II. 296, 297 f., 317, 319, 324 ff. (mit Bild) u. 328 f.
— auf der Reise 163 u. II. 14.
Frost, engl. Arzt auf Sansibar 197.
Fruchttaube, Treron Delalandei 60.
Fuga, Hauptstadt von Usambara 314 u. 316.

Fumboni, Hauptſtadt der Inſel Moali II. 223, (mit Bild), 225, 227 u. 416 Anm. 55; ſ. Karton zu Karte IV.
Fumo (ſoviel als „Herr“), Titel der Herrſcher von Pata II. 370.
— Aloti od. Scheich Muhammadi
— Ammadi
— Balari
— Omar
— Schah Ali
} Herrſcher auf der Inſel Pata II. 370 f.
Fundi, Sklavenaufſeher oder Meiſter 53 u. II. 13.
Fundulus orthonotus, Karpfenart auf Sanſibar 55.
Fünfhundert Inſeln II. 278 u. Karte V.
Fungo ſ. Ginſter- u. Zibetkatze 66 ꝛc.
Fungu ja Bauiani (Banians Sandbank) 104.
Fungua, Mondesmonate der Suaheli 100.
Furunkeln (Beulen) 331.

G.

Galago oder Komba, Halbaffe, auf Sanſibar 61 ff. (mit Bild) u. 328 Anm. 61.
Galla, ſüdliche II. 369 ff. u. 374 ff.; — auf dem Markte zu Emberria 214 f.; — am Oſtfluſſe II. 267 u. 268; — am Wubuſchiſtuſſe II. 356 f.; — auf dem rechten Ufer des Djubafluſſes II. 296, 298 u. 355; ſ. auch — ſtamm Wabuni II. 304 f. ꝛc.; — Urbewohner des Somalilandes II. 319, 320 f. u. 369; — betheiligt beim Angriff des Welf II. 358 u. 365; — Küſte II. Karte V.
Gamboa, de, Kommandant von Mombas 193.
Garcinia mangostana fehlt auf Sanſibar 38.
Gardafui, Kap 116 u. II. 319.
Gardener, Kapitän der engl. Korvette „Oreſtes“ II. 262.
Gaſi, Ortſchaft der Waſara 122 u. 322.
Gasteracantha, eine Spinnengattung II. 85.
Gaulette, Längen- und Flächenmaß auf Réunion II. 178 u. 415 Anm. 49.
Gawana, Stadttheil von Mombas 205.
Gazelle ſ. Antilope.
— Handelsſchiff Seid Madjids 128.
Gebräuche der verſchiedenen Völker ſ. Galla, Suaheli, Wanika ꝛc., ſowie Begräbniß, Beſchneidung, Blutsbrüderſchaft, Heirathen, Kiſchongo und Kriegstanz.
Gecko, Nachteidechſen 56 (Sanſibar) u. II. 119 (Seſchellen).
Geier auf Sanſibar ꝛc. 58 u. II. 39.
Geierperlhuhn (Königsperlhuhn, Acryllium) 60 u. II. 306 f. (Bild S. 306).
Gelasimus, „lächerliche“ Krabben 52 f.
Geld in Sanſibar 127, 132 f.; — an der Küſte 320, 330 Anm. 15 u. II. 282; — auf den Seſchellen II. 115 u. 413 Anm. 39.
Geledi (oder Sigala), Somalistadt am Wobbiſtuſſe II. 322 u. 368.
Gemeinden (Communen) auf Réunion II. 143, 189 u. 414 Anm. 44.
Gemüſe, grüne, auf Sanſibar 31; ſ. auch Palmkohl 33 ꝛc. u. Palmiſte
Genette ſ. Ginſterkatze 66 ꝛc.
Geographiſche Breite, Beſtimmung der — 333, Anm. 21.
Geographiſche Geſellſchaft, Londoner, Verleihung ihrer goldenen Medaille an Baron v. d. Decken II. 259.
Geologie ſ. Bodenbeſchaffenheit.
Gerad, Titel der Somalifürſten II. 330.
Geradflügler II. 80.
Gerechtigkeitspflege auf Sanſibar 129; — auf Noſſibé II. 203 u. 204; — bei den Galla II. 275; — bei den Somali II. 340; ſ. auch Gottesgerichte II. 26 u. 92.
Geſchichte: Allgemeines 115 ff. (ſ. auch Araber, Einwirkungen auf Oſtafrika); — von Bardera II. 317; — von Brawa 120, 126 u. II. 349, — von Dſchagga 286 f. u. 335 Anm. 33; — der Europäer in Oſtafrika ſ. Engländer, Franzoſen ꝛc., Einwirkungen derſelben; — der Galla II. 320, 369 u. 374; — von Kiloa 145 f. u. II. 370; — der Komoren II. 227, 232 ff., 416 u. 417 Anm. 55 u. 60; — von Madagaskar u. Noſſibé 93 ff., 101, 106 f., 172 f., 207 f. u. 415 Anm. 48; — von Maſai ſ. d.; — von Merka u. Mukdiſcha 126, II. 370 u. 420 Anm. 69; — von Mombas 116 ff., 192 ff. u. II. 371; — der Portugieſen u. Oſtafrika ſ. d.; — von Réunion II. 137, 188 f., 190 u. 414 Anm. 42; — von Sanſibar 115 ff., 134 f. u. II. 370; — der Seſchellen II. 114 u. 116; — der Somali 125, II. 296, 317 (Bardera), 319 f., 349 (Brawa), 420 Anm. 69 (Merka u. Mukdiſcha); — der Wanika 218 f. u. 335 Anm. 33; — der Witu-Inſeln (Lamu, Pata ꝛc.) II. 370 ff.; ſ. auch ſtaatliche u. geſellſchaftliche Verhältniſſe, ſowie auch Bd. III. III. „Tabellariſche Ueberſicht der Geſchichte Oſtafrikas“.
Geſpenſtheuſchrecken II. 81.
Gewäſſer auf Sanſibar 25; — auf der Riaſſaſtraße 183; ſ. auch die Namen der einzelnen —.
Gewerbthätigkeit auf Sanſibar 84, 90, 103; — bei den Somali II. 297, 318 u. 328; ſ. auch die einzelnen Völker.
Gewichte auf Sanſibar 132, 227 (Ausführliches ſ. Burton, Lake Regions).
Gewürznelkenbaum auf Sanſibar 27, 42 ff (mit Bild) u. 44.
Gift-Gewächs bei Kiloa II. 166; ſ. auch 39 (Mhogo), 39 (Papay) ꝛc.
— Thiere ſ. Schlangen, Affeln ꝛc.
Ginſterkatze, Genette, in Sanſibar 66; — an der Küſte II. 69 f.; — auf den Komoren II. 225.
Giraſen 238 u. II. 283 (Jagd).

Gleitaar, Elanus melanopterus 58.
Glossina morsitans, Tſetſefliege II. 83 f. u. 304; vergl. auch Donderobofliege 249 ꝛc.
Glut, Totanus glottis, ein Sumpfvogel auf Sanſibar 60.
Gnu, ſcheint zu fehlen II. 308.
Gobius giuris, eine Meergrundel-Art 55.
Gobtanleh, ein Somaliſtamm II. 320.
Godefroi, Beſitzer der „kleinen Ebene“ auf Réunion II. 178 u. 183 f.
Godja, ein menſchenähnlicher Affe II. 308.
Goldkukuk, Chrysococcyx cupreus 59.
Gomani, Ortſchaft u. Landſpitze an der Formoſabai II. 271.
Gondja, Karawanenlagerplatz am Paregebirge 313, II. 14.
Goniflu ß 272, 307.
Gonje, ein Mattenſack als Maßeinheit 127 u. 330 Anm. 14.
Goodfellow, politiſcher Reſident in Aden II. 347.
Gorah, ſoviel als 1 Stück Zeug 335 Anm. 28.
Gorgo, engl. Kriegsdampfer II. 112.
Gorilla (?) am Djubafluſſe II. 308.
Goſch, Dorf am Djubafluſſe II. 302.
Gottesgerichte bei den Maſai II. 26; — auf Madagaskar II. 92.
Götzen, Graf, Gefährte des Barons II. 258 u. 273.
Grab ſ. Begräbniß u. Kirchhöfe.
— heuſchrecken, Gryllinae II. 81.
— hügel des Manki 300.
— weſpen, Pelopoeus u. Scolia II. 83.
Granatapfel, Punica Granatum 41.
Grand Bénard, Berg auf Réunion II. 136, 156, u. 158; Eisgrube daſelbſt II. 159.
Grandidier, franzöſ. Forſchungsreiſender 25, 99, 155, II. 66 ff. u. 72 ff.
Grant, Begleiter Speke's 135.
Grapſiden, Krabben-Gattung 52.
Grasbrand II. 70 u. 71 (fliegendes Feuer).
Grigri, Zaubermittel und Zauberei 162, 261 u. 280.
Grillenkrebs, Scyllarus 52.
Großkomoro ſ. Angaſija II. 228 ꝛc.; Karte IV.
Grus regularum, Königs- oder Kronenkranich am See Jipe II. 58.
Grußformen 12 u. 92 (Sanſibar), 272 u. II. 31 (im Inneren) u. II. 230 (Großkomoro); ſ. auch Schießen als Gruß.
Gryllotalpa, Maulwurfsgrille II. 81.
Guillain, franz. Flottenofficier u. geogr. Schriftſteller 134, II. 208, 299 u. 319 ff.
Guineakorn ſ. Mtama 29 ꝛc.
Guineapfeffer, Capsicum annuum 46.
Gurgateh, ein Somaliſtamm II. 320.
Gutſchiro, Herpestes fasciatus oder Zebramanguſte 66.
Guttera (Numida) Pucherani, Schopfperlhuhn 60; — im Somalilande II. 307.
Guyave, Psidium sp. 42; — auf den Komoren II. 240 u. 242.
Gyrini, Tummelkäfer II. 82.

H.

Haarſterne, Crinoidea 51.
Hadramaut, Landſchaft in Südarabien 101.
Hadſchi, Titel der Mekkapilger II. 237.
— Ali ben Kero, Häuptling vom Dorfe Lala gegenüber Bardera II. 353, 365 u. 367.
— Fundi, ein Elephantenjäger II. 44.
— Osmân, Begleiter und Sekretär Kingelbachs II. 348, 367 u. 418 Anm. 67.
Hafenzeit in Sanſibar 22.
Haftkiefer, Plectognathi, eine Fiſchfamilie im Meere bei Sanſibar 55.
Haifiſch, in Oſtafrika nicht gefürchtet II. 309; — getrockneter, als Nahrungsmittel und Handelsartikel 9, 190.
Halbaffen auf Sanſibar ſ. Galago 61 ff.; — auf Madagaskar II. 92 u. 105; — am Djubafluſſe II. 308.
Halil, Beerdigungsfeierlichkeit der Araber 98.
Halsbandfink, Amadina fasciata 59.
Halsbandrabe, Corvus scapulatus, auf Noſſibé II. 205, auf den Komoren II. 222, am Djubafluſſe II. 308 (auch auf Sanſibar, an der Küſte und im Inneren).
Hamerton, engl. Konſul, † auf Sanſibar 190.
Hameruin, Stadttheil von Mukdiſcha II. 321 u. u. 420 Anm. 69.
Hammadi, Koch v. d. Deckens 229 u. 279; — Kerſtens Begleiter auf der Komororeiſe II. 212.
— Seid, Sultân von Moali II. 223 ff. (mit Bild) u. 227.
— ben Kero, Scheich von Bardêra (auch Mahammed Aden Kero) II. 331, 353 f., 355, 361, 365 u. 408 f.
— Maſchin, Heizer auf dem Welf II. 357 u. 358 f.; ſeine Ausſage II. 352 u. 362.
Hammali, arabiſche Laſtträger in Sanſibar 101.
Hammed ben Achmed el Abu Saidi, arabiſcher Admiral 119 u. II. 371 (Emir Hammed).
Hammis, Begleiter v. d. Deckens auf der erſten Dſchaggareiſe 229, 279, 281, 295, 310 u. 325.
— ben Ali, arabiſcher Kaufmann auf Noſſibé und Madagaskar II. 219.
— ben Raſchid, Aelteſter der Mſara in Takaungu II. 419 Anm. 68.
Hammiſi Maſchin, Heizer auf dem Welf II. 357 u. 359; ſeine Ausſage II. 361.
Hamſterratte oder Buku, Cricetomys gambianus 67.
Handel in Sanſibar 107 f., 131 f. u. 133 f.; — von Maſia II. 250; — der Somali II. 298, 318, 328

Handelskolonien II. 192.
—verkehr mit den Eingeborenen 25, 320, II. 24 u. 102.
—winde, trade-winds, s. Passate 17 f.
Hannover, Förderung der Djuba-Expedition II. 260.
Hansa, Geflecht aus Palmblättern 33.
Harem in Sansibar, Beschreibung 93 ff.
Hafen, Sungura, auf Sansibar 68 (auch an der Küste und im Inneren).
Hassan (ibn) Achmed, Scheich der Kablallah II. 365 u. 409.
— Mödi, Verwandter von Abdio Abd Nur 418 Anm. 67.
Hastie, Erzieher madagassischer Prinzen II. 192.
Haus, Bau u. Einrichtung, s. Wohnungen.
—geflügel auf Sansibar 74.
—thiere auf Sansibar 71 ff.; — der Galla II. 375 ff.; s. auch Viehstand u. -Zucht.
Hautflügler oder Immen, Hymenoptera II. 83.
—krankheiten auf Sansibar 331.
Heiitsch oder Hein, oberster Häuptling bei den Galla II. 376.
Heilkunde der Suaheli 332 u. II. 199 (Kneten des Körpers).
Heirathen der Araber u. Suaheli 94 ff.; — der Galla II. 375; — der Komorianer II. 234 u. 416 Anm. 58/59; — der Masai II. 25; — der Neger 2c. 81 u. 236; — auf Sansibar 94 ff.; — der Somali II. 328 f.; — der Wanika 215; s. auch Heirathsanträge II. 42 u. 48.
Heiraths-Anträge II. 43, 48 f. u. 57.
Helmperlhuhn, Numida coronata II. 307.
Henaui, mächtiger Araberstamm in Omân 116.
Hell, Statthalter auf Réunion II. 150 u. 207.
—bourg, Ortschaft auf Réunion II. 150, 163 u. 165.
—ville, Hauptstadt von Nossibé II. 208; Ankunft in — II. 202 (vergl. Bilder II. 197 u. 207).
Hemiptera, Schnabelkerfe oder Wanzen II. 84.
Heri, Koch bei der Djubaexpedition II. 357 u. 358.
Herland, Dr., Erforscher von Nossibé II. 205.
Hermione, franz. Fregatte vor Sansibar II. 72.
Herpestes fasciatus, Zebramanguste 66.
Herti ben Kombe, Stammvater der Medschertin 2c. Somali II. 320.
Hetrodes, Heuschreckengattung II. 81.
Heuschrecken, Vorkommen der — II. 81.
Heuschreckenkrebse oder Langusten 52.
Hewison, Kapitän der „Pleiad" II. 112 u. 187.
Highflyer, engl. Kriegsschiff II. 317 f.
Hilali, Seid, Sohn des Sultán Seid Said von Sansibar II. 371.
Hindi, Ortschaft am Djuba II. 302, 339.
— (Hindu), mahammedanische Indier auf Sansibar 102 f.
Hindustraße in Sansibar 11 (mit Bild).
—tempel in Sansibar 5, 13 (mit Bild) u. 103.
Hippopotamus amphibius s. Flußpferd II. 57 ff. 2c.
Hirtenvölker s. Galla, Masai u. Somali.
Histeridae, Stutzkäfer II. 82.
Hitzmann, Maschinist bei der Djubaexpedition II. 259; sein Tod II. 292 f.
Hochzeit s. Heirathen.
Höhlen auf Sansibar 23; — auf Réunion II. 159 f.; s. auch Caverne.
Holli, Bibi, Schwester des Sultán von Sansibar 112 f., 141.
Holothurien oder Seewalzen 51.
Holzböcke oder Zecken, Ixodea II. 86.
Honig 53, 269, II. 298 u. 375, s. auch -Jäger u. Bienen.
—jäger 289, II. 52 u. 298 ff.
—sauger oder -vögel, Nectarinia, in Sansibar 59; — auf Nossibé II. 205.
Horner, Père, französ. Missionär auf Sansibar II. 356.
Hova, der herrschende Volksstamm auf Madagaskar II. 93 ff., 103 u. 207 f.; — Festung Andusa II. 219 u. 220 f. (s. Bild S. 89).
Hufeisennasen, Fledermausgattung auf Sansibar 65.
Hühner auf Sansibar 74; — als Reiseproviant 74, 232 u. 234; — auf den Seschellen II. 114 u. 115.
Hühnervögel 60.
Hummeln, Vorkommen der — II. 83.
Hund, fliegender, Pteropus sp., auf den Komoren II. 225.
— rother, eine Hautkrankheit 331.
Hunde, auf Sansibar u. an der Küste 65, 71 u. II. 250; — am Djubaflusse II. 308; — der Expedition 149 f., 162, II. 9 f., 16, 112, 261, 310 u. 364.
Hundertfüße (Centipeden) 54 u. II. 120.
Hundsaffen (Paviane), Cynocephalus sp., 156 ff., II. 287 u. 308.
Hyänen 65 (Sansibar), 258 u. 260 (See Jipe), II. 247 (Ruvumafluß), 308 (Djubafluß); — greifen schlafende Menschen an 322; — stehlen 324.
—hunde 260.
Hymenoptera, Hautflügler oder Immen II. 83.
Hyphantornis aureoflavus, eine Webervogelart 59.
Hystrix cristata s. Stachelschwein 68 u. 202 f.

J und Jod.

Jablonski, französ. Konsul auf Sansibar 24 f.
Jackfruchtbaum, Artocarpus integrifolia 38 f. (Bild S. 26, 196 u. II. 228).
Jagd auf Schweine 70 u. II. 250 (s. auch Büffel, Elephant, Flußpferd 2c.).
— geschäftsmäßige Ausbeutung derf. II. 75 f. u. 285.
—abenteuer am See Jipe 258.

Jamboafalama, König von Madagaskar II. 95.
Jamrose, Eugenia Jambosa 42.
Jarebiten, Herrscherfamilie in Omân 116, 117.
Jassini, Wadigodorf bei Wanga 318.
Jatropha manihot, Maniok oder Mbogo 29 f.; — auf den Seschellen II. 116.
Ibis, Ibis sp., auf Mombas 198; — im Inneren II. 32.
Ibrahim, Scheich von Barbera II. 317.
— Hadschi, aus Geledi II. 322.
Ichneumon, Herpestes sp. 66 f.; — am Djubafluß II. 304 u. 306.
Ichneumonidae, Schlupfwespen II. 83.
Jerebi- (Jerewi-) Berge oder -Hügel 318 u. II. 71.
Jeremia (Kmerio), Sultân von Ukanga II. 18 u. 26.
Jerewi s. Jerebi.
Jesa Mikeni und — Kuba, Dörfer der Wadigo 318.
Jesuiten 333 Anm. 22 u. II. 133 f. (—missionäre auf Réunion).
J. H. S., Zeichen der Jesuiten 192 u. 333 Anm. 23.
Jigo ben Osmân s. Schigo II. 300 ꝛc.
Jioni, die Zeit gegen Abend 101.
Jipe, See südlich vom Schneeberge Kilimandscharo 256 f. 335 Anm. 29, II. 17, 36 ff. u. 58 f.; Jagden am See — 258 f.
Jloni, Stadt u. Berg auf Großkomoro II. 243.
Ile aux lapins (Kaninchen-Insel) oder Tanikeli, bei Nossibé II. 216.
Ikeike, Land zwischen zwei Ravinen oder Schluchten auf Réunion II. 147.
Ilmagnali (Feinde), Name der Fremden bei den Masai II. 24.
Ilmurân, Name der jungen Männer bei den Masai II. 24.
Imâm, Vorbeter in der Moschee 115 u. II. 418 Anm. 67.
— von Maskat, Herrscher von Omân 115 u. 118.
Indier auf Sansibar 102; — auf Mombas 204; — auf Mauritius II. 128; — auf Réunion II. 415 Anm. 52.
Indigofera Anil u. tinctoria, s. Indigopflanze 47 ꝛc.
Indigopflanze, Indigofera sp., auf Sansibar 47, Madagaskar II. 91, Nossibé II. 205.
Indische Regierung, Förderung der Djuba-Expedition II. 259.
Ingenieurphotographie, Anwendung der Photographie zur Landvermessung 335 Anm. 31.
Inhaltsverzeichniß I. xv ff. u. II. xi ff.
— alphabetisches, s. Register II. 421 ff. (für beide Bände).
Inschriften, arabische 334 Anm. 25 u. 419 Anm. 68 (auch persische).
— portugiesische s. die zwei Tafeln nebst Erklärung im Anhange von Bd. I.
Inselten, Kerbthiere, auf Sansibar 53 f.; — auf dem Kilimandscharo II. 55; — in Ostafrika überhaupt II. 80 ff.; — auf den Seschellen II. 119; auf Nossibé II. 207.
Johanna oder Anjuani, eine der Komoro-Inseln II. 222.
Jomboberg bei Wanga, Besteigung II. 70.
St. Joseph, Stadt auf Réunion II. 143 f. (Beschreibung eines Diners daf.).
P. Jouen, französ. Priester auf Madagaskar II. 98.
Jowari s. Mtama 29.
Islander Schah, Kriegsschiff von Sansibar 128 u. II. 275.
Jsoluni- (nicht „Solani") Hügel bei Mombas II. 66.
Juani, Insel der Mafia-Gruppe II. 249 f. u. 417 Anm. 61.
Jubafluß s. Djuba.
— stadt oder Jubo s. Jumbo.
Juma ben Saidi, arabischer Schiffer II. 197, 200 u. 310 f.
Jumbo, Somalistadt am Djubaflusse II. 292, 294 f., 296 ff., u. 339; Bewohner von — II. 296 ff.; Erzeugnisse II. 298; s. auch Karton zu Karte VII.
Juffuf, Sohn von Darud und Stammvater eines Somalistammes II. 320.
— Sohn Achmeds von Malindi 193 f.
— ben Mahmud, Sultân von Geledi II. 317 u. 322.
Ixodea, Holzböcke oder Zecken II. 86.
Ixos nigricans, Drosling 59.

K.

Kabalahach s. Kablallah II. 319 ꝛc.
Kaberas, Batterie bei Mombas 207.
Kabila = Stamm oder Familie 203.
Kablallah, ein Somalistamm II. 319, 365 u. 367.
Kadi = Richter 147 f., II. 330 ꝛc.
Kadiaro, ein Berg im Suaheli-Binnenlande 236, 239, 242, 244 f. (Besteigung) u. II. 62.
Käfer, die, des Küstengebietes II. 82 ff.
Kaffee 91, II. 143 u. 179 (als Getränk) u. II 328 (als Speise bei den Somali u. Galla).
— pflanzung auf Sansibar 47, Réunion II. 151 u. 188, Nossibé II. 205.
Kafferhirse und Kafferkorn s. Mtama 29.
Kaia = Dorf 215 u. 245.
Kakao auf den Seschellen II. 116.
Kakerlaken oder Schaben (Blatta und Periplaneta sp.) II. 81; s. auch 64, II. 170 u. 253.
Kalabassenbaum s. Affenbrodbaum 198 ꝛc.
Kalkbrennerei in Sansibar 8 f. (mit Bild).
Kamele auf Sansibar 72 f., im Somalilande II. 298 u. 327 f., bei den Galla II. 376.
Kanäle auf Réunion II. 146 u. 190.
Kanaki, Ortschaft an der Westküste von Madagaskar II. 104 f.
Kanda (Mh. Makanda), soviel als Gonje, ein Sack voll 330 Anm. 14.

Kanter, Nikolaus, Maſchinenmeiſter der Djuba-expedition II. 258; — Tod II. 336 u. 337.
Kantinen, Schenken oder Trinkſtuben auf Réunion II. 184.
Kanton, Schiff in welchen von Schickh u. Genoſſen nach Europa zurückkehrten II. 343.
Kap Biſſel (Kismaiq) II. 339 u. 355.
— Delgado, Südgrenze des Sanſibar-Gebietes 116 u. 126.
— Gardaſui, N.-O.-Spitze des Somalilandes 116, II. 319.
— Noir, Felswand im Thale des Bras de Cilaos II. 169.
Kapitao, ein Karawanenführer in Mombas 227.
Kapwaran, Varanus capensis 56 f. u. II. 250.
Karadalla, Vulkan auf Großkomoro II. 242 ꝛc.
Karawanenführer ſ. Faki, Naſoro, Sadi ꝛc. (ſ. auch Wegekenntniß).
— ſtraßen II. 12.
Karpfen, Fundulus sp., auf Sanſibar 55.
Karten, engliſche, der oſtafrik. Küſte II. 248.
Kartoffel, ſüße (Batate) 30 f.
Kaſchengo, König von Lambungu im Dſchaggalande 286.
Kaſigao ſ. Kadiaro 242 ꝛc.
Kaſſava ſ. Mhogo 29 ꝛc.
Kaſuarine, Casuarina sp. (Filaos der Franzoſen), auf Sanſibar u. an der Küſte 28, II. 246 u. 249; — am Djubafluſſe II. 303; — auf den Seſchellen II. 117; — auf den Maslarenen II. 127, 138, 142 u. 149.
Kategorie, eine Landabtheilung auf Réunion II. 176.
Katſch, Landſchaft an der Indusmündung, Heimat der Banianen Sanſibars 102.
Katzen, zahme, auf Sanſibar 71.
Kau, Stadt am Oſiſfluſſe II. 266, 267 f. u. 372; Bewohner, Bodenbau ꝛc. von — II. 268 f.; ſ. auch Karton auf Karte V.
Kaufhäuſer, europäiſche, in Sanſibar 108 ff.
Kaurimuſchel, Cypraea moneta 132 u. II. 250.
Kedjaluba ſ. Betellauen 91.
Kelſambaie, Vater von Naruwa, der Exkönigin von Menabé II. 94, 101.
Kenge = Waran-Eidechſe 56 f. u. II. 250.
Kenia, von Krapf entdeckter Schneeberg 268, II. 22, 271 u. 381.
Kerbthiere (Inſekten) auf Sanſibar 53 f.; — des Binnenlandes und der Küſte II. 80 ff.; — der Seſchellen II. 119; — auf Noſſibé II. 207.
Kero, Dolmetſcher der Djubaexpedition II. 300, 335, 357 u. 360.
— Mahammed Aden oder Hammadi ben II. 331, 353 f., 355, 361, 365 u. 408 f.
Kerſten, Reiſebegleiter v. d. Deckens II. 232, 273 u. 381.
— Reiſe nach Großkomoro II. 197 ff.
Keſcho (zu deutſch „morgen"), ein Hund des Barons II. 261.
Kiama (Kismaio der Seefarten), Inſel und Stadt II. 289 f. u. 340.
Kiangara, Ortſchaft an der Niaſſa-Straße 169, 172.
Kibandigo (Koralleninſel bei Sanſibar), Thierleben auf — 51.
Kibeia, ein Neger, der den Schnee des Kilimandſcharo erreicht haben ſoll 280.
Kibitzregenpfeifer, Squatarola helvetica 60.
Kibo d. i. Schnee, Dſchagganame für Kilimandſcharo (ſ. d.) 293.
Kibondo, Inſel der Mafia-Gruppe II. 249 u. 417 Anm. 61.
Kibangadanga-Berge, Kilimandſcharo ſichtbar von den — aus II. 71.
Kigelia, Kigelia pinnata, merkwürdiger Baum auf Mombas 195 f.
Kigononi, Dorf am Djubafluſſe II. 303.
Kiguruka (fälſchl. Kungurnha im Texte), Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 174.
Kijiboni, Dorf am Tulafluſſe II. 280.
Kikuju, Landſchaft am Keniaberge 229; projektirte Reiſe nach — II. 5 u. 381.
Kilema, eines der kleinen Dſchaggalönigreiche 271, 272 ff., 282 ff., 286 u. 307 ff.; Abſtammung der Herrſcher von — 335 Anm. 33.
Kilemafluß am Kilimandſcharo 287.
Kilewo, Geheimrath des Herrſchers von Madſchame 291 ff. u. 298.
Kilibaſſi, Berg im Suaheli-Binnenlande 236, 239.
Kilimandſcharo, Schneeberg im Suaheli-Binnenlande 267 f. (mit Bild); Anblick des — 250, 290, 295 f., 314. II. 19, 29, 41 u. 46; Beſteigung des — 279 ff. u. II. 49 ff.; Bewohner ſ. Dſchagga 270 ꝛc.; Bodenbeſchaffenheit und Thierwelt des — II. 55; Erklärung des Namens — 335 Anm. 32; Pflanzenwuchs auf dem — 268 ff., 281, II. 50, 53 u. 54; Sichtbarkeit des — von der Küſte aus II. 66, 68, 70, 71 f.; Thore des — 295.
Kilimandſcharoland und ſeine Bewohner ſ. Dſchagga 270 ꝛc.
Kilimani, Dorf an der Formoſabai II. 265.
Kilimatembo, ein Sumpf an der Niaſſaſtraße 170.
Kilindini, zerſtörte Ortſchaft auf der Inſel Mombas 122, 207, 220, 324.
Kiloa 145 ff. u. II. 198 (Kap —); Bewohner von — 148 ff., 152, 158 f. u. 175 f.; Geſchichtliches von — 76, 116, 117 u. 146; Lager der Wabiſa ꝛc. bei — 153; Thierleben bei — 153 ff.; Umgebung von — 153, 161 f., 164 u. 183 f.
— Kibendſche 145, 146 u. 332 Anm. 17.
— Kiſſiwani ſ. Kiloa oben 17 ꝛc.
Kilole, ſeltſam geformter Hügel an der Niaſſaſtraße 164 f.
Kilongolo, Führer oder Wegweiſer 229.
Kilowanjeſee, Quellſee des Wubuſchiflluſſes II. 279.
Kilulubügel bei Wanga, Beſteigung des — II. 67 f.

Kima ſ. Meerkatze 61 ꝛc.
Kimana, Dorf am Wubuſchiſt. II. 279.
Kimandara, Sultân des Dſchaggareiches Moſchi II. 46 f., 48 f., 54 u. 57 f.; f. auch I. 279.
Kimario von Maſina, angeblicher Hauptſultân des Paregebietes 254.
Kinder der Araber und Suaheli 86, 94, 97 f., 204, II. 5, 69, 95 ff. u. 231 f.; — auf Großkomoro II. 231 f. u. 235; — der Maſai II. 25; — der Somali II. 329 f.; — der Wabuni II. 305; — der Wanika 215, 216 u. 219.
Kindi, Gebiet im Dſchaggalande 286 u. 290.
Kingani, Fluß II. 73, 76 (Flußpferdjagd im —) u. 413 Anm. 35.
Kingomanga, Sultân der Wahiao und ſeine Verdienſte um Dr. Roſcher 178 u. 179 f.
Kinzelbach, Theodor, als Beauftragter der Mutter v. d. Deckens II. 347, 348, 356 ff., 367 f.; ſein Lebensbild II. 393 ff. (Portrait II. 386).
Kionga, Inſel an der Mündung des Ruvuma, projektirte Fahrt nach — II. 246.
Kipatu ſ. Betelkauen 91.
Kiperele, Fluß an der Niaſſaſtraße 169, 184.
Kipindimbi, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 169 f.
Kirchhöfe auf Sanſibar 12 (mit Bild), 13 u. 98; — auf Mombas 206 u. 334 Anm. 25; — auf Réunion (Korallis Grab) II. 130; ſ. auch Begräbniß.
Kiriama, Gebiet im Wanikalande, Aufenthalt in — II. 64; Markt daſ. 214.
Kirk, Dr., engl. Konſul in Sanſibar 57.
Kirua, eines der kleinen Dſchaggakönigreiche 271 u. 286.
Kiſchongo, eine Freundſchaftsceremonie und das Zeichen dafür 262, 273, II. 32, 37, 40 u. 45.
Kiſimafugo, Fluß oder Salzwaſſerader bei Kiloa 146.
Kiſimani, Ankerplatz an der Oſtſpitze der Inſel Maſia II. 198.
Kismaio (Kap Biſſel der Seekarten) II. 290 f.; Unfall bei — 299, 339 f. u. 355.
— Inſel, ſ. Kiama II. 289 f.
Kiſoludini, Rebmanns Miſſionsſtation 210, 219, 326 u. II. 64.
Kiſongo, Maſaidorf im Aruſchigebiete II. 35 u. 36.
Kiſuani, Karawanenlagerplatz am Paregebirge 253 f., 312 f. u. II. 15.
Kiſungubergе im Süden des See Jipe II. 16.
Kiſunguni, Dorf am Ruvumaſluſſe, Ermordung Roſchers in — 179.
Kitamba, ein Längenmaß der Suaheli 243 u. 335 Anm. 28.
Kitanda, Ruhebank, Bettſtatt 36.
— Mdjini, Stadt auf der Inſel Großkomoro II. 228 u. 230 (mit Bildern; ſ. auch Karton zu Karte IV).
Kitoſu, Suahelinаme für die Stadt Kiloa 145 ff. ꝛc.
Kitoma = Kürbisflaſche 232.
Kiuma-Mbuſi (nicht „Kiuma-buzi"), Eidechſenart auf Sanſibar 56.
Kiwoi, Geheimrath des Herrſchers von Madſchame 291 ff.
Kleidung, Schmuck und Waffen der Bewohner von Sanſibar 85, 87 f. u. 102 ff. (Indier); Gallaland II. 372 f. (mit Bild); Kilimandſcharo 273 f., 290 u. II. 42; Komoren II. 229 f. u. 234 (Bild); Madagaskar u. Noſſibé II. 100, 102, ſowie 207, 209 u. 211 (Bilder); Mombas und Binnenland 213 (Wanika), 235, 243, 251 f., 264, II. 18 u. 33; Niaſſagebiet 167 f.; Somaliland II. 296 ff., 318 u. 325 ff. (mit Bild).
Kletter- oder Springfiſch, Periophthalmus sp. II. 119 f. u. 206.
Klettervögel, Scansores 59 f.
Kletzer, Feri, Kunſtreiſe um die Welt II. 126 f.
Klimatiſches von Sanſibar 20; Komoren II. 225 f.; Réunion II. 139 f., 146, 150, 152 u. 156 f.; Somaliland II. 420 Anm. 69; Seſchellen II. 122; ſ. auch Regen u. Wind.
Klimafieber 221 u. 331 f.
Kmeri, König des Gebirgslandes Uſambara 314 u. 315 f.
Kmério (Jeremia), Sultân von Uſanga II. 18 u. 26.
— Sultân von Kiſuani II. 15.
Kokos, Ableitung des Wortes 328 Anm. 4.
—baſtſtricke 36.
—milch, ſogenannte 33, 35.
—nuß 34 ff. (mit Bild); —öl u. ölmühle 35 u. 72 (mit Bild); doppelte oder maldiviſche — ſ. Lodoicea II. 118 f.
—palme, Cocos nucifera, 27 u. 31 ff.; — im Binnenlande 239 u. II. 271; — auf den Komoren II. 226, 229 u. 235; — auf den Seſchellen II. 116.
— palme von Praslin (Cocos de mer) ſ. Lodoicea II. 118.
Koloniſation betreffend 272, 316, 332 Anm. 18, II. 191 ff., 193 (Wichtigkeit für Deutſchland) 372 u. 377; ſ. auch Sklavenkolonien.
— franzöſiſche, auf Madagaskar II. 95.
Koma, Geiſter der Verſtorbenen bei den Wanika 216.
— Inſel ſüdl. von Sanſibar II. 253.
Komba ſ. Galago 63 ff.
Kombo, Herrſcher von Kilema 335 Anm. 33.
Komoren, Inſelgruppe ſ. Angaſija, Johanna, Moali u. Mayotte.
Komorianer ſ. Bewohner von Großkomoro; — auf Sanſibar 87.
Komoro, Groß-, oder Angaſija, Hauptinſel der Komorengruppe II. 228, 238 u. 243; Bewohner von —, ihre Geſchichte, Sitten, Sprache ꝛc. 87, II. 229, 232 ff. mit Bild, und Karte IV.
Kondutſchi, Küſtenortſchaft gegenüber Sanſibar 332 Anm. 17.

Königs- oder Kronenkranich, Grus regulorum, am See Jipe II. 58.
Königsperlhuhn s. Geierperlhuhn, Acryllium vulturinum 60 ꝛc.
Konsulate in Sansibar 107.
Kopalbaum u. -harz 28, 83, 131, 322 u. II. 70. (Ausführliches s. in Burtons „Lake Region".)
Kopra, getrocknete Kokosnußmasse 35.
Korallen (-thiere) und ihre Bauten 22 f., 49 ff., 51 (Thierleben auf den Koralleninseln), 194 f., II. 279, 283, 287 u. 290.
—kalk, Verwendung dess. 6 u. 237.
Koralli, Diener und Begleiter o. d. Deckens 140 f., 168 f., 249 f., 282, 301, 307, II. 46, 54, 122, 129 f. (sein Tod und Begräbniß).
Koroa Mombasa, charakteristische Hügelgruppe bei Mombas 191.
Korrath s. Koralli 140 f. ꝛc.
Korre-Galla soviel als Masai (s. d.) II. 374.
Kosten der Reise 325 (nach Dschagga), II. 254 (Großkomoro).
Krabben und ihr Leben auf Koralleninseln 52.
Krankheiten auf Sansibar 330 ff., Anm. 16.
Krapf, Dr., Missionär und Entdeckungsreisender 135, 211, 317 u. II. 369; —'s ehemalige Station 219 f.
Krater des Vulkans auf Réunion II. 181; auf Gr. Komoro 240 f. u. 242.
—seen auf Nossibé II. 212 u. 214 f.
Krebsthiere, Crustacea, auf Koralleninseln 51; — auf den Seschellen II. 120.
Kreolen II. 414 Anm. 10, II. 120 ff. (Seschellen), 130 ff. (Réunion).
— sog. kleine, auf Réunion II. 155, 162 u, 165.
Kriegsmacht von Sansibar zu Land u. See 127 f.
—schiffe im Hafen 133; auf der Sklavenjagd 125, 319, II. 216 u. 420; zur Unterstützung der Unternehmungen o. d. Deckens II. 107, 112, 260 f., 262, 264 ff., 273 ff., 343 u. 347 f.
—spiele u. Waffentanz 15, 247, 264 (in Daseta), 276, 321, II. 6 u. 48; s. auch Tanz.
Krokodile, Vorkommen, Leben und Treiben der — im Djubaflusse II. 309 ff. u 417 Anm. 65; — im See Jipe II. 27; — im Kinganiflusse II. 74; auf Madagaskar u. Nossibé II. 105, 206, 212 u. 214 f.; — im Osiflusse II. 268.
Kronenkranich s. Königskranich.
Krotonstrauch, falscher, Hecken von 195.
Krustenthiere und Kruster s. Krebsthiere 52 ꝛc.
Kuaoi, Fluß oder Salzwasserader bei Kiloa 146.
Kublalla, Großvater des Herti Kombe, des Stammvaters der Medschertin ꝛc. -Somali II. 320.
Kudamm, Abtheilung der Somali II. 320 u. 349 (in Brawa).
Kuduantilope II. 287.
Ku-fukua, Fluß im Suahelibinnenlande, Elephantenfluß auf der Karte 250.
Kugelaloë auf Réunion II. 149.
Kuhreiher, Ardeola bubulcus 61.
Kukuke auf Sansibar 59 f.
Kulatên, Scherif in Mukdischa II. 355 u. 411 (Briefe von ihm).
Kuli, arabische Lastträger 9 (mit Bild) u. 101; indische — II. 128 u. 137; s. auch 415 Anm. 52.
Kulu, eine Antilopenart im Masailande II. 35.
Kumbini oder Kumkene, Berg auf der Insel Sansibar 24.
Kumbo, Dorf am Tulaflusse II. 280 f.
Kumkene oder Kumbini, Berg auf der Insel Sansibar 24.
Kunde, eine Bohnenart 29.
Kunguru oder Halsbandrabe, Carvus scapulatus II. 205, 222 u. 308.
— ein bunter Baumwollenstoff 277.
Kunguruha (muß heißen Kigururka), Ortschaft an der Niassastraße 174.
Kusi, erste Hälfte des Südwest-Monsuns 327 Anm. 2.
Kweio, eine der Witu-Inseln II. 274 u. 275.

L.

Laborde und seine Verdienste um Madagaskar II. 97 ff.
Labourdonnais, Mahé de, Statthalter auf den Maskarenen II. 114 u. 129.
Labridae, Lippfische 55.
Lager, verschanztes 234 u. 236.
—leben 232 ff. u. II, 6; s. auch Reiseleben.
Lagos, Hauptmarkt für Kaurimuscheln 132.
Lai u. Ramba, madagassische Kleiderstoffe II. 91.
Lakka, Boote der Madagassen II. 99 f.
Lala, Dorf am Djubaflusse gegenüber Barbêra II. 316, 331 f., 353 u. 365.
Lambert, Père, Generaloikar in St. Denis, Réunion II. 127 u. 130.
— Zuckerpflanzer, später Duc d'Emirne auf Madagaskar II. 98, 99, 173, 415 u. 416 Anm. 48 u. 55.
Lambungu, eines der kleinen Dschaggakönigreiche 271, 286 f., II. 37, 40 f., 44 u. 49.
Lamellicorniae, blatthörnige Käfer II. 82.
Lamu, eine der Wituinseln und Stadt darauf II. 118, 274 f., 276 f., 340 ff., 356 u. 370 f.
Länge, geographische 333 Anm. 21.
Langusten, Heuschreckenkrebse auf Sansibar 52.
Larus pomare, eine Mövenart 61.
Laroenschwein s. Wildschwein 70 u. 153 ff.
Latham, flache Insel im Süden von Sansibar 3.
— Kapitän des „Bigilant" II. 343 u. 363.
Laufhühner, Turnix sp., auf Mombas 198.
Laufkäfer, Carabidae II. 82.
Laurus cinnamomum, Zimmtbaum, auf Sansibar 45; — auf den Seschellen II. 117.
Läuse in Ostafrika II. 84.

Lavafelder auf Réunion II. 144 f., 179 f. u. 181 f.; auf Gr.-Komoro II. 236, 238 u. 240 ff.
Legnevel-Lacombe, Anſichten über die Komorianer II. 233.
Leiſtenkrokodil, Crocodilus biporcatus, auf den Seſchellen II. 119.
Lemuren, Halbaffen auf Madagaskar II. 92 u. 105; ſ. auch Galago 61 ff.
Leo, ein Hund des Barons II. 16, 112 u. 261.
Léproſerie, Ausſätzigen-Haus auf Réunion II. 170 f.
Leſage, engl. Kapitän auf Madagaskar II. 96.
Letuma, ein Jäger in Aruſcha II. 34.
St. Leu, Ortſchaft auf der Inſel Réunion II. 140.
— Pfarrer von II. 158.
Leuchtkäfer II. 71.
Libellen oder Waſſerjungfern, Libellula sp. II. 82.
Liearne, franzöſ. Transportſchiff II. 72.
Lieder u. Geſänge der Eingebarenen 84 f., 333 Anm. 22 u. II. 212.
Likani, Ortſchaft bei Mombas 324.
Limanen und ihre Benutzung in Sanſibar 41.
Limasa rufa, rother Sumpfläufer 60.
Linck, Hermann, Arzt der Djubaexpedition II. 258, 264, 282, 295, 335 u. 362 f. (Ermordung); — Lebensbild II. 392 f. (Portrait auf S. 386).
Lippfiſche, Labridae 55; f. auch Papageifiſch 51.
Lithadomus, Meeresdatteln auf Koralleninſeln 51.
Litſchi, eine Frucht Sanſibars 41 f.
Livingſtone, Miſſionär und Entdeckungsreiſender 135, 181 f., 332 Anm. 18 u. ff. 334.
Loba, Geronima, portugieſ. Reiſender II. 275 u. 296.
Locustae, Laubheuſchrecken II. 81.
Lodoicea Sechellarum, malediviſche oder doppelte Kokosnuß II. 118 f. u. 121 (Palme v. Praslin).
Lairet, franzöſ. Kriegsſchiff II. 262, 264 u. 272; ſ. auch Bigrel, Kapitän.
Lami (Lumi) oder Daſetafluß 257 u. 262.
St. Louis, Ortſchaft auf Réunion II. 140 f. u. 169 f.
Port Louis, Hauptſtadt von Mauritius II. 127 f.
Löwen am See Jipe 258 u. II. 58.
Ludda Damba, Zollpächter auf Sanſibar 103 u. 105.
Luere, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 170 u 172.
Lufidſchifluß 413 Anm. 35.
Luftſpiegelung auf See 5.
Lufu ſ. Rufu oder Panganiflluß 265.
Luga, Abgeſandter der Wabura II. 63.
Lukoſe, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 166.
Lukunde, Berg desgl. 170.
Lulbahanteh, ein Samaliſtamm II. 320.
Lungu, Dorf eine Tagereiſe von Kiloa 174.
Luquez, Port, Hafen auf Madagaskar II. 96.
Lurche, Batrachia 55 f.
Luſtſeuche auf Sanſibar 331.
Luttara, Bettſtatt bei den Wanika 216; ſ. auch Kitanda.
Lynx, engl. Kanonenboot 124.
— franzöſ. desgl. II. 261.
Lyra, engl. desgl. 125, II. 261, 262, 273 f. u. 286; ſ. auch Kapitän Parr.

M.

Mabruk (Mbaruk) ben Achmed von Mombas 119 f., 205 u. II. 371.
— Charles, Matroſe bei der Djuba-Expedition II. 357 u. 359; ſeine Ausſage II. 361.
— Hammiſi, Matroſe bei der Djuba-Expedition II. 357 u. 358 f.
— Speke, ll. Steuermann der Djuba-Expedition II. 278, 289, 357 u. 359 f.; — Ausſagen II. 342 u. 362; ſ. auch die Getreuen Spekes II. 186 f.
Mabruki, der Gallaknabe, Ziegenhirt der Djuba-Expedition II. 270, 274, 354 u. 357 f.
— Makuamann, I. Heizer der Djuba-Expedition II. 357.
Madagaskar (Bukini der Suaheli), Lage und Bedeutung II. 89 ff. u. 191; — Bewohner II. 93, 100, 102 f., 106 f. u. 219 (— auf Sanſibar 87, auf den Maskarenen II. 128 u. 233 f.); Geſchichte von — ll. 93 ff., 101, 106 f., 129, 172 f., 191 (Beziehungen zu Réunion), 207 f., 233, 247, 413 u. 415 Anm. 37 u. 48; Pflanzenwelt von — II. 91 f., 100, 104 f.; Thierleben auf — ll. 92 f., 101; ſ. auch Réunian 191, Raſſibé II. 201 u. 205 f. u. Murunſanga II. 219 ff.
Madagaskarſtadt, Stadttheil von Sanſibar 6.
Madagaſſen ſ. Madagaskar, Bewohner II. 93 ꝛc.
Madjake, Mutter des Herrſchers von Moſchi II. 47 f. u. 58.
Madreporen ſ. Korallen 22 f. ꝛc.
Madſchame, eines der kleinen Dſchaggakönigreiche 271, 286 f. u. 291 ff.
Mafai, Baum mit leichtem Holze, auf Madagaskar II. 100.
Mafatte, Schwefelquelle auf Réunion II. 168 f.
Mafia (Manfia), Inſel ſüdlich von Sanſibar II. 198, 249 u. 251 ff.
— gruppe 417 Anm. 61.
Mafiti, Volksſtamm am Niaſſaſee 178.
Mafuta (zu deutſch Fett) ſ. Seſam.
Magadaxa ſ. Mukdiſcha 328 Anm. 5 ꝛc.
Magagani, Ortſchaft an der Suahelikküſte, Flußpferdjagd bei — II. 76 f.
Magaganifluß, Nebenfluß des Oſi II. 267 f.
Magnetismus der Erde II. 413 Anm. 34.
Magungu ſ. Karton auf Karte III., Nachbarort von Wanga, Beſuch in — 321.
Mahammadi, Scheich von Pata, genannt Fumo Aloti ll. 371.
Mahammed ſ. auch Mohammed.

Mahammed Adda, Scheich, aus Barbera II. 367.
— Aden Kero II. 353 f. u. 408 f.; ſ. auch Hammadi den Kero.
— ben Osmân, Statthalter von Mombas 117.
— Gurre, } die Mörder v. d. Deckens II. 367.
— Haſſano, }
Mahe, Hauptinſel der Seſchellengruppe II. 113, 114 f., 116 ff; Pflanzenwuchs von — 119 f.; Thierleben von — 120 ff.
— de Ladourdonnais, franzöſ. Statthalter II. 114 u. 129.
Mahindi ſ. Mais 29 ꝛc.
Mahmud ben Auwes, ein Angeſehener von Brawa II. 354 u. 418 Anm. 67.
Mahogo (Maniok), Jatropha manihot 29 f., II. 68 u. 116.
Mahuri, Geflecht von Palmblättern 33.
Majaſpitze, Landzunge der Inſel Sanſibar 21.
Maillard, Ingenieur u. Schriftſteller über Réunion II. 168, 182 u. 187.
Maina, Häuptling am Buragebirge II. 60 f. u. 62.
Mais (Mahindi), Zea Mais 29, II. 230 (Komoren), 302 u. 306 (Djubafluß).
Maizan, franzöſ. Flottenoffizier u. Reiſender 134.
Makanda (Einh. Kanda) oder Gonje, ſoviel als „ein Sack voll“ 330 Anm. 14.
Makaribi, die Zeit des Sonnenunterganges bei den Arabern 101.
Makana, Sultân von Nuſewa am Niaſſaſee 178 u. 179.
Makdiſchu ſ. Mukdiſcha 328 Anm. 5 ꝛc.
Makokota, Sultahn von Kiſunguni am Ruvumafluſſe, Mörder Dr. Roſchers 179 f.
Makriſi, arab. Schriftſteller, über Lamu II. 275.
Makumbi, Kokosfaſer oder -Werg 36 u. II. 229.
Makundueberge an der Niaſſaſtraße, ſonderbare Formen derſ. 170.
Makupa, Fort auf der Inſel Mombas u. Meeresarm daſ. 207 u. II. 64.
Makuti, Geflecht aus Palmblättern 33.
Malabar Akazie, Mimosa Lebbek, auf der Inſel Réunion II. 151.
Malakote, Ortſchaft am Danafluſſe II. 271.
Malindi, Ortſchaft nördlich von Mombas 326, II. 419 f. Anm. 68; Geſchichtliches 122 u. 193; ſ. auch Karton zu Karte III.
— Vorſtadt von Sanſibar 5 u. 11.
Malobeni, Wanikadorf bei Mombas 234.
Mamangaro, Wanikadorf im Kiriamagebiete II. 64.
Mamba, Gebiet in Dſchagga 286.
Mambego, Häuptling im Kiriamagebiete II. 64.
Mambo, Herrſcher von Kilema 274 ff., 283 ff., 304 u. 308 f.; — Abſtammung 335 Anm. 33.
Mamburi, Handelsmann in Daſeta 262, 266 u. II. 29.
Mamemba, Dorf im Niaſſagebiete 178.
Mamkinga, Herrſcher von Madſchame 287.
Manamſunde, Dorf am Djubafluſſe II. 303 f., 339 u. 355.
Manda oder Mandra, eine der Witu-Inſeln II. 274 f. u. 276.
Mandogu, ein Gallaſtamm II. 355.
Mangifera indica ſ. Mangobaum 27 u. 37 f.
Mangle oder Mangrove, Armleuchterbaum, auf Sanſibar 28, II. 73, 247, 266, 282, 284 u. 302.
Mangobaum, Mangifera indica, und ſeine Frucht 27 (mit Bild) u. 37 f.
Mangomo, Dorf am Djubafluſſe II. 301.
Manguſtane, eine Frucht Indiens 38.
Manguſten, Herpestes sp., auf Sanſibar 66 f.; — am Djubafluſſe II. 304 (Ichneumon) u. 308.
Maniok (Mhogo), Jatropha manihot 29 f., II. 68 u. 116.
Manje (Biſan Manje), Gallaname des Danafluſſes (ſ. d.) II. 271.
Manjuſi, Matroſe bei der Djubaexpedition II. 357 u. 358 f.
Manki, Titel der Herrſcher in Dſchagga 271, 274 298 ꝛc.
—'s Grabhügel, Beſteigung 300.
Manoel de Melo Pereira in Mombas 193.
Manſur, Ortſchaft unterhalb Barbera II. 363.
Mantis, Fangheuſchrecke II. 81.
Marabu und andere Störche auf Mombas 198.
Maranga (ſoll heißen Marenga), eines der kleinen Dſchaggareiche 271 u. 286.
Marenga, Oheim des Herrſchers von Madſchame 298.
Maria-Thereſia-Thaler 127, 132 f. u. II. 115 (Seſchellen).
Ste. Marie, Ortſchaft auf der Inſel Réunion II. 149.
Markt der Wadſchagga, Beſuch eines 300.
Marmite, eiſerner Kochkeſſel der Kreolen von Réunion II. 156.
Maro, Gallaname des Danafluſſes (ſ. d.) II. 271 ꝛc.
Marqué, kleine Silbermünze auf den Seſchellen II. 115 u. 413 Anm. 39.
Martin, eine nützliche Staarart auf Réunion II. 138.
— Père, Sekretär der Evêché auf Réunion II. 127, 149 u. 152.
Maſai, Tracht, Charakter, Sitten und Lebensweiſe der — 242, 309 f., II. 22 ff., 31 u. 33 f.; Geſchichte, Sagen und religiöſe Meinungen der — II. 22 f. u. 25 f.
Maſaki, Herrſcher von Kilema 287 u. 335 Anm. 33.
Maſambo, Miniſter eines Parefürſten 252.
Maſchingo, heiliger Ort der Wadſchagga II. 41.
Maſchpatta, ein Geflecht in Streifen 101 u. 227 f.
Maſika, große Regenzeit 100.
Maſina, Gebiet im Paregebirge II. 254.
Maskarenen, Geſammtname für die Inſeln Réunion (ſ. d.), Mauritius (ſ. d.) und Rodrigues II. 89.

Maslât, Heimat der Herrſcherfamilie von Sanſibar 115 f.
—eſel 71.
Maſſaut ben Naſſer, Vetter von Ali ben Osmân in Mombas 117.
Maße von Sanſibar 330 u. 335 Anm. 14 u. 28 (Ausführliches ſ. Burtons Lale Region); von Réunion II. 415 Anm. 49.
Mataka, Häuptling weſtlich vom Niaſſaſee 332 Anm. 18.
Matolo, Oheim des Herrſchers von Madſchame 294 f. u. 298.
Matten 84, 208 u. 231 ꝛc.; ſ. auch Flechtarbeiten.
Matuga, ein Dorf der Wanika bei Mombas 234.
Maungu, Berg im Suaheli-Binnenlande II. 63 (Waſſerbecken daſ.).
— Herrſcher des Dafetagebietes 262 u. 311.
Mauritius, eine der Maskareneninſeln II. 127 f., 173 u. 190 f.
Mavuji, Fluß an der Niaſſaſtraße 184.
Mawele, eine Art Negerhirſe; ſ. Mtama 29 ꝛc.
Maweni, Antimongruben von 227 u. 334 Anm. 26.
Mayotte, eine der Komoroinſeln II. 200, 221 f., 225 f., 233 u. 416 Anm. 54.
Mbadje, Ortſchaft auf der Inſel Moali II. 222.
Mbahaberge an der Niaſſaſtraße, ſonderbare Formen der — 170.
Mbaramu, Karawanenhalteplatz im Norden von Uſambara 310, 314 u. II. 12 f.
Mbarak (Mabruk) ben Achmed 119, 205 u. II. 371.
Mbarulo, Matroſe bei der Djubaexpedition II. 357, 359 f. u. 361.
Mbuju ſ. Affenbrodbaum 197 ꝛc.
Mdjinga, Hafen ſüdl. von Sanſibar II. 198 u. 248.
Medſchertin, ein Somaliſtamm II. 320 u. 324.
Meer, Anſchwellen deſſ. (Ras de Marée) II. 138; ſ. auch Ebbe und Flut 22 ꝛc.; — Schönheit deſſ. 318, 322 u. II. 4; — Strömungen 21 f. u. II. 113.
— esdatteln (Lithodomus sp.) auf Koralleninſeln 51.
—grundel, Gobius sp., ein Fiſch der Gewäſſer von Sanſibar 55.
—katze, Cercopithecus sp. 61, 200 u. II. 306.
—ſchwein, Phocaena sp. 144.
Meier, Matroſe bei der Djubaexpedition II. 357 ff.; — Ausſage II. 361 f.
Meilen, immer Seemeilen = 1/60 Aequatorgrad 327 Anm. 3.
Melaſomen, Schwarzkäfer II. 82.
Melinde ſ. Malindi II. 419 ꝛc.
Melo Pereira, Manoel de, in Mombas 193.
Melonen- oder Papaybaum, Carica papaya 39 f.
Menabé, Stadt und Gebiet in Weſt-Madagaskar 94 u. II. 233; ſ. auch Naruva 101 ꝛc.
Menſchaffe am Djubafluſſe II. 308.
Merimbani, Ortſchaft auf der Inſel Maſia II. 251.
Merka, Stadt an der Somalikküſte II. 420 Anm. 69; Geſchichtliches 117 u. 119.
Merkabu, Schiffe europäiſcher Bauart 132.
Merrihan, Stammvater der — Somali II. 320.
Meru, Berg im Maſailande 300, II. 22, 32, 41 u. 46.
Merui, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 107 f.
Meſſule, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße, äußerſter Punkt v. d. Deckens 171.
Meteorologie ſ. Klimatiſches.
Mewa, ein Sakalave auf Noſſibé II. 214.
Mewe, Suahelíname für Schmarotzermilan 199 u. 205 ꝛc.
Meydenbauer, Erfinder der Ingenieur-Photographie 335 Anm. 31.
Mfuaſi, Nachläufer der arabiſchen Großen 92.
Mfumo, ſagenhafter Wanikafürſt 213.
Mgindo, ein Geheimrath des Herrſchers von Kilema 273 u. 275.
Mgono, ein Längenmaß der Suaheli 168 u. 335 Anm. 28.
Mhogo oder Maniok, Jatropha manihot 29 f.
Miani, italieniſcher Nilreiſender und ſein Anerbieten II. 346.
Mihuhu, fälſchlich für Mihumu.
Mihumu, ein Fluß an der Niaſſaſtraße 169.
Mikindanibai, nördl. vom Kap Delgado II. 199 f.
Milango ja dibo, Thore des Kilimandſcharo 295.
Milch auf Sanſibar 73; ſ. auch Kokosmilch.
Milvus parasiticus, Schmarotzermilan, Mewe der Suaheli 199 f.; — auf Sanſibar 58; — auf Noſſibé II. 205; — am Djubafluſſe II. 222.
Mimosa Lebbek, Malabar-Akazie, auf der Inſel Réunion II. 151.
Minterano, Hafenplatz in Südweſt-Madagaskar II. 99, 100 ff., 103 f. u. 107 f.
Miſſion in Sanſibar 107 u. II. 262 (Hilfeleiſtung beim Schiffsbau); — in und bei Mombas 211 f.; — auf Réunion II. 133 f.
Mkeka, geflochtene Matten (ſ. d.) 233.
Mlongoli, ein Häuptling des Paregebietes 253.
Mlamba, Dorf der Waſegua am Djubafluß II. 303.
Mnaſi, Pflanzung an der Niaſſaſtraße 163.
— Dorf nördl. von der Mündung des Ruvumafluſſes und Aufenthalt daſ. II. 246 ff.
Mnene, Geheimrath in Moſchi II. 47 u. 58.
Mnubie, ſog. Führer auf der 1. Dſchaggareiſe 229 u. 246.
Moadjinga, Waſſerbecken auf der Dſchaggaſtraße 235; ſ. auch Ngurunga.
Moali (= Moheli oder Mohilla), eine der Komoroinſeln, Ankunft daſ. 222 f.; Hauptſtadt, Bewohner ꝛc., Pflanzen und Thiere II. 223 ff., 227 u. 416 Anm. 55 (Zerſtörung der Hauptſtadt); Klima II. 226; Wanderung quer durch II. 226 f.

Moamandi, Dorf auf der Dſchaggaſtraße 237 f.
Modi, Haſſan, Verwandter von Abdio Abd Nur II. 418 Anm. 67.
Mohammed (ſ. auch Mahammed) ben Haiſſa, Anführer von perſiſchen Auswanderen II. 233.
Moheli, } eine der Komoro-Inſeln; ſ. Moali II.
Mohilla } 222 ff.
Moluk, Beludſchenhauptmann (Dſchemmedari) 141, 151 u. 171 f.
Mombas, Inſel und Stadt, Aufenthalt daſ. 191 207 ff., 224 ff., II. 5 ff., 340 u. 343; Beſchreibung 191 f., 194 f., 205 ff. u. 208 f. (mit Bildern auf S. 191, 197, 206, 267 u. 226; ſ. auch Karton auf Karte III); Bewohner 203 f. (ſ. auch Wanika 212 f.); Geſchichte 116, 117 ff., 192 ff., 203 ff. u. II. 370 f.; ſtaatliche Verhältniſſe 204 f. u. 218 f.; Pflanzen u. Thiere 195 ff.; Ruinen 206 f.; ſ. auch Portug. Inſchriften mit 2 Tafeln im Anhang von Bd. I.
Monatsnamen } der Suaheli 100.
Mondesmonate }
Monddiſtanzen 333 Anm. 21.
Mondoju, Dorf an der Küſte der Tauſend Inſeln II. 286.
Mondſaſa, Berg von, auf Großkomoro II. 243.
Moneſtier, Dr., Arzt auf Noſſibé II. 216 f.
Monſia ſ. Maſia II. 249 ꝛc.
Monſune oder abgelenkte Paſſatwinde 18 f., 133 f. 327 Anm. 2 u. II. 215.
Moſambik, Geſchichtliches 116; Thornton in — II. 389.
Moſcheen in Sanſibar 131; bei Wanga 321; auf den Komoren II. 224, 229 u. 240.
Moſchi, eines der kleinen Dſchaggareiche 286, 289, II. 45 ff. u. 57 f.
Moſchusböckchen, Nesotragus moschatus 68 ff.; ſ. auch Zwergantilopen.
Mosliti ſ. Moſchee 131 ꝛc.
Moslito ſ. Mücken II. 32.
Möven, Larus sp. 61 u. 145.
Mpariha, Kraterſee auf Noſſibé II. 214.
Mpati, Matroſe bei der Djubaexpedition II. 357 f.
Mpuemu, Pflanzung an der Niaſſaſtraße 164.
Mrima, Küſte nördl. von Sanſibar 241.
Mroni, Ortſchaft auf Großkomoro II. 236 f. (ſ. Karton auf Karte IV.)
Mſafum, Herrſcher von Kitanda Mdjini u. Dſujini auf Großkomoro II. 228, 230 f., 236, 237 f., 245 u. 417 Anm. 60.
— Neffe des Herrſchers von Mroni auf Großkomoro II. 417 Anm. 60.
Mſai, Gebiet im Dſchaggalande 286.
Mſame, Bruder von Saia II. 40.
Mſara, Einheit „Mſurui", Herrſchergeſchlecht von Mombas 117 ff., 204 f., 218, II. 370, 372 (in Witu Einwanderer aus Mombas) u. II. 419 Anm. 68; ſ. auch oben Mombas, Geſchichte.
Mſigo, Waarenbündel der Suaheli-Träger 227 f., 232 u. 233.
Mſihi, Berg im N. von Uſambara 316 u. 318.
Mſiſima, neuer Hafen ſüdlich von Sanſibar 332 Anm. 17.
Mſuſſi, Baumwollenbaum, Bombax sp. 198 (ſ. Bild 196 links).
Mſungu (Mehrheit Waſungu), Name der Europäer auf Sanſibar 10, 107 u. 329 Anm. 10.
Mſurui ſ. Mſara 117 ꝛc.
Mſusluma, Elephantenjäger aus Wanga II. 13 f. (Vertrag mit ihm), 17, 28 f., 44, 45 f., 49, 54, 58 u. 67.
Mtama = Durrha oder Negerhirſe 29, II. 226 u. 230 (Komoren), II. 202, 206 u. 249 (Somaliland).
Mtepe, ein „genähtes Fahrzeug" 36, 131 u. II. 276 f.
Mtoni, Landhaus des Sultans von Sanſibar 189 u. 190.
Mtſchau, Herrſcher des Gebietes von Kindi am Kilimandſcharo 290.
Mtnapupalme auf Großkomoro II. 236.
Mtungi, ein tragbares Waſſergefäß 7.
Muana Mimi, Beherrſcherin von Pata II. 370.
Muanſa, ein Popanz bei den Wanika 270.
Muanſalini, Begleiter auf der 1. Dſchaggareiſe 229, 292, 297, 310 u. 325.
Muaſanpombe, Dorf auf dem Buragebirge II. 60.
Mücken (ſog. Moskitos) II. 32 u. 84.
Muhammed ſ. Mahammed.
Muika, Gebiet im Dſchaggalande 286.
Muira, Fluß und Dorf an der Niaſſaſtraße 167.
Mukadim, Ureinwohner der Inſel Sanſibar 77.
Mukapunda bei Kiloa, Beſitzung von Abdallah ben Said, und Aufenthalt daſ. 161 u. 162 ff.
Muldiſcha, Stadt an der Somaliküſte 328 Anm. 5, II. 420 Anm. 69, 317 (Geſchichtliches), 325 (Kleidung in) u. 411 f. (Brief des Gemeinderathes).
Mukunigenſi, ſoviel als Karawanenführer 229; ſ. auch Faki u. Sadi.
Mulungu (Mungu), Name des höchſten Weſens II. 26.
Mumal, ein Eid bei den Maſai II. 26.
Mumen, ein edler Somaliſcheich in Mukdiſcha II. 321 f.
Mungu (Mulungu), Name des höchſten Weſens II. 26.
Munie (Herr, Eigenthümer) Mloma oder Rongoma, Herrſcher von Kilema 212 f. u. 335 Anm. 33.
— Weſiri oder Naſiri, Geheimrath in Madſchame 291 u. 297 ff.
Muniemku, Oberhaupt der Mukadim auf Sanſibar 89 f. (mit Bild), 99, 126 u. II. 261.
— Sultân von Mroni auf Großkomoro 236 f. u. 417 Anm. 60.
Munjo, Gallaname der Wapokomo II. 271.

Münzen auf Sanſibar und an der Küſte 132 f., 320, II. 282 u. 330 Anm. 15 (Theilwerthe); auf den Seſchellen II. 115 u. 413 Anm. 39.
Muoa (ſ. Karton auf Karte III), Ortſchaft ſüdlich von Wanga II. 67.
Murunſanga, Hafenplatz in Nordweſt-Madagaskar und Aufenthalt daſ. II. 219 ff.
Mus alexandrinus, Dachratte 67.
— decumanus, Wanderratte 67 f.
Muſa, Verwandter des Scheich Juſſuf von Geledi II. 322.
Muſiſi 167, 170, 172, II. 6, 212 (mit Bild) u. 220; ſ. auch Tänze u. Kriegsſpiele.
Muskatnußbaum, Myristica moschata 145 f.
Muſtafa, Sohn des Kommandanten von Mombas 228, 230, 324 u. II. 5 u. 7.
Mvuri, Häuptling am Parelgebirge 252.
Mycteria senegalensis, Rieſenſtorch am Ruvuma fluſſe II. 247.
Myriopoden ſ. Tauſendfüße 54 u. II. 120 (Seſchellen).
Myristica moschata, Muskatnußbaum 45 f.
Mzige, Dorf auf Großkomoro II. 240, 242 u. 245 (Sultân von).

N.

Nachtſchwalben, Caprimulgus sp. 59.
Nadir Schah, Handelsſchiff des Sultâns von Sanſibar 128.
Nagethiere, Glires 67 f.
Nahigongo, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 165 u. 183 f.
Nahilala, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 169.
Nahoſa = Führer eines arabiſchen Küſtenſchiffes 143, II. 198 ff. u. 340 ff.
Nahrung u. Getränke der Araber u. Suaheli 90 f., 99, 112, 328 f. Anm. 8 (Curry u. Reis), 333 f. Anm. 24, II. 227, 252; — der Europäer 109, II. 114 f. (Seſchellen), 143 u. 153 (Réunion); — der Galla II. 375; — der Indier 104; — der Komorianer II. 230, 235, 236 u. 240; — der Maſai II. 23; — der Neger ꝛc. 85 f. 90, 213, 232, II. 286 f., 302 u. 306; — der Somali II. 297, 302, 317, 327 f. u. 331.
— u. Getränke auf der Reiſe 171, 174 f., 196, 233 f., 246, 249 f., 256, 312, II. 15 ff., 60, 62, 75, 156 (Konſerven), 179 f., 212, 282, 311 f. u. 330.
Naïa, Banian in Wanga 318 f.
Namen für Völker u. Orte 334 Anm. 27; — auf den Karten II. 248.
Namiſu (nicht Nariſſu), Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 164.
Namitelle, Fluß an der Niaſſaſtraße 169.
Nandangaberge an der Niaſſaſtraße 165.
Nangnalu, Hügelkette an der Niaſſaſtraße 165.
Nangungulu, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 170, 171 u. 184.
Nanotragus pygmaeus, Blauböckchen, ſ. Zwergantilopen 68 ff. ꝛc.
Nariſſu, fälſchlich für Namiſu, Ortſchaft an der Niaſſaſtraße 164.
Narnma, eines der kleinen Dſchaggareiche 286 u. 298.
Naruva, geweſene Königin von Menabé II. 101, 106 u. 108.
Nashorn, ſchwarzes und weißes, Rhinoceros sp. 257 f., 259, 260 f., 283, 305, II. 30, 38 f. (mit Bild), 281 u. 308 (am Djubaſtuſſe).
Naſimoja, freier Platz vor Sanſibar 13 ff. (mit Bild) u. 122 (Wettrennen in der).
Naſiri (Munie Weſiri), Geheimrath u. Zauberer in Madſchame 291 u. 297 ff.
Naſoro, Karawanenführer aus Mombas 235, 326 u. II 8.
Naſſer ben Murdſchid, Herrſcher von Omân 116.
— — Salem ben Abdallah bu Saidi, Statthalter von Schole II. 251 u. 253.
— — Soliman, Statthalter von Pemba 121.
Naſſoro, Landſtrich an der Niaſſaſtraße 172.
Naſua, frühere Hauptſtadt von Omân 116.
Natſch, indiſcher Bajaderentanz 105 ff. (mit Bild).
Ndara, Bergſtock im Suaheli-Binnenlande II. 62 f.
Ndihi, Berg im Suaheli-Binnenlande II. 62.
Ndikao, ſagenhafter Wanilafürſt 213.
Ndiſi, Banane 269 f. ꝛc.
Ndo Jroe, eine Reiherart auf Mafia ꝛc. II. 249 ff.
Ndugumbuo, Rath des Herrſchers von Kilema 275.
Nectarinia gutturalis, Honigſauger 59.
Neger u. Negroiden, Erklärung 75 f.
— oſtafrikaniſche, ſ. die mit „Wa“ anfangenden Völkernamen wie Wanika ꝛc.
—ſprachen 76.
Neiterlob, Gottheit der Maſai u. Wakuaſi II. 22 u. 26.
Nektarinien oder Honigvögel, auf Sanſibar 59; — auf Noſſibé II. 205.
Neophron percnopterus, Schmutzgeier 58.
Nepaul, Dampfer der P. and O. Company II. 125 u. 186.
Nepenthes, Deſtillirpflanze, auf den Seſchellen II. 117 f.
Nephelium Litschi, Litſchibaum und ſeine Frucht 41 f.
Neruſſi, Neujahr der Suaheli (nach der perſiſchen Zeitrechnung) 100 u. II. 6.
Nesotragus moschatus, Moſchusböckchen, ſ. Zwergantilopen 68 ff.
Netzflügler, Neuroptera II. 82.
Neugier u. Zudringlichkeit der Oſtafrikaner 243, 274, 276, 318 f., 320, II. 67 f. u. 262 f.
Neujahr der Suaheli (Neruſſi) 100 u. II. 6.
Neuroptera, Netzflügler II. 82.

New-Orleans, Schiff in welchem die Djuba-Expedition nach Sanſibar kam II. 260.
Ngáfui, Rath des Herrſchers von Kilema 275.
Ngana ſ. Zibetkatzen 65 f. u. II. 250 ꝛc.
Ngoma, große Trommel und Feſttanz der Neger 14 f.
Ngomani, Dorf am Tulafluſſe II. 280.
Ngombe, Rind oder Kalb 253.
Ngombo, Fahrſtelle am Niaſſaſee 182.
Ngoſi, Heizer der Djubaexpedition II. 357, 359 u. 362 (ſeine Ausſage).
Ngu = Berg in der Nähe der Küſte; —ja Mombaſa 191; —ja Ikoni II. 243.
Nguatu, Sohn eines Häuptlings am Paregebirge 252.
Ngurunga, Felsbrunnen im Suaheli-Binnenlande 238, 312 u. II. 15 f.; ſ. auch Moadjinga 235, Maungu II. 63 u. Bras de Ponteau II. 179.
Niandſcha Mkuba oder Niaſſaſee 182 f.
Niaſſagebiet u. —ſtraße: Ackerbau 184, 185; Bevölkerung 184 f., ſ. auch Niaſſareiſe; Bodengeſtalt und Pflanzenwuchs 183 f.; Sklaverei 182 u. 185.
—reiſe 161—175; Ergebniſſe 183 ff.
—ſee, Beſchreibung des — 182.
Nika = Wildniß (hiervon „Wanika") 194.
Nilpferd ſ. Flußpferd II. 77 ff. ꝛc.
Niororo, kleine Inſel der Mafia-Gruppe II. 250.
Niuki ſ. Bienen II. 26 f. ꝛc.
Njukuſſi, Fruchtbaum im Suaheli-Binnenlande 238.
Niumaſchua, Südhafen der Inſel Moali II. 226 f.
Nonins oder Vernier, eine Meßvorrichtung 335 Anm. 30.
Noſſibé, Inſel im Nordweſten von Madagaskar II. 201 ff., 205 ff. u. 212 ff.; Bewohner und Geſchichte II. 207 f., 211 f., 215 u. 416 Anm. 54; Pflanzen II. 205; Thiere II. 205 ff.; Verhältniſſe auf — 203 ff. u. 212; Zuckerſiederei auf — 213 (ſ. Bilder II. 197, 207, 209 u. 211).
Noſſimitſiu, Inſel nördl. von Noſſibé II. 208 (mit Bild des Sultáns).
Numenius phaeopus, Brachvogel 60.
Numida coronata, Helmperlhuhn II. 307.
— Pucherani, Schopfperlhuhn 60 u. II. 307.
Nungwaſpitze, ſüdl. von Sanſibar II. 248.
Nungwi ſ. Stachelſchwein 68 u. 202 f.
Nur Haddâd, Hadſchi, Kinzelbachs Kommiſſionär II. 411 f. (Brief an —) u. 418 Anm. 67.
Nuſewa, Ortſchaft am Niaſſaſee 178 u. 182.

O.

Ochſennaſe, Berg auf Réunion II. 179.
Oena capensis, Papageitaube 60.
Oglie, männl. Untergottheit bei den Galla II. 375.
Olivier, Kreolenknabe auf den Seſchellen II. 120 f.
Omân, Landſchaft in Arabien, Heimat der Herrſcher von Sanſibar 115 ff.
Omar, Diener Dr. Roſchers 178 u. 179.
— Hadſchi, zweiter Vertrauter Kinzelbachs 418 Anm. 67.
Orangen (Apfelſinen) 40 f.
—baum, Citrus aurantium, auf Sanſibar 27, auf den Seſchellen II. 117.
Oreſtes, engl. Kriegsſchiff II. 262.
Orkan oder Wirbelſturm II. 108, 115 u. 413 Anm. 38.
Orldoinio Eibor (Weißberg) = Kenia II. 22.
Orleibor, Oberprieſter u. Zauberer bei den Maſai II. 24 u. 26.
Orlkibroni, gemeinſchaftliches Oberhaupt bei den Maſai II. 24.
Orlmurân (Mehrh. Ilmurân), Klaſſe der jungen Männer bei den Maſai II. 24.
Orma, heimiſcher Name der Galla II. 374.
Ormanien, bei Krapf ſoviel als Gallaland II. 374.
Ortsbeſtimmungen 333 Anm. 21 (aſtronomiſche) u. II. 413 Anm. 34 (magnetiſche).
Oryxantilope II. 287.
Oſifluß II. 265 ff. u. 270; Anwohner, Bodencultur ꝛc. 267, 268 f. u. 271; ſ. auch Danafluß und Formoſabai (ſ. Karton zu Karte V).
Oſipoint, Nas Schakka der Suaheli, Landvorſprung im Norden der Formoſabai II. 264 f.
Osmân, Hadſchi, Begleiter und Vertrauensmann Kinzelbachs II. 348 u. 418 Anm. 67.
Oſtafrika, Geſchichte von 115 ff. u. 330 Anm. 13; — geeignet für Koloniſation II. 193 f.; ſ. auch Pflanzen, Thiere, Völkerkunde ꝛc.
Oeſterreich, Unterſtützung der Djuba-Expedition II. 259.
O'Swald u. Co., Handlungshaus in Sanſibar 108, 140, 178 f. u. II. 260; ſ. auch Schulz u. Witt.
Oswawembaſpitze, ein Landvorſprung der Inſel Sanſibar 190.
Otolemur agysimbanus, der Galago oder Halbaffe Sanſibars 61 ff. (mit Bild).
Owen, Führer des engl. Vermeſſungsgeſchwaders 119 f. (vor Mombas), 134, II. 248 (Küſtenkarten) u. 277.

P.

P. & O. Company II. 122 u. 125.
Pachydactylus cepedianus, ſchöne Eidechſe auf den Seſchellen II. 119.
Palaverhaus, Spottname Burtons für „Baraſa" 208.
Palinurus, echter Heuſchreckenkreb 52.
Palmen ſ. Arekapalme, Dumpalme, Kokospalme, Lodoicea, Palmiſte ꝛc.
Palmiſte, eßbare Palme (Areca sp.) auf Réunion II. 161, 166 f.; ſ. auch II. 153 (Palmkohl).

Palmkohl 33 u. II. 153 (Palmiſte).
Palmwein (Tembo) 34, 63 u. 214.
Pamemba, Meeresarm in der Formoſabai II. 271.
Pamphagus, eine Heuſchreckengattung II. 81.
Pandanus, Schraubenpalme, auf Sanſibar 28 (Bild S. 201); auf den Seſchellen II. 117; auf Réunion (Bacoua) II. 149.
Pangani, Fluß u. Stadt nördlich von Sanſibar (ſ. Karton auf Karte III) 220, 265, 315 u. II. 30; — karawane II. 58.
Pangapanga, Pflanzung bei Kiloa 162.
Panther oder Tigerkatze, Felis Serval 65, 260 (See Jipe), 322 (Leopard); — am Djubafluſſe II. 308.
Papageien auf Sanſibar 59; auf Mombas 198 und Maſia II. 250; ſchwarze von Madagaskar II. 205 u. 222.
Papageifiſche, Scarus sp. 51 u. 55.
— laube, Oena capensis 60.
Papay- oder Melonenbaum, Carica papaya 28, 39 f. u. II. 68.
Papyrusſtaude am See Jipe 257 u. II. 28.
Paradiesfeige ſ. Banane 37, 269 f. ꝛc.
— willwe, Vidua paradisea, auf Mombas 198.
Paregebirge, Lager am — 251 ff., 313 u. II. 14 f.
Parkland II. 12 u. 287, 304.
Parr, Kapitän des engl. Kanonenbootes „Lyra“ II. 261, 274, 280, 283 f. u. 286; ſ. auch Lyra 125.
Pas de Bellecombe, Abſtieg über den inneren Wall des Vulkans auf Réunion II. 281.
Pafandavabai in N.-W.-Madagaskar II. 201 f. u. 205.
Pasley, Kommodore, vom engl. Kriegsſchiffe Highflyer II. 347.
Paſſatwinde, Entſtehung der — und Umwandlung in Monſune 17 ff.
Paſſel, franzöſ. Kapitän, Vertrag wegen Noſſibé II. 207.
Paſſeparlout, der kleinere Dampfer der Djubaexpedition II. 260, 264 ff., 279 ff. u. 292 f. (Untergang).
Passer diffusus, eine Sperlingsart auf Sanſibar 59.
Pata, eine der Witu-Inſeln und Stadt darauf II. 274 ff. u. 417 Anm. 62; Geſchichtliches 116, 117 ff. u. II. 370 ff.
Patſchuni oder Wapata, Bewohner von Pata II. 275 f. u. 417 Anm. 62.
Patta ſ. Pata II. 274 ff. ꝛc.
St. Paul, Stadt auf Réunion II. 138 f. u. 170; Halbkeſſel von — 139 f.
Paviane II. 287; ſ. auch Hundsaffen 156 ff. u. II. 308.
Pedometer oder Schrittzähler 333 Anm. 20.
Pelly, engl. Konſul auf Sanſibar II. 115 f.
Pelophilus sp., madagaſſ. Rieſenſchlange II. 195 u. 205.
Pemba, Inſel nördl. von Sanſibar 43, 191 u. 333 Anm. 22; Geſchichtliches 121 f., 194 u. II. 370.
Penguin, engl. Kanonenboot II. 262.
Percidae, Barſche 55.
Pereira, Manoel de Melo, in Mombas 193.
Periosphthalmus sp., Sprung- oder Kletterfiſch II. 119 f. (Seſchellen) u. 206 f. (Noſſibé).
Perlhühner auf Sanſibar 60; — im Somalilande II. 306 f.; ſ. auch II. 290 ꝛc.
Perſer auf Sanſibar 102 (Bild auf S. 87); ſ. auch Beludſchen.
— Einwanderung u. Einwirkungen derſ. auf Oſtafrika 76 (aus Schiras), 203, 204, II. 233 u. 275.
Peſa, indiſche Kupfermünze auf Sanſibar 133.
Pfefferpflanze (rother oder Guinea-Pfeffer), Capsicum annuum 46.
Pferde 10 f. u. 71 f. (auf Sanſibar; ſ. auch 14, 111 u. 221 f.), II. 139 ꝛc. (Réunion) u. 376 (Gallaland).
Pflanzenwelt, Schilderungen aus derſ.: Affenbrodbaum 196 ff. (mit Bild, auch II. 226); Bambus II. 117 (mit Bild) u. 160 f.; Banane 37 u. 269 f.; Baumfarne II. 53, 160, 174 u. 176; Gewürznelken- u. Muskatnußbaum 42 ff. (mit Bild); Kaffee II. 151; Kigelia 195 f.; Palmen 31 ff. (Kokos-), 196 u. 333 f. Anm. 24 (Dum-), II. 118 (Lodoicea) u. 166 (Palmiſte); Vanille 147.
— wuchs im Gallalande u. an der Küſte II. 266 (Oſiſluß), 279 (Tula), 281, 283, 287 f., 290 u. 372 (Witu); — am Kilimandſcharo 268 ff., 281, II. 39 f., 41, 50, 53 ff.; — auf den Komoren II. 225, 226, 229, 230, 236, 238, 240 f. (Vulkane) u. 242; — auf Madagaskar u. Noſſibé II. 90, 91 f., 100, 104 f., 205, 214 u. 219 f.; — auf Réunion II. 138 f., 140, 142, 144 ff., 147 f., 149 ff., 157, 160 — 162, 166 f., 174, 176, 178 — 180 u. 188; — auf Sanſibar und an der Küſte 27 ff., 195 ff. (Mombas), 220 (Panganiſluß), II. 68, 70, 246 (Ruvumafluß), 250 (Maſia), 275 f. (Wituinſeln); — auf den Seſchellen II. 116 ff.; — im Somalilande u. an der Küſte II. 302 306, 311, 314 f. (Djubafluß), 340 (Brawa); — im Suaheli-Binnenlande 241, 257 (See Jipe), II. 12, 17 f. u. 28 f. (See Jipe).
Phaeocephalus fuscicapillus, Papageiart auf Sanſibar 59.
Phaëton, Tropikvogel 145 (auf der Fiſchjagd).
Phasma, Geſpenſtheuſchrecke II. 81.
Phocaena, Delphin oder Meerſchwein 144.
Phoenix dactylifera, Dattelpalme 37, 132 (Datteln) u. II. 279.
Photographie II. 211 u. 221 ꝛc.; Anwendung zur Landesvermeſſung 335 Anm. 31.
Phyllium siccifolium, wandelndes Blatt II. 119.

Picault, Lazarus, erſter Erforſcher der Seſchellen II. 114.
St. Pierre, Stadt auf Réunion II. 139, 142 f.; Hafen II. 142; ſ. Karton auf Karte II.
Pinda, Diwani oder Bürgermeiſter von Wanga 319 f.
Pioneer, Dampfer Livingſtones, auf welchem Thornton ſtarb II. 187 u. 389.
Piper Betle, Betelpfeffer 91 u. II. 117.
Piſang ſ. Banane 37, 269 f. ꝛc.
—freffer, Colius oder Schizorrhis sp. II. 205 f.
Pistacia vera, Piſtazie, und ihre Nüſſe 29.
Piton d'Encheine, Berg auf Réunion II. 162.
— des Neiges, höchſter Berg auf Réunion II. 136, 149, 153 ff. (Beſteigung).
— Rouge, höchſte Spitze des Piton des Neiges II. 158 f.
Plaine des Cafres, Ebene auf Réunion II. 143 u. 178 f.
— — Palmiſtes, desgl. II. 174, 176 u. 178.
— — Sables, desgl. II. 180.
Playfair, engl. Konſul auf Sanſibar 55 u. II. 198.
Plectognathi, Haftkiefer-Fiſche 55.
Pleiad, Dampfer zwiſchen Sanſibar und den Seſchellen II. 112 f. u. 187.
Pleß, Fürſtin Adelheid von, Mutter v. d. Deckens II. 347, 378 f. u. 395; ſ. auch Vorwort zu Bd. I.
Ploceus sp., Webervögel 119 u. 199.
Plumées, Erdſtürze auf Réunion II. 154.
Pokomani oder Pokomoni ſ. Danafluß 271.
Pokomo, eines der kleinen Dſchaggareiche 271.
— Volk der, ſ. Wapokomo II. 268, 271 ꝛc.
Pombarali, Bucht und Ruinen dort 207.
Póngue, Dorf an der Küſte 321 ff. (Empfang daſelbſt).
Port Louis, Hauptſtadt der Inſel Mauritius II. 127 f.
— Victoria, Hauptſtadt der Inſel Mahe (Seſchellen) II. 113; Verhältniſſe in — II. 120 ff.
Portugieſen aus Goa 107; Einwirkung derſ. auf Oſtafrika 76, 116 ff., 146, 191 ff., II. 114, 233, 275 f. u. 370; ſ. auch Inſchriften und Ruinen.
Porzellaniden, eine Muſchelgattung 51.
Poſſeſſion, la, Ortſchaft auf Réunion II. 137 f., 170 u. 414 Anm. 42.
Poſtverbindung Sanſibars 134 u. II. 122.
Potamochoerus africanus, Waldſchwein 154 f. (mit Bild); ſ. auch Wildſchweine 70, II. 250 ꝛc.
Prachtfinken, Amadinae 59.
Preußen, Stellung zu v. d. Deckens Unternehmungen ꝛc. II. 259 u. 372.
Propithecus diadema etc., merkwürdiger Halbaffe Madagaskars II. 92 u. 105 (Lemuren).
Protet, franzöſ. Schiffslieutenant, über die Komoren II. 232 f.
Pteropus Edwardsii, fliegender Hund II. 225 u. 416 Anm. 58/59.
Psidium sp. ſ. Guyave 42 ꝛc.
Pſyche oder Sackträgerarten II. 83.
Puffinus, Sturmtaucher, auf der Fiſchjagd 144.
Puna, Vorgebirge 3 u. 21.
Punica granatum, Granatapfel 41.
Pundjab, indiſches Kriegsſchiff vor Sanſibar 124.
Pyralaon-Inſeln, alter Name der Inſeln Lamu ꝛc. II. 275.

Q.

Quartier français, Bezirk auf Réunion II. 148.
Quellen, verſteinernde, auf Réunion II. 161 u. 162; — warme, auf Réunion II. 152 ff., 162 u. 167 ff.

R.

Rabbai, Ortſchaft bei Mombas, Krapfs Miſſionsſtation 213 u. 219 f.
Raboda (ſpäter Roſaberina), Kronprinzeſſin von Madagaskar II. 96 u. 172 (ſ. auch Radama II.).
Rabudn, Königin von Menabé II. 94.
Radama I., König von Madagaskar II. 93 f. und 95 ff.
Radama II. (vormals Prinz Rakoto), König von Madagaskar II. 97 f., 99, 129, 172, 223 u. 415 Anm. 48.
Radieschen auf Sanſibar 31.
Raffia- (Ruffia-) Palme, Sagus sp. II. 91.
Rahaunin, ein Somaliſtamm II. 319 f.
Rainaffa, König von Menabé II. 101.
Raleten, Wirkung auf Eingeborene 277 f., 295, 296, 301 u. II. 7; — als Bootgeſchoſſe II. 420 Anm. 68.
Rakoto, Erbprinz von Madagaskar; ſ. König Radama II.
Rallenreiher, Ardeola comata 61.
Ramadân, Monatsname u. Feſt bei den Muslim 100.
Ramanetaka, madagaſſiſcher Prinz II. 97 u. 223.
Ramba u. Lai, madagaſſiſche Kleiderſtoffe II. 91.
Ramboafalama, Vetter Radamas II. von Madagaskar II. 99.
Ramidra, König von Menabé II. 94.
Ranavaluna, Königin von Madagaskar II. 97 ff.
Raphael, Taufname des Prinzen Ratabiri II. 98.
Rapid, engl. Kanonenboot II. 262.
Ras, Landſpitze oder Vorgebirge II. 222.
— de Marée, plötzliche Meeresanſchwellungen auf Réunion II. 138.
— Kiſimlaſi, Südſpitze von Sanſibar 3.
— Mdege, Vorgebirge ſüdl. von Sanſibar II. 198.
— Puna, Vorgebirge der Küſte ſüdlich von Sanſibar 3, 21 u. II. 253.

Ras Schaungani, ſandige Landſpitze bei Sanſibar 5.
— Schalla oder Oſipoint, Landſpitze im Norden der Formoſabai II. 165.
Raſchid ben Salem ben Achmed, Statthalter von Mombas 121 f.
Raſchidi, Diener Dr. Roſchers 178 u. 179.
— gaſtfreier Suaheli in Wanga 319, II. 11 u. 67.
Ratahiri, Sohn des Prinzen Raloto II. 98 (Taufe).
Ratten auf Sanſibar 67 f. u. II. 253.
Raubthiere auf Sanſibar 65 ff., an der Küſte u. im Inneren II. 247, 282 u. 308; ſ. auch Löwen, Hyänen ꝛc.
—vögel auf Sanſibar 58.
Ravenala, „der Baum des Reiſenden" II. 91 und 205 (Bild II. 89).
Ravené, freiwilliger Begleiter Brenners II. 347 u. 354.
Ravinen, Schluchten oder Regenbetten auf Réunion II. 136 u. 154 ꝛc.; — Grande Chaloupe II. 170.
Realihügel bei Mombas 334 Anm. 27.
Rebmann, Miſſionär in Mombas 135, 189, 210 f., 219 f., 227 ff., 287, 292, 324, II. 5, 8 u. 64 f.
Rechtszuſtände auf Sanſibar 129 f.; — auf Mombas 219; — bei den Somali II. 330; ſ. auch Heirathen u. Sklaverei.
Redala, ein merkwürdiger Baum auf Madagaskar II. 91 f.
Redjabu, Diener v. d. Deckens 229.
— Name eines Mondesmonats 100.
Refuge Corner, Bucht bei Kap Biſſel und Unfall daſ. II. 291.
Regen auf Sanſibar 19 u. 100, bei Kiloa 166 u. 168 f., auf Réunion II. 135, 146 u. 156.
—bogen, geſchloſſener oder Regenkreis II. 157 u. 179.
Rehani, Geheimrath des Herrſchers von Kilema 272, 275, 280 u. 308.
Reiher, Ardea sp., auf Sanſibar 61, Mombas 198, im Inneren 256, auf Mafia ꝛc. II. 249 f., am Oſiſluſſe II. 206 u. am Djubafluſſe II. 308 f. (Rieſenreiher).
—ſtieg-Schiffswerfte, baut v. d. Deckens Dampfer Welf (ſ. d.) II. 257 u. 260.
Reis, Oryza sativa 29; — als Handelsartikel 132, II. 91 u. 218; — als Nahrungsmittel 85, 91, 234 u. II. 252; Vorkommen des — auf Madagaskar II. 91, 205 u 219, auf den Komoren II. 226, 230 u. 235, auf Mafia II. 250; Zubereitung des — 35 f. u. 329 f. Anm. 8.
Reiſebegleiter v. d. Deckens 140 f. u. 151 f. (Maſſareiſe), 222 f., 229, II. 5, 8 u. 13 f. (Dſchaggareiſen), 112 (Réunionreiſe), 258 f. u. 356 ff. (Djubareiſe); ſ. auch Namen der einzelnen Begleiter.
Reiſeleben u. -Erforderniſſe 139 f. (Geduld), 161 f., 223 f., 231 ff., 249 (Waſſermangel), 256, 288 f., 289 f., 302 f., II. 6, 28, 45, 64, 67 f., 70 f., 75, 155, 158, 166, 283 f., 301 (Flußfahrt), 311 ff. (Verirrung), 338 ff. (Flucht); ſ. auch Feindſeligkeiten, Nahrung ꝛc. und Wohnung auf der Reiſe, ſowie Seefahrten.
Reiſetracht 231 f. u. II. 273.
Reitthiere auf Sanſibar 14 u. 71; ſ. auch Eſel.
Religion u. Aberglaube 98, 99 f., 104 (Hindu), 130, 162, 216 (Wanika), 305 (Araber ꝛc.), II. 22 ff. (Maſai), 61 f. (im Inneren), 103 (Madagaskar), 307, 330 (Somali) u. 375 (Galla); ſ. auch Begräbniß.
Reitige auf Sanſibar 31.
Réunion oder Bourbon, eine der maskareniſchen Inſeln: Allgemeines und Bodenbeſchaffenheit II. 128, 135 ff., 144, 158 ff., 165 u. 169 f.; Bewohner II. 130 ff., 142 f., 144, 146, 155 (ſ. Kreolen), 173 ff., 181, 185 ff. u. 415 Anm. 52; Eisbildung II. 157, 159 u. 180; Geſchichtliches II. 138 f., 142, 152 f., 168, 176, 178, 188 ff. u. 414 Anm. 42; Klimatiſches II. 146, 152, 156 f. u. 188; Landſchaftliches II. 128, 144, 150; Pflanzenwuchs II. 140, 144 f., 149 f., 157, 160 f., 166 f., 174 u. 178 (ſ. auch Kaffee II. 151, Vanille II. 147 f., Zuckerrohr II. 174 und Palmiſtes II. 166 f.); Produkte II. 188; Quellen, warme II. 152, 162 u. 168, verſteinernde II. 161 u. 162; ſtaatl. Verhältniſſe 130 f., 146, 176, 185, 188 ff., 414 f. Anm. 41, 44, 45, 49 u. 52; Straßen und Kanäle II. 146; Thiere II. 160; Vulkan II. 144 u. 145 f.; Witterung ſ. Klimatiſches; Wohlthätigkeitsanſtalten II. 133 u. 170 f.; Zuckerſiedereien 141 f. u. 188.
Reybaud, Gaſtwirth auf Noſſibé 202 f., 204 f., 208 ff. u. 216.
Rhinoceros ſ. Nashorn 259 f., II. 38 f. ꝛc.
Rieinusſtaude am Djubafluſſe II. 303 (auch an der Suahelikküſte).
Rieſen-Meerſchildkröte, Chelone Midas, auf den Seſchellen II. 119; — als Nahrung II. 114 f.
—reiher am Djubafluſſe II. 308 f.
—ſchlangen auf Madagaskar u. Noſſibé II. 105 205; bei Tula II. 287.
—ſtorch, Mycteria sp. II. 247.
—tauſendfuß auf Sanſibar 54.
Rinder ſ. Buckelochſen 73 f. ꝛc.
Rivière de l'Eſt, Fluß auf Réunion II. 145 f. u. 180.
— de St. Etienne, desgl. II. 141 u. 158.
— de Fleur jaune, desgl. II. 162.
— des Galets, desgl. II. 138 u. 158.
— des Marſouins, desgl. II. 174.
— du Mât, desgl. II. 150 f., 152 u. 158.
— des Pluies, desgl. II. 149.
Robin, Sprachlehrer, Sekretär u. General Radamas I. II. 96.
Rombo, eines der kleinen Dſchaggakönigreiche 271.
Rongoma (Muniemkoma) 212 f. u. 335 Anm. 33.
Roſaberina, früher Prinzeſſin Raboda, Königin von Madagaskar II. 98 f. u. 172 f.; ſ. auch Radama II.

Roſcher, Dr. Albrecht, der Vorgänger v. d. Deckens 140, 148, 178 ff. (ſein Ende) u. 332 Anm. 17 (Küſtenreiſe); ſ. auch Datumanzeiger II. 396.
St. Roſe, Stadt auf Réunion II. 145.
Rothhalsfalke, Falco ruficollis 58.
Rouſſin, Album de la Réunion II. 131.
Rufai Dera, Scheich von Brawa II. 348, 353 u. 354.
Ruffiapalme ſ. Raffia II. 91.
Rufu oder Lufu, Mittellauf des Panganiſluſſes 265 u. II. 30.
Rufundu, Sohn des Königs Kmeri von Uſambara 314 u. 317.
Ruhuhu, Fluß an der Niaſſaſtraße 170, 172 u. 184.
Ruinen auf Mombas 206 ff. u. Anhang (mit zwei Tafeln), an der Küſte nördl. davon 280, 417 Anm. 63 u. 419 Anm. 68.
Rulinga, Berglette an der Niaſſaſtraße 238.
Rumdeſtillation auf Réunion II. 142, Roſſibé II. 213.
— trinken auf Réunion II. 143, 175, 178, 179 u. 184.
Rungua, König von Madſchame 280 u. 287.
Runturu, Fluß an der Niaſſaſtraße 184.
Ruvuma, Fluß im Niaſſagebiet 178, 182 f. u. 184; an der Mündung des — II. 246 f.

S.

Sa, Gebiet im Dſchaggalande 286.
Sabakiflnß bei Malindi 419 Anm. 68; Karte III.
Sabb, eine Abtheilung des Somalivolkes II. 320 f.
Saccharum officinale ſ. Zuckerrohr 47 ꝛc.
Sadi, Karawanenführer auf der 2. Dſchaggareiſe II. 8, 12, 15 u. 53.
Sadik, Aufſeher bei O'Swald u. Co. 141.
Saglietta, Père Jérémie de, apoſtoliſcher Vikar auf den Seſchellen II. 116 (über die Verheerungen des Orkans).
Sagopalme, Cycas circinalis, auf Sanſibar 37, auf den Seſchellen II. 116.
Sagus Ruffia, Palmen auf Madagaskar II. 91.
Saïa, Herrſcher von Uru II. 40—43.
Said, Name, nicht zu verwechſeln mit dem Titel „Seid" (Herr), ſ. d.
— ben Achmed el Abu Saidi 117.
— ben Sultân ben Achmed, der ſog. Imâm von Maskât 118—122; ſein Harém „Bet el Ras" 93 f. u. 190; ſein Landſitz „Mtoni" 190 (auch 25 u. 189).
Saidi, Abu, Herrſcherſtamm von Omân u. Sanſibar 117 ff.
— Diener bei der Djuba-Expedition II. 357 u. 358.
Sakalaven, Bewohner von Weſt-Madagaskar II. 93, 207 f. u. 215 (Roſſibé), 233 (Komoren); Beziehungen zu den Franzoſen II. 100, 106 f. u. 207 f.; Kämpfe der — mit den Hova 93 f., 208, 219 f.; Sinnesart, Tracht ꝛc. II. 100 f., 102 f., 208, 214 f.; ſ. auch Königin Naruva II. 101 ꝛc.
Salamini, Heizer der Djuba-Expedition II. 357 f.
Salazes, les trois, Felsgruppe auf Réunion II. 158.
Salazie, Badeort und warme Quelle auf Réunion II. 151 f., 152 f., 163 u. 165 (ſ. auch Cilaos II. 167 f.).
— Keſſelthal auf Réunion II. 136, 150 f., 153, 158 u. 161 ff.
Saleh, Aufwärter bei der Djubaexpedition II. 357 u. 359.
Salem ben Abdallah, Dr. Roſchers Führer nach dem Niaſſaſee 148, 171, 172 f., 178 u. 180.
— ben Saidi, Araber auf Maſia II. 250 ff.
— ben Sultân, Bruder von Seid Said 118.
Salhorſen, ein Enkel von Adji, dem Stammvater der Somal Adji II. 319.
Sâlima, Bibi, Schweſter des Sultân Madſchid von Sanſibar 112 ff.
Sambu, Stammmutter der Wakuaſi II. 22.
— Berg im Maſailande (Meruberg?) II. 22.
Sandelholzbaum auf Madagaskar II. 104 f.
Sandregenpfeifer, Charadrius hiaticula 60.
Sandſtein-Gebilde auf Sanſibar 23 f. (mit Bild).
Sangara, Markt oder Marktplatz in Dſchagga 300.
Sanguruki oder John White, madagaſſiſcher Lootſe II. 107.
Sani ben Soliman, Araber in Wanga 319.
Sankaſſi-Inſeln an der Weſtküſte von Madagaskar II. 221.
Sanſibar, Inſel u. Stadt (ſ. d. unten): Allgemeines 3 f., 17, 19, 21, 77 f. u. 327 Anm. 1 (Ableitung des Wortes); Bilder ſ. Verzeichniß derſ. S. XIX, Kartons auf Karte I; ſ. auch Inhaltsverzeichniß S. XV f.
— Bewohner, Allgemeines: Anzahl 77 f.; Arbeit u. Gewerbsthätigkeit 14, 83 f.; Einwanderung u. Blutmiſchung 76; Erholungen u. Feſtlichkeiten 14 f., 100, 105 f., 111; Erziehung, Lebenslauf 96 u. 99; Familienleben 93; Frauenleben 14, 16, 81, 86, 93—96, 97 ff., 112 ff.; Geſelligkeit 92 u. 111 f.; Kleidung 85, 87; Lebensweiſe u. Gewohnheiten 84, 90, 108; Nahrung u. Getränke 85; religiöſe Anſchauungen u. Gebräuche 97 f., 130; Sinnesart 85; Sittlichkeit 86; Sklaverei 10, 15, 78 f. u. 129; Sprache 76; Wohnungen 13, 77, 88 f. u. 108; Zeiteintheilung 100 f.
— Bewohner, Beſonderes: Araber 76; Banianen 102; Beludſchen 102; Europäer 107 ff.; Hadrami u. Hammali ſ. Kuli 101; Hindi (Hindu) 11 u. 102; Judier ſ. Banianen u. Hindi; Komorianer 87; Kuli 9 (mit Bild) u. 101; Madagaſſen 87; Mnkadim 77; Perſer 102; Portugieſen 107; Sklaven 10, 15, 78 ff. u. 129; Suri 15, 101, 125 f.; Urbewohner (Mnkadim) 77.
— Bodenbeſchaffenheit u. -Geſtaltung, Gewäſſer ꝛc. 21, 22 f., 24 ff. (mit Bild), 28 u. 329 f. Anm. 12.
— Geſchichte 115 ff.

Sanſibar, Gottesverehrung 130.
— Handel u. Schifffahrt 6 (Hafen), 131 u. 132 (Maße u. Gewichte ꝛc.).
— Klimatiſche's 19 ff., 327 Anm. 2 (Winde) u. 330 ff. Anm. 16 (Krankheiten).
— Pflanzen (Bilder S. 44 u. 201), Allgemeines 27 f.; Früchte 37 ff.; Gemüſe 31; Gewürzpflanzen 42 ff.; Kokos- ꝛc. Palmen 31 ff.; Handelsgewächſe 42 ff., 46 f.; Nährpflanzen 29 ff.; Obſt 37 ff.; ſ. auch Namen der einzelnen Pflanzen, wie Orange, Kokospalme ꝛc.
— Staatliche Verhältniſſe: Ausdehnung der Herrſchaft 126; Beamte 128; Einnahmen 127; Geld 132 f.; Gerechtigkeitspflege 129, 130; Handel ſ. oben; Heer und Flotte 127 f.; Herrſcherhaus 117; Poſtverbindung 134; Wichtigkeit für Reiſende 134; Zeiteintheilung 100 f.; Zukunft 126.
— Stadt, Allgemeines 5 ff.; Baſar 11 f.; Batterie 7; Bevölkerung ſ. d. oben; Brunnen 15; Feſtung 8; Friedhöfe 12; Harém des Herrſchers 10; Hinduſtraße 11 f.; Hindutempel 5; Hüttenviertel 13; Kalkbrennerei 6 f.; Kirchhöfe 12; Madagaskarſtadt 6; Malindi 5; Markt 9; Marſtall 10; Moſcheen 131; Naſimoja 13 f.; Paläſte 9 f.; Schangani 5; Sklavenmarkt 15; Straßenleben 7 f., 9, 10, 12, 13 ff.; Vogelſchau 16; Vorſtädte 5; Zollhaus 8; Plan ſ. Karte I.
— Thiere: Amphibien 55 f.; Fiſche 55; Galago 328 f.; Hausthiere 70 ff.; Inſekten 53 f.; Korallenthiere 49; Krabben und Krebſe 52 f.; Nagethiere 67; Ratten 67; Raubthiere 65; Säugethiere 61 ff.; Vögel 57 ff.; Wildſchweine 70; Zwergantilopen 68; ſ. auch Namen der einzelnen Thiere, wie Kamel.
— Witterung ſ. Klimatiſches.
Sara, das Salben der Todten bei den Wanika 216.
Scarus ſ. Papageifiſche 55.
Schabani, Name eines Mondesmonats 100.
Schaben oder Kakerlaken 64, II. 81 u. 170.
Schachbahn, Quellſee des Danafluſſes II. 271.
Schafe in Sanſibar 73.
Schah Allem, Kriegsſchiff des Sultán von Sanſibar 128.
Schamba — Pflanzung oder Landgut 14, 34, 38 f. u. 111; — Abdallahs bei Kiloa 161 ff.
Schambafluß, Unterſuchung deſſ. II. 281 f.
Schampani, Inſel bei Sanſibar, Begräbnißplatz der Europäer 196.
Schangame, eine Pflanzung bei Mombas II. 64.
Schangani, Vorſtadt u. Landſpitze im Weſten der Stadt Sanſibar 5.
Schanzgräben in Dſchagga 271, 272, 303 u. II. 40.
Schauri, Verhandlung oder Berathung 248 ꝛc.
Scheher, Heimat der arabiſchen Laſtträger in Sanſibar 101.
Scheich, ſoviel als Aelteſter, Ortsvorſteher.
Scheich Mahammadi, genannt Fumo Aloti, Regent von Pata II. 371.
Scheje, Küſtendorf ſüdlich von der Inſel Tula II. 286 f.
Scheri, Fluß im Gallalande II. 279 u. 344.
Scherif, Titel der Nachkommen des Proſeten 328 Anm. 7.
— Abubakari, Kulatên ꝛc. ſ. die Namen ſelbſt.
Schickh, Ritter von, Kapitän des v. d. Decken'ſchen Dampfers „Welf" II. 258, 263, 281, 292, 331, 336 ff., 340 u. 342.
Schießen als Signal u. Gruß 239, 261 f., 272, 318, 324, II. 14, 15 ꝛc.; — der Suaheli 323.
Schießpulver, amerikaniſches 323.
Schiffe der Araber u. Indier 142 f. u. 147; Leben an Bord der — II. 198 f. u. 200 ff.
— genähte, auf Lamu II. 276 f.
Schigo (ben Osman?), Scheich, einer der Aelteſten von Brawa II. 300, 354 u. 418 Anm. 67.
Schigoto, Wanilador bei Mombas 234.
Schildkröten 57, auf den Seſchellen II. 119, am See Jipe II. 26 u. 59, an der Küſte II. 287 u. 290; Tödtung der — II. 59 f.
Schimbalette, ein Gebirgszug bei Mombas 235 u. 241.
Schira, ein Landſtrich im Weſten des Kilimandſcharo 300.
Schire, Ausfluß des Niaſſaſees 183.
Schiridi, einer d. Quellflüſſe d. Wubuſchiſluſſes II. 279.
Schizorrhis sp., Pfangfreſſer, auf Noſſibé II. 206.
Schlangen auf Sanſibar 56, Niaſſaſtraße 173 f., Madagaskar und Noſſibé II. 105 u. 205; im Somalilande II. 309; im Gallalande II. 375 (Verehrung der —).
Schleichkatzen oder Viverren 65 f.; ſ. auch Zibetkatzen II. 69 ꝛc.
Schmarotzermilan, Milvus parasiticus 58, 199 f., II. 205 u. 222.
Schmeißer, hamburger Kaufmann, auf Aldabra II. 119; am Oſiſluſſe II. 268.
Schmetterlinge in Oſtafrika II. 83.
Schmiedearbeiten in Dſchagga II. 19 ff.; auf Madagaskar II. 105; am Oſiſluſſe II. 268.
Schmuck ſ. Kleidung.
Schmuzgeier, Neophron percnopterus 58.
Schmylinski & Co., Erbauer des kleineren v. d. Decken'ſchen Dampfers „Paſſepartout" II. 260.
Schneider, Ingenieur bei der Landesvermeſſung von Réunion II. 159.
Schoani, Ortſchaft auf der Komoreninſel Moali II. 222.
Schole (Cutfield Island), Inſel der Maſiagruppe II. 249.
Schonde, Ortſchaft am Djubafluſſe II. 305, 339.
Schopfperlhuhn, Gnttera Pucherani II. 307.
Schraubenpalme, Pandanus sp., auf Sanſibar 28 (Bild 201); auf Réunion II. 149 (Vacoua.)

Schrillzähler (Pedometer) 333 Anm. 20.
Schula, Längenmaß für Kleiderstoffe 335 Anm. 28.
Schulen in Sansibar 97; — auf Lamu II. 276.
Schumbi, Insel bei Sansibar 4 u. II. 198.
Schungi, Nebenfluß des Magagoni u. Osi II. 267 f.
Schuppenschildkröte, Chelone imbricata II. 119.
Schulz, hamburger Konsul und Vertreter von O'Swald & Co. 127, 140, 321, 326 u. 347.
Schwalben auf Sansibar 59; — auf Mombas 198.
Schweine, wilde, 70 (auf Sansibar), 153 ff. (bei Kiloa), 260 (See Jipe), II. 250 (Masia).
—fisch (Delphin) 144.
Schwerter der Wadschagga II. 20 f.
Scyllarus sp., Grillenkrebs, auf Koralleninseln 52.
Sealing, früher Shenando, Kriegsschiff des Sultâns von Sansibar 128.
Sebedi, Sultân von Kifongo im Masailande II. 35 f.
Sebule, Titel des Kronprinzen von Usambara 316.
Seburi, Sohn des Häuptlings von Usanga II. 18.
Seefahrten 3 f., 144, 190, 224 f., II. 3 f., 107 ff., 112, 125, 186 f. (Postdampfer), 137, 198 ff. (Irrfahrt nach Nossibé), 221 f., 238, 245, 265 f., 274 u. 277; s. auch Passepartout u. Welf, sowie Bootfahrt II. 338 f.
—karten, engl., von Ostafrika II. 248 u. 249.
—meilen = 1/60 Grad sind immer unter „Meilen" gemeint 327 Anm. 3.
—schwalben auf Sansibar 61, 145.
—thiere (—igel, —rosen ꝛc.) 51.
Sef (oder Sif) ben Sultân, vertreibt die Portugiesen 116 u. 207; s. auch Sif II. 370.
Segual, Diener Thorntons 229 II. u. 388.
Seid (Herr), Titel der Fürsten, Prinzen u. Scherife (s. d.) 126 f.
— Abubalari ben Abdallah, Scherif auf Großlomoro II. 231 f., 238 f. u. 245.
— Bargasch ben Said 122, 124 f. (Unruhen durch denf.) u. 319.
— Chalid ben Said und sein Verrath an den Mfara 122.
— Hammadi, Herrscher von Moali II. 223, 224 (mit Bild) u. 227.
— Hilali ben Said und die Unruhen in Lamu II. 371.
— Madjid ben Said, Sultân von Sansibar 122 ff., 151, 175, 181, 224, II. 4, 198, 251, 273, 343, 356 u. 385.
— Muhammadi ben Seid Abdallah, gelehrter Scherif in Murunsanga II. 221.
— Said, der sog. Imâm von Maslât 107, 118 ff. u. II. 371.
— Soliman, als Stellvertreter S. Madjids 151.
— Sud ben Chalid, Wettrennen mit v. d. Decken 222.
— Sueni ben Said, Herrscher von Omân 122 u. 123 f.
Seid Turki ben Said 122.
Selengele, ein Masaijäger II. 34 u. 37.
Semen, geschmolzene Butter, im Somalilande II. 228.
Sendereni, Wanilador bei Mombas 234.
Sereng, Bootsmann der Djubaexpedition II. 336, 357, 358 (seine Aussage) u. 363.
Serfanous, Père, Pfarrer auf Réunion II. 177.
Serwal, Felis Serval 65.
Sesam oder Simsim, Sesamum sp., wichtige Oelpflanze 46 f. u. II. 276.
Sesamum indicum u. orientale s. Sesam 46 f.
Seschellen II. 113 f. u. 187; Geld 115 u. 414 Anm. 39; Geschichte 114; Geselligkeit 121; Klima 122; Lebensmittel und deren Preise 115; Ortan auf den — 115 f.; Pflanzen 116 ff.; Postverbindung 122; Thiere 119 f.; Verhältnisse auf den — 121 f.; Volksleben 120 f.; s. Bilder II. 111 u. 116.
Seychelles s. Seschellen II. 113 ff.
— Morando de, französ. Flottenofficier, nach welchem die Seschellen benannt wurden II. 114.
Shenandoah (jetzt Sealing), Kriegsschiff des Sultâns von Sansibar 128.
Short, Kapitän, auf dem Djubastusse II. 299.
Sidi, einer der kleinen Kraterseen auf Nossibé II. 214.
Siedethermometer (Hypsometer), Bezugsquelle und Gebrauch 332 f. Anm. 19.
Sif (oder Sef) ben Sultân ben Sif II. 370; s. auch Sef 116 u. 207.
Sigala oder Geledi, Stadt im Somalilande II. 368.
Sigrari (ein Masaidorf), Verhandlungen mit dem Häuptling von — II. 36 f.
Siliu, Herrscher des Gebietes von Ankara in N.-W.-Madagaskar II. 208.
Simalasi, Dienerin von Bibi Holli 113 (mit Bild).
Simambaia, Insel im Norden der Witugruppe II. 277.
Simangawaka, einer der kleinen Kraterseen auf Nossibé II. 214.
Simarue, Sakalavenhäuptling bei Minterano II. 101.
Simba (d. i. Löwe), Elephantenjäger aus Tanga 262 f.
— Bruder des Herrschers von Kilema 284.
— Beherrscher der südl. Galla II. 370 u. 371 f.
— wa Mwene, Titel des Königs Kmerio von Usambara 316.
Simiaru, Sultân von Nossimitsiu II. 208 (mit Bild).
Simsim oder Sesam, Sesamum sp., wichtige Oelpflanze 46 u. II. 276.
Sinda-Inseln, südl. von Sansibar II. 253.
Singvögel auf Sansibar 59.
Sinnesart (Charakter) s. Araber, Masai, Somali ꝛc.

Sittlichkeit: Araber u. Suaheli 16, 93, 99, 163, 204 u. 250; — Europäer ꝛc. II. 121 (Seschellen), 204 (Nossibé); — Galla II. 305 u. 375; — Komorianer II. 234 f.; — Madagassen II. 102; — Masai II. 25; — Neger 86, II. 5, 250 u. 268; — Somali II. 317 u. 329; s. auch Heirathsanträge II. 42 u. 48.
Siu oder Siwi, Stadt auf der Insel Pata II. 275 f.
— Volksstamm auf der Insel Simambaia II. 276.
Siwa, See, oft auch Teich oder Sumpf (—mkuba) II. 288.
Sklaven auf Sansibar ꝛc. 10, 15 (—markt), 78 ff. u. 81 ff. (mit Bildern), 129, 146 (mit Bild S. 139), 182, 329 Anm. 11, II. 76, 253, 292 u. 377 (s. auch Kriegsschiffe auf der Sklavenjagd II. 420 ꝛc.); — bei den Masai II. 24; — im Niassagebiete 185; — auf Réunion II. 148 u. 189 (s. auch Engagés), 370.
—kolonien am Djubaflusse II. 302 ff., 306 u. 420 Anm. 69.
Skolopender oder Tausendfüße 54 u. II. 120.
Skorpione an der Küste II. 85 f.
Sogoroto, Hügel im Suaheli-Binnenlande 318.
Sohar, Stadt in Omân 116.
Solani (fälschlich „Jsolani" im Texte), Hügel bei Mombas II. 66.
Soliman, Matrose der Djubaexpedition II. 357, 359, 360 (Begleiter Dr. Lincks), 362 f. (seine Aussage).
Soliman (Seliman?) ben Ali, Statthalter von Mombas 119.
Somal Adji, — Hawija ꝛc. s. Adji, Hawija ꝛc.
— Beduinenstämme II. 321 u. 323.
Somali, Abstammung ꝛc. II. 319 ff.; Ehe u. Familienleben II. 328 ff.; Gastfreundschaft 329; Gerechtigkeitspflege II. 330; Geschichtliches II. 317; Gewerbsthätigkeit II. 297 f., 328, 349; Handel 131 f., II. 318, 328, 345, 348 f.; Kleidung und Schmuck II. 296 f., 318 f., 325 ff.; Körperbildung II. 297, 319, 324 f.; Lebensweise II. 320, 321, 325, 328 f.; Nahrung II. 320, 327 f.; Religion II. 317, 330, 331; Sinnesart II. 295, 297, 318, 319—324, 330, 331 f., 336 f., 349, 363 f., 365 f., 367, 407, 411 f., 418 u. 420 Anm. 69; Sprache II. 321, 405, 408 f., 420; staatliche Verhältnisse 126, II. 330, 365, 419 f. Anm. 69; Stammväter u. Stammeseintheilung II. 319 ff.; Waffen II. 296 f., 318, 326 f.; Wohnungen II. 316, 317 f., 327, 348 mit Bild auf S. 278 (vergl. Brief 31 auf S. 407) u. 326.
— von Aden II. 322 u. 325 (mit Bild 326).
— von Bardera II. 318, 319, 331.
— von Brawa s. Brawa.
— von Hafun II. 325.
— von Jumbo II. 296.
— von Muldischa ꝛc. s. Muldischa ꝛc.
Somaliland II. 298, 343 ff.; Erzeugnisse II. 298, 314 f., 345, 349; Pflanzenwuchs II. 296, 302, 303, 311; Thiere II. 296, 306 f. (Perlhühner), 307 ff., 309 f. (Krokodile); Wichtigkeit und Zukunft II. 345.
Somalistämme II. 319 f., 349, 365, 417 Anm. 67.
Sonda, Bettstellen der Masai II. 23.
Sonntagsfeier, engl., auf Sansibar II. 113.
Sorori, Ortschaft am Djuba II. 314 u. 339.
Sosi, Vorberg des Usambaragebirges 318.
Sofonga, Reinigungsopfer bei den Wanika 215.
Source pétrifiante, versteinernde Quelle auf Réunion II. 161 f.
Spechte auf Sansibar 60.
Spele, Entdecker des Ukerewe-Sees 135, 141.
—s Gelreue II. 67 u. 186 f. (s. auch Mabrul Spele II. 258 ꝛc.).
Sperlinge auf Sansibar 59.
Spermestes cucullata und fringilloides, Elstervögelchen 59.
Sperrvögel (Schwalben ꝛc.) auf Sansibar 59.
Spinnen u. Weben s. Baumwollarbeiten.
Spinnenthiere II. 85 f. u. 120 (Seschellen).
Sporenlulul, Centropus senegalensis 59 f.
Sprache auf Sansibar (Suaheli) 76, 333 Anm. 22 (Suaheli-Lied), II. 271 u. 275; — im Binnenlande 242; — der Komorianer II. 232; — der Kreolen auf Réunion II. 160; — der Somali II. 321, 405, 408 f. u. 420 Anm. 60; — der Galla II. 374.
Springer (Delphine) 144.
Spring- oder Kletterfisch, Periophthalmus sp. II. 119 f. u. 206 f.
Squatarola helvetica, Kibitzregenpfeifer 60.
Staatseinnahmen in Sansibar 127.
Staats- u. gesellschaftl. Verhältnisse: Gallaland II. 376; Komoren II. 224 ff., 233 f. u. 239; Madagaskar s. d. II. 93 ff., 172 f. ꝛc.; Mombas u. Nordküste 204 f., 217 f. (Wanika); Nossibé II. 203 ff. u. 416 Anm. 54; Réunion II. 130 ff., 143, 176, 188 ff. u. 414 Anm. 41; Sansibar u. Südküste 126 ff. u. II. 250; Seschellen II. 121; Somaliland II. 297 f., 317, 330, 348, 417 Anm. 60 ꝛc.; Suaheli-Binnenland 236, 242, 271 f., 286 (Dschagga), 315 f. (Usambara), II. 23 (Masai u. Wakuafi); s. auch Geschichtliches u. Namen der einzelnen Völker, wie Somali, Wanika ꝛc.
Stachelschwein, Hystrix cristata 68 u. 202 f.
Star, Bugsir-Dampfer des Sultâns v. Sansibar 128.
Stare, ihre Wichtigkeit für Réunion II. 138.
Steinlauz, Athene sp. 59.
Steinwälzer, Strepsilas interpres 60.
Stelzvögel auf Sansibar 60.
Stenographie, Nutzen für den Reisenden 233.
Steppenhühner am Ruvumaflusse II. 247; s. auch Franloline.

Sterne, Helligkeit im Inneren II. 31.
Steuern auf Sansibar 127.
Strandgeflügel (Strand-, Stelz- u. Sumpfvögel) 60 f., 198, II. 249 f. (Reiher) ꝛc.
—räubereien der Madagassen II. 106.
—recht bei den Somali II. 420 Anm. 69.
Straßen im Inneren II. 12; auf Réunion II. 139, 145 f., 150, 152, 154, 168 f., 170, 174, 178, 190 u. 415 Anm. 45.
Strauß, Struthio camelus
Strepsilas interpres, Steinwälzer 60.
Strömungen des Meeres 21 f. u. II. 113.
Sturm auf den Seschellen II. 115 f.; auf der See II. 199 u. 201; f. auch Orkan u. Winde.
—taucher ꝛc. auf der Fischjagd 144 f.
Suabeli, Erklärung des Wortes 327 Anm. 1.
—sprache 76, 242, 333 Anm. 22, II. 271 u. 275.
—volk f. Sansibar, Bevölkerung 76 ff. ꝛc.
Sud ben Hammed, Statthalter von Lamu II. 277.
Sultahn (Sultán), soviel als König oder Oberherr 126, auch Scheich oder Dorfschulze 244, 253 f., II. 230 ꝛc.; — als Name s. unten.
— bei den Somali II. 330.
— ben Achmed el Abu Saidi, Herrscher von Omân 117 f.
— — Murdschid, letzter des Herrschergeschlechts der Jarebiten 117.
— — Sef, vertrieb die Portugiesen aus Maskât und Indien 116.
Sumpfläufer, rother, Limosa rufa 60.
—vögel auf Sansibar 60.
Sungura, Hasenart auf Sansibar 68.
Surcouf, französ. Kanonenboot II. 260 f.
Suri, arabische Seefahrer aus Omân 14, 101 u. 125 f. (ihre Händel in Sansibar).
Suria; soviel als Nebenfrau 93; — des Bana Ali II. 198 f.
Suza Cutinho, Thome de, Statthalter von Indien 192.
Ste Suzanne, Ortschaft auf Réunion II. 148 u. 149.

T.

Tabakrauchen, Schnupfen und Kauen in Sansibar 91 f.; im Inneren 251; bei den Somali II. 317 u. 329; bei den Galla II. 376.
Tabaldie s. Affenbrodbaum 197 ꝛc.
Tagebuch-Schreiben auf Reisen 233.
Tagesstunden u. —zeiten bei den Suabeli 101.
Talaungu, Küstenort nördlich von Mombas II. 419 Anm. 68; f. auch 326 u. II. 372.
Talte, Dorf am Djubastusse II. 303.
Tamarinden auf Sansibar 28.
—wälder, von Acacia heterophylla, auf Réunion II. 178.
Tamatave, Hafenstadt u. Festung in Ost-Madagaskar II. 97 u. 98 (Belagerung).
Tanabe, Stammvater der Tanabe-Somali II. 320.
Tananarivo (oder Antananarivo), Hauptstadt von Madagaskar 94, 96 f. u. 98.
Tane Latfat oder „gesunkenes Land", das Gebiet der Kraterseen auf Nossibé II. 214 f.
Tangai ibn Schembi, Kommandant der Festung Mombas 208 f. u. 405 f. (Briefe von ihm); f. auch Mustafa 228 ꝛc.
Tange- oder Tangibaum u. —giftprobe II. 92.
Tanihuli, Stadt im Nordwesten der Insel Groß-Iomoro II. 238 f.
Taniteli, Kanincheninsel bei Nossibé II. 216 u. 219.
Tanrel oder Borstenigel, Centetes sp., II. 92 (Madagaskar), II. 225 u. 416 Anm. 58/59 (Komoren).
Tanz indischer Tänzerinnen 105 ff.; — in Dschagga 276; — auf Mombas II. 6 f.; — Madagaskar II. 102 u. 220 f.; — den Komoren II. 234; f. auch Kriegsspiele u. Mufil.
Tatuo, Herrscher des Dschaggareiches Lambungu 296.
Tauben auf Sansibar u. an der Küste 60, 74, 174, 184 u. 198.
Taucherenten auf Mombas 198.
Tausendfüße, Myriopoda 54 u. II. 120.
Técher, Paulin, Entdecker der warmen Quellen von Cilaos II. 168.
Teitaland 242; f. auch Wateita.
Tela, See bei Mombas II. 10 (mit Bild).
Tembo oder Palmwein 34 u. 63.
Temperaturverhältnisse s. Klimatisches.
Termiten oder weiße Ameisen II. 89.
Testudo nigra, Elephantenschildkröte II. 119.
Teula, König von Menabé II. 107.
Theiß, Karl, Koch der Djubaexpedition II. 259 u. 336 ff.; — Irrfahrt mit Deppe II. 341 ff. (mit Bild).
Theodolit, ein Winkelmeßinstrument 335, Anm. 30.
Thierleben, Schilderungen aus dem: Affen 61 (mit Bild), 156 ff.; Ameisen s. d.; Antilopen 68 ff., 200 f. (mit Bild); Bienen s. d.; Delphine 144; Eidechsen 56 f. u. II. 206 (Chamäleon); Fische 51, II. 119 f. u. 247; Flußpferd 70, II. 73 ff., 77 ff. u. 250; Galago 61 ff. (mit Bild); Geieraar 58; Hühner 74 u. 232; Hunde 71 (s. auch — der Expedition); Inselten II. 80 ff., 120 (wandelndes Blatt) ꝛc., s. auch Ameisen, Bienen ꝛc.; Kalerlalen II. 84, 170, 253; Krabben u. Krebse 52 f.; Krokodil II. 268 u. 309 f.; Perlhühner II. 306 f.; Ratten 67 f. u. II. 253; Reiher II. 249 f.; Schildkröten II. 59; Schmarotzermilan 199; Seethiere (Korallen ꝛc.) 19 ff.; Spinnen II. 85; Stachelschwein 202 f.; Stare II. 138; Sturmtaucher ꝛc. 144 f.; Webervögel 59 u. 199; Wildschweine 70 u. 153 ff. (mit Bild); Zibetkatzen 65 f. u. II. 69; f. auch Giraffe, Löwe, Nashorn ꝛc.
Thinleh, ein Somalistamm II. 320.

Thornton, Richard, Begleiter v. d. Deckens 222 f., 229, 242 f., 288, II. 187, 302 f., 326 u. 386 ff. (Lebensbild).
— s Meſſungsausflüge 265 f., 278, 298, 299 f., 310, 313 u. 334 Anm. 26.
Thula ſ. Tula.
Thule, Dampfyacht des Sultans von Sanſibar 128.
Tod v. d. Deckens II. 312, 352, 355, 360 — 362, 365 f., 366 (ſ. auch Lebensbild II. 385 f. und Datumanzeiger 402); — Hitzmanns II. 293; — Kanters II. 337; — Kinzelbachs II. 368 u. 395; — Korallis II. 130; — Dr. Lincks II. 342, 352, 363, 366 u. 393; — Dr. Roſchers 140 u. 179; — eines Trägers II. 60; — Trenns II. 337 u. 391 f.
— der Eſel der Expedition 249 u. II. 37; der Hunde II. 310 u. 364.
Toddy, indiſcher Name des Palmweins 34.
Tödtung der Schildkröten II. 59 f.
Tóngue, Berg in Uſambara, an Krapf geſchenkt 317.
Tope, Antilopenart am Tulafluſſe II. 280.
Totanus glottis, der Glut, ein Waſſerläufer 60.
Träger (Pagaſi) 228 f., 232, II. 8 f., 11, 15 u. 64.
Trapezien, Krabbengattung auf den Korallen-inſeln 51.
Trenn, Eduard, Maler der Djubaexpedition II. 258, 295 f., 336, 337 u. 390 ff. (Lebensbild).
Treron Delalandei, eine Fruchttaube 60.
Trombidium tinctorium, eine Pflanzenmilbe II. 86.
Tropikvogel, Phaeton, auf der Fiſchjagd 145.
Truxalis, eine Heuſchreckengattung II. 81.
Tſchaltſchal, Hauptſtadt der Inſel Pemba 333 Anm. 22.
Tſchalua, ein Tulamann in Deckens Dienſten II. 303.
Tſcharra, Dorf am Danafluſſe II. 271.
Tſchetſche, eine Mangufteneart auf Sanſibar 67.
Tſchui, Tigerkatze auf Sanſibar 65; ſ. auch Panther u. Zibetkatzen.
Tſetſefliege, Glossina morsitans II. 83 f. und 304; ſ. auch Donderobofliege I. 249.
Tula, Fluß II. 279 ff. (Erforſchung); II. Karte VI.
— Inſel u. Stadt II. 277, 279, 340 f. u. 355.
— Sultán von, ſ. Auweſi ben Hammadi II. 277 f. ꝛc.
Tumbatu, Inſel bei Sanſibar 190.
Tümmler (Delphine), Tursio sp. 144.
Tunne, ein Abtheilung des Somaliwolkes II. 320 u. 349.
Türken auf Sanſibar 102 u. 127; ſ. auch Ali Bey 192.
Turnix, Laufhühner auf Mombas 198.
Tursio sp., Tümmlerarten 144.
Turteltauben auf Sanſibar 60.
Turtur albiventris und semitorquatus, Turteltauben Sanſibars 60.

II.

Ueberfall der Djuba-Expedition durch Somali II. 336 (mit Bild); vergl. Karton zu II. Karte VII
Udjuran, ein Somaliſtamm II. 329.
Ugonogebirge 256 u. II. 17 ff.
Uira, Todtentanz bei den Wanika 216.
Ukambani, projektirte Reiſe nach II. 8; ſ. auch Wakamba 235 f. u. II. 7.
Ukuſa, Inſel ſüdlich von Sanſibar II. 249.
Ukeia, Suahelíname für Europa 113.
Ukiletſi, Prinz von Menabé II. 94.
Umbafluß im Suaheli Binnenlande 318 u. II. 12.
Ungama, Suahelíname der Formoſabai II. 271.
Uniameſi, Gebiet ſüdl. vom Ukerewe-See u. ſeine Bewohner 71 u II. 76.
— eſel 71.
Unterricht auf Sanſibar ꝛc. 12, 86, 97 ff., 131 u 204; auf Réunion II. 131 ff.; auf Lamu II. 276; bei den Somali II. 329.
Uru, eines der kleinen Dſchaggakönigreiche 271 u. 286; Aufenthalt in — II. 10 — 14.
— Sultán von, ſ. Saia II. 41 ꝛc.
Uſambara, Gebirgsland nördlich vom Panganiſluſſe 314 f.; Bewohner, Verhältniſſe ꝛc. von — 315 ff.; Wichtigkeit von — für Koloniſation 317.
— König von, ſ. Kmeri 315 ff. ꝛc.
Ufanga, Gebiet am Ugonogebirge II. 17 ff. u. 58.
Ufi, Stadt am Oſiſluſſe ſ. Kau II. 168 ꝛc.

V.

Vacoua, Pandanus utilissimus, auf Réunion II. 149; ſ. auch Schraubenpalme 28 ꝛc.
Vanille, Vanilla sp., auf Réunion II. 147 f. (künſtliche Befruchtung; auf den Seſchellen II. 116.
Varanus capensis, Waraneidechſe 56 f. u. II. 250.
Verger, Kapitän des Wachtſchooners in Noſſibé II. 202 u. 216.
Verheirathung ſ. Heirathen.
Vermeſſung von Seen u. Küſten II. 58 f. u. 68; — durch Photographie 335 Anm. 31; — engl., der oſtafrikaniſchen Küſte II. 248; ſ. auch Thornton, Meſſungsausflüge 265 f. ꝛc.
Vernier oder Nonius, eine Meßvorrichtung 335 Anm. 30.
Veſicantien, Spaniſch Fliegenkäfer, Vorkommen an der Küſte II. 82.
Vidal, Kapitän des engl. Vermeſſungsgeſchwaders 119.
Vidua paradisea, Paradieswitwe auf Mombas 198.
Viehſtand und Viehzucht in Sanſibar 84; am Kilimandſcharo 270 f. und am Oſiſluſſe II. 268; bei den Galla II. 376, Somali II. 296 f., Wabuni II. 304, Wapokomo II. 168.
Vigilant, engl. Kriegsſchiff II. 343 u. 363.
Viktoria, Fregatte des Sultáns von Sanſibar 128.
— Port, Hauptſtadt der Seſchellen II. 113, 114 ff., 120 ff.; Bild ſ. Initiale S. 111.

Villers Adam, Entdecker der warmen Quelle von Salazie II. 152.
Viverra civetta, Zibette 65 f.; — genetta, Ginsterkatze, 66 u. II. 69; s. Zibetkatzen.
Vögel am Djubafluſſe II. 306 f. (Perlhühner) u. 308; — auf dem Kilimandſcharo 275, 279 u. II. 55; — auf den Komoren II. 222; — auf Madagaskar und Noſſibé II. 92 f., 105, 205 f. u. 219; — auf Mombas und an der Küſte 198 bis 200, II. 247, 249 f., 251; — auf Réunion II. 188, — auf Sanſibar u. an der Küſte 57 bis 61 u. II. 249 f.; — auf den Seſchellen II. 119; — im Suabeli-Binnenlande 256, 258, 275, 279, II. 16, 32, 55 u. 58 (Kilimandſcharo ſ. oben); ſ. auch Thierleben, Schilderungen aus demſ.
Vogelſchau der Stadt Sanſibar 16 (mit Bild).
Völkernamen, Bildung derſ. 242 u. 334 f. Anm 27.
Völkerkunde ſ. Bewohner.
Volksleben ſ. Familienleben, Gebräuche, Sinnesart, Muſik, Tänze ꝛc.
Vuli, kleine Regenzeit auf Sanſibar 100.
Vulkan auf Großkomoro II. 240 ff. (Beſteigung), 242 f. (Ausbrüche); — auf Réunion II. 136, 144 f. (Gebiet u. Ausbrüche), 156, 178 ff., 181 f. (Beſteigung) u. 415 Anm. 50.
Vulkaniſche Natur des Kilimandſcharo 268, II. 30, 52 u. 55; — von Noſſibé II. 212 f. u. 214 f.

W.

Waarutſcha, Bewohner des Arutſchagebietes II. 32, 33 f. (Sinnesart, Tracht ꝛc.), 35, 36 (Verhandlungen) u. 37.
Wabiſa, Volksſtamm im Niaſſagebiete 153 (Körperbau, Tracht ꝛc.) u. 185.
Wabuni, ein vereinzelt lebender Gallaſtamm II. 304 ff. (am Djubafluſſe), 356 (am Wubuſchifluſſe) u. 377 (in Witu).
Wabura, Bewohner des Buragebirges II. 60 ff. u. 62.
Wachs 132, II. 83 u. 298.
Wadafeta, Bewohner der Landſchaft Dafeta am See Jipe 261 ff., 264 f. (Tracht ꝛc. und Kriegstanz), 306 f., 309 ff. u. II. 29.
Wadigo oder ſüdliche Wanika 212, 213 f. (Sinnesart), 315, 318 (Dörfer), II. 12 u. 68 f. (Verkehr mit den —)
Wadjole, ein Gallaſtamm II. 355.
Wadoë, Volksſtamm in Witu II. 377.
Wadſchagga, Bewohner des Dſchaggalandes 270 ff., 290 u. 335 Anm. 33 (Beimiſchung arabiſchen Blutes); ſ. auch Kilema, Madſchame u. die anderen Dſchaggaländer; Markt 300; Feſttänze II. 48.
Wadſchengamue, ein Volksſtamm auf Mombas 204.
Waduruma, Soldaten des Kronprinzen von Uſambara 316.
Waffen der Bewohner von Jumbo II. 296 ff.; der Somali II. 326 f.; der Wadſchagga II. 20 f.; ſ. auch Kleidung ꝛc.
Wagao, Volksſtamm an der Niaſſaſtraße 185.
Wagen in Sanſibar 27; vierrädriger — in Takaungu II. 419 Anm. 68.
Wagindo, Volksſtamm an der Niaſſaſtraße 167 f. u. 185.
Wagnaro, ein grauenvoller Gebrauch bei den Wanika 215.
Wagunja ſ. Wapata, Bewohner der Inſel Pata II. 275 f. u. 417 Anm. 62.
Wahani oder Karadalla ſ. Vulkan auf Großkomoro II. 242 ꝛc.
Wahiao, Volksſtamm im Niaſſagebiete 153 u. 185.
Wahuma, ſoviel als Galla und Abyſſinier bei Speke II. 374.
Waingreſe (d. i. Engländer), Leibgarde des Königs von Uſambara 316.
Waka oder Wake, Name des höchſten Weſens bei den Galla II. 375.
Wakamba, Bewohner von Ukambani 235 f. (Sinnesart, Tracht, Wohnungen ꝛc.), 248 f. u. II. 7 (zu Beſuch in Mombas).
Wakefield, engl. Miſſionär II. 369 u. 372 f.
Wakilema, Bewohner des Dſchaggagebietes Kilema 273 f.
Wakilindini, Leute aus der ehemaligen Stadt Kilindini auf Mombas 204.
Wakindi, Bewohner des Dſchagga-Gebietes Kindi 290.
Wakuafi, den Maſai nahe verwandter Volksſtamm 212 u. II. 22 ff.
Waldſchwein, Potamochoerus sp. 151 f. (mit Bild); ſ. auch Wildſchweine.
Wali = Statthalter 147 ꝛc.
Walnpangu oder nördliche Wanika 212 ff.
Wamaſai ſ. Maſai II. 22 ff. ꝛc.
Wamui, von den Maſai abhängiger Volksſtamm II. 24.
Wamvita, Bewohner von Mvita oder Mombas 204.
Wanderratte, Mus decumanus, ſehr läſtig in Sanſibar 67 f.
Wandurobo, ein Volksſtamm in Abhängigkeit von den Waknaſi II. 24 u. 51.
Wanga, Küſtenplatz ſüdlich von Mombas 318 f., 319 f., II. 3, 11, 67, 69 u. 71; ſ. auch Karton auf Karte III.
— ſoviel als „Krieg“ bei den Wadſchagga 283.
Wangai, Häuptling im Ndaragebiete II. 62 f.
Wanika, Bewohner der Küſte bei Mombas 57, 194, 204, 212 ff., 215 ff. (Gebräuche), 218 f. (Geſchichtliches) u. 335 Anm. 33 (Abſtammung).
Wanzeu in Oſtafrika II. 84.
Wapare, Bewohner des Paregebirges 251 u. II. 14 f.
Wapaſa, Leute aus der Stadt Paſa oder Faſa auf der Inſel Pata II. 276; — in Mombas II. 204.

Wapata (Wapatta) oder Patschuni, Bewohner der Insel Pata II. 275 u. 417 Anm. 62; — in Mombas 204; in Witu II. 371 u. 377.

Wapokomo, ein Volksstamm an den Flüssen Dana und Osi II. 268, 271 u. 377 (in Witu).

Wapuna, Soldaten der Statthalter in Usambara 316.

Waran, Varanus capensis, eine große Eidechse auf Sansibar ꝛc. 56 f. u. II. 250.

Ward, Statthalter auf den Seschellen II. 120 u. 122.

Warfängeli, Somalistamm II. 320.

Warzenschwein s. Wildschweine 70 ꝛc.

Wasambara, Bewohner des Berglandes Usambara 314 u. 316 f.

Waschensi, Volksstamm östl. von Usambara 315.

Wasegedschu im Kampfe mit Mombas 193.

Wasegua am Djubafluffe u. ihre Dörfer II. 303 f. u. 339.

Wasimba, wilder Volksstamm von Mombas 192 f.

Wasp, engl. Kanonenboot II. 262.

Wasser (Trinkwasser), in Sansibar 110 u. 329 f. Anm. 12; auf der Reise 232, 249, 256, 313 u. II. 60; s. auch Ngurunga II. 15 f. ꝛc. und Brunnen.

—fälle auf Réunion II. 150 u. 161 f.

—gefäße auf Sansibar (Mtungi) 7; auf der Reise (Kitoma) 232.

—hühnerteich auf Réunion (mare à poules d'eau) II. 151 u. 152.

—leitungen in Dschagga 271.

—melonen, Cucumis citrullus, auf Sansibar 31 u. 40.

—trägerinnen 14 u. 110.

Wassin, Landzunge von 322.

Wasungu (Einheit „Msungu"), Name der Europäer in Sansibar 10, 107 ff. u. 329 Anm. 10.

Watanga, Leute aus der Küstenstadt Tanga, auf Mombas 204.

Wateita, Bewohner des Kadiaroberges 242 ff. u. 314.

Waugono, Bewohner des Ugono-Gebirges II. 17 u. 59.

Wauru, Bewohner des Dschaggalandes Uru II. 40 ff. u. 53.

Webbe- oder Wobbifluß im Somalilande II. 315; s. II. Karte V, Karton vom untern Wobbi.

Weberei auf Sansibar 84; Madagaskar II. 91; im Somalilande II. 286, 298, 318, 328, 349 u. 420 Anm. 69.

Webervögel, Ploceus sp. ꝛc. 59; — auf Mombas 199.

Wege, todte 229; s. auch Karawanenstraßen II. 12 u. Straßen auf Réunion.

—kenntniß der Suaheli ꝛc. 250 f., II. 45, 59, 201 f., 213, 281, 284 u. 302.

Wegere, Ortschaft am Djubafluffe II. 305 u. 339.

Wehle, Charles, Kunstreise um die Welt II. 126 f.

Weiber der Somali II. 327.

Weich- oder Muschelthiere auf Sansibar 51; auf den Seschellen II. 120.

Weihnachten auf der Reise 173 u. II. 64.

Welf, Dampfschiff der Djubaexpedition II. 260, 262 (Aufstellung), 273 f. (Probefahrt u. Abreise), 291 (Unfall bei Kismaio), 292 (Einfahrt in den Djubafluß), 301 f., 303, 305, 314 f., 333 (Fahrt auf dem Djubafluffe), 334 f. (Scheitern des —), 337, 338 u. 362; Bilder s. Initiale S. 257 u. Tafeln S. 251 u. 272.

Wels, Süßwasserfisch auf Sansibar 55.

Weriwerifluß in Madschame 291.

Wettrennen v. d. Deckens mit Seid Sud 222.

Wetzstein, Konsul, Uebersetzung arabischer Briefe II. 353 f. u. 405 ff.

White, John (oder Sanguruki), madagassischer Lootse II. 107.

Wildfallen (Fallgruben) im Inneren 289 u. II. 26.

—hunde auf Sansibar 65.

—schweine auf Sansibar 70, bei Kiloa 153 ff. (mit Bild), auf der Masiagruppe II. 250.

Winde auf Sansibar s. Monsune 19 u. 327 Anm. 5 ꝛc.; s. auch Wirbelsturm II. 413 Anm. 38.

Wisir oder Wuisir, Herrscher von Pata 118 u. II. 371.

Witt, hanseatischer Konsul in Sansibar 140.

Witu, das Land der südlichen Galla II. 369, Bewohner II. 376.

Witu-Inseln (Kamu, Patu ꝛc.) II. 275 ff.; Geschichte ders. II. 370 ff.; s. Karton zu Karte V.

Wobbi- oder Webbefluß im Somalilande II. 345; Karte V, Karton.

Wohlthätigkeitsanstalten auf Sansibar 108, auf Réunion II. 133 f., 153 u. 170 f.

Wohnungen der Araber u. Suaheli 9 f., 77, 83 f., 88 ff., 205 f., 208 f., 251, 267 f., 275 f. u. 419; — der Europäer 108 ff. (Sansibar), II. 5, 114 (Seschellen), 129, 140 (Réunion), 208 (Nossibé); — der Galla II. 304 (Wabumi); — der Indier 11 f. u. 105; — der Komorianer II. 223 ff., 226 f., 228 ff., 237, 239, 240 u. 416 Anm. 58/59; — der Madagassen II. 101, 208 u. 220; — der Masai II. 23; — der Neger ꝛc. 13, 77, 215, 219, 235, 270 f., 318, II. 271, 281, 302 u. 306; — der Somali II. 296, 317 f., 327, 348 u. 420 Anm. 69.

— auf der Reise 147, 234, 318 f., II. 5, 114, 151 f., 159 f., 180, 246, 296 u. 335 f.; s. auch Lager.

Wolla, mahammedanischer Gallastamm II. 375.

Wubuschi oder Durnfordfluß II. 279, 355.

Wuisir oder Wisir, Herrscher von Pata 118 u. II. 371.

Wunden, Behandlung seitens der Suaheli 331.

Würgerarten auf Sansibar 59.

X.

Xeixes (e) Cabrera, Franzisko de 191.

J.

Jam (Rieſenkartoffel), Dioscorea sativa 31.

Z.

Zanzibar ſ. Sanſibar.
Zauberei u. Aberglaube 102, 165 f., 217 (Wanika), 244, 247, 249, 261 (Daſeta), 293 (Dſchagga), 319 f. u. II. 325 f. (Amulete bei den Somali).
Zebramanguſte, Herpestes fasciatus 66.
Zecken oder Holzböcke, Ixodea, in Oſtafrika 239 u. II. 86.
Zibetkatzen, Viverra sp. 66 f., II. 69 f.; auf den Komoren II. 225; auf Mafia II. 250.
Zeit, Meſſung der 15 f. (in Sanſibar), 333 Anm. 21 (Längenbeſtimmung) u. II. 45 f. (Datumbeſtimmung).
Zeiteintheilung der Suaheli 100 f.
Ziegen auf Sanſibar 73 u. 132 (auch überall an der Küſte u. im Inneren), Madagaskar II. 108, Komoren II. 246 u. 417 Anm. 59, im Somalilande 303, 314, 318 u. 327 f., im Gallalande II. 279 (an der Küſte) u. 376; —fleiſch 73.
Ziegenbeißer, Kuma-mbuſi, eine Eidechſenart auf Sanſibar 56.
Zimmetbaum, Laurus Cinnamomum, auf Sanſibar 45, auf den Seſchellen II. 116.
Ziwette, Viverra civetta, eine Schleichkatze 65; ſ. auch Zibetkatzen II. 69 ꝛc.
Zollhaus (Forofa) in Sanſibar 8.
Zuckerrohr, Saccharum officinale, auf Sanſibar 47, im Inneren 239, 251 u. II. 17 ꝛc., auf Réunion II. 140, 171 u 188 f., auf Noſſibé II. 205 u. 214, auf Mafia II. 251 f., (—preſſe); ſ. auch Borer II. 414 Anm. 43, ein dem — ſehr ſchädliches Inſekt.
Zuckerſiedereien auf Réunion II. 140 u. 142, Noſſibé II 213.
Zwergantilopen, Nesotragus u. Nanotragus sp., auf Sanſibar 53 u. 68 ff., auf Mombas 209 f. (mit Bild), an der Küſte II. 279 u. 290 ꝛc.
—böckchen ſ. —antilopen.
—reiher, Ardeola pusilla 61.
—ſegler, Cypselus parvus, eine Schwalbenart auf Sanſibar 59.
Zwiebeln auf Sanſibar 31.

Von dem wissenschaftlichen Theile des **von der Decken'schen Reisewerkes**, welcher ein besonderes, in seinen einzelnen Abtheilungen getrennt verkäufliches Ganze bildet, ist bis jetzt erschienen:

Dritter Band, erste Abtheilung: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Crustaceen, Mollusken und Echinodermen, bearbeitet von W. C. H. Peters, J. Cabanis, F. Hilgendorf, Ed. v. Martens und C. Semper, nebst faunistischen Uebersichten der bisher im mittleren Ostafrika beobachteten Thiere dieser Klassen. 12 Bogen Groß Lexikon-Oktav mit 35 lithographirten Tafeln, zumeist in Buntdruck.

Vierter Band: Die Vögel Ostafrikas. Von O. Finsch und G. Hartlaub. 57 Bogen Text mit 11 Tafeln in Buntdruck.

Erscheinen wird noch im Laufe dieses Jahres:

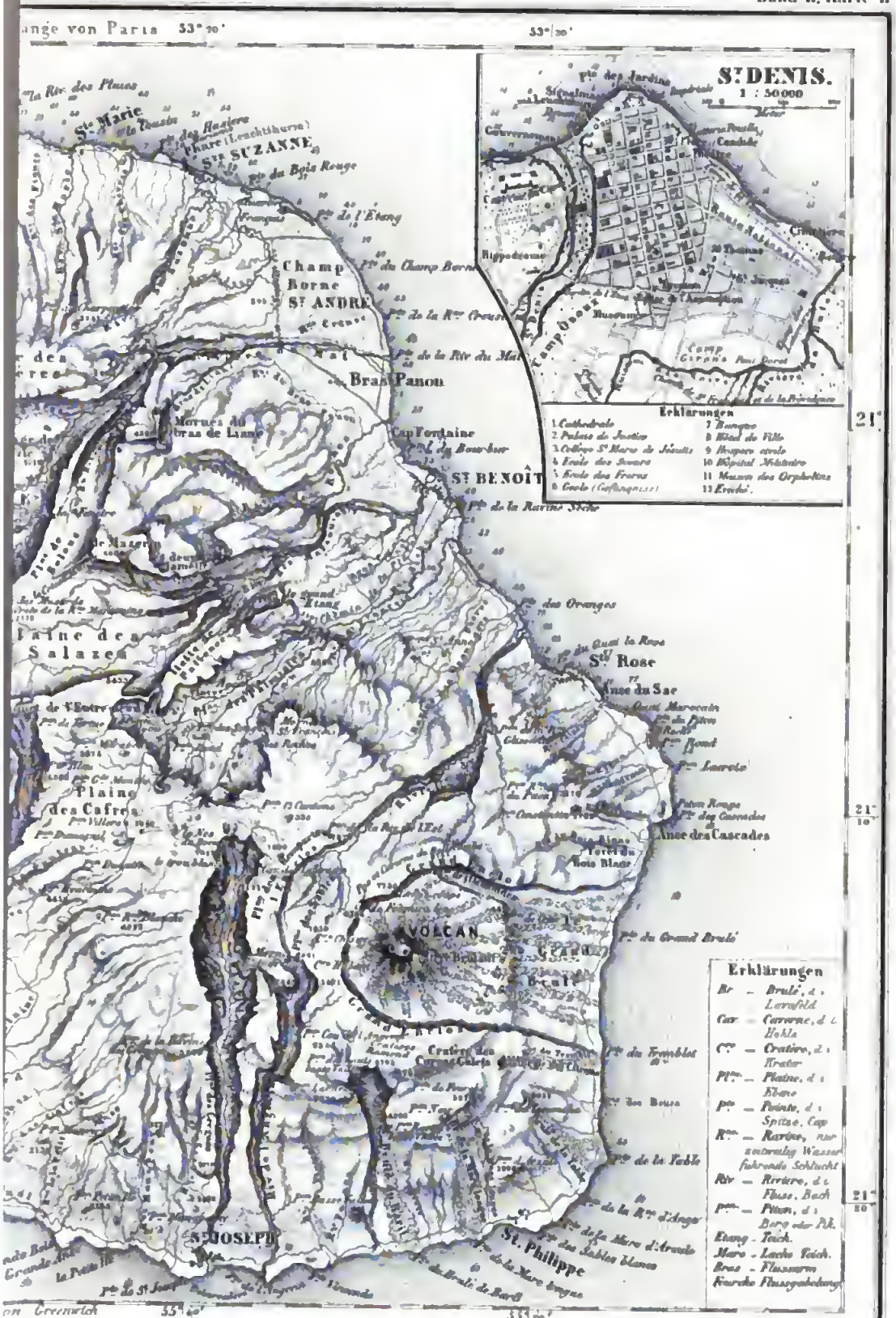
Dritter Band, zweite Abtheilung: Insekten und Spinnenthiere. Von A. Gerstäcker. Etwa 22 Bogen mit mindestens 12 kolorirten Tafeln in Kupferstich.

Dritter Band, dritte Abtheilung: Botanik (P. Ascherson, M. Kuhn, P. G. Lorenz, W. Sonder). Geologie (A. Sadebeck). Meteorologie, astronomische und magnetische Beobachtungen (O. Kersten). Mémoire zu den Karten (B. Hassenstein). Sprachliches und tabellarische Uebersicht der Geschichte Ostafrikas (O. Kersten). Verzeichniß der Ostafrika betreffenden Literatur (B. Hassenstein).

Digitized by Google

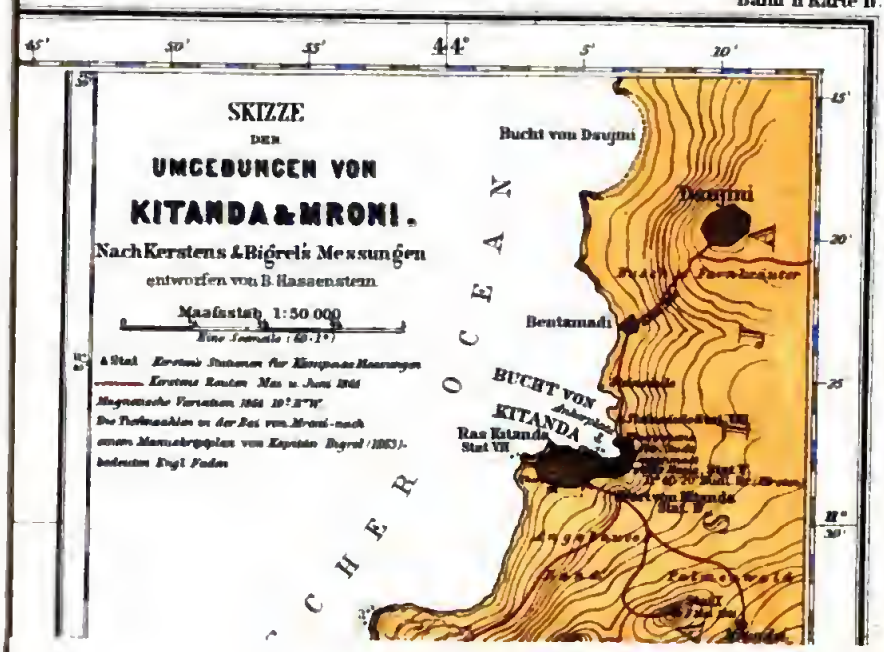
Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

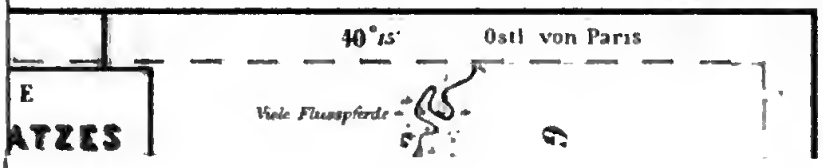
22 LUG 1871



e Buchhandlung
Heidelberg
10.

Stich d. Geogr. Ith. Inst. von J. Sulzer Berlin


SKIZZE
DER
UMGEBUNGEN VON
KITANDA & MRONI.
Nach Kerstens & Bigrel's Messungen
entworfen von B. Hassenstein
Maafsstab 1:50 000
Bucht von Daujini
Daujini
Bentamadi
BUCHT VON
KITANDA
Ras Kitanda
Stat VII
OCEAN
44°
45'
50'
55'
5'
10'
15'
20'
25'


40°15'
Ostl. von Paris
E
ATZES
Viele Flusspferde

22 LUG 1871